UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Dichtung am Rhein

Linden, Walther

Ratingen, 1944

urn:nbn:de:hbz:466:1-99212

Visual Library

DR. WALTHER LINDEN

DEUTSCHE DICHTUNG AM RHEIN



A. HENN-VERLAG · RATINGEN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

DR. WALTHER LINDEN

Deutsche Dichtung am Rhein

Literaturgeschichte
der fränkischen Rheinlande

A. HENN-VERLAG · RATINGEN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Standort: P 11
Signatur: CK Q 1004
Akz.-Nr.: 76/17602
Id.-Nr.: W1347038



Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Aloys Henn-Verlag · Ratingen 1944
Satz und Druck: Handelsdruckerei A. Fromm, Osnabrück
Gesetzt in Bodoni-Antiqua

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VORWORT

Dieses Buch ist die erste Literaturgeschichte der fränkischen Rheinlande. Sie gibt eine umfassende und eingängliche Darstellung des Geisteslebens in den Gauen Essen, Düsseldorf, Köln-Aachen, Moselland, Hessen-Nassau und Westmark von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Es ist der innerste Sinn des Buches, die große geistige Vergangenheit von dem germanischen Heldenlied über die mittelhochdeutsche Dichtung bis zur lebendigen schöpferischen Gegenwart zu erleben. Nicht einfach war bei einer Geschichtsschreibung, die geographisch vorgeht, die geistige Grenzziehung. So konnte der rheinische Wohnsitz des Schwaben Anton Gabele und des Westfalen Victor Meyer-Eckhardt nicht zu einer Aufnahme dieser Autoren bestimmen, während andererseits die Westfalen Josef Winckler und Karl Röttger, die sich tief ins Rheinische eingelebt haben oder doch mit bedeutenden Werkabschnitten zum Reinland hinneigen, behandelt werden mußten.

Walther Linden stammt aus altem rheinischem Erbhofgeschlecht der Bonner Gegend. Er wurde am 26. Januar 1895 in Wuppertal geboren und starb am 21. Juli 1943 auf einer Wehrbetreuungsreise in einem Pariser Lazarett vor der letzten Vollendung des Werkes. Einige kleine Ergänzungen, die aus Besprechungen zwischen ihm und dem Verleger zu dem Abschnitt über das zeitgenössische Schrifttum sich als notwendig ergaben, wurden nach hinterlassenen Notizen in seinem Sinne eingefügt.

Walther Linden ruht auf dem Heldenfriedhof Ivry, sein letztes Lebenswerk galt seiner rheinischen Heimat. Möge es dort und über die Grenzen hinaus weiterleben.

Lindhardt über Leipzig,
im April 1944.

EDITH LINDEN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

EINLEITUNG

Vom Rechte rheinischer Literaturgeschichte

Literaturgeschichte der fränkischen Rheinlande — eine Stammesliteraturgeschichte provinzieller Beschränkung, eine Geschichte der Heimatdichter, der Eifel- und Westerwald-, der Mosel- und Saarpoeten? Das Gebiet, das hier in seinen dichterischen Leistungen ermessen werden soll, umfaßt die Rheinlande fränkischen Stammes von Emmerich bis Rastatt und Hagenau, die breiten Uferlandschaften von Nieder- und Mittelrhein: das Rheinland mit dem heimgekehrten Luxemburg, Nassau, Rheinhessen und Starkenburg, die Westmark mit dem wiedergewonnenen Lothringen, ein geschlossener Kreis von zwölf Millionen germanischen Stammes. Wenn man rein äußerlich nach dieser Menschenzahl wägen wollte, so könnte man annehmen, daß die Literaturgeschichte der drei skandinavischen oder der drei südslavischen Völker der rheinischen zu vergleichen sei, aber der knappste Blick auf die inneren Werte lehrt, daß diese Vergleichung nicht zureicht. Auf politischem Gebiete Karl der Große, der die Grundlagen des Reiches legte und die Einheit des Abendlandes schuf, Karl Martell, der das Abendland vor dem Islam rettete, die salischen Kaiser, Stein und Gneisenau; auf dichterischem Gebiete der erste Nibelungendichter und Goethe, auf musikalischem Beethoven, auf weltanschaulichem Cusanus und Hutten — der Vergleich mit den skandinavischen oder südslavischen Literaturen reicht angesichts dieser Gestalten nicht zu. Nur der Vergleich mit europäischen Großvölkern gibt hier den gerechten Maßstab, mit Frankreich, das vor den Namen eines Karl, des Nibelungendichters, Goethes und Beethovens kaum zu bestehen vermag, mit Italien und England.

Daß ein Teilgebiet Deutschlands — nicht einmal das Gesamtgebiet des fränkischen Stammes, dessen ostfränkischer Bereich um seiner andersartigen Entwicklung willen hier nicht einbezogen wird — nach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seiner geistigen und politischen Bedeutung mit europäischen Großvölkern verglichen werden kann, öffnet erst den Blick für den eigentlichen Sinn rheinischer Literatur- und Geistesgeschichte, die in ihrer Fülle von Schöpferkraft, Schicksal und Leistung niemals provinzial stammeshaft, sondern immer zugleich deutsch, ja im wahren Sinne des Wortes großdeutsch gewesen ist. Nicht nur das rheinische Schicksal, auch die rheinische Leistung ist im Guten und Schlechten, im Großen und Mangelhaften immer von größeren Zusammenhängen aus bestimmt worden: vom Reiche deutscher Nation. Diese Franken des Rheingebietes waren der reichsgründende Stamm, sie schufen das erste Reich der Deutschen, indem sie zum ersten Male alle deutschen Stämme zusammenzwangen, bei ihnen und aus der durch sie geschaffenen Einheit erwuchs der Begriff des „Deutschen" — „theodiscus" erstmals 786 in fränkischem Bereich —, und dieses Bewußtsein der Einheit und Verbundenheit ist nie von dem fränkischen Stamme der Rheinlande gewichen. Die so unheilvoll sich entwickelnde Verknüpfung von Reich und Hochklerisei hat die territoriale und volkliche Geschichte der Rheinlande, des Landes der drei geistlichen Kurfürsten, wie das keines andern deutschen Gebietes bestimmt und im 16. Jahrhundert jene verhängnisvolle religiöse und politische Zerspaltung Großrheinlands herbeigeführt, aus der sich der mehr als zwei Jahrhunderte währende Niedergang rheinischer Geistigkeit herleitete: im Nordflügel die streng an die Kirche gebundenen geistlichen Herrscher, im Südteil der Pfalzgraf des alten Reiches, der erste weltliche Kurfürst, der zum Vorkämpfer der protestantischen Bewegung wurde. Was dem Reiche widerfuhr, widerfuhr den Rheinlanden: sie, die einst der Kern des Reiches waren und bis zum Ende dieses Reiches im Jahre 1806 in alten, längst überlebten Reichsformen eingepanzert blieben, trugen, als das Reich sank, alles Böse und Dunkle der Reichsgeschichte mit, ohne an den Lichtseiten der neuen Entwicklung, den neubegründeten starken Territorialgewalten, anteilnehmen zu können. Als das Reich sank und Westeuropa aufstieg, da traf der volle Stoß des erwachenden Frankreichs die offene rheinische Flanke, zersplitterte die Westgrenze, riß Lothringen und Luxem-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

burg aus dem jahrtausendealten Gefüge heraus, legte in den Jahren 1688—94 eine Wüstung mitten in die fruchtbaren Kulturgebiete westdeutschen Landes — der im 16. Jahrhundert begonnene innere Niedergang wurde zur politischen und wirtschaftlichen Katastrophe, von der sich das Rheinland erst im 19. Jahrhundert erholt hat. Rheinisches Volksschicksal ist Widerspiegelung des Reichsschicksals, rheinische Literaturgeschichte aber, wie alle Dichtungsgeschichte, ist die Widerspiegelung des Volksschicksals der fränkischen Rheinlande — hier begreifen wir es, daß rheinische Literaturgeschichte weit über den Rahmen einer rein stammeshaften Betrachtung hinausragt, daß sie nur aus dem Reichsgedanken zu verstehen ist, der diese Geschichte beherrscht.

Diese überstammliche Bedeutung hat noch einen festen Grund: sie wurzelt in der Weite des Raumes, den das frühe Frankentum sich geschaffen hatte, in der jahrhundertedauernden Macht der Ausstrahlungskräfte und in der solcherart kaum wiederholten Tatsache, daß Germanisches aus einst germanisch durchsetztem, nun romanisiertem Lande in breiten Wellen zurückströmte. Das Frankentum der Völkerwanderungszeit hatte den gesamten linksrheinischen Raum überflutet, die Marken germanischer Art bis an die Seine, vereinzelter an die Loire verpflanzt; in den heutigen Rheinlanden, in Niederland und Flandern waren germanische Sprache und Volksart siegreich geblieben, südlich und westlich davon war sie zugrundegegangen, der eroberte Raum an das Romanentum zurückgefallen. Aber diese „Romanisierung", das wissen wir heute, war in keiner Weise der späteren Romanisierung gleichzusetzen. Sie war in vieler Weise eher ein Ausgleich zwischen germanischer und romanischer Art: romanische Sprache umgelautet durch fränkische Aussprache (so entsteht das charakteristisch „Französische", das sich von allen andern romanischen Sprachen, vor allem aber vom Südfranzösischen, Provenzalischen unterscheidet), romanischer Wortschatz durch zahlreiche germanische Worte, vor allem in Heerwesen und Schiffahrt, ergänzt, germanische Dichtkunst geradezu bestimmend in vielen gehaltlichen und formalen Zügen der merowingisch-karolingischen Heldenepik. Bis ins 13., ab-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

klingend bis ins 16. Jahrhundert hinein besteht ein großfränkischer Raum: das gewaltige Gebiet zwischen Ems und Seine, die Rheinlande, die Niederlande und Nordfrankreich bleiben auch über die staatliche Trennung zwischen ost- und westfränkischem Reiche hinaus in einer kulturellen Gemeinsamkeit, aus der sich ein wesentlicher Teil der früh- und hochmittelalterlichen Leistung erhebt. Dieser großfränkische Raum zwischen Ems und Seine erweitert sich zu einem Kulturraum zwischen Elbe und Seine, denn die Strahlungskraft der fränkischen Rheinlande reicht weit nach Westfalen und Niedersachsen, die Kulturlinie Köln—Lübeck bleibt beherrschend bis ans Ende des Mittelalters, von Niederrhein und Westfalen aus geht der koloniale Zug nach Lübeck, von dort aber weiter an alle Küsten der Ostsee, ins Deutschordensland und nach Livland-Estland, nach Wisby, Stockholm und Nowgorod. Diesem nordöstlichen Zuge — dem noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Rhein- und Moselfranken bis zur Wolga und in Ablegern dieses Wolgadeutschtums bis zum sibirischen Irtysch folgten — ist an Kraft und Weite der südöstliche verwandt: die machtvolle Kulturlinie Rheinland—Bayern—Ostmark, auf der germanische Heldensage des 5. bis 8., spielmännisches und frühgeistliches Volksepos des 12., karolingische Heldenepik nach Südosten wanderte, verlängert sich bis nach Galizien, Siebenbürgen, Badschka, Banat, Buchenland, Dobrudscha in riesigen Auswanderzügen von Nieder- und Mittelrhein bis ins 19. Jahrhundert hinein. Schwächer ist der südliche Zug: die Kulturlinie Rhein-Alemannien tritt gegenüber den bedeutsamen Linien Rhein — Niedersachsen — Nordost und Rhein—Bayern—Ostmark—Südost ebenso zurück, wie der Zug nach Italien gegenüber andern Richtungen schwächer erscheint. Eine letzte und starke Zugrichtung weist vom Rhein über Flandern nach England, in späterer Zeit über den Ozean hinüber nach den Vereinigten Staaten und Brasilien. Das rheinpfälzische Pennsylvaniadeutschtum mit seiner trotz Wortschatzvermischung eigenbewahrten Mundartsprache und Mundartdichtung bildet bis heute den Kern des Amerikadeutschtums, ist der einzige im wesentlichen festgebliebene Teil dieses abbröckelnden Volkstums geblieben. Es war das Verhängnis der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fränkischen Rheinlande, daß inmitten einer kolonialen Ausbreitung weitester Art sich das Urgebiet immer mehr verengte: der Aufstieg Westeuropas sprengte bereits seit dem 13. Jahrhundert durch verstärkte innere Romanisierung das Westfrankentum zwischen Maas und Seine vom germanisch-rheinischen Kulturkreis ab; im 16. Jahrhundert aber erfolgte die noch verhängnisvollere Zerspaltung, die Losreißung von Holland und Flandern aus der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gemeinsamkeit im rheinisch-großfränkischen Raume. Zugleich mit der religiösen Abspaltung Niedersachsens und der tiefeingreifenden politisch-religiösen Trennung zwischen Nord- und Südteil der Rheinlande selbst ergab sich eine Zerklüftung, die bis auf den heutigen Tag noch nicht beseitigt worden ist, zu deren Überwindung sich erst aus den Ereignissen des Jahres 1940 hoffnungsreiche Ansätze ergeben. Die Zersprengung des großfränkischen Raumes vom 13. bis 16. Jahrhundert ist das eigentliche Volksschicksal der fränkischen Rheinlande geworden, der Beginn ihres Niederganges, auch sie eine Widerspiegelung des Reichsschicksals; die ungeheure Weite der rheinischen Auswanderung des 18. und 19. Jahrhunderts: Südosteuropa, Rußland, Sibirien, Vereinigte Staaten, Brasilien, ist dafür keine Entschädigung gewesen, ist im Gegenteil nur die unglückliche Folge der heimischen Verengung.

Auf solchen Hintergründen spielt sich rheinische Literaturgeschichte ab: Reichsgedanke und Reichsschicksal, großfränkischer Raum und koloniale Weite. In diesen größeren Zusammenhängen entfaltet sich die Stammesart des rheinischen Frankentums: Naturverbundenheit, volkhaftes Gemeinschaftsempfinden, religiöses Fühlen und Denken. Der Natursinn offenbart sich in der germanischen Tiersage, die am Rheine lebendig bleibt und aus dem großfränkischen Raume heraus ihre Wiederbelebung erfährt, in der Naturverbundenheit aller spekulativen Naturen (Hildegard von Bingen, der zum Rhein verschlagene Albertus Magnus, der Cusaner), in der Helle und Klarheit rheinischer Mystik. Das volkhafte Gemeinschaftsgefühl bekundet sich in germanischer Heldensage und deutschem Volksepos, in der bedeutsamen Rolle des Volkslieds, der Volksbücher und des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mittelalterlichen Volksdramas, das im großfränkischen Raum seine ersten Anfänge zeigt, später in der Volkstumsforschung der Romantik und der volkhaften Dichtung unserer Zeit (Schäfer, Lersch, Ponten usw.). Das religiöse Fühlen und Denken spricht aus Mystik und religiöser Dichtung, aus germanischem Heldenliede wie aus der Philosophie des Cusaners, aus Hutten und Melanchthon, Spee und Tersteegen bis in die Gegenwart hinein. Immer lebt ein universaler Zug in rheinischer Dichtung; es ist kein Zufall, daß der Realismus des 19. und die Heimatkunst des 20. Jahrhunderts im Rheinlande so gut wie keine Stätte gefunden, nicht einen großen Namen rheinischer Dichtkunst an sich gezogen haben — Wilhelm Schäfer wächst aus hessischer Heimatdichtung in den großrheinischen Gedanken und die deutsche Erneuerung hinein, Wilhelm Schmidtbonn, der geborene Dichter der geliebten Heimat, ringt um die große Form des Dramas, der München-Gladbacher Kesselschmied Heinrich Lersch wird zum Verkünder volkhaften deutschen Arbeitertums. Der rheinische Geist duldet keine Verengung, greift immer wieder in geistige Fülle und volksbewußte Weite hinein. Das ist kein „Universalismus" reingeistiger, verstandesgemäßer Art; es ist das tiefe und starke Gefühl übergeordneter Lebenszusammenhänge, übergreifender Volksgemeinsamkeit, das zum innersten Wesen jenes Stammes gehört, der aus seiner seelischen Weite und seinem machtvollen Lebensgefühl heraus das erste deutsche Reich und die europäische Ordnung begründete. Es entstammt innerer Notwendigkeit, daß die umfassendsten und weitschauendsten Dichtformen, Epos und Drama, in Deutschland dem großfränkischen Raume entsprossen sind, daß der umfassendste Geist der deutschen Dichtung, Goethe, dem Frankentum zugehört.

In allen diesen Zügen offenbart sich das unveränderbar germanische Wesen der Rheinlande. Die Erkenntnis, daß abklingend bis ins 16. Jahrhundert hinein ein fränkischer Großraum mit wechselseitigen Wirkungen bestand, hebt so manches Vorurteil über französischen Einfluß am Rhein: sehr vieles, was man als französische Einfuhr buchte, war nichts anderes als die Heimkehr dessen, was Nordfrankreich vom Frankentum empfangen hatte, war Wechseltaustausch zwi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen West- und Ostfrankentum. Die Tiersage, die merowingisch-karolingische Epik, die Volksbücher, das Volksdrama sind germanischen Ursprungs und germanischer Artung und blieben es, auch als sie französiert nach Osten heimkehrten. Die französischen Kultureinflüsse des 17. und 18. Jahrhunderts haben das rheinische Bürgertum an vielen Orten, etwa in der alten Reichsstadt Köln, weniger ergriffen, als dies an vielen Orten mitteldeutscher Landschaften geschah. Politischer Widerwille, ja zuzeiten ausgesprochener Haß und ein starkes Stammesgefühl haben sich immer wieder den westeuropäischen Einströmen widersetzt. Vergessen wir nicht, daß der rheinische Sturm und Drang und die rheinische Volkstumsromantik ein Aufstand des deutschen Geistes gegen Westeuropa — daß der Geist der fränkischen Rheinlande schon um 1200 den französisch-keltischen Artusroman abgelehnt hatte, nicht zuletzt aus dem stammeseigenen Natur- und Wirklichkeitsgefühl — daß es im Rheinland auch keinen barocken galant-heroischen Roman gegeben hat. Vergessen wir nicht, daß die Universitäten Köln und Bonn von den französischen republikanischen Behörden 1797 aufgehoben wurden, weil ihre Professorenschaft nahezu geschlossen den Eid auf die französische Republik verweigerte. Und doch hatte man in manchen Gegenden am Rhein die Franzosen einer neuen Zeit als „Franken" begrüßt, mit dem schnell mißlingenden Versuche, eine überholte, aber im Rheinlande unvergessene Gemeinsamkeit des großfränkischen Raumes zu beleben. Im Bereiche der höheren Dichtung hat die rheinische Literaturgeschichte weitaus geringere französische Einflüsse zu verzeichnen als etwa Obersachsen und Schlesien; die rheinischen Barockdichter wie Spee und Tersteegen leben aus stammeseigener Mystik. Die rheinische Literaturgeschichte ist auch in den Zeiten des Niederganges nur aus sich selbst zu verstehen, aus ihrer grundlegend germanischen Artung — von den Liedern vom Burgundenuntergang und Siegfrieds Tod bis zu Schäfer, Lersch und Beumelburg.

Ebensowenig können wir zugestehen, daß das ausgesprochene Formgefühl des Rheinländers etwas anderes sei als eine urindogermanische Eigenschaft, die in der vielverschlungenen deutschen Entwick-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lung oft überdeckt wurde, unentfaltet blieb oder von seelischem Überreichtum gesprengt wurde. „Römischer" Einfluß, „römische" Blutmischung mag in Einzelheiten mitwirken; im wesentlichen handelt es sich um eine germanische Eigenschaft, in deren Festhalten das rheinische Frankentum sich altertümlicher erweist als andere Stämme. Die Fabel, daß das rheinische Geistesleben in einer „römisch-germanischen Lebenseinheit" wurzele, wird in diesem Buche auf Schritt und Tritt widerlegt werden — zugunsten der Anschauung, daß das rheinische Geistesleben in seiner Wurzel germanisch bestimmt ist. Die Rheinlande haben Schweres gelitten, oft und lange geschwiegen, sie sind Irrwege gegangen im Staatlichen wie in der Frömmigkeit — ihre Seele preisgegeben haben sie nie, ihre gesunde Art blieb unversehrt in zwei Jahrtausenden. Tiefere Besinnung lehrt uns erkennen, daß erst im Jahre 1940 ein neues Zeitalter für die fränkischen Rheinlande angebrochen ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ERSTES KAPITEL

Germanische Heldensage und germanisches Tierepos am Rhein

Jahrhunderte wogt der Kampf um das Rheingebiet zwischen Kelten und Germanen. Das indogermanische Urvolk der Germanen drängt seine Sitze nach Westen zu erweitern und stößt das abgesplitterte Tochtervolk der Kelten dem Meere zu; schon haben germanische Stämme, in den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung, ihre Wohnsitze in den Niederlanden und im Rheinland links des Stromes aufgeschlagen, als ein neuer Gegner auftritt; das mächtige Südreich eines andern indogermanischen Tochtervolks, das seine allumfassende staatliche Gewalt über Nordeuropa auszudehnen strebt. Im Jahre 58 v. Chr. stoßen Römer und Germanen zum ersten Male am Rhein zusammen, die Germanen werden über den Strom zurückgeworfen und einige Jahrzehnte später holt das Römerreich zum entscheidenden und erobernden Angriff auf Germanien aus, das technisch und organisatorisch weit überlegene, städtisch entwickelte Neuvolk über das naturnahe, kulturell hochstehende, aber technisch unterlegene Muttervolk. Der erste Führer einer größeren germanischen Stammesgemeinschaft, uns nur unter seinem römischen Lehnnamen Arminius bekannt, der es in römischem Dienste gelernt hatte, technische und militärische Mängel seines Volkes auszugleichen, vernichtet für immer die römischen Hoffnungen. Nach einem dreißigjährigen Kampfe ist der Angriff der Römer erlahmt, der Rhein auf Jahrhunderte zur Völkergrenze geworden; von nun an sind die Germanen wieder im Angriff bis um die Mitte des 5. Jahrhunderts, nach einem 500jährigen Ringen, die Stromscheide überwunden, der germanische Ansturm weit nach Süden getragen wird.

Noch hundert Jahre nach Armins Tode vernahm Tacitus die Preislieder der germanischen Stämme auf ihren großen Befreier. Diese

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachricht ums Jahr 100 n. Chr. spricht von rechtsrheinischen Stämmen, zu denen auch solche gehörten, die später im Volksbunde der Franken aufgingen. So steht der Name des Arminius am Eingang der deutschen wie der rheinischen Literaturgeschichte.

Zu den wesentlichsten politischen Ergebnissen dieses jahrhundertelangen Kampfes um den Rheinübergang gehört der Zusammenschluß der vielen Stämme zu größeren Völkergemeinschaften. Im Beginne des 3. Jahrhunderts begegnen die Alemannen, im Jahre 258, bei einem erneuten Angriff auf die linksrheinischen Römerstädte, hören wir zum ersten Male den Namen der „Franken", der Freien, eines Völkerbundes, zu dem sich Brukterer, Chamaven, Chattuarier, Usiperer, Chauken, Chatten (die späteren Hessen) vereint hatten. Zwei Jahrhunderte später, um die Mitte des 5. Jahrhunderts, gelingt den Franken der Ausgriff nach Westen; bis zur Maas und Somme werden die Grenzen vorgeschoben; dann setzt unter Chlodwig (481—511) der Aufstieg zur europäischen Großmacht ein. Zwischen Ems und Pyrenäen streckt sich das neue Großreich; die Alemannen als Mitbewerber um die europäische Macht werden durch die Zülpicher Schlacht von 496 ausgeschaltet, der fränkische Stammesbereich auf Pfalz, Rheinhessen und Ostfranken ausgedehnt (bei fränkisch-alemannischer Blutmischung, die im Südteil der heutigen fränkischen Rheinlande immer noch zu spüren ist). Die Söhne Chlodwigs vollenden das Werk dieser Reichsgründung durch Eroberung ganz Alemanniens und des thüringischen und burgundischen Reiches: West- und Süddeutschland und ganz Gallien sind zu einem machtvollen germanischen Staate zusammengeschlossen.

In diese Aufstiegszeit des fränkischen Stammes fällt die Blüte der Heldensage und Heldendichtung. Sage und Dichtung sind hier eins und dasselbe; was überliefert wird — nur mündliche Überlieferung kommt in Frage bis zur Epenzeit des 12. Jahrhunderts; das Hildebrandslied um 790 bleibt eine Ausnahme —, ist geformte Sage, ist Heldenlied germanischer Art: das knappgedrängte, einige hundert Verse umfassende Lied, aus Langzeilen mit schwerwuchtenden Stabreimen bestehend, vom Sänger, dem Skop, in Fürstenhallen oder vor

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

harrenden Schlachtreihen vorgetragen, ein tragisch-heldisches Lied, das in wenigen Gesprächsszenen und knappem Erzählbericht einen hochgegipfelten Abschluß heroischer Entschlüsse oder tragischer Pflichtkämpfe gibt. Es ist die Dichtart eines seelisch ungemein hochstehenden und doch ganz jungen, naturnahen und kampffreudigen Volkes, einer kriegerischen Männlichkeit, die sich in Sieg und Niederlage am ungeheuren Geschehen ihrer Tage ergötzt und im kühnen, freigewollten Schlachtentode den Höhepunkt eines stolzen Lebens in jauchzender Freude feiert. Aus einem gewaltigen Lebensverlangen, einer unbezähmbaren Weltfreude und Kampflust drängt das Heldenlied der Germanen zum Tragischen hin: es sucht die Augenblicke der Entscheidung, wo ein innerer unüberwindlicher Pflichtenstreit sich im freien kämpferischen Tode verklärt, wo der Einzelne oder eine kleine Schar der hellen Übermacht trotzt und unterliegend die innere Größe und Freiheit behauptet. Es sucht den mit Schicksal und unheilvollen Schlägen ringenden Menschen, den Sieger in der Niederlage, den trotzigen Selbstbehaupter, den Unerschrockenen, der auf sein unerschütterliches Herz und ein gutgeschmiedetes Schwert in Meisterhänden vertraut. Dies dramatisch geballte Heldenlied, das eigenste Zeugnis altgermanischer Weltauffassung und Schicksalsgesinnung, ist die beste Probe auf germanische Art: in den fränkischen Rheinlanden liegt der eine seiner Brennpunkte — der andere in Bayern-Ostmark —, hier hat die unvergänglichste unserer Heldensagen, die Nibelungendichtung, ihre erste Prägung gefunden.

Aus späteren Zeugnissen und Dichtungen muß der Gang ihrer Entwicklung mühsam erschlossen werden. Einzelne Erwähnungen und Hinweise, Namen aus dem Kreise der Nibelungendichtung, endlich die überlieferten Dichtungen des 13. Jahrhunderts: das deutsche Nibelungenlied, die aus westfälischen Sagenberichten erwachsene norwegische Thidrekssage, die gleichfalls aus Deutschland stammenden Heldenlieder der isländischen Edda. Vergleicht man die Abweichungen dieser drei Überlieferungen, nimmt man Erwähnungen und Namenszeugnisse hinzu, so klärt sich der Weg dieser gewaltigen Dichtung vom 13. Jahrhundert rückwärts bis ins 5. Drei fränkische Hel-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

denlieder dieses 5. Jahrhunderts treten deutlich hervor: Siegfrieds Jugendabenteuer, Siegfrieds Tod, der Burgundenuntergang. Drei einzelne Lieder, nur die beiden ersten durch die Gestalt Siegfrieds verbunden, das Lied vom Burgundenuntergang ganz selbständig erwachsen — dann vollbringt ein fränkischer Liedsänger des 6. Jahrhunderts die entscheidende Tat, alle drei Lieder in einen inneren Zusammenhang zu bringen und sie dadurch, ohne noch vorerst den Charakter der Einzellieder aufzuheben, zu einer der größten Dichtungen der Weltliteratur zu verschmelzen.

Die beiden Lieder von Siegfried weisen auf mythischen Ursprung zurück. Es ist ein Heroenmythus des Urgermanentums, ein Mythus von Kampf, Sieg und tragischem Untergang des lichten, strahlenden Helden, der als der stärkste, reinste und schicksalfesteste der Männer allen vorleuchtet. Es ist ein stolzes Zeugnis für den fränkischen Stamm, daß gerade er diesen urgermanischen Mythus vom strahlenden Helden aus alten Zeiten bewahrt hat. Der aus dunkler, verhängnisumwitterter Ahnenschaft geborene Knabe wird unbekannt im Walde von einem Alben erzogen, schon in frühester Jugend stürmt er unbändig in die Welt, um sich zu erproben, erschlägt den männermordenden Drachen und gewinnt den ungeheuren Schatz albischer Nebelwesen, der Nibelungen. Die im Berge schlafende, von der Waberlohe umschlossene Jungfrau wird von dem das Feuer durchschreitenden Helden erlöst. Dieser strahlende Held findet seinen Untergang durch die heimtückische Mordtat eines albischen Wesens, dem später der Name Hagen beigelegt wird.

Welche religiösen Vorstellungen hier zugrundeliegen, ob etwa ein Jahreszeitenmythus mitgewirkt hat, läßt sich mit keiner Sicherheit ergründen. Ebenso unsicher bleibt die oft geäußerte Vermutung, daß ein geschichtliches Ereignis früher Zeit auf diesen Mythus eingewirkt habe: der hinterlistige Mord an Arminius, von dem jene Preislieder sangen, die uns Tacitus (Annalen II 88) noch für das Jahr 100 n. Chr. bezeugt. Da Arminius, der uns allein überlieferte römische Name des germanischen Führers, schwerlich einen germanischen Namen wiedergibt, sondern wahrscheinlich den Namen eines aus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gestorbenen römischen Rittergeschlechtes bedeutet, der dem römischen Reiterobersten aus cheruskischem Fürstengeschlecht für seine Verdienste in der kaiserlichen Wehrmacht verliehen wurde, so bleibt den Vermutungen über Armins wahren Namen ein weites Feld offen. Sein Vater hieß Sigimer, sein Oheim Sigimund — war die Tonsilbe Sigi das Leitwort des Geschlechts, hieß Arminius in Wahrheit Siegfried? Es bleibt eine ansprechende, aber wissenschaftlich völlig unbeweisbare Vermutung.

Mit voller Sicherheit aber kennen wir den Ursprung des Liedes vom Burgundenuntergang und die Rolle, die es für die Verfestigung des Siegfriedmythus gespielt hat. Im Jahre 437 wurde das Reich der Burgunder um Worms durch den Ansturm der Hunnen zertrümmert, der König Gundahari und 20 000 seiner Mannen deckten das Schlachtfeld, die Reste des burgundischen Volkes zogen sich in das savoyische Bergland zurück. Dieses Ereignis muß einen unauslöschlichen Eindruck auf die umwohnenden Germanenstämme gemacht haben, im besonderen auf die benachbarten Franken, die damals bereits einen Teil des burgundischen Landes an sich nahmen und nach der Besiegung der Alemannen 496 ihre vollen Erben wurden. Nicht minder stark wirkte die Kunde vom Tode Attilas: der Großkönig Osteuropas, der Bezwinger der Germanen war im Jahre 453 nach der Brautnacht mit der germanischen Fürstentochter Hildike in seinem Zelte tot aufgefunden worden. Man vermutete in diesem plötzlichen Hingang des Gewaltigen eine Rachetat der Hildike; diese wurde zu einer burgundischen Prinzessin gemacht, ihre Tat als Rache für ihre im Kampfe erschlagenen Brüder gedeutet. So entstand das Lied vom Burgunderuntergang: die burgundischen Fürsten werden am Hofe Attilas überfallen und erschlagen, dabei finden Attilas beide Söhne den Tod (hier spiegelt sich die Schlacht am Nedaoflusse 454, in der die Ostgoten und ihre Verbündeten die Söhne Attilas schlugen), Kriemhild-Hildike rächt ihre Brüder, indem sie Attila erschlägt. Aufs deutlichste treten die geschichtlichen Untergründe hervor, die Ereignisse der Jahre 437—54 finden ihre heldische Verklärung, selbst die Namen werden uns bestätigt, denn die burgundische Königsliste nennt uns

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gundaharius, Gisleherius und Gundomarius (danach in der Edda Gutthorm, im Deutschen später Gernot). Das fränkische Heldenlied aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, aus der siegreichen Chlodwigzeit, ist in seinen Umrissen im „Alten Atliliede" der isländischen Edda des 13. Jahrhunderts noch klar zu erkennen. Es ist ein echt germanisches Heldenlied, das Mut und Todesverachtung, Gefolgschafts- und Sippentreue verherrlicht. Der aussichtslose Kampf der wenigen Burgunder gegen die erdrückende hunnische Überzahl, die in Blut und Grauen bewährte Gefolgschaftstreue der burgundischen Edlen und Freien, die Sippentreue der Rächerin Grimhilt, die den Saal anzündet, worin die siegreichen Hunnenkrieger zechen und sie mit ihrem Könige dem Tode überliefert, dann aber, um ihre ungeheure Rachetat zu sühnen, selbst in den lodernden Brand springt und sich den gerächten Gesippen vereint — das alles war es, was den fränkischen Liedsänger, den Skop entzündete und mit ihm seine Hörer, die kampfbewährten Eroberer des Reiches zwischen Ems und Pyrenäen. Die tiefe und starke Tragik dieses Liedes, seine Wucht und Lebenshärte sagt uns mehr vom wahren Wesen dieser Franken als der einseitige Bericht des kirchlichen Chronisten Gregor von Tours.

Der Mythus von *Siegfried* und das Lied vom Burgunderuntergang würden einzeln für sich genommen zu den erhabensten Werken der Weltdichtung zählen. Der fränkische Dichtergeist schreitet über die Einzelwerke zu einer umfassenden Planung hinaus. Ein Sänger des 6. Jahrhunderts verbindet die beiden Sagenkreise; er führt den mythischen Siegfried in die helle geschichtliche Welt der Burgunderkönige, gibt dem schwankenden Mythus so die geschichtliche Verfestigung, in der er Jahrhunderte überdauert hat. Wir wissen nicht, wie der Tod Siegfrieds im alten Mythus begründet worden war; nun wird dieser Grund in einer Verkettung tragischer Ereignisse sichtbar. Siegfried erlöst Brunhild und verlobt sich mit ihr; dann aber tritt er in den Lebenskreis der burgundischen Könige und heiratet ihre Schwester Kriemhild. Seinem Schwager Gunther gewinnt er durch Trug *Brunhild* zur Frau; germanischem Denken entsprechend wird

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dieser Verrat an Brunhild durch die Treueverpflichtung Siegfrieds gegenüber Gunther veranlaßt. Durch den Streit zwischen den beiden Königinnen Brunhild und Kriemhild wird der Verrat offenbar. Die stolze und reine Brunhild sieht sich durch Siegfried in ihrer Ehre verletzt, in ihrem weiblichen Eigenrechte preisgegeben. Sie läßt Siegfried durch Hagen ermorden. Sie selbst aber mag nicht mehr leben, nachdem sie den herrlichsten aller Helden dem Tode überantwortet hat. Sie stößt sich das Schwert in die Brust und verkündet als ihren letzten Wunsch, auf einem Scheiterhaufen mit Siegfried verbrannt zu werden.

So sang des fränkische Lied von Siegfrieds Tod; so ist es in alle Lande erschollen, weit zu allen germanischen Stämmen, nach England, Norwegen, Island, den Faröern. Im „Alten Sigurdliede" der Edda ist dieses fränkische Heldenlied des 6. Jahrhunderts im wesentlichen treu bewahrt worden. Bei allen Germanen sang man vom berühmtesten und strahlendsten aller Helden Siegfried und seinem schicksalhaften Untergange zwischen Ehre und Treue. Siegfried und Brunhild, der herrlichste Mann, das stolzeste Weib, werden durch das Schicksal dazu gebracht, sich gegenseitig zu verraten und zu morden und nur im lodernden Brande des Scheiterhaufens vereint zu werden. Um der Gefolgschaftstreue willen verrät Siegfried Brunhild, überanwortet die Stolze, Starke, Reine dem schwachen Gunther; um ihrer Ehre und Selbstachtung willen ist Brunhild gezwungen, den Trug der Brautwerbung zu rächen und Siegfried den Tod zu bereiten. Tragische Naturen eines hohen und starken Menschentums werden zu wechselseitiger Vernichtung gebracht; tragische Reckengestalt ist auch Hagen, der aus Mannestreue gegenüber Brunhild den heimtückischen Mord an dem Unbesiegbaren vollzieht. Die Verknüpfung des alten Siegfriedmythus mit der Burgunderwelt ist eine dichterische Meisterleistung, in der das echte germanische Empfinden sich lebendig erweist: Lebenshärte, Schicksalstragik, eine Lust an allem Hohen und Starken und zugleich die tragische Bereitschaft, seinen Untergang zu schauen. Der unbekannte fränkische Dichter, der beide Sagenkreise zusammenknüpfte und den uralten Mythus in den festen Grund geschichtlicher Überlieferung der Völkerwanderungszeit einsenkte, der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mythus und Geschichte auf eine unvergleichliche Weise verschmolz, gehört zu den größten der Weltdichtung.

Im 8. Jahrhundert wandern die drei Lieder von Siegfrieds Jugend, Siegfrieds Tod und vom Burgunderuntergang auf der Kulturlinie Rhein-Bayern nach Südost, und ein bayrischer Dichter dieses 8. Jahrhunderts vollzieht die tiefgreifende innere Umwandlung in den Gestalten Kriemhilds und Attilas. In dieser neuen Form rächt nicht mehr Kriemhild ihre Brüder an Attila, sondern ihren Gatten Siegfried an den Brüdern: altgermanische Sippenpflicht wird durch deutsche Gattentreue abgelöst. Um das Jahr 1150 können wir die ersten epischen Formungen des Nibelungenstoffes ansetzen: das ostmärkische Epos „Der Nibelunge Not", das rheinische Epos von Siegfried — bis dann um 1205 ein bedeutender ostmärkischer Epiker beide Teile mit dem alten Liede von Siegfrieds Jugend zusammenschmilzt im „Nibelungenlied", der einzig überlieferten deutschen Großformung des großen Sagenstoffes. Rheinlande und Ostmark haben in gemeinsamer Arbeit diesen größten Vorwurf germanischer Heldendichtung ausgeformt; die Rheinlande aber haben alle Grundlagen geschaffen und der fränkische Sänger des 6. Jahrhunderts hat die entscheidende Tat vollführt, indem er Siegfriedmythus und Burgundenuntergang innerlich verband, aus einem universalen Geiste heraus, der zu den kennzeichnendsten Eigenschaften des Frankentums gehört und in dieser frühen, rein germanischen Bekundung sich als ein germanischer Wesenszug, nicht als ererbte römische Eigenschaft erweist. Wie tief die Nibelungendichtung im Herzen des Volkes wurzelte, das bezeugen die mehrfach auftretenden Brunhildensteine, am berühmtesten jenes „Brunhildenbett" (lectulus Brunihildis) auf dem Gipfel des Feldbergs im Taunus, von dem eine Urkunde des Erzbischofs von Mainz 1043 spricht.

Weitere Teile des Nibelungenzyklus weisen nach dem Rheine. Die in Prosa abgefaßte nordische Völsungensaga erzählt von den Ahnen Siegfrieds, seinem Vater Siegmund und dessen Sohne Sinfjötli, der durch den Haß der Stiefmutter, unter Mitschuld des lässigen Vaters, den Tod erleidet. Die Geschichte weist auf den Burgunderkönig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Siegmund (516—523), der, von seiner zweiten Gattin verhetzt, seinen Sohn Siegerich im Schlafe erdrosseln läßt; Gregor von Tours erzählt den Vorgang mit Einzelheiten, die sich aufs stärkste mit dem Bericht der Völsungensaga berühren. Auch diese fränkisch-burgundische Sage ist im 8. Jahrhundert den Südostweg gezogen: in Freisinger Urkunden um 780—820 begegnen Siegmund und Sintarfizzilo (die deutsche Entsprechung des nordischen Sinfjötli) im Generationenabstande von Vater und Sohn, dazu ein Welisunc (nord. Völsung). Der angelsächsische Beowulf (um 730) wie die nordische Eiriksmal kennen Siegmund und Sintarfizzilo als ständige Kampfgenossen. Auch diese rheinische Sage ist in Gestalt eines uns unbekannten Heldenliedes in alle germanischen Lande ausgeflattert.

Nicht nur die burgundische, auch die eigene fränkische Geschichte ist in Heldenliedern besungen — jenen „leudi", von denen der gallisch-lateinische Dichter Venantius Fortunatus im 6. Jahrhundert spricht. Die „barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur" (uralte barbarische Lieder, in denen Taten und Kämpfe der früheren Könige besungen wurden), die Karl der Große nach dem berühmten 29. Kapitel von Einhards „Vita Carolis Imperatoris" aufzeichnen ließ, sind Heldenlieder über die merowingischen und karolingischen Könige der Franken. Der Poeta Saxo, der im 9. Jahrhundert die Berichte Einhards (in der „Vita" und den Annalen) zu einem lateinischen Distichenepos über Karl bearbeitete, weiß noch ausführlicher zu erzählen, daß diese Lieder die Ahnen und Vorgänger des großen Herrschers priesen:

Pippinos, Carolos, Hludovicos et Theodricos
Et Carlomannos Hlotariosque canunt.

Mit dieser Angabe des Poeta Saxo stimmen andere Berichte und Hinweise klar überein. Gregor von Tours und spätere Geschichtsschreiber wissen von der Brautwerbung des großen Chlodwig in einer Weise zu erzählen, die deutlich auf die Brautfahrtepen des 12. Jahrhunderts vorausweist und ein altes Lied vermuten läßt. Von Chlotachar II. berichtet das „Liber historiae Francorum" eine Begebenheit aus dem Jahre 604: wie der fränkische König von einem abgefallenen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

burgundischen Vasallen Bertoald (im „Liber" fälschlich in einen Sachsenherzog verwandelt) vor der Schlacht schmählich beleidigt wird und ihn im Einzelkampfe zwischen den Schlachtreihen erschlägt — ein unzweifelhafter Liedstoff. Wenn in diesen beiden Fällen das Lied nur aus der Art des lateinischen Geschichtsberichtes vermutet werden konnte, so finden wir das klare Zeugnis eines vorhandenen Liedes, des sogenannten „Faroliedes", in dem Leben des heiligen Faro, das Bischof Hildegar von Meaux 869 verfaßte. Es handelt vom Sachsenkriege des gleichen Königs Chlotachar II., vom Siege der Franken über die Sachsen. Der Sachsenkönig Bertoald schickt Gesandte mit einer beleidigenden Botschaft, der erzürnte Frankenherrscher wirft sie in den Kerker und verurteilt sie zum Tode. Da geht der fromme Bischof zu den Heiden in den Kerker, bekehrt sie und erwirkt durch dieses Wunder ihre Begnadigung. Reichbeschenkt werden sie entlassen — dann aber folgt gleichwohl Krieg und Sieg, trotz aller frommen Wunder! Man sieht, wie hier in den späteren Heiligenleben eine christliche Wundertat in einen ursprünglichen epischen Kampfbericht eingegliedert worden ist — das ursprünglich Liedhafte ist der öfter begegnende Zug der herausfordernden Botschaft und des rächenden Krieges. Auch hier handelt es sich um die fränkisch-burgundischen Kämpfe von 604, ist der burgundische Majordomus Bertoald später in einen Sachsenkönig umgewandelt worden. Das Faroleben von 869 berichtet nun weiter: „Ex qua victoria carmen publicum juxta rusticitatem per omnium paene volitabat ora ita canentium, feminaeque choros inde plaudendo componebant:

De Chlothario est canere rege Francorum,
Qui ivit pugnare in gentem Saxonum.
Quam grave provenisset missis Saxonum,
Si non fuisset inclitus Faro de gente Burgundionum!

Zu deutsch: Aus diesem Siege erwuchs ein Volkslied, das im Volke von Mund zu Mund ging, die Frauen tanzten mit Händeklatschen dazu:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir wollen Chlothar, den Frankenkönig, besingen,
Der zur Schlacht auszog gegen das Sachsenvolk.
Wie übel wäre es den Gesandten der Sachsen ergangen,
Wäre nicht der berühmte Faro gewesen aus Burgundengeschlecht!

Dieser Bericht weist auf ein Volkslied (rusticum carmen) des frühen 7. Jahrhunderts, das der Chronist von 869 uns in lateinischer Umschrift und sicher in späterer umgewandelter Fassung überliefert hat — war es ein germanisches oder ein romanisches Lied? Da Chlotachar 604 nur über Neustrien herrschte — erst 613 vereinigte er alle fränkischen Reichsteile wieder —, so spielt sich die Auseinandersetzung zwischen Neustrien und Burgund ab, zwei damals im wesentlichen romanisierten Landschaften. Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß dieses Chlotharlied in der romanischen Volkssprache, in Altfranzösisch, gedichtet worden ist.

Wir sehen hier der Volkskrise ins Auge, die das Frankentum im 6. und 7. Jahrhundert traf, der Entgermanisierung in dem Gebiete zwischen Maas und Loire. Dies Unheil geschah nicht einigen wenigen Vorposten, nicht etwa nur einer zahlenmäßig geringen Schicht adliger Hofbesitzer, sondern einem beträchtlichen Teil des fränkischen Volkes, einer weitverstreuten freibäuerlichen Masse, die sich dem stärkeren Einfluß der städtischen Kultur nicht auf die Dauer entziehen konnte. Zwar hat sich diese „Romanisierung" keineswegs einseitig vollzogen; dazu war der germanische Volksteil in Neustrien und Burgund viel zu stark: aus der Bestimmung der Lex Salica (T. 47), daß für die Franken zwischen Kohlenwald und Loire die gewohnten Ladungsfristen beim Volksgericht galten, für die außen Wohnenden längere Ladungsfristen zugebilligt wurden, hat man mit Recht schließen dürfen, daß die Hauptmasse der Franken im Westen saß, eine Minderzahl in der rheinisch-niederländischen Heimat. Die neue Form des Westfränkisch-Französischen ist, wie schon der Name sagt, stark germanisch bestimmt: germanisches Volksrecht hat tief eingewirkt, die nordfranzösisch-niederländisch-rheinische Stadtverfassung ist ganz einheitlich von der fränkischen Gerichtsgemeinde aus bestimmt, die Aussprache des „Französischen" (der langue d'oil)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stellt im scharfen Gegensatze zum Provenzalischen (der langue d'oc) einen Sprechausgleich mit dem Fränkischen dar, die altfranzösische Dichtung ist noch auf Jahrhunderte hinaus von der germanischen Epik aus beeinflußt, ist in Form und Gehalt eine germanische Dichtungsart in der Sonderart des Französischen. Bis ins 13., abklingend bis ins 16. Jahrhundert bleiben Westfranken und Burgund ein romanisch-germanisches Mischgebiet in stärkster Verbundenheit mit dem germanisch verbliebenen Ostfranken, eine Kulturgemeinschaft auf dem Bluts- und Geistesgrunde des trotz der sprachlichen Überfremdung nicht zugrundegegangenen „Fränkischen". Auf dieser Kulturgemeinschaft beruht der größte Teil der abendländischen Gemeinsamkeit des Früh- und Hochmittelalters: in Dichtung, Philosophie, bildender Kunst (ihr letztes Zeugnis die Gotik), im Rittertum, in den Kreuzzügen usw. Erst nachfolgende Wellen haben die Romanisierung weitergeführt: im 13. Jahrhundert, dann mit durchgreifender Wirkung im 17. und 18. Jahrhundert (von den Hugenottenkriegen bis zur Revolution).

Diese fortdauernde Gemeinsamkeit muß man sich vor Augen halten, wenn man die fränkische Lieddichtung sich seit dem 6. Jahrhundert in einen sprachlich französischen und sprachlich deutschen Teil scheiden sieht — beide Teile hängen trotz der sprachlichen Trennung nach Ursprung und Wesen, nach Form und Gehalt noch Jahrhunderte zusammen. Wir greifen das sofort mit Händen bei den Liedern vom Chlodwigsohne Theoderich (511—533), den ja auch der Poeta Saxo unter den besungenen Frankenkönigen aufgezählt hatte: von einer geschichtlichen Gestalt des frühen 6. Jahrhunderts nimmt eine der schönsten deutschen Heldensagen und eine französische Chanson de geste ihren Ausgang, dort der *Wolfdietrich*, hier der *Floovent*. Dieser Theoderich spielt eine bedeutende Rolle im germanischen Heldenlied; von der andern, frankenfeindlichen Seite sieht ihn das thüringische Iringslied, das uns Widukind von Corvey um 970 in seiner Sachsengeschichte dem Gehalte nach überliefert hat, die dichterische Rache der Thüringer an dem Vernichter ihres Reiches. Das fränkische Lied knüpft an den Bericht von Theoderichs unrecht-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mäßiger Geburt, von der auch das Iringslied weiß; die Streitigkeiten der Chlodwigsöhne werden hier in dem Sinne erzählt, daß Theoderich um der minderen Geburt willen von seinen Brüdern aus dem Reiche vertrieben worden sei. Ein Verräter Saben spielt dabei mit; schon der angelsächsische Sänger Widsith (Weitfahrt) um 600 nennt unter den großen Gestalten germanischer Sage, die er auf seinen Wanderungen besucht haben will, Theodric und Seafola. In unwandelbarer Treue hält dieser vertriebene Chlodoving (Floovent = Chlodovinc d. h. Chlodwigssohn) an seinen gefangenen Dienstmannen fest. Er gewinnt die Tochter eines sarazenischen Fürsten, erobert mit dessen Hilfe Rom und Italien, befreit seine Dienstleute, besiegt und bestraft seine Brüder. Schon sehr frühe begegnet ein seltsamer Zug: der getaufte heidnische Chlodwig wird durch das Urbild des getauften heidnischen Herrschers Konstantin ersetzt, Wolfdietrich (Wolf der Verbannte) ist ein Kaisersohn von Konstantinopel.

Diese Züge des fränkischen Liedes von Theoderich-Dietrich vererben sich gleichermaßen auf beide Zweige der Überlieferung: auf deutschem Boden die vier Wolfdietrichepen des 13. Jahrhunderts, auf französischem das Floovent-Epos des 12. Jahrhunderts, „Parise la Duchesse“ und der „Mainet“ — aus einem früheren, uns nicht überlieferten „Floovent“ sind zwei italienische Epen, „Fioravante“ und „I Reali di Francia“, die beiden nordischen Floventssogur und ein mittelniederländisches Epos (nur bruchstückhaft erhalten) hervorgegangen. Das deutsche Wolfdietrichlied aber verschmilzt mit der *Ortnitsage*, die aus mythischen Bereichen der vandalischen Hazdingensage zu der Gestalt des Königs Hartnit von Garda, das ist Nowgorod führt — hier tritt eine Wechselwirkung auf der Kulturlinie Rhein-Niedersachsen-Ostsee in Erscheinung. Die Wolfdietrichsage ist durch diese Verschmelzung allmählich zu einer der reichsten, farbenkräftigsten, abenteuerfrohesten Sagen geworden. Als Vorspiel entwickelt sich „Hugdietrichs Brautfahrt“: Hug, das heißt der Franke, ist der von Widukind von Corvey überlieferte Beiname Chlodwigs, wie schon der angelsächsische Beowulf um 730 die Franken Hugas nennt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das alte Lied von Chlodwigs Brautfahrt erscheint hier mit neuen phantastischen, märchenhaften Zügen.

So viele Gemeinsamkeiten die beiden Zweige der fränkischen Theoderichsage verbinden, so bleibt es doch kennzeichnend, daß das deutsche Wolfdietrichlied die unerschütterliche Treue zwischen Gefolgsherr und Dienstmannen in den Mittelpunkt stellt, der „Floovent" dagegen die Abenteuer eines Vertriebenen und seinen endlichen Aufstieg fesselnder erachtet.

Undeutlichere Züge aus der merowingischen Geschichte spiegeln sich in den späten französischen Merowingerepen des 13. und 14. Jahrhunderts: Cipéris (d. i. Chilperich) de Vigneveaux, Charles de Chauve, Florent et Octavian.

Siegfrieds Jugendabenteuer, Siegfrieds Tod, der Burgundenuntergang, Siegmund und Sintarfizzilo, Chlodwigs Brautfahrt, die beiden Chlotacharlieder (das zweite als „Farolied" bekannt), das Wolfdietrichlied: das ist der aus trümmerhafter Überlieferung, einzelnen Hinweisen und Namenszeugnissen zu erschließende Bestand selbständiger fränkischer Heldenlieddichtung. Mitgewirkt haben die Franken fernerhin an der Ausgestaltung der niedersächsischen Hertnitdichtung, die sie als „Ortnit" ihrem Wolfdietrich einfügten, und an der Ausgestaltung des ursprünglich westgotischen Walther-Hildegund-Liedes, das dem fränkisch-alemannischen Grenzgebiet angehört: der Burgunderkönig Gunther erscheint hier zum Frankenkönig umgewandelt, die Kampfstätte auf den Wasgenstein, also in das südliche Grenzgebiet der fränkischen Rheinlande verlegt. Diese Gesamtleistung gibt dem fränkischen Stamme die unbezweifelbare Führung in der germanischen Heldendichtung. Der gewaltigste, tragisch tiefste Stoff dieser Dichtung nimmt hier seinen Ausgang, erfährt seine meisterhafte Verfestigung und Verschmelzung; im Wolfdietrich-Ortnit schließt sich der farbenreichste, fernefroheste aller heldischen Stoffe an; wie lebendig diese Lieddichtung bleibt, offenbart die immer neue Gestaltung von Heldenliedern aus der merowingischen Königsgeschichte. Unerschöpflich ist dieser fränkische Stamm im Nehmen und Geben: er nimmt die langobardische Authari-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rothari-Sage des 7. Jahrhunderts auf, die doch wohl der ursprüngliche Untergrund des rheinischen Rother-Epos des 12. Jahrhunderts ist; er hegt die ostgotisch - bayrisch - ostmärkische Ermanarich-Dietrichsage, von der wir zufällig wissen, daß sie bis in westfränkisch-französisches Gebiet vordrang: am Ende des 9. Jahrhunderts ermahnt der Erzbischof Fulko von Reims den deutschen König Arnulf von Kärnten, nicht wie Ermanarich an seiner Nachkommenschaft zu freveln. Die fränkischen Heldenlieder aber wandern nach England, Dänemark, Norwegen, Island, den Faröern, zu Alemannen, Bayern, Ostmärkern, Niedersachsen — diese fränkische Lieddichtung, aus der die Edda dreiviertel ihres Bestandes geschöpft hat, ist eine europäische Geistesmacht geworden. Die westfränkisch-französische Abzweigung entwickelt die ungeheure Fülle der mittelalterlichen französischen Chansons de geste, aus diesen wieder die italienischen Volksepen, die französischen Prosaromane des Spätmittelalters, die mittelniederländischen Epen und Prosaromane, die deutschen Volksbücher, die Orlandoepen der italienischen Renaissance. Die Geburt des europäischen Epos des Mittelalters im Rolandsliede, aus dem das deutsche, italienische, spanische Epos erwachsen ist, weist mit dem Urroland auf die fränkische Lieddichtung zurück und ist ohne diese nicht zu denken. Die dichterische, darüber hinaus die geistige und politische Leistung der fränkischen Heldendichtung reicht über die deutschen Grenzen hinaus und spiegelt sich in den mannigfachsten Bezirken der Weltdichtung. Die Lieddichtung der Ostmark, der zweiten großen Pflegestätte des Heldenliedes, hat dem universalen Zuge und der europäischen Wirkung der fränkischen Liedschöpfung nicht folgen können.

Germanischen Wesens, entstand sie doch am Rande der germanischen Welt; sie begleitet nicht nur den stürmischen Aufstieg der Franken zur Großmacht, sondern auch die tiefgreifende Volkskrise des 6. und 7. Jahrhunderts, das Sinken des merowingischen Königsgeschlechts, den Zerfall von Glaube und Sitte in den herrschenden Schichten, das Eindringen antiker und christlicher Kultur. Am merowingischen Hofe setzt sich schon im 6. Jahrhundert dieser antik-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

christliche Einfluß durch: der große Chlodwig ließ sich um 500 vom Ostgotenkönige Theoderich einen Rhapsoden zusenden; nach ihm aber begegnet eine Reihe lateinischer Dichter und Dichterinnen wie die thüringische Prinzessin Radegunde, Chlothars I. Gemahlin, die lateinische Dichter und Kirchenväter sammelte, Dagulfs Gemahlin Wilithrut, d er nach Fortunatus die Grabschrift „Romana studio, barbara prole" gesetzt wurde, Gogo, ein Höfling des Chlodwigsohnes Sigibert, den Fortunatus mit Cicero und Orpheus vergleicht, Bertechram von Le Mans, Charibert von Paris, endlich König Chilperich I. († 584), der Hymnen und zwei Bücher Gedichte in der Art des Sedulius schrieb. Schon in dem Merowingerreiche sind die Grundlagen für die spätere karolingische „Renaissance" gelegt worden, hier schon bedrängen sich Germanisches und Antik-Christliches. Es ist die notwendige Folge des Übertritts Chlodwigs zum katholischen Christentum und der dadurch geschaffenen Glaubensgleichheit zwischen Franken und Gallorömern, die auch wesentlich zur sprachlichen Romanisierung der Westfranken beigetragen hatte.

Wenn die Franken in der germanischen Heldendichtung führen, so ist ihre Stellung in der *germanischen Tiersage* geradezu einzigartig. Nirgends ist diese zusammenhängend erhalten geblieben als im großfränkischen Raume, der hierin vor allem seine langdauernde Gemeinsamkeit beweist. Es handelt sich um eine allmählich zum Epos zusammenwachsende Reihe von Tiererzählungen um die beiden urgermanischen Waldtiere Fuchs und Wolf, Reinhart und Isegrim; diese Namengebung mit ihrer scharfen Charakterisierung (Reinhart = Reginhart, der Ratstarke; Isengrim = der Eisenbehelmte) ist germanisch, wie auch die Namen der meisten übrigen Tiere: der Bär Brun, der Hirsch Randolt, der Eber Reingrim (Regingrim), der Dachs Grimbert, der Rabe Tibert (Dietberht). der Widder Bernhart, der Bock Berfrit, der Rüde Reitze (Koseform zu Richard), der Gansert Gerhart, der Rabe Diezelin, die Stute Reinsent (Reginswint), die Wölfin Hersent (Heriswint), die Füchsin Richent (Richilt) und so fort. Wenn als König der Tiere der Löwe Nobel erscheint, so wirkt bereits der spätere antike Einfluß, die Einwirkung der ins Lateinische über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

setzten und im Abendlande verbreiteten Fabeln Aesops; diese gehen ja ihrerseits auf einen altgriechischen und altindischen Tiersagenschatz, also auf eine indogermanische Ursage zurück, so daß sich das indogermanische Gemeinschaftsgut in verwandelten Formen hier im großfränkischen Raume wieder zusammenfindet. Schon Jakob Grimm hat darauf hingewiesen, daß sich hinter dem Königtum des Löwen deutlich ein älteres, urgermanisches Tierkönigtum abzeichnet: das des Bären, und daß die Dreiheit Bär, Wolf, Fuchs als die echte Dreiheit der Ursage anzusehen ist. In Fredegars Chronik, im 7. Jahrhundert, begegnet bereits die äsopische Fabel vom getäuschten Hirsch, der mit der Vorgabe, er solle der Nachfolger des kranken Löwen werden, vom Fuchs in des Löwen Pranken gelockt wird; diese Geschichte aber erzählt der Tegernseer Mönch Froumund in seiner „Historia fundationis monasterii Tegernseensis" im 10. Jahrhundert vom König Bär und dem Hirsche, so daß sich damals in dem entfernteren Oberbayern die germanische Sage vom Bären als König der Tiere noch erhalten zu haben scheint. Was uns von dieser Tier*sage* in schriftlichen Überlieferungen und gestalteten Werken der Dichtung erhalten geblieben ist, erweist sich als ein uraltes Volksgut, das unter der Einwirkung gelehrten Wissens, der in den Klöstern verbreiteten äsopischen, griechisch-indischen Tier*fabel* (also der lehrhaft-verstandesgemäßen Spätform der Tierdichtung) ausgeformt und umgewandelt, im Zuge der Entwicklung zum Epos dann zum satirischen Roman ausgeweitet wurde. Man soll die antike Einwirkung und epische Ausweitung nicht überschätzen — das Volkhafte, Sagengemäße ist trotz der klösterlich-gelehrten Überfremdung durch seine innere Lebendigkeit das Entscheidende und Grundlegende geblieben.

Alle erhaltenen Werke rühren nun aus dem großfränkischen Raume her und offenbaren die Einheit dieses Raumes bis in den Herbst des Mittelalters hinein. Da überträgt um 930—940 ein lothringischer Mönch des Klosters Toul seine Klosterflucht und weltlichen Wandererlebnisse ins Gewand der Tiersage: die später noch zu besprechende „Ecbasis captivi". Gleichfalls auf Lateinisch erscheint um 1150 der „Ysengrimus" des flandrischen Magisters Nivardus; zur

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

selben Zeit beginnt sich der nordfranzösische „Roman de Renart" in seinen ältesten „Branchen" zu entwickeln, der sich dann im 13. Jahrhundert zu einem Großepos mit Zusammenfassung und Varianten nahezu aller fränkischen Tiersagen, Tiermärchen, äsopisch beeinflußten Tierfabeln auswächst und seinerseits weit in den großfränkischen Raum ausstrahlt. Auf diese westfränkische Form stützt sich um 1180 das elsässische Epos „Reinhart Fuchs" Heinrichs des Glichenzaere, um 1240 der niederländische „Reinhaert" von Willems, der immer wieder erneuert wurde und in der Gestaltung des Hinnerk van Alkmaar, einem der frühen Antwerpener Drucke um 1480, nach Niederdeutschland hinüberwirkte: auf den „Reinke de Vos" des Lübecker Drucks von 1498. Dieser wieder wurde ins Hochdeutsche übersetzt und 1793 von dem größten fränkischen Dichter in die Höhen der Weltdichtung erhoben: „Ich unternahm die Arbeit", schreibt Goethe am 2. Mai 1793 an Friedrich Heinrich Jacobi, „um mich das vergangne Vierteljahr von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen und es ist mir gelungen." Die französischen Revolutionstruppen marschierten vor, am Rheine wurde um die Westgrenze gekämpft — Goethe dichtet die alte Tiersage neu, weil er in ihr, ins Allgemeine, Ewigmenschliche erhoben und dadurch den beengten Sinn befreiend, die satirische Spiegelung des Tages erblickt. So rundet sich der dichterische Kreis über mehr als ein Jahrtausend. Als Heimat und fortdauernde Hegestätte der germanischen Fuchs-Wolf-Sage erweist sich der Raum der Rheinlande, der Niederlande und Nordfrankreichs, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die fränkischen Eroberer des 5. Jahrhunderts diese Tiersage mitgebracht und bis zur Loire verbreitet haben.

Menschliches Leben spiegelt sich im tierischen: gerade in dieser urhaften Form stellen sich die ursprünglichen Leidenschaften und Willenstriebe, Ehrgeiz, Neid, Rachsucht, Herrschverlangen, der ganze Kampf ums Leben und um den Vorrang und Nahrungsraum unverstellt, ohne jede beschönigende Maske dar. Die Tiersage ist das wirklichkeitsstarke, derbkomische Gegenstück zur heldischen Steigerung des Lebens im Preis- und Heldenlied. Es ist kennzeichnend für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den fränkischen Volkscharakter, daß er in beiden Führung oder Alleinherrschaft behielt; es ist ebenso kennzeichnend für den ursprünglich universalen Zug seines Denkens und Schauens, daß er zur umfassenden weltspiegelnden Form erweiterte, was in anderen deutschen Landschaften nur in einzelnen Tiersagen und Tiermärchen lebte und in dieser Vereinzelung kein stärkeres Fortleben bewahren konnte. Die Naturnähe des rheinischen Wesens, wie sie sich später bei Hildegard von Bingen, Cäsarius von Heisterbach, dem Cusaner, in den rheinischen Tiernamen der Zoologie des Albertus Magnus offenbart, hat der alten Tiersage ihr machtvolles Fortleben im großfränkischen Raume gesichert. Sie entfaltet sich zum satirischen Bilde des Weltlaufs mit zahlreichen Seitenblicken auf Staat und Kirche, tägliches Leben und Liebesverhältnisse, Zeitsitten und Gebräuche, alles in einer scharfen Charakteristik und mitleidlos enthüllenden Komik. Zwei Grundtypen tierisch-menschlichen Wesens treten sich gegenüber: die verkörperte List und die verkörperte Gier und Grausamkeit, dort der schlaue, denkende, rastlos sinnende und selbst in aussichtsloser Lage durch seine Listigkeit einen Ausweg gewinnende Fuchs, hier der fraß- und liebegierige, machtsüchtige, tölpisch zugreifende, ewig betrogene und gemarterte Wolf. Dazu die ausgeführten Charakterskizzen des breit und sicher dahertappenden Bären, des stolzen, hochsinnigen Hirsches, des feigen Hasen, des klugen, ehrbar scheinenden Dachses, der mütterlich liebenden Füchsin, der geilen Wölfin, des törichten Esels, des zärtlich besorgten, sein Leben um die Seinen opfernden Hahns — eine Fülle von Lebensbeobachtung, Lebensweisheit, dichterischer Schau ist in diese Gestalten ausgegossen und hat das allmählich erwachsende Großepos „Reineke Fuchs" in den Bereich der Weltdichtung geführt. Auf der für die Wechselwirkung im großfränkischen Raume so bezeichnenden Kreiswanderung Rheinland - Nordfrankreich - Niederlande - Niederdeutschland - Oberdeutschland - Goethe ist es zum Allgemeinbesitz des deutschen Volkes geworden.

Zu Heldenlied und Tiersage gesellen sich alle uns bekannten Kleinformen germanischer Dichtung: *Braut- und Hochzeitslieder* sind uns

gerade bei den Franken im 5. Jahrhundert durch den römisch-gallischen Dichter Sidonius Appollinaris bezeugt, *Spott- und Streitlieder* erwähnt schon Ausonius in seiner berühmten „Mosella" von den Moselschiffern der damaligen germanisch-keltischen Mischbevölkerung; *Schlacht- und Siegeslieder, Totenklagen* meldet Tacitus von den rechtsrheinischen Germanen. *Kultische Festlieder* und *Festspiele* müssen wir ganz besonders in diesem Raume annehmen, wo sie uns später umgeformt im Beginne des mittelalterlichen Dramas wiederbegegnen. *Zaubersprüche* leben christlich umgedeutet noch lange fort: der Trierer Segen gegen den Spurihalz (Pferdelähmung) aus dem 10. Jahrhundert, der Bonner gegen den Malannus (böses Geschwür) aus dem 11. Jahrhundert, der Lorscher Bienensegen aus dem 9., Weingartner Reisesegen aus dem 12., der Segen gegen die fallende Sucht aus dem 11. — eine Fülle rheinischer Zaubersprüche bis ins 12. Jahrhundert aufgezeichnet, dann im Volksmunde weiterlebend bis in die Gegenwart hinein. Die Merseburger Zaubersprüche, beide der ältesten Form des germanischen Zauberspruchs zugehörig, weisen auf Fulda, an den fränkisch bestimmten Rand der Rheinlande, und ins 10. Jahrhundert, so daß auch der Zauberspruch am Rheine sein stärkstes Fortleben gefunden hat. Die *Winileod* (nach wine = Freund. leod = Lied), Gesellschafts- und Liebeslieder, sind uns durch das oftangeführte Kapitular Karls des Großen von 789 bekannt: den Klosterinsassen, besonders den Nonnen, wird es verboten, „wineleod" auszutauschen und sich zuzusenden, volkstümliche Lieder weltlichen Inhalts, deren Name noch in Neidharts von Reuental „wineliet, wineliedel" im 13. Jahrhundert widertönt. Es handelt sich um allgemeindeutsches volksliedhaftes Gut, das aber auch hier gerade bei den Franken bezeugt wird.

Alle diese Urkunden der Dichtung beweisen die Altertümlichkeit von Stammesart, Volksbrauch und Sitte. Hier wie in kaum einem andern deutschen Gebiete sind alle germanischen Dichtformen nicht nur rein bewahrt, sondern zur Blüte weiterentwickelt worden. Sie stehen im lebendigen Saft, entfalten und vereinen sich; mit eigenfränkischem Gute verbindet sich burgundisches und westgotisches.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Römisch-gallische Einflüsse sind in dieser frühen Zeit des 5. und 6. und beginnenden 7. Jahrhunderts nirgends spürbar; die Schicht der Bauern und Krieger erscheint rein germanisch bestimmt, ja sie trägt, wie die spätere Entwicklung lehrt, eher das Germanische auf das eroberte westfränkische Gebiet, als daß sie Fremdes annimmt. Diese germanische Dichtung der Franken prägt das Antlitz der früh-französischen Dichtung auf Jahrhunderte hinaus. Das germanische Heldenlied hat lange auf westfränkischem Boden gelebt; das angeführte Zeugnis des Briefes, den Erzbischof Fulko von Reims um 890 an König Arnulf schrieb, beweist das klar für die Ermanarichsage. So drang auch die fränkische Tiersage in Nordfrankreich zu jahrhundertelangem Leben ein. Nicht nur die Franken, auch ihre Dichtung ist im Angriff und siegreichem Vordringen. Im 6. und 7. Jahrhundert folgt die Gegenwirkung der allmählichen sprachlichen Romanisierung, der Sittenverfall der oberen Schicht, der Niedergang des merowingischen Königshauses — da ergreift ein rein germanisches, ein rheinisch-ostfränkisches mit kraftvoller Hand das den müden Merowingern entgleitende Zepter und rettet das Frankentum und mit ihm einen wesentlichen Teil deutscher Zukunft. Die Karolinger erscheinen als Retter inmitten der Volkskrise des Frankentums.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ZWEITES KAPITEL

Karolingische „Renaissance" und karolingische Volksepik

Die Romanisierung Westfrankens (Neustriens) und Burgunds hatte im 7. Jahrhundert reißende Fortschritte gemacht. Zwischen Seine und Loire war das Frankentum ganz überwiegend der fremden Sprache erlegen, aber auch nördlich der Seine wich die Sprachgrenze immer mehr nach Norden und Osten zurück. Die politische Macht des Frankenreiches erfuhr in mehr als hundert Jahren keine Ausdehnung mehr; die innere verfiel unter einem sinkenden Königsgeschlecht. Es war die Zeit einer allgemeinen Krise des Germanentums nach dem Aufstieg der Völkerwanderungszeit: Ostgoten und Wandalen waren schon im 6. Jahrhundert dem byzantinischen Ansturm zum Opfer gefallen, die Langobarden behaupteten Italien nur mühsam gegen diese oströmische Macht, das Westgotenreich zerfiel innerlich und wurde 711 fast kampflos von den Arabern zerschlagen, deren Woge gewaltig in den Süden Galliens hinüberschlug und das ganze Abendland bedrohte, der Osten Europas jenseits der Elbe und Saale war an die Slawen verloren, die sich am oberen Main in die ostfränkischen Gaue hineinschoben. Zwischen Arabern, Slawen und Byzantinern waren nur noch die drei Reiche der Franken, Langobarden und Sachsen vom germanischen Europa übriggeblieben.

Umschwung und neuer Aufstieg kamen von dem Majordomusgeschlecht der Karolinger, dessen Hausgüter zwischen Maas und Mosel lagen und sich dann in die Eifel hinein vermehrten — ein rein germanisches, ostfränkisches Geschlecht, aus dem ein Reichtum politischer Begabungen hervorquoll, Generation auf Generation ein geborener Herrscher nach dem andern. Pippin der Mittlere riß als Majordomus die sinkende Königsgewalt empor, Karl Martell warf 732 die Araber aus Gallien zurück und rettete das Abendland, Pippin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Jüngere nahm 751 die Königsgewalt an sich, Karl der Große faßte die gesamte germanisch-romanische Welt zusammen und schuf die neue Form des „Reiches". Durch diesen abermaligen Aufstieg unter germanischem Herrscherhause wurde als wichtigste Folge der Romanisierung der Franken Einhalt geboten, die Sprachgrenze verfestigt, das Ostfrankentum gerettet. Indem Karl die Bayern fest in den Reichsverband einfügte und den letzten freien Stamm der Westgermanen, die Sachsen, unterwarf, gründete er die Einheit aller westgermanischen, das heißt nunmehr „deutschen„ Stämme, legte er den Grund zum einheitlichen „Deutschland" und zum „deutschen" Volke.

Diese politischen und kulturellen Leistungen können nicht übersehen werden. Sie haben die Geschichte des deutschen Volkes auf ein Jahrtausend bestimmt. Wer das Ideal eines reinen Germanentums im Sinne trägt, wird an der Gestalt des großen Frankenkönigs manche Ausstellungen erheben. Karl war einer der wirklichkeitsharten, klarentschlossenen, rücksichtslos durchgreifenden Menschen, die den Mut haben, aus gegebenen Tatsachen mitleidlose, unsentimentale Folgerungen zu ziehen. Er fand Dinge vor, die nicht rückgängig zu machen waren, und er versuchte auch nicht im leisesten Zuge, das Rad nach rückwärts zu drehen; er trieb die Entwicklung vorwärts. Die erste Tatsache, die er vorfand, war die bedrohliche Zerspaltung und Preisgabe der germanischen Welt: er unterwarf das geschwächte Langobardenreich wie die kraftvoll unabhängigen, aber sich eigensüchtig vereinzelnden, dem Skandinaviertum zugedrängten Sachsen und vereinigte so alle westgermanischen Stämme und Langobarden, Burgunder, Westgoten dazu. Die zweite Tatsache war die Romanisierung weiter Teile der Franken, Langobarden und fast aller Burgunder: er setzte dem Fortschreiten dieser Romanisierung ein Ziel, mußte aber die Sachlage gelten lassen, daß der größere Teil der Reichsbevölkerung dem Romanentum zugehörte. Die dritte, einschneidendste Tatsache war der Übertritt aller germanischen Stämme zum Christentum, mit einziger Ausnahme der Sachsen. Dieser Glaubenswechsel war nicht rückgängig zu machen, zu so unheilvollen Zuständen er bereits geführt hatte. Der germanische Glaube war zerstört oder durch die

466

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kirchliche Propaganda zum Dämonischen oder Abergläubischen herabgedrückt und verzerrt worden, der neue Glaube hatte nur äußerlich Fuß gefaßt, die Seelen des Volkes nicht ergriffen. In dieser unseligen Doppelheit drohte eine allgemeine Sittenverderbnis, ein innerer Zerfall: hier hat sich Karl mit rücksichtsloser Entschiedenheit für die uneingeschränkte Durchsetzung des christlichen Glaubens entschlossen, eine Reform der Kirche durchgeführt und Anfänge einer neuen Volksbildung auf kirchlich-christlicher Grundlage bereitet. Er hat durch die gewaltsame, ja grausame Bekehrung der Sachsen die Gefahr einer Glaubensspaltung unter den Germanen mit ihren weittragenden politischen Folgen (Abdrängung der Sachsen ins Nordgermanentum) gebannt.

Die kulturellen Reformen Karls haben die ganze Folgezeit bestimmt. Man hat diese Kulturreform als „karolingische Renaissance" bezeichnet — ein Schlagwort zweifelhafter Art. Die antike Überlieferung, die hier aufs engste mit der christlichen verbunden erscheint, war niemals abgerissen; sie hatte auch, wie die im ersten Kapitel erwähnten merowingischen Lateinpoeten des 6. Jahrhunderts erweisen, am Merowingerhofe ihre Pflege gefunden. In den neugegründeten Klöstern (650 Doppelkloster Malmedy-Stablo, 721 Prüm, 744 Fulda) entstanden Klosterschulen, in den Kathedralsitzen Kathedralschulen, die Erzbischof Chrodegang von Metz (seit 741) mit Unterstützung seines Jugendfreundes Pippins des Jüngeren reformierte. Chrodegang predigte auch in der Volkssprache. Durch Karl finden diese zerstreuten und schwachen Bestrebungen ihre systematische Zusammenfassung. In einer Anzahl von Kapitularen und Gesetzen wird der Geistlichkeit eingeschärft, dem Volke die Hauptstücke des christlichen Glaubens nahezubringen und in die Volkssprache zu übertragen. Karl wünscht christliche Predigt und Lehre in deutscher Sprache — im Zusammenhange mit diesen Bestrebungen entwickelt sich der zunächst sprachliche Begriff „theodiscus", der erstmals 786 begegnet — und er tritt im Jahre 794 ganz ausdrücklich dem Wahne entgegen, daß Gott nur in den drei heiligen Sprachen Griechisch, Lateinisch und Hebräisch verehrt werden könne: ut nullus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

credat, quod nonnisi in tribus linguis Deus adoretur et homo exauditur. Fränkisch-deutscher Nationalstolz in christlichem Gewande! So entsteht denn nun in wenigen Jahrzehnten, einzig auf Karls Betreiben, der Hauptteil dessen, was wir „althochdeutsche Literatur" nennen, ein wissenschaftliches Schrifttum in althochdeutschen Mundartformen, fränkischen, alemannischen, bayrischen, sächsischen, wobei in Bayern Einflüsse der hochentwickelten langobardischen, in Sachsen mindere der angelsächsischen Klosterkultur mitspielen.

Es entstehen als Hilfen für Lateinverständnis und Lateinübersetzen die Glossen und Interlinearversionen, unter letzteren die rheinfränkischen und altniederfränkischen Psalmenübertragungen. Dann handelt es sich um die grundlegende Einführung, insbesondere der Neubekehrten, aber auch der nur oberflächlich Verchristlichten, in den Glauben: Hauptteile sind hier nach den Vorschriften der Karlschen Kapitulare Taufgelöbnis, Glaubensbekenntnis, Vaterunser, Beichtformel und Gebete. Im „Weißenburger Katechismus" vereinen sich in diesem Sinne das Vaterunser, ein Sündenverzeichnis, das apostolische und das athanasianische Glaubensbekenntnis, das verdeutschte Gloria in excelsis und Laudamus. Wir finden ferner in unserem Gebiet das Fränkische Taufgelöbnis, die Lorscher, Mainzer und Pfälzer Beichte, das Fränkische Gebet. Unbestrittener Höhepunkt dieser Übersetzertätigkeit ist die rheinfränkische, in der fränkisch-alemannischen Übergangslandschaft entstandene Übertragung der Schrift „De fide catholica contra Judaeos" des Bischofs Isidor von Sevilla († 636). Diese um 790—810 gearbeitete Übersetzung ist in ihrer sprachlichen Feinheit und Schärfe, in der Geschicklichkeit der logischen und spekulativen Formelungen in einer hierzu noch unausgebildeten Sprache ein Meisterwerk, das von den höchsten Leistungen dieser Zeit kündet: von der Hofakademie Karls des Großen in seiner später ständigen Residenz Aachen.

Die Anregungen gingen von Karls Feldzügen in Italien aus; sie hatten ihm antike Baukunst und antikes Schrifttum vor Augen geführt, hatten ihm die hochstehende Kultur der Langobarden als Vorbild gegeben. Aus dem Wunsche, sich, seinem Hofe und allmählich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seinem Volke die bewunderten Werte der Südkultur zu schenken, gründete er seit 781, seiner zweiten Rückkehr aus Italien, an seinem Hofe eine Art gelehrter Akademie, in der Angehörige aller germanischen Stämme ihren geistigen Besitz in Gesprächen und literarischen Werken austauschten. Da trafen sich der Angelsachse *Alkuin*, der als Vorsteher der Hofschule wirkte, aber auch einen beträchtlichen Einfluß als Ratgeber in kulturellen und auch politischen Fragen ausübte, der Langobarde *Paulus Diaconus*, der Verfasser der Langobardengeschichte, die uns auch germanische Heldenlieder dem Gehalte nach gerettet hat, der Westgote *Theodulf* mit dem Bayer *Arno* und den Franken *Angilbert* und *Einhard*. In der Hofschule wurden junge fränkische Adlige in die antik-christliche Bildung eingeführt, aber auch der Geistlichkeit ein hochgebildeter Nachwuchs geschaffen: Alkuins Schüler war Hrabanus Maurus, der die berühmte Fuldaer Schule einrichtete, aus der dann wieder Otfrid und Walahfrid Strabe hervorgingen. Karl liebte es, sich mit seiner glänzenden Beherrschung des Lateinischen an den Gesprächen seiner Hofakademie zu beteiligen; er ließ sich beim Mahle lateinische Dichter und Kirchenväter, ganz besonders des Augustin „De civitate Dei" (Über den Gottesstaat) vorlesen; er drang in die Anfangsgründe des Griechischen ein. Überall bekundet sich ein umfassendes Streben, das germanische Wesen mit der antik-christlichen Bildung zu verschmelzen und nach dem unzweifelhaften Niedergang der alten germanischen Art eine neue Form „deutschen" Wesens zu schaffen.

Keineswegs ist dabei daran gedacht, das Germanisch-Deutsche irgendwie zu opfern — vielmehr offenbart sich überall ein starkes nationales Gefühl, ein fränkischer Stolz, wie er noch in der Einleitung des Otfridschen Evangelienbuches widertönt. *Einhard*, der aus dem Odenwalde stammende Reichshistoriker, Baumeister und Ratgeber (um 770—840) — er war in der Fuldaer Klosterschule, dann in der Aachener Hofschule erzogen worden, 796 in den Hofdienst getreten — berichtet in seiner ganz nach Suetons Kaiserbiographien stilisierten „Vita Caroli Imperatoris" (etwa 817—821) mit besonderem Nachdruck von Karls germanischem Wesen und Auftreten, seiner ger-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

manischen Tracht und Sitte. Eine hochragende, gebietende Gestalt, ein durch ständige Übung im Jagen und Schwimmen gestärkter, unermüdlicher Körper, seine ausschließliche Vorliebe für die fränkische Tracht, die er nur einmal auf des Papstes listige Bitte hin mit der römischen vertauschte, sein Brauch, mit dem ganzen Hofe ins Schwimmbad zu gehen, seine Familienliebe, die sich bis zur zärtlichsten Kameradschaft mit den schönen Töchtern steigerte — das alles und noch mehr sind germanische Züge wesenhafter Art. Die alten Formen germanischen Volksherrschertums, das allgemeine Ding usw., konnten in dem Riesenreiche nicht festgehalten werden; das alte Freibauerntum verwandelte sich langsam aber unwiderstehlich unter den entstehenden Formen des Lehnsstaates. Und doch hatte noch Karl die Gewohnheit, früh beim Ankleiden seine Freunde zu empfangen, Rechtsstreitigkeiten durch schnellen mündlichen Entscheid zu beenden, politische Geschäfte schleunig und ohne Formalitäten zu erledigen. Fränkisches Recht, fränkische Grafschaftsverfassung und Gerichtsgemeinde blieben siegreich gegenüber den römischen Formen. Den andern germanischen Stämmen, Bayern, Sachsen, Langobarden, Burgundern ließ Karl ihre Volksrechte, die er aufzeichnen ließ; auch die Sachsen wurden nicht etwa als unterworfenes Volk behandelt, vielmehr regierten sie sich innerhalb der Grafschaftsverfassung durch einheimische Grafen, und Einhard in der „Vita" erzählt ausdrücklich, daß der Friede mit den Sachsen unter der Bedingung geschlossen worden sei, daß sie das Christentum annähmen und „mit den Franken vereinigt ein Volk bildeten" (ut . . . Francis adunati unus cum eis populus efficerentur, Cap. 7). Dem germanischen Teile des Reiches diente die weitausgreifende Ostpolitik, welche die Grenzen bis zur Oder, nach Einhard bis zur Weichsel, vorschob, Böhmen, Mähren, Kroatien, Norddalmatien einverleibte, die Grenzposten des Reiches kurz vor Belgrad, auf die heute noch in diesem Sinne benannte „Fruschka Gora" (Frankenwald) stellte. Gerade die Unterwerfung Sachsens und Bayerns hat diesen Grenzlandschaften die Kraft gegeben, sich mit voller Rückendeckung zur Osteroberung zu wenden; die Siedlung in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Karantanien (Kärnten) hat noch unter Karl mächtig eingesetzt, nachdem der zwölfjährige Avarenkrieg die Voraussetzungen dazu geschaffen hatte. Der Frankenkönig ist auch als Beginner der Osteroberung der Begründer des neuen Deutschtums.

Diesen politischen Zügen germanischer Art entspricht das germanische Kulturbestreben Karls. Wie er die Volksrechte aufzeichnen ließ — wovon uns Bruchstücke der „Lex Salica" übriggeblieben sind —, so veranlaßte er, gleichfalls aus einem fränkischen Nationalgefühl heraus, die Niederschrift der alten Königslieder: „Item barbara et antiquissima carmina", so lautet die berühmte Stelle in Einhards 29. Kapitel, „quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsi memoriaeque mandavit" (gleichermaßen ließ er die uralten Volkslieder von der früheren Könige Taten und Kriegen niederschreiben und überlieferte sie dem Gedächtnis). „Inchoavit et grammaticam patrii sermonis", fährt Einhard fort (er begann auch eine Grammatik der heimischen Sprache): also sehr tiefdringende Bemühungen um Erkenntnis und Festigung germanischer Sprachart. Dazu die deutschen Monats- und Windnamen: überall eine planmäßige Förderung und Neubegründung eigenfränkischer Kultur! Die Anteilnahme des Hofes am germanischen Heldensang hat weitere Wirkungen gehabt; nicht ohne Grund ist schließlich das Hildebrandslied zweimal, um 790 und um 810, im Kloster Fulda von Mönchshand aufgezeichnet und so als einzige unmittelbare Urkunde auf deutschem Boden bewahrt worden.

Karl vereinigte in seiner Person germanisches Denken, Volkskönigtum, Brauch und Sitte mit antiker Bildung und christlichem Glauben — diese in ihm allein bestehende Verknüpfung suchte er zur Grundlage einer eigenwüchsigen deutschen Kultur zu gestalten. Auf die Dauer konnte das nicht gelingen, da der Widerstreit der drei Geistesmächte zu tief ging. So vereinigte Karl auch in seiner Person die weltliche und geistliche Macht und versuchte auch hierin, mit dem oft allzu weit getriebenen Schicksalsvertrauen des großen Führers, künftigen Zeiten Gesetze zu geben. In dem programmatischen Briefe an Leo III. vom Jahre 796 scheidet Karl die Aufgabengebiete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von König und Papst in der Weise: des Königs ist es, die heilige Kirche Christi nach außen hin gegen den Ansturm der Ungläubigen mit den Waffen zu schützen, nach innen mit der Erkenntnis des katholischen Glaubens zu versehen; des Papstes ist es, mit zum Himmel aufgehobenen Händen, gleich Moses, des Königs Kampf zu unterstützen. Man sieht, Karl beansprucht für sich, was man schon zu seiner Zeit die beiden Schwerter zu nennen pflegte, weltliche und geistliche Gewalt zugleich — der Papst aber ist in seinen Augen nur ein Priester höheren Ranges, der Gebete für des Herrschers Sieg zu sprechen hat. Alkuin, des Kaisers Berater in kirchlichen und religiösen Fragen, spricht das in seinen Briefen aufs deutlichste aus, er teilt im 171. wie im 202. Karl die Aufgabe sowohl des kriegerischen Verteidigers wie des Lehrers und Ausbreiters des christlichen Glaubens: „His duobus gladiis", heißt es im 171. Briefe, „vestram venerandam excellentiam dextra levaque divina armavit potestas" (mit diesen beiden Schwertern in rechter und linker Hand waffnete dich die göttliche Macht). In seinem bei Einhard Kap. 33 mitgeteilten Testamente bedenkt der Frankenherrscher den Bischof zu Rom wie alle übrigen Bischöfe seines Reiches — es ist, als ob es keinen „Papst" gäbe. Nach Einhards unzweideutigem Bericht (Kap. 28) ist die Form der Kaiserkrönung durch den Papst im Jahre 800 nichts als ein listiger Vorgriff des Papstes gewesen, dem sich der neue Kaiser aus Gründen öffentlichen Anstandes nicht entziehen konnte; er hat Rom seitdem nicht mehr betreten und die Kaiserkrönung seines Sohnes Ludwig in betontester Weise selbständig, ohne jegliche Beihilfe des Papstes vollzogen. Daß aus dem Überfall des Jahres 800 das unheilvollste Geschick des deutschen Volkes zur Staufenzeit erwachsen sollte, hat Karl nicht voraussehen und nicht verhindern können; er selbst hielt Kirche und Papst in festen Banden und leitete sie zu seinen staatlichen Zwecken.

Aus dem Frankenreiche Karls erwuchs die abendländische Einheit, die Einheit eines neuen Europas nach dem Zerfalle der antiken Welt: Deutschland, Frankreich (das den Namen bewahrt), Italien, Spanien (das von Karls Spanischer Mark seinen Ausgang nimmt), die west-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

slawischen Völker. Die Gestalt des großen Gründers geht in fast alle europäischen Literaturen über, in die italienische, spanische, das nordische Sagaschrifttum, vor allem in die französische und deutsche. Das merowingische Lied findet seine lebendige Fortsetzung im karolingischen. Der fränkische Heldensang stirbt nicht aus, er pflanzt sich über Jahrhunderte in mündlicher Überlieferung fort, bis er dann um 1100 zum ersten Male schriftlich überliefert erscheint, in der neuen Form des französischen Epos, der westfränkischen „Chanson de geste". Ob die fränkischen Lieder, auf welche die Chansons de geste zurückgehen, mehr dem ostfränkischen oder westfränkischen, dem germanischen oder dem romanischen Sprachteil des Reiches angehörten, kann nicht sicher gesagt werden; man kann vermuten, daß dieser Heldensang in beiden Sprachen geblüht hat, das Westfränkische aber damals bereits einen Vorsprung hatte. Die deutschen Karolingerlieder bezeugt der Poeta Saxo im 9. Jahrhundert an der im ersten Kapitel wiedergegebenen Stelle: Pippin, Karl, Karlmann, Ludwig werden als die Besungenen genannt. Von der deutschen Karolingerlieddichtung ist nur ein einziges Zeugnis erhalten geblieben: das Ludwigslied von 881. Alles andere, im besonderen alle Lieddichtung über Karl den Großen selbst, ist verloren gegangen. Wir müssen den ost- und westfränkischen Bestand aus den Chansons de Geste des 12. bis 14. Jahrhunderts rückwärts erschließen.

An Karl Martell, den Sarazenenbezwinger, muß sich eine Schar von Liedern angeschlossen haben; später verschmolz seine Gestalt mit der gleichnamigen des großen Enkels, Karl der Große tritt auch als Sarazenensieger auf. Den Namen Charles Martels bewahrt noch der französische „Girart de Roussillon", während der „Mainet" und „Renaut de Montauban" (Die Haimonskinder) zwar deutlich Ereignisse aus der Regierung Karl Martells, seinen Kampf um die Herrschaft mit den Stiefbrüdern und dem neustrischen Hausmeier, vertauschen den Namen Martells aber mit dem Karls. Als Volksbuch „Die Haimonskinder" ist das Heldenlied von Karl Martells Jugendkämpfen später nach Deutschland heimgekehrt, hat dem jungen Goethe ein kindliches Entzücken, seiner Mutter den Namen Frau Aja geschenkt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

(Dichtung und Wahrheit 18. Buch). Um die Person Pippins sind die fünf Lothringerepen (Garin le Loherenc aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts und seine Fortsetzungen) gruppiert; diese lose Verbindung läßt auf die Fortwirkung alten Sanges schließen. Der Hauptteil der Chansons stellt Karl den Großen in den Mittelpunkt und vermischt mit ihm den früheren Martell wie den späteren Karl den Kahlen und andere Karle.

Den Langobardenfeldzug schildert die Sage von Autcharius-Ogier, dem von Karl abgefallenen und zum Langobardenkönig Desiderius geflohenen Großen, die in Ost- wie in Westfranken erscheint: dort erzählt sie der St. Galler Mönch (Monachus Sangallensis), der Ende des 9. Jahrhunderts die Berichte und Sagen von Karl in einem lateinischen Büchlein zusammenfaßt, hier ist das mit zahlreichen anderen Zügen durchsetzte Epos „Ogier der Däne" daraus entstanden. Mittelpunktsgestalt dieses Kreises ist *Roland*, nach Einhards Bericht (Kap. 9) Hruotlandus, Graf der bretonischen Mark, der beim Rückmarsch des fränkischen Heeres aus Spanien über die Pyrenäen mit der Nachhut von den Basken überfallen und nach heldischem Widerstande niedergemetzelt wurde. Auch dieser Baskenkampf wächst wie alle anderen Kämpfe allmählich in den Bereich des Sarazenen-, also des Glaubenskampfes hinein, wird religiös ausgedeutet. In einer beispielhaften Verknüpfung des Nationalfranzösischen und Gläubig-Religiösen begegnet er uns in dem ersten europäischen Großepos, dem französischen Rolandslied aus den ersten Jahren nach 1100, das dann um 1130—1140 vom bayrischen Pfaffen Konrad ins Deutsche umgestaltet und dabei noch stärker ins Religiöse umgesetzt wurde — der Beginn einer deutschen Rolandsüberlieferung, die doch auf eine fränkische Wurzel zurückführt. Karl der Große ist hier zu seinem mittelalterlichen Bilde herangewachsen: die vorbildliche Herrschergestalt, der Hüter von Recht und Gerechtigkeit, der Schützer der Kirche und des Glaubens, der christliche Herrscher im höchsten Sinne. So gebietet er nun in allen Epen, die auf seine Zeit und die unter ihm geschehenen Taten zurückgehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Rolandssage findet einen weiten europäischen Widerhall. Als der Normannenherzog Wilhelm 1066 in die Schlacht bei Hastings rückte, da ritt vor seinem Heere nach des Anglonormannen Wace Bericht der Sänger Taillefer und sang zur Anfeuerung der Krieger das Lied von Roland, sicher noch das alte kürzere Lied vor der epischen Umformung. In der italienischen Karlsepik spielt die Gestalt Rolands eine bedeutende Rolle, bis dann die großen Dichter der italienischen Renaissance, Bajardo und Ariosto, die Gestalt ihres Orlando der Weltdichtung einverleiben.

Eine zweite hervorragende Gestalt des Karlskreises ist der *Graf Wilhelm von Toulouse*, der seit 790 für den unmündigen Karlssohn Ludwig die Regierung Aquitaniens führte, 793 einen schweren und verlustreichen Kampf mit den Arabern am Flusse Orbieu bestand, später Katalonien eroberte; 806 zog er sich von der Welt in ein Mönchskloster zurück, wo er 812 starb. Mit diesem großen Sarazenenkämpfer verbindet sich später, ein halbes Jahrhundert überspringend, die Gestalt des Grafen Vivianus von Tours, der 851 im Kampfe gegen die aufständischen Bretonen fiel — die Bretonen werden wie alle Reichsfeinde, wie Basken, Normannen, Sachsen zu Sarazenen umgedeutet. Das Geschichtliche wird bis in kleinste Einzelheiten erhalten — so erscheint ein geschichtlicher Hadhemarus, caele pro tecte utens (der den Himmel als Dach gebrauchte), ein Begleiter Wilhelms auf seinem katalonischen Feldzuge von 801, noch im 12. Jahrhundert als Wilhelms Bruder Aimer, der nie unter einem Dache schläft. Die durch die Liedform gefestigte Überlieferung hat hier über Jahrhunderte hinweggeführt. Die Lieder von Wilhelm und Vivien begegnen im 12. und 13. Jahrhundert umgewandelt als „Ludwigs Krönung" (hier Wilhelms Vormundschaft für Ludwig geschildert), als „Prise d'Orange" und „Charroi de Nimes" (hier Wilhelms Sarazenenkämpfe), als „Archamp", „Covenant Vivien" und „Bataille d'Aliscans" (hier Wilhelms und Viviens Schicksale verbunden, Wilhelm als Rächer des gefallenen Vivien), während „Moniage Guilleaume" (das Mönchstum Wilhelms) der klösterlichen Überlieferung von dem später heiliggesprochenen Sarazenenkämpfer angehört. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alischanzschlachtepen, in denen der germanische Kampfgeist der verlorenen Lieder am stärksten nachwirkt, haben um 1212—1218 in Wolframs „Willehalm" eine glanzvolle Wiedererstehung erlebt, wobei der ostfränkische Dichter die vorgezeichnete Verbindung des Weltlichen und Geistlichen aus seinem eigenschöpferischen Reichsgedanken vertiefte — auch hier kehrt ursprünglich fränkisches Gut in die Hände des wahren Eigners zurück.

Unmittelbar von Karl selbst erzählt nur die „Karlsreise" (Pèlerinage de Charlemagne à Jerusalem et Constantinople); in dem kleinen Epos ist der ursprüngliche germanische Zug des Heldenwettstreits (Karl will sich mit dem andern großen Weltherrscher, dem Kaiser Hugo von Konstantinopel, messen) mit klösterlichen Zügen, wie dem der Pilgerfahrt zum Heiligen Lande verbunden werden. Zahlreiche andere Epen sind auf Karl bezogen worden, ohne daß geschichtliche Verknüpfungen zugrundeliegen, wie die Freundschaftssage von Amis und Amiles. Sarazenenkämpfe des 8. Jahrhunderts („Aimeri de Narbonne", „Girart de Viane") werden ebenso unter seinen Schirm gestellt wie die Sarazenenkämpfe des 9. Jahrhunderts in Mittel- und Unteritalien („Fierabras", „Destruction de Rome", „Aspremont"). In dem Epos vom Sachsenkrieg „Saisnes" verbinden sich geschichtliche Ereignisse der Kämpfe Karls und Widukinds mit der uns bekannten Überlieferung des Kampfes Chlotachars und Bertoalds 604 (die beiden Chlotacharlieder des 7. Jahrh.), so daß die Gestalt des großen Karl in der Tat die geschichtlichen Taten aus drei Jahrhunderten, von 600 bis 900, wie in einem Brennspiegel auf sich gesammelt hat.

Die Doppelheit der deutsch-französischen Karlsüberlieferung hat unselige Folgen für das deutsch-französische Verhältnis gehabt. Charlemagne und Karl der Große — beide Völker beriefen sich auf ihn, seitdem 843 der Verduner Vertrag das endgültige Ergebnis des Romanisierungsvorgangs, die sprachlich-volkliche Trennung von Ost- und Westfranken bestätigt hatte. Noch mehrmals wurde im 9. Jahrhundert die Scheidung des Reiches rückgängig zu machen versucht, der Gedanke der Zusammengehörigkeit von Ost und West blieb noch im-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mer lebendig, germanischer Laut war im Westen noch nicht völlig verstummt. Am Ende des Jahrhunderts aber war die Trennung endgültig geworden. Ostfranken hatte sich, unter dem großen Karolinger Ludwig dem Deutschen, die Vorherrschaft in Europa, die Nachfolge des Reichsgedankens gesichert; der germanisch verbliebene Teil des fränkischen Stammes hatte sich diesen seinen politischen Gedanken nicht nehmen lassen, er blieb der reichsgründende und reichsbewahrende Stamm. Das Zwischenreich Lotharingien mit dem reichen karolingischen Hausgut wurde für Ostfranken gewonnen (870 und 879/80) und im Kampfe behauptet, der Kampf um Italien — das beim Streite um die europäische Vorherrschaft seinem Besitzer den Vorrang gab und daher umkämpft werden *mußte* — mit wechselndem Erfolge geführt, die Eroberung des Ostens, die Siedlung in der Südostmark vor allem durch Ludwig den Deutschen gefördert. Aber auch der westfränkische Stamm vergaß seinen größten Herrscher nicht, vererbte seinen Reichsgedanken dem neuerstandenen französischen Volke als den gedanklichen Kern der französischen Ausdehnungspolitik. Schon im deutsch-französischen Kriege von 1124 entfaltete Abt Suger von St. Denis die Oriflamme als das alte Zeichen Karls gegen die Deutschen. Karl von Anjou, der Hohenstaufenvernichter, wurde als der zweite Karl gefeiert. Philipp der Schöne berief sich bei seinen Oster oberungen auf ihn. Ludwig XI., der Gründer des französischen Einheitsstaates, führte den offiziellen Karlskult am 28. Januar ein. Auf ihn berufen sich die Denkwürdigkeiten Ludwigs XIV., beruft sich mit besonderem Nachdrucke Napoleon, der 1804 in die Aachener Gruft hinabsteigt, berufen sich im 20. Jahrhundert Maurice Barrès und Charles Maurras, die französischen Nationalisten. Auf der andern Seite aber wird Karl zum Vorbilde der staufischen Imperialpolitik Ottos des Großen, Ottos III., Friedrich Barbarossa läßt ihn durch seinen Papst 1165 heiligsprechen und das Papsttum wagt das später nicht rückgängig zu machen. Karlsverehrung begegnet bei den Welfen (Rolandslied und Kaiserchronik), bei Karl IV. Wimphelings „Germania" 1500 weist auf Karls deutsche Art, um die französischen Ansprüche abzulehnen. Das Bild des gerechten Herrschers bleibt in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Volksüberlieferung: das alte Wort „mit Karls Lot vergelten", das Märchen „Der Kaiser und die Schlange", die Rolandssäulen. Im späten Mittelalter die Volksbücher, dann die Romantik erobern das Bild Karls aus westfränkischer Überlieferung neu. In diesem Kampf zweier Völker um eine große Gestalt hat erst das Jahr 1940 eine neue Lage geschaffen.

Das Heldenlied bleibt unter Karls Nachfolgern weiterhin lebendig. Der Untergang Vivians im Bretonenkampf 851 hat im Liede nachgewirkt, das dann mit den Wilhelmsliedern verbunden wurde. Die Schlacht von Saucourt 881, der Sieg Ludwigs III. von Westfranken über die Normannen, hat in einem deutschen und einem französischen Liede ihren Preis gefunden, ein deutliches Zeichen, wie stark Ost- und Westfranken sich noch einig fühlten und die Abwehr der normannischen Wikinger als gemeinsame Sache ansahen. Das französische Lied hat auf das spätere Epos „Isembart und Gormont" (Roi Louis) eingewirkt, das deutsche ist als einziges unmittelbares Zeugnis der gesamten merowingischen und karolingischen Lieddichtung erhalten geblieben. Dies *Ludwigslied* — das noch im gleichen Jahre 881 entstanden ist, denn von dem 882 gestorbenen Könige wird als von einem Lebenden geredet — ist das typische „Preislied", aber nun in umgewandelter Form, mit endreimenden vierhebigen Kurzversen statt der stabreimenden Langverse, mit starken kirchlichen Einflüssen: Gott schickt die Normannen den Franken zur Strafe ihrer Sünden, ruft Ludwig dann zum Kampfe auf, dieser ist der christliche Gottesstreiter, der die Heiden bezwingt, mit dem Gesange „Kyrieleison" ziehen die Krieger in die Schlacht. Der Dichter ist wohl ein Geistlicher, der kirchliche Anschauungen zum Siege bringt, sich in den dichterischen Formen aber des epischen Stiles bedient. Volkstümlich liedhaft ist der Eingang:

Einen König weiß ich,
heißet er Hludwig.

Dann wird sein Leben in ganz epischer Weise geschildert; vaterlose Kindheit, Erziehung durch den treuen Waffenmeister, Reichsteilung mit Karlmann. Dann der Normanneneinfall, auf Gottes Befehl hebt

Ludwig die Kampffahne auf (huob her gundfanen ûf), Ansprache an das Heer, Ritt zum Treffen, allgemeiner Gesang „Kyrieleison". Dann wieder in alten Formeln:

Sang was gisungan,
Wîg was bigunnan.
Der Sang war gesungen,
der Kampf war begonnen.

Der König reitet an der Spitze, durchsticht den einen, durchschlägt den andern: „er schenkte seinen Feinden bittern Wein ein", heißt es mit einer später noch oft begegnenden formalhaften Ironie des Volksliedes. „Gelobet sei die Gotteskraft, Ludwig ward sieghaft." So endet das 118 kurze Verse umfassende Gedicht, das in seinem schlichten, knappen, holzschnittartigen Stile den Beweis für eine volkhafte endreimende Lieddichtung gibt, denn die ganz volkstümlichen epischen Formeln dieses Liedes mit ihrer Bindung an den Endreim sind weder von dem geistlichen Verfasser geschaffen noch können sie geistlicher Dichtung entstammen; sie deuten auf eine allgemeine Lieddichtung in der neuen endreimenden Form.

Nach den uns erhaltenen Denkmälern hat die stabreimende germanische Dichtung in Deutschland im Laufe des 9. Jahrhunderts ihr Ende gefunden; in Zaubersprüchen lebte sie noch länger fort. An ihre Stelle trat die neue endreimende Dichtung. Die Wucht und Härte jener alten Dichtung, die starke Tonkraft der gestabten Worte widersprach ja der durch die althochdeutsche Lautverschiebung eingetretenen Schmeidigung und Betonungsmilderung der Sprache, und auch innere Wandlungen, der Übergang zum „Deutschtum" spielten bei diesem Vorgange mit, ebenso wie der äußere Einfluß der lateinischen Hymnenpoesie, in der der Endreim bereits 600 zum Siege gekommen war. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts begegnet eine endreimende deutsche geistliche Dichtung, in der sich die Bestrebungen Karls des Großen um eine Eindeutschung des Christentums fortsetzen. Ludwig dem Deutschen als dem Erben der karolingischen Überlieferung widmen um 865—870 *Otfrid* sein „Evangelienbuch", das den Gipfel dieser Dichtung darstellt. Es ist die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unbestreitbare Leistung des Weißenburger Mönchs, als erster den Endreim in einer großen kunstmäßigen Dichtung angewandt und damit durchgesetzt zu haben. Otfrid, gebürtiger Rheinfranke aus der Weißenburger Gegend, wurde in Fulda erzogen, in der Schule des Alkuinschülers Rhabanus Maurus, der die karolingische Überlieferung kirchlicher Volksbildung am getreuesten weitergeführt hatte. Als Schulvorsteher im Kloster Weißenburg wird Otfrid der Erbe seiner Bemühungen. Entschlossen bricht er neuen Formen Bahn; den romantischen Weg des Helianddichters, einen als germanischen Volkskönig stilisierten Christus zu schaffen, ist der nüchtern und klar denkende Rheinfranke nicht gegangen. Unbeirrt verkündet er die christlich-kirchliche Weltfluchtlehre, er schildert das Leben des Heilands zu rein theologischen Zwecken, deutet es, unter Benutzung der theologischen Bibelkommentare, allegorisch und moralisch aus, alles steuert aufs Theologisch-Abstrakte zu und verherrlicht die mönchischen Tugenden der Demut, Barmherzigkeit, Enthaltsamkeit, Unterwerfung unter Gott. Der schlichte, reine Stil seiner erzählenden Kapitel ist gleichwohl nicht ohne Einfluß der Volksdichtung geblieben, an der ein geistlicher erzählender Dichter gar nicht vorübergehen konnte. Im Beginne treffen wir noch einzelne stabreimende Formeln, später lenkt er mehr und mehr in seine eigene, ruhig abgewogene, gemütvoll sinnige Darstellungsart über. Dies allegorisch ausgedeutete Heilandsleben hat auf kirchliche Kreise stark gewirkt; volkstümlich ist es nicht geworden und konnte es nicht werden, da es im Theologischen verhaftet blieb und die Entwicklung bald über die karolingischen Volksbildungsbestrebungen hinweglenkte. Um 900 ist es mit der deutschen geistlichen Dichtung zu Ende; die hier versuchte Verschmelzung des Deutschen und Christlichen war nicht geglückt.

Damit endete der karolingische Zeitraum. Ums Jahr 900 sind die letzten Bewegungen der Völkerwanderungszeit abgeschlossen, Ost- und Westfranken sind getrennt, das französische wie das deutsche Volk haben sich klar herausgebildet. Als Ergebnis bleibt die Neugestalt der fränkischen Rheinlande: gewaltige Gebiete auf dem linken Rheinufer sind für das Frankentum gewonnen, während der Raum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zwischen Maas und Loire nicht behauptet werden konnte. Diese Rheinlande bleiben der Mittelpunkt des neuen Ostfrankens, in ihnen liegt das karolingische Krongut, das in damaliger Zeit der Naturalwirtschaft allein ein machtvolles Regiment ermöglichte, sie sind der Mittelpunkt der kirchlichen Organisation. Drei Erzbistümer: seit etwa 780 Mainz, etwa 795 Köln, etwa 805 Trier, umfassen den gesamten Raum des linkselbischen Deutschlands. Das Rheinland wird der Boden für die mit dem Staatswesen eng verbundene Kirchenorganisation; diese drei Erzbistümer sind zugleich die Träger der höchsten Reichsämter, der späteren Kanzlerschaften für Deutschland, Italien, Burgund. Das karolingische Kernland bleibt das Kernland des neuen Reiches und damit dem Reichsgedanken wie der kirchlich bestimmten Reichsorganisation aufs engste verbunden. In dieser Verbundenheit liegt das gesamte spätere Schicksal der fränkischen Rheinlande bis zum Jahre 1806 beschlossen, zuerst im Guten, dann mehr und mehr im Bösen.

Trotz des Verlustes der Seine-Loire-Stellung bleibt auch der großfränkische Raum in seiner kulturellen Gemeinschaft. Ein lebhafter Austausch zwischen Ost- und Westfranken begleitet die nachfolgenden Jahrhunderte. Als die deutschen Karolinger 911 aussterben, bemächtigt sich Westfranken der Rheinlande; 925 holt sie der erste Sachsenkönig zurück. Die Großen des Herzogtums Lotharingien hielten 911 am Erbrecht der Karolinger fest und riefen den westfränkischen König als rechtmäßigen Herrscher herbei: so stark wurde noch die alte Einheit gefühlt. Erst als der westfränkische Karolinger von seinen Gegnern gestürzt und gefangen worden war, wurde Heinrich I. als König gerufen und anerkannt. Aachen wurde nun die Krönungsstadt des Reiches; alle Ottonen sind dort geweiht. So wurden die Rheinlande auch unter den Sachsenkaisern als Kernland des Reiches anerkannt. Beim Aufstand Liudolfs gegen Otto I. (953—954) hat das Rheinland gegen den eigenen Herzog zum Könige gestanden; ein Lied von Liudolfs Geschick hat noch zweihundert Jahre im Rheinlande gelebt und ist später mit anderen Liedern zur Grundlage des „Herzog Ernst" geworden. Unter Otto I. ist auch der letzte Schluß-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

punkt unter die später so unheilvolle politische Entwicklung des Rheinlandes gesetzt worden: um das Land fest in Händen zu behalten, schaffte er die weltlichen Herzogsrechte ab, gab sie seinem Bruder Bruno, der seit 933 Erzbischof von Köln war und eine rege und sehr fruchtbringende Tätigkeit als Schulgründer und Kulturförderer ausübte. Zu einer Zeit, wo die Kirche dem Kaisertum unzweideutig unterstellt war, alle hohen Kirchenämter in Wahrheit Reichsämter bildeten, schien diese Übertragung unbedenklich; unter geänderten Zeitverhältnissen ist daraus ein unseliger Klerikalismus geworden.

Das Liudolflied ist nur ein einzelnes Zeugnis einer immer regen Lieddichtung. In den Jahren 900 bis 1050, wo keine einzige Dichtung in deutscher Sprache aufgezeichnet, lebte die mündlich überlieferte Volksdichtung in aller Kraft; von Siegfried und Dietrich, Ermanarich und Hildebrand, von Karl und Roland wurde gesungen. Liedformen und Liedgehalte änderten sich mit der Zeit; der Kern blieb erhalten. Vergeblich kämpften kirchliche Kreise gegen diese „heidnische" Dichtung. Das Volk hielt an ihr fest, gab sie Kindern und Enkeln weiter.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

DRITTES KAPITEL

Salische und staufische Dichtung - Volksdrama und Volksepos am Rhein

Eine tiefeinschneidende religiöse Bewegung veränderte im 10. und 11. Jahrhundert das Antlitz deutschen Lebens und den Gang der Reichspolitik: die um 930 einsetzende *cluniazensische Reform*. Nun erst wurde der Versuch unternommen, die bis jetzt nicht durchgreifende Verchristlichung des germanischen Europas zu Ende zu führen. Die ersten Anfänge dieser Reformbewegung spiegeln sich sogleich in der Dichtung: in jenem lateinischen Distichengedicht eines lothringischen Mönchs, der schon im ersten Kapitel erwähnten „*Ecbasis Captivi*", die um 930—934 entstand. Ein junger, naturfreudiger, weltliebender Mönch, der gern unter Eichen und an Wiesenhängen umherstreicht (Horas dictandi superavit cura vagandi, Wanderlust siegte über Diktatstunden), wird durch die Klosterreform aus seinem liebgewordenen Leben gerissen, er ergreift die Flucht, hat böse Erlebnisse in der Welt, heimgekehrt und zur Strafe in Klosterhaft gesetzt, erzählt er sein Welterleben und seine innere Umkehr „tropologisch", im Gewande der ihm vertrauten einheimischen Tiersage, in der Geschichte eines Kalbes, das der Weide entläuft, in die Hände des Wolfes gerät, der mit seinen Gesellen Otter und Igel die Hinrichtung beschließt; der Hirt zieht aus, das Kalb heimzuholen, und mit Hilfe des listigen Fuchses und des mutigen Stieres wird der räuberische Wolf getötet, das Kalb befreit und zurückgeführt. Als Erzählung des Wolfes ist die Sage vom Fuchs als Arzt eingeschaltet, wie denn auch andere Züge der Fuchs-Wolf-Sage auftauchen und das Gemälde bereichern. Sinn des Ganzen ist die Anerkennung der neuen Regel, die innere Buße und Umkehr, die Bejahung der neuen Weltflucht und Askese — mit diesem Sündenbekenntnis hat sich der lothringische Mönch die Türe seines Gefängnisses geöffnet. Und doch hat sich sein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alter Natursinn bewährt: im Gewande der geliebten Tiersage seiner Heimat kleidet er seine Beichte ein. Zahlreiche politische Seitenhiebe fallen bei der Spiegelung des Menschlichen im Tierischen; die Formen des Lehnsstaates, der Aufruhr der kleinen Vasallen gegen König- und Herzogtum begegnen im tierhaften Bereiche und zielen auf die Verhältnisse der Zeit.

Im 11. Jahrhundert setzt sich die cluniazensische Bewegung im Rheinlande durch. Zwei der neuen strengen Orden werden von rheinischen Klerikern gegründet: die Karthäuser 1084 vom heiligen Bruno aus Köln in La Chartreuse bei Grenoble, die Prämonstratenser 1120 von Norbert aus Xanten in Prémontré bei Laon — beide auf westfränkischem Boden, aber bald ins Rheinland eingeführt. Am Rheine erlebt man die schärfsten Kämpfe zwischen dem einheimischen, aus der Rheinpfalz stammenden Geschlechte der salischen Kaiser und den cluniazensischen Päpsten: das im Aufbruch befindliche Bürgertum von Köln und Worms schützte Heinrich IV. gegen die eigenen Bischöfe, die Kölner errangen sich hierbei die Erstlinge ihrer reichsstädtischen Freiheit im Kampfe für das deutsche Kaisertum. Das rheinische Volk war für Kaiser und Reich, nur die Bischöfe wankten. Gleichwohl fand die cluniazensische Frömmigkeit einen tiefen Boden in den Rheinlanden, von der starken Glaubenshaftigkeit des Stammes unterstützt; es ist allerdings eine ganz besondere, durchaus rheinische Art, die sich hier bildet, eine Gemütsmystik heller, klarer und naturverbundener Art. Ihr reinster und schönster Ausdruck in dieser Frühe ist die „Sibylle des Rheins", die Prophetin und Naturschauerin *Hildegard von Bingen*.

1098 ist sie auf Burg Böckelheim an der Nahe geboren, Tochter des die speirische Burg verwaltenden Ministerialen. Schon im Alter von fünf Jahren beginnen ihre Gesichte, innere Lichtvisionen, und mit acht Jahren, 1106, wird sie in die Hut der Gräfin Jutta von Sponheim gegeben, die sich auf dem Disibodenberg eine an das große Benediktinerkloster angelehnte Frauenklause geschaffen hatte. 1112 wird sie eingekleidet, 1136 nach Juttas Tode zur Äbtissin erwählt. In den Jahren 1141—1151 schreibt sie ihre Visionen nieder in dem Buche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Scivias" (Wisse die Wege). Der Ruf dieser Visionen verbreitet sich weit über Deutschland, 1147 veranlaßt der Erzbischof Heinrich von Mainz die päpstliche Approbation durch den eben in Trier weilenden Eugen III. Damit ist die Seherin kirchlich beglaubigt, ihr Ruf nimmt immer märchenhaftere Formen an. Im gleichen Jahre rät ihr ein Gesicht die Verlegung des Klosters, gegen heftigen Widerstand der um die Anziehungskraft des Disibodenberges besorgten Mönche führt sie den göttlichen Auftrag und errichtet auf dem Rupertsberg über Bingerbrück ein neues Kloster mit allen Gesundheitsvorrichtungen: fließendes Wasser in allen Zellen, Verordnungen zur Zahnpflege usw. Auf Reisen nach Franken, Schwaben, Lothringen und dem Niederrhein zieht sie große Volksmassen in ihre öffentlichen Predigten. Von zahlreichen Seiten wird sie um Rat gefragt, in politische Streitigkeiten hineingezogen, um die Zukunft angegangen; der Kreis um sie hat nach ihrem Tode (1179) einen großenteils gefälschten Briefwechsel herausgegeben, der sie als scharfe Mahnerin und Rügerin der Kaiser, Fürsten und Päpste zeigt. Da auch in ihren Visionen das Leben der Geistlichen rückhaltlos getadelt wird, so verbreitete sich ein legendärer Ruf ihrer kirchenkritischen Einstellung, der eine ganze Pseudoliteratur von Visionen und Prophetien hervortrieb; im 16. Jahrhundert ist sie immer wieder als Kronzeugin der Reformation beschworen worden. Sie war eine einzigartige Erscheinung und ist von der Kirche nie heiliggesprochen worden; alle Einleitungen zur Heiligsprechung sind ergebnislos ausgegangen und nur durch Gewohnheit und stillschweigendes Gewährenlassen ist sie zur „heiligen" Hildegard geworden.

Eine unablässig und machtvoll arbeitende, in Bildern und Geschehnissen überschwellende Phantasie, ein tiefbohrender, die Geheimnisse der gottgeschaffenen Natur umfliegender Geist, eine tiefe Verbundenheit mit allen Dingen der Natur, aus Volkswissen und Volksbrauch genährt, dazu ein dichterischer und musikalischer Gestaltungstrieb, das alles vereint sich bei Hildegard mit einer ins Krankhafte hinüberspielenden visionären Anlage, die unter Ohnmachten und Schmerzen schafft und ganz aufs Visuelle gerichtet ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf Gesichte von Licht und Finsternis, Glanz und Dunkel. Ihr Weltbild ist von antiker und biblischer Tradition geprägt, aber mit ungemeiner Lebendigkeit und in dräuenden dämonischen Gegensätzen geschaut. So ragen ihre Visionen oft in Dantesche Nähe. Alles Kosmische, Sittliche, Religiöse stellt sich ihr in machtvoll bewegten Bildern dar, die in ihren drei Büchern „Scivias" (Wisse die Wege), „Liber divinorum operum" (Das Buch von den göttlichen Werken) und „Liber vitae meritorum" (Das Buch vom verdienstlichen Leben) gesammelt sind. An die Visionen reiht sich die mystisch-allegorische Auslegung, für die zum Teil ihre Helfer, in späteren Jahren der Wallone Wipert von Gembloux verantwortlich sind, die ihr beim Stilisieren ihrer lateinischen Niederschriften halfen. Da sieht sie schimmernde Seen, lichtstrahlende Nebel, Lichtwolken, die mit schreckenvollen Finsternissen kämpfen und Sonne und Mond in sich erscheinen lassen, und in der Sonne ist ein Löwe, im Monde ein Steinbock, der Löwe folgt der Sonne in ihrem täglichen Laufe und zerreißt viel Beute. Eine andere Wolke ist voller böser Geister, sie läßt Geifer unter die Menschen fallen, bläst wüsten Nebel und schwärzesten Rauch über die Erde hin, reizt zu Laster und Verbrechen. Und in all diesen Dingen webt Gott der Ewige, dessen Ewigkeit Feuer, aber nicht schweigendes, sondern wirkendes Feuer ist. „Denn Gottes Gewalt ordnet und leitet alles wie das Haupt den ganzen Körper über alles Geschöpfeswissen und Geschöpfesdenken hinaus in der Klarheit seiner Mysterien und Geheimnisse. Also schafft er auch vernünftiges Leben, daß nämlich die Augen sehen, die Ohren hören, die Nasen riechen und der Mund Worte der Vernunft hervorbringt. Gott ist also das Haupt aller Gläubigen, doch offenbart er nicht alles, was im Geheimnisse der Gottheit ruht, weil in ihm das geheimnisvolle Leben des verborgenen Lebens ist. So wird von Gott alles Erschaffene getragen" (Liber vitae meritorum I 1,5, Übers. v. Johannes Bühler). Gott hat mit Vorbedacht das Böse in die Welt gebracht, sie dem Streite der guten und bösen Geister ausgeliefert, um auf diese Weise sein Volk zu reinigen; die in die Irre gegangen sind, aber sich durch Buße entsühnt haben, tragen die Kraft in sich, die bösen Geister zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

überwinden. Die Welt der rheinischen Seherin ist eine ewigbewegte, ringende, streiterfüllte, sich im Zwiespalt und in der Anfechtung vollendende Welt.

Wer das Höchste im gestalteten Bilde schaut, ist der Natur nahe. Hildegard von Bingen ist eine der größten Naturforscherinnen aus eigendeutscher Art. In der „Physica" gibt sie die Naturgeschichte in allen ihren Teilen, darunter eine wertvolle Flora des Nahetales, in den „Causae et curae" (Ursachen und Heilmittel) eine ausgeführte Behandlung der wichtigsten Krankheiten mit zahlreichen Ratschlägen der Volksmedizin, wobei die deutschen Volksausdrücke in den lateinischen Text eingefügt werden. Auch hier schaut Hildegard eine immer bewegte Welt: im Körper des Menschen bekämpfen sich Seele und Fleisch, die Kräfte des Warmen und des Kalten, dazu entscheidet das richtige Verhältnis der Blutflüssigkeit; Einflüsse der Luft und der Winde, der Sonne und des Mondes treten hinzu und müssen bedacht werden. Alle Schilderungen und Heilungsvorschläge der Seherin sind von dieser durchaus dynamischen, mit Kräftegegensätzen und ihrem Ausgleich rechnenden Naturansicht bestimmt. Wir stehen auf der ersten Stufe eines langen Weges deutschgearteter Naturwissenschaft, der zu dem Cusaner, zu Paracelsus und Goethe weiterführt.

Die Dichterin lebt aus dieser Naturverbundenheit. Auch sie schaut und verleibt in Bildern, sieht überall die Dinge der Natur das Hohe und Göttliche spiegeln. So klingt ihre Mariensequenz aus reinstem Naturempfinden:

„O allergrünstes Reis, gegrüßt seist du, daß du dich im Windhauche der Erwartung der Heiligen erhobst, als die Zeit gekommen war, daß du in deinen Zweigen blühen solltest.

Gruß dir und abermals Gruß, denn Sonnenglut kochte in dir wie Balsamgeruch. Aus dir ersproßte die herrliche Blume, die den lechzenden, schon vertrocknenden Kräutern Duft verlieh. Und alle erschienen nun in voller Blüte.

Die Himmel sandten Tau dem Grase, die Erde ward froh, denn ihr Schoß brachte Getreide hervor und die Vögel des Himmels bauten in ihr ihre Nester.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So ward den Menschen Speise, den Speisenden große Freude. In dir, liebliche Jungfrau, ist Wonne ohne Ende."

So dichtet sie ihre Hymnen an Engel, Apostel, Märtyrer, so ihr Festspiel auf den Heiligen Rupert und ihr selbstvertontes Singspiel „Ordo virtutum" (Reigen der Tugenden), das den Kampf der Tugenden und Laster um die menschliche Seele allegorisch schildert: „Seele, sei stark, hülle dich in die Waffen des Lichtes!" rufen die Tugenden in echt Hildegardschem Vertrauen auf die Kraft der guten Geister in der leiddurchkämpften Welt. Auch ihre Hymnen vertonte sie selbst, eine Liebhaberin der Musik, die sie für die einzig gerettete Habe des Paradieses, den Widerklang seiner verschollenen Harmonien erklärte. Nimmt man zu diesem visionären, naturwissenschaftlich-medizinischen, dichterischen und musikalischen Werke ihre Homilien, die Erklärung der Benediktinerregel und des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses, die Lebensbeschreibungen des heiligen Rupert und Disibod, den reichen Schatz ihrer Briefe, nimmt man dazu ihre seltsame Erfindung einer Geheimsprache (Gott: Aiganz, Engel: Aieganz, Mann: Jur, Frau: Vanix, Apostel: Sonziz usw.), so erstaunt man vor der Fülle einer unvergleichlichen Begabung, eines überströmenden, Gott und Welt umklammernden Geistes. Naturliebe und Frömmigkeit der rheinischen Seele vereinen sich zu einer überwältigenden Gestalt. Und an ihre Seite tritt die mildere, sanftere *Elisabeth von Schönau*, tritt der glaubensinnige, mit seiner Mystik um die Menschwerdung des Gottmenschen kreisende Abt *Rupert von Deutz* († 1135).

Eine ganz andere Gestalt aus späterer Zeit: *Cäsarius von Heisterbach*, der größte lateinische Novellist des deutschen Mittelalters. Wenn schon die rheinische Sibylle in ein halb legendäres Dasein hineinwuchs, so ist der bewunderte Verfasser der „Miracula" selber zum Wunder und zur Legende geworden. Die Volkssage übertrug eine Entrückungslegende auf ihn: so wurde er zum „Mönche von Heisterbach", der sein Kloster auf eine Stunde verläßt, um es ein Jahrhundert gealtert wiederzufinden; keiner erkennt ihn und man erzählt ihm die seltsame Geschichte von dem Mönche, der vor hundert Jahren verschwand. Cäsarius ist um 1180 zu Köln geboren, wurde Abt im Sieben-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gebirgskloster Heisterbach, wo er 1240 starb; er verfaßte wichtige Darstellungen kurkölnischer Geschichte, einen „Catalogus archiepiscopum Coloniensium" und eine Lebensbeschreibung des heiligen Engelbert — sein dauerhaftes Werk aber ist der „Dialogus miraculorum" von 1223. Auch in ihm lebt die Naturverbundenheit, die sich vor allem in seinen zahlreichen, liebevoll geschauten Tiergeschichten kundtut. Aber wenn bei Hildegard der reine Natursinn auch bei Übernahme des kirchlichen Weltbildes erhalten blieb, eine organische Weltansicht sich immer durchsetzte, so begegnet bei Cäsarius eine wunderlich verworrene Mischung des Christlich-Kirchlichen und Volkstümlich-Abergläubischen, eine verteufelte, dämonisierte, von Schrecknissen, Zufällen und grausig phantastischen Wundern durchwirkte Welt. Da steigt der Kruzifixus vom Kreuze und ohrfeigt einen in der Messe schlafenden Mönch; vor einem Ritter aber, der dem gefangenen Sohne des Mörders seines Vaters das Leben schenkt, verneigt er sich. Als man nach zwanzig Jahren das Grab eines klösterlichen Schreibers öffnet, der viele fromme Bücher geschrieben hatte, findet man die rechte Hand unversehrt inmitten der Verwesung. Zwei verfeindete Bauern werden „durch Gottes Willen" in das gleiche Grab gelegt; da kehren die Leichen einander den Rücken zu, und man muß den einen an andere Stätte betten. Ein Laienbruder aus Zinna fährt über die Elbe, kann dem Fährmann den Lohn nicht zahlen, da er kein Geld bei sich hat, gelobt die Zahlung bei seinem Orden; als er stirbt, ohne sein Versprechen erfüllt zu haben, kehrt die unruhige Seele in den Körper zurück, erzählt ihre Sorge, der Abt sendet das Geld und der Laienbruder verscheidet zum zweiten Male. Tote werden lebendig, Kranke geheilt, Dämonen quälen und fahren aus, das Feuer wird beschworen, aber ein Fischer verbrennt sich an kaltem Wasser, Sünde und Reue, Strafe und höllische Glut — eine christlich verzauberte Welt, in der das Wunderbare ans Lächerliche und Burleske grenzt: in einem Zimmer, wo eine Frau gebiert, dreht sich der Kruzifixus an der Wand aus Schamhaftigkeit um. Antike und Orient, christliche Legende und deutsche Volkssage, Artusfabel und Tiergeschichte erscheinen hier in buntem Wechsel. Neben der lieblichen

Bienenlegende — von den Bienen, die um die verlorene Hostie mit Waben ein schimmerndes Gebäude schufen — steht die Erzählung vom Schultheiß von Kolmere, der in den feuerspeienden Berg Vulkanus gerufen wird, jene Erzählung, die Scheffel in seinem „Enderle von Ketsch" gestaltet hat. Ein Gewirr des Erhabenen und Lächerlichen, Reinen und Unreinen, aber mit großer Lebendigkeit erzählt, mit der greifbaren Lebenswirklichkeit von bestimmten Orten, benannten Personen, von Alltagshelle erfüllt, ein Sittenspiegel der Zeit, der fesselnde Aufschlüsse vom Leben aller Stände gibt. Auch dieses Riesenwerk von 700 Novellen hat etwas Einziges in seiner Art, trägt einen universalen Zug als das umfassendste lateinische Erzählwerk des deutschen Mittelalters.

Und nun eine dritte, ganz andere Gestalt lateinischer Dichtung: der *Archipoeta*. Das reichstreue Rheinland sendet dem ringenden Staufertum einen seiner wirkungsvollsten Propagandisten. Wir wissen nicht, woher er stammte, kennen nur aus den Anspielungen seiner Gedichte einige Lebensumstände. Aber er reiste und dichtete im Gefolge von Friedrich Rotbarts größtem Staatsmann und Helfer, des Niedersachsen Rainald von Dassel, der als italienischer Kanzler zugleich Erzbischof von Köln war (1159—1167). Es ist die Zeit der streitbaren, das Reich verteidigenden Erzbischöfe und Kanzler; an Rainalds Seite tritt jener Christian von Buch, der als Erzbischof von Mainz mit Hildegard von Bingen in Streit geriet und das Interdikt über die rheinische Seherin verhängte; beide sind in Italien im Reichsdienste gestorben. Der Gefolgsmann des Kölner Erzbischofs, der vagierende Kleriker zeigt unverkennbar fränkische Art: eine souveräne Freiheit des Geistes, die über eigene Schwächen und Laster, über Krankheit und Zerstörtes mit gebietender Ironie lächelnd zu triumphieren weiß, eine geniale Meisterschaft wortspielenden Witzes, klangspielender, geistreicher Versgestaltung, ein unbefangener, weltfreudiger Genießerwille und zugleich der erhabene Blick in die universale Weite des staufischen Imperialismus. Neun Gedichte und ein kleines Bruchstück sind durch Zufall erhalten, in einer Göttinger Handschrift sieben Bittgedichte an seinen Herrn, die um Geld und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hilfe flehen, Bettelgedichte, um es offen zu sagen, aber von einer schalkhaften, einer selbstironischen Satire, die der Kritik die Waffen raubt. Aus einer anderen, Brüsseler Handschrift sind das Preislied auf Friedrich Barbarossa und die berühmte „Beichte" erhalten, die auch in anderen Handschriften erscheint, in den Carmina burana, der großen Sammlung der Vagantenlyrik, um als Trinklied der Studenten bis ins 20. Jahrhundert fortzuleben. Zerstreute Trümmer eines nur zu ahnenden Werkes, das dem größeren, tieferen Werke Walthers von der Vogelweide vorausgeht.

Die uns bekannten Gedichte reihen sich in den Jahren 1160—1165: ein Teil ist in den italienischen Feldzügen Rainalds von Dassel entstanden; Orte wie Köln und Novara werden als Aufenthaltsorte genannt. Da der Erzpoet immer wieder von einer schleichenden Krankheit, scheinbar der Schwindsucht, redet, von der er in Salerno Heilung sucht, so wird sein Tod bald nach 1165 erfolgt sein, in noch jugendlichem Alter. Sein persönlichstes Gedicht, die „Beichte" (Poetae confessio), läßt am tiefsten in sein Innenleben schauen; hier gesteht er die leichtherzigen Wege seiner Jugend, wie er der Venus „liebliche Mühe" sucht (quidquid Venus imperat, labor est suavis), im Spiele sein Geld verwirft, sein Leben zum Schenkenleben macht (die als Trinklied fortlebenden Verse „Meum est propositum in taberna mori", In der Schenke will ich sterben). Mit der epigrammatischen Schärfe seines Stiles, die sich an Gegensätzen erfreut, zeichnet er das verworrene Bild seines Wesens: „Ich suche meiner Würdige und gerate unter die Erbärmlichen" (Quero mihi similes et adjungor pravis). Es ist das sozial ungesicherte Dasein des Vaganten, der von Lust und Laune seines Herrn abhängig bleibt, das Leben eines von frühem Tode Gezeichneten, der die raschen Tage zu flüchtigem Genusse bannen will; ihn entsühnt seine Offenheit, das unbefangene selbstenthüllende Bekenntnis, das Menschliche - Allzumenschliche ohne Maske und Heuchelei.

Der höhere Sinn dieses Lebens liegt im Aufblick zu Kanzler und Kaiser, zum Gedanken des Reiches. Dem Preisliede auf Rainald (Laus Reginaldi) reiht sich das Bruchstück eines gleichen Liedes, in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem der Erzpoet die antikisch eherne Formel für den bewunderten Kanzler findet:

Ne sit fama mendax de te
vita famam superas.
Damit der Ruhm nicht an dir zum Lügner wird,
überwindest du durch dein Leben den Ruhm.

Im Preisliede auf Friedrich Rotbart „Ave Caesar!" ersteht das Bild des „Fürsten der Fürsten dieser Erde" (prinzeps terrae principum), der auf Gottes eigenen Befehl zum König über alle Könige eingesetzt ist und in Gottes Volke das Schwert der Rache und den Schild des Schutzes empfangen hat. Er ist der Gesalbte des Herrn (christus domini), der das römische Reich wieder auf seine einstige Höhe erhebt, der die Langobarden, die Feinde aller gesetzlichen Ordnung, niederwirft und als ein neuer Karl der Große (repraesentat Carolum dextera victrici) Friede und Gerechtigkeit sichert, nachdem ihm der Erzkanzler den Weg bereitet und die Erde unter das kaiserliche Joch gezwungen hat. Im Sommer 1162, vor der Eroberung Mailands, ist das Gedicht geschaffen und vielleicht in dem kaisertreuen Novara dem zum Siege eilenden Herrscher übergeben oder vorgetragen worden. Der Erzpoet ist ein Anhänger kriegerischen Durchgreifens zur Wiederherstellung des alten Imperiums, er schließt sein Preislied mit der Mahnung an den Kaiser, auf seinem Wege unbeirrt fortzuschreiten:

Imperator nobilis, age, sicut agis!
Sicut exaltatus es, exaltare magis!
Fove tous subditos! Hostes caede plagis,
super eos irruens ultione stragis!
Edler Kaiser, tue, wie du tust!
Wie du dich erhöht hast, erhöhe dich weiter!
Hilf deinen Untertanen! Fälle deine Feinde,
stürze über sie mit der Rache der Vernichtung!

Das reichstreue Rheinland, das Land der Rainald von Dassel, Christian von Buch, Markward von Annweiler, Konrad von Scharfenberg, hat jederzeit hinter den staufischen Plänen gestanden und seine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Größe in der Größe des Reiches gesucht. Wenn neben dieser bedeutsamen lateinischen Dichtung sich nun eine noch bei weitem reichere und tiefgründigere deutsche Dichtung sich entfaltet, wenn Kurzepos, Großepos und das neue mittelalterliche Drama im rheinischen Kulturkreise ihre deutsche Geburt erleben, wenn die Rheinlande noch einmal in wirkungsvoller Art die dichterische Führung übernehmen, so geschieht diese geistige Entwicklung auf dem Hintergrunde einer politischen Entwicklung, in der die Rheinlande noch einmal und nun zum letzten Male das Herzland des Reiches sind.

Im Südteil der Rheinlande lag das Hausgut des salischen Kaiserhauses (1024—1125), vom Rheinlande aus und nur mit der energischen Unterstützung der rheinischen Städte hat der große Salier Heinrich IV. seinen Kampf für das Reich geführt. 1073 verjagten die Wormser Bürger ihren kaiserfeindlichen Bischof, 1074 standen die nach städtischer Freiheit verlangenden Kölner gegen Erzbischof Anno II. auf. Die Bürger von Speyer errangen 1111 von Heinrich V. das erste kaiserliche Stadtprivilegium mit der Anerkennung ihres Stadtrates, das sie mit goldenen Buchstaben auf die Front ihres Domes schreiben ließen; ein Jahr später, 1112, schlossen die Kölner ihre berühmte „conjuratio pro libertate". 1152 und 1161 begegnen wir „Eidgenossenschaften" der Trierer Bürger, und 1180 vollzieht Köln jene ungeheure Stadterweiterung, die mit einem Mauerkranze von vierzehn Kilometern Umfang die Hauptstadt des Niederrheins zur größten Stadt des Reiches und, im Zusammenhange mit dem klug und willenskräftig entwickelten Stapelrechte, zum Handelsmittelpunkte des deutschen Westens, zur beherrschenden Trägerin des flandrisch-brabantisch-englischen Handels erhebt. Das 11. und 12. Jahrhundert sehen den gewaltigen Aufstieg des Bürgertums in den Rheinlanden, eine machtvolle Entfaltung der Volkskraft — in einer Zeit, die den letzten glanzvollen Aufstieg des Reiches schauen darf, die Heiligsprechung des fränkischen Karl zu Aachen 1165, das weitberühmte Mainzer Hoffest von 1184, die Pracht der staufischen Kaiserpfalzen Lautern, Gelnhausen, Trifels, und in der sich doch bereits der beginnende Zerfall in die Territorialgewalten deutlich abzeichnet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieser Zerfall bekundet sich in den Rheinlanden durch die zahlreichen Fehden, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts Nieder- und Mittelrhein verwüsten, so vor allem die Trier-Luxemburger Fehde von 1140—1147, die zusammen mit Angriffen auf die Freiheit des Bauerntums als unmittelbaren Anlaß für die Auswanderung einzelner Volksteile aus dem Moseltale, Luxemburg und der Aachener Gegend nach Siebenbürgen angesehen werden muß: die Entstehung des rheinischen Kolonialvolks der Siebenbürger Sachsen. Die überschüssige Volkskraft des deutschen Westens entlädt sich in unablässigen Zügen in die Ostgebiete; das 1158 gegründete Lübeck, die baltischen Städte bis nach Stockholm, Reval, Wiborg und Naugard (Nowgorod) hinauf sehen einen Strom rheinischer Kaufleute und Auswanderer; in Brügge und London richtet der kölnische Kaufmann als Vorläufer der Hansa seine Handelshöfe ein und erwirbt ein Monopol gerade für den Handel mit England. Die Kultureinheit des großfränkischen Raumes mit den alten Ausstrahlungen nach Flandern-England und Niedersachsen-Ostsee wird im 12. Jahrhundert durch eine großartige wirtschaftliche Blüte verfestigt.

In diese Zeiten aufstrebender Volkskraft fällt die Entwicklung ganz neuer dichterischer Gattungen, die von den Rheinlanden ihren Ausgang nehmen. Um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert vollzieht sich die Geburt des deutschen *Epos*, ein Vorgang, der nur schwer zu erhellen ist, da das Verhältnis des Volksepos zum Kunstepos durch die Verschiedenheit mündlicher und schriftlicher Überlieferung der Gefahr erliegt, in ein ganz falsches Licht gerückt zu werden. Das erste erhaltene Volksepos, der „*König Rother*", ist in seiner uns vorliegenden Gestalt erst 1150—1160 geschaffen worden, weist aber deutlich auf eine ihm um Jahrzehnte vorausliegende großepische Fassung hin. Das erste Kurzepos, das „*Annolied*", ist in den ersten Jahren des 12., vielleicht noch in den letzten des 11. Jahrhunderts entstanden, das erste kunstmäßige Großepos oder vielmehr der unvollendete Versuch eines solchen, Lamprechts „*Alexanderlied*" ist ungefähr um 1125 anzusetzen, beide aber, vor allem der Lamprechtsche Alexander, zeigen sich stilistisch in solchem Maße von den Stilmitteln der volksmäßigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dichtung abhängig, daß man dem *Volksepos* einen unbedingten Vorrang zuerkennen muß.

Der unterirdische Strom der germanisch bestimmten Volksdichtung tritt an dieser Stelle mit einer sehr wichtigen Neuform zu Tage. Das germanische Heldenlied der Völkerwanderungszeit mit seinen stabreimenden Langzeilen und seinem wuchtigen Akzentstil war im Laufe des 9. Jahrhunderts in das endreimende Heldenlied mit gereimten Kurz- oder Langzeilen (teilweise strophischer Form) und einer sachteren Tongebung übergegangen. Diese endreimenden Heldenlieder beherrschten das 9., 10. und 11. Jahrhundert; sie waren die eigentliche Dichtung des Volkes, das von der geistlichen, der Kloster- und Mönchsdichtung ja nur in ganz geringem Grade erreicht wurde, und zwar des Volkes in allen seinen Teilen: nicht nur der Bauern, von denen die Quedlinburger Annalen um 1000 berichten, daß sie die Lieder von Siegfried und Dietrich sangen, sondern auch des Adels, ja selbst der Geistlichkeit bis zu den Bischöfen hinauf. Wenn der Bote, der im Jahre 1131 den Herzog Knut Laward in die Falle des Dänenkönigs zu locken hatte, den Todgeweihten mit dem Liede von Griemhilds Verrat an den Brüdern (de perfidia Grimhildi erga fratres) zu warnen suchte, so muß dieses Lied vom Burgunderuntergang dem Herzoge vertraut gewesen sein. Von dem Bischofe Gunther von Bamberg (1057—1065) berichtet die Chronik, daß er eine besondere Freude an den Liedern von Etzel, den Amelungen und anderen „Wundertieren" dieser Art gehabt habe (semper ille Attilam, semper Amalungum et caetera id genus portenta tractat) — derselbe Bischof, der im Jahre 1065, von Schrecken über die drohende Ankunft des jüngsten Gerichtes erfaßt, einen Pilgerzug nach dem heiligen Lande mit vielen Klerikern antrat und in Ungarn den Tod fand. Aus den rheinischen Gegenden ist zufällig kein Zeugnis ähnlicher Art geblieben, aber hier vollzieht sich der zweite durchgreifende Wandel: aus dem *Liede* mit seiner knappen, gedrungenen Formung entwickelt sich die breitere, behaglich ausmalende und verweilende Form des *Epos*. Die Lieder selbst verschwinden darum nicht; sie leben weiter und entwickeln sich zu den Volksballaden des späteren Mittelalters; das

jüngere Hildebrandslied, das Seyfritslied, das niederdeutsche Volkslied „Ermenrikes Dod" sind uns von ihnen erhalten. Wenn auch verschiedentlich der Inhalt mehrerer Lieder zu einem neuen Epos verschmolzen ist, so handelt es sich doch keineswegs um eine bloße Zusammenfügung von Liedern zur Epenform, wie das Lachmann vor hundert Jahren im Anschlusse an die Wolffsche Homertheorie lehrte, vielmehr um eine schöpferische Neugestaltung, bei der die knappe Liedform in die wesensverschiedene Form des Epos umgeschaffen wird. Dieser an der Wende des 11. und 12. Jahrhunderts sich vollziehende Wandel ist das Zeichen einer veränderten Gesinnung, einer erweiterten Weltschau, eines größeren Atems der epischen Dichtung. So ist dieser Wandel eine Widerspiegelung der politischen, geistigen und wirtschaftlichen Entwicklungen, die sich unter den salischen und staufischen Kaisern ergeben und vor allem die rheinischen Lande tiefgreifend beeinflussen.

Der Wandel selbst vollzieht sich im Dunkeln: so wenig wie jene Lieder sind die neuen Volksepen aufgezeichnet worden. Sie blieben mündlicher Überlieferung anvertraut, die schriftliche nach wie vor den Werken der geistlichen Dichtung vorbehalten. Auch der „*König Rother*", das erste uns erhaltene Volksepos, verdankt seine Aufzeichnung nur dem geistlichen Beiwerk, mit dem er an einigen Stellen umrankt worden war, und den starken Beziehungen auf einflußreiche bayrische Adelsgeschlechter, die sein Dichter hineingeflochten hatte. Denn so wie uns der „Rother" aufgezeichnet vorliegt, ist er etwa 1150 bis 1160 von einem mittelfränkischen Fahrenden in Bayern gedichtet worden — wir sehen das am Rhein gebürtige Volksepos bereits auf seiner Fahrt längs der alten Kulturlinie Rhein-Bayern-Ostmark! Der Zeitpunkt der Entstehung läßt sich ziemlich genau festlegen: der im Epos gebräuchliche Herzogstitel von Meran (d. h. Maronia = Dalmatien-Kroatien) kommt kurz nach 1150 auf; am Schlusse des Epos wird den bayrischen Tengelingern Österreich, Böhmen und Polen zugeteilt, aber ein selbständiges Herzogtum Österreich wurde ja erst 1156 geschaffen. Die Umwelt des mittelfränkischen Spielmanns ist klar erkennbar aus seinem Lobe der Tengelinger, das heißt der Gra-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fen von Burghausen, die zu den mächtigsten Adelsgeschlechtern Bayerns gehörten, aus seinem Tadel des verräterischen Hadamar von Diezen, also der Grafen von Diessen am Ammersee, die als Feinde der hochgelobten Tengelinger in die Dichtung selbst mit diesen eingeführt werden.

In dieser Form eröffnet der Rother einen Durchblick durch Jahrhunderte. Seine älteste Form erscheint am Ende des 8. Jahrhunderts in der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus und ihrem sagenhaft ausgeschmückten Berichte von der Brautfahrt des Langobardenkönigs Authari zur Bayernprinzessin Theudelinde (Historia Langobardorum III 30): verkleidet, nur von wenigen Getreuen begleitet, tritt Authari vor die Prinzessin, deren Schönheit ihn so hinreißt, daß er ihr unbemerkt die Wangen streichelt; nach einiger Zeit flieht dann Theudelinde vor den anrückenden Franken zu Authari. Diese Geschehnisse des Jahres 589 haben im Liede weitergelebt; eine spätere Form begegnet uns in der norwegischen Thidrekssaga, die um 1250 auf Grund westfälischer Sagenlieder aus Soest und Münster verfaßt worden ist. Hier im westfälischen Liede heißt der Held Osantrix von Wilkinaland (Wilzenland, das heißt Ostdeutschland und der slavische Osten überhaupt), er schickt Gesandte zur Brautwerbung an König Melias von Huna-(Hunnen-)land; dieser wirft die Abgesandten in den Kerker und verweigert ihre Freigabe, worauf Oserich verkleidet und unter dem Namen Friedrich (in einer anderen Fassung der Thidrekssaga Dietrich) ins Hunnenland zieht, vom Riesenkönig Aspilian und seinen Riesen, darunter dem urwilden Widolf, mit der Stange begleitet. Durch die Wildheit Widolfs bricht zuletzt der Kampf in der hunnischen Königsburg los, Melias ergreift die Flucht, der siegreiche Osantrix zieht die eroberte Oda zu sich aufs Knie und zieht ihr einen goldenen und einen silbernen Schuh an die Füße — die alte fränkische Brautsitte! „Wann werde ich so meinen Fuß auf König Osantrix Thron setzen?“ fragt Oda, und der Verkleidete gibt sich mit den Worten zu erkennen: „Heute magst du deinen Fuß auf Osantrix Thron strecken.“ Es ist die Handlung des ersten Rotherteiles, in der knapperen Liedform eingefangen, herber, härter, in manchen Punk-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ten altertümlicher, in anderen jünger als die Erzählung des Rotherepos.

Im „Rother" ist die alte Werbungs- und Brautfahrtsage mit der Dienstmannensage aus dem fränkischen Wolfdietrich fest und einheitlich verschmolzen worden und ein zweiter Teil hinzugefügt, der in allen wesentlichen Teilen auf die fränkische Salman-Morolf-Sage zurückgeht. So erschließt sich nun die ganze Weite eines Epos, und wir spüren deutlich den Fernsinn und die Abenteuerlust der Kreuzfahrerzeit, der das Rotherepos unverkennbar zugehört. Rother, wie der Held nun heißt — nach dem Langobardenkönig Rothari oder nach anderen Vorbildern —, ist König von Italien und Deutschland, der Herrscher des Abendlandes, das Idealbild eines germanischen Herrschers in seiner Verbindung von Kraft, Kühnheit und List, von Freigebigkeit, Wohltätigkeit, Selbstbeherrschung und vornehmer Zucht, ein Vorbild germanischer Königsart vor allem in seiner unbegrenzten Treue zu den Gefolgsleuten. Die Rotherdichtung ist ein Lied der Treue in allen Beziehungen und Lebenslagen: die Treue Rothers zum greisen Herzog Berchther und seinen sich für den Herrscher opfernden Söhnen, die Treue Rothers zur geliebten Frau, die er sich mit Opfern erkämpft und mit neuen Opfern wiedergewinnt. Das erste uns erhaltene Volksepos ist ein germanisches Lied der Gefolgschafts- und Liebestreue, das mit seinem ethischen Untergrunde tief in das alte volkhafte Empfinden eingesenkt erscheint. Wenn dann am Schlusse König Rother und seine Gemahlin „sich munichen", ein mönchisches Leben beginnen, so sieht man die verschiedenen Schichten der Lebenseinstellung, die hier übereinander gelegt worden sind, man sieht hinter dem uns erhaltenen Rother eine ältere Urform auftauchen, die weder diese mönchischen noch die betont bayrischen Bestandteile der überlieferten Fassung enthält. Dieser „Ur-Rother" gehört unzweifelhaft nach Mittelfranken, denn Rother erscheint noch in der erhaltenen Fassung als der Vater des fränkischen Pippin, der später mit Bertha den Karl zeugt; das Karolingerkloster Nivelles, der rheinische Heilige Ägidius, die heilige Gertrud weisen unmißverständlich nach dem mittleren Rheine. Eindrücke des ersten Kreuzzuges

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sind ebenso unverkennbar: der König Konstantin von Konstantinopel im Epos trägt manche Züge des byzantinischen Herrschers Alexander Komnenos, mit dem die Kreuzfahrer 1101 in Konstantinopel böse zusammengerieten, wobei ein Kreuzritter einen zahmen Löwen des Kaiserhofes an die Wand warf — wie es der Riesenkönig Asprian des Rother ebenso in seinem Zorne tut. Der „Ur-Rother" dürfte etwa 1110—1120 unter den frischen Eindrücken des ersten Kreuzzuges in Mittelfranken entstanden sein, als das erste uns bekannte Volksepos, das weit bis ins 13. und 14. Jahrhundert seine Beliebtheit bewahrt hat — mit vollem Rechte, denn gerade der „Rother" ist ein Höhepunkt des frühen Volksepos in seiner volkstümlichen Frische und Lebendigkeit, seiner anschaulichen Erzählungsweise und geprägten Bildkraft; in ihm erscheint das „Spielmännische" in seiner sympathischsten Form, Heldisch-Sagenhaftes und Komisch-Derbes maßvoll verbunden, die Formelhaftigkeit noch nicht zur bloßen Manier erstarrt, sondern frisch lebendig geblieben, das ganze Epos vom Meerhauch der Kreuzfahrerzeiten durchweht, ältestes germanisches Gut bis in die vermönchte Neuform hinein gerettet. So hat sich noch Goethe, der ihn aus dem v. d. Hagenschen Abdruck von 1808 kennenlernte, für ihn begeistert, ihn seiner Mittwochsgesellschaft 1809 vorgelesen und im romantischen Maskenzuge von 1810, in dem er die deutsche Heldensage feierte, warm verherrlicht:

Ich spreche nun so heiter als bedächtig
Von König R o t h e r s unbezwungner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm solches Glück verschafft.
Als Pilger klug, als Gast freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt sie weggerafft.
Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterlose:
Von ihnen stammt Pippin und Karl der Große.

Weit später, ungefähr um 1190, ist der „*Salman und Morolf*" anzusetzen, aber auch hier weist die erhaltene Fassung auf ältere Formen zurück. Die hebräische Sage von dem zauberkräftigen Dämonen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

könige Salomon und seinem Kampfe mit feindlichen Dämonen hat sich mit abendländischen Brautraubsagen verbunden. Hauptgestalt der neuen Sagenform aber ist nicht mehr Salomon, sondern sein Bruder Markolf-Morolf, der in den gleichfalls auf alte Überlieferung zurückgehenden Streitgedichten von Salman und Markolf der komisch-derbe Gegenspieler des erhabenen Königs ist. Das mittelfränkische Spielmannsepos von „Salman und Morolf" hat einen tragischen Untergrund, denn sein eigentlicher Gegenstand ist der mit höchster Verbissenheit geführte Kampf zwischen Salme, dem dämonisch-schönen, alle berückenden untreuen Weibe, und dem treuen Vasallen und Bruder, dem listigsten und verschlagensten aller Helden Morolf. Morolf führt diesen Kampf, bis er das Verhängnis Salomons aus dem Wege räumen, der zum zweiten Male gefangenen Untreuen im Bade die Adern öffnen kann. Im spielmännischen Volksepos ist dieser tragische Kampf überwuchert von der volkstümlich derben Komik, die sich an Morolf heftet. Es ist ein Urgegensatz des Idealen und Realen, wie er in Salman und Morolf zu Tage tritt, ein Urgegensatz wie zwischen Don Quijote und Sancho Panza, Prinz Heinz und Falstaff, Faust und Mephistopheles: dort der weise und schöne, bedenkenlos vertrauende, strahlende König, hier der listenreiche, alles durchschauende, mit allem Bösen der Welt vertraute, mit derben Späßen, unflätigen Witzen sich darbietende Morolf. Es ist das eigentliche Anliegen des fahrenden Dichters, Morolf immer wieder in böse, ja hoffnungslose Lagen zu bringen und ihn dann durch seine allesbezwingende Klugheit den Ausweg finden zu lassen. Morolf ist eine Gestalt derben rheinischen Volkshumors, ein Eulenspiegel des 12. Jahrhunderts; gerade dieses spielmännische Epos ist reich an realistischen Volksszenen, es läßt Morolf sich nacheinander in einen Bettler, Pilger, Metzger, Fahrenden verkleiden; es nimmt für alle Armen und Unterdrückten Partei — mit einem Worte, es ist ganz aufs Volksmäßige und Wirklichkeitshafte gestellt. Auch das „*Spruchgedicht von Salomon und Markolf*" gehört in diese Richtung hinein; in der uns vorliegenden Gestalt ist es ein mittelfränkisches Gedicht des 14. Jahrhunderts, aber die Bestandteile des Volkshumors weisen, trotz der lateinischen Quelle, auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alte volkstümliche Überlieferung hin. Die Morolf-Markolf-Gestalt beider Gedichte ist nur vom rheinischen Volkshumor aus verständlich.

Mischformen geistlicher und weltlicher Dichtung begegnen in den beiden Spielmannslegenden *Oswald* und *Orendel*, jener um 1170 im nördlichen Mittelfranken (Aachener Gegend?), dieser 1190—1200 in oder um Trier gedichtet. Die Legende vom heiligen Oswald, dem zum Christentume bekehrten König von Northumbrien (635—642), der als einer der vierzehn Nothelfer auch im mittelfränkischen Gebiet verehrt worden ist, verwandelt sich hier in eine spielmännische Werbungssage. Oswald wirbt durch einen sprachkundigen Raben, der seinen Ring überbringt, um die heidnische Prinzessin Pamige, sie nimmt trotz der zornigen Absage ihres Vaters die Werbung an, Oswald zieht mit seinen Mannen über Meer, entführt als Goldschmied verkleidet durch List die Geliebte, der verfolgende Vater wird in einem Inselkampfe geschlagen und zur Taufe genötigt. Die alte Werbungssage, wie sie im Rother erscheint, mit alten Sagenzügen ausgestattet, aber nun ganz in das Kirchlich-Mönchische eingebettet: den Schluß des Gedichtes bilden die Legende vom bettelnden Heilande, die Erzählung von der ehelichen Keuschheit des Königspaares — wenn „sündige" Anwandlungen kommen, springen sie in eine vor dem Bette stehende Wasserbütte — und ihre Aufnahme ins Himmelreich. Dieses verkirchlichte und vermönchte Volksepos, das in seiner Formelstarrheit und seinem naiven Wunderglauben einen sehr tiefen Stand formaler und gehaltlicher Fassung aufweist, hat eine weite Verbreitung gefunden: auf der südöstlichen Kulturlinie ist es nach Bayern und Schwaben gelangt (sog. „Münchener Oswald"), auf der mitteldeutschen nach Obersachsen, Schlesien, Böhmen-Mähren („Wiener Oswald"), in Prosaauflösungen bis nach Skandinavien.

In noch weit höherem Maße ist der *Orendel* die geistliche Kontrafaktur einer altgermanischen Sage. Orendel, altnordisch Orvandil, ist der Name eines germanischen Sagenhelden, von dem die Skáldskaparmál erzählt, daß Thor ihn aus der Gegend der Eisriesen in einem Korbe weggetragen habe; eine erfrorene Zehe des Helden schleu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

derte er an den Himmel als Sternbild Orvandils tá (Orendels Zehe). Zu erschließen ist ein der Siegfriedsage verwandter Jahreszeitenmythus, die Geschichte eines edelgeborenen Helden, der in die Dienste eines Niederen gerät (Siegfried in die des Schmiedes, Orendel in die des Fischers Ise), dann ein unverwundbar machendes Gewand erwirbt und eine Königstochter erobert. Diese altgermanische Sage erscheint nun ganz ins Kirchliche verkehrt: die Königstochter wird zur Königin Bride von Jerusalem, ihr Reich ist Jerusalem und das heilige Grab; als Orendel Bride im Kampfe mit Heiden sich erobert hat und mit ihr nach Trier zurückgekehrt ist, fällt das heilige Grab wieder in die Hände der Sarazenen und muß zurückerobert werden; das zauberische Gewand ist der graue Rock des Heilandes, den Orendel erwirbt und nach Trier verbringt. Um diesen grauen Rock geht nun das geistliche Spielmannsepos: seine Vorgeschichte, seine Eroberung, seine Niederlegung in Trier, das ist der eigentliche Gegenstand des Epos. Hier wie im Oswald hat die Kreuzzugsstimmung sich ganz im Religiösen ausgewirkt: 1187 wurde Jerusalem von Saladin erobert, 1196 wurde der Trierer graue Rock feierlich an den Hauptaltar des Domes hinübergeführt — in diesen Jahren muß der Trierer „Orendel" entstanden sein, die typische Umformung einer altgermanischen Sage zu kirchlich-propagandistischen Zwecken, eine Volkslegende vom heiligen Rock, die Jahrhunderte weitergelebt hat. Denn als im Jahre 1512 die Trierer Reliquie wiederaufgefunden und zum ersten Male öffentlich ausgestellt wurde, da erschienen zwei Augsburger Drucke des „Orendel", der nun wieder von Humanisten angegriffen und der Fälschung bezichtigt wurde.

Oswald und Orendel verdanken ihre Aufzeichnung der kirchlichen Einstellung, Salman seiner biblischen Titelgestalt und dem kirchlichen Beiwerk, der Rother seinem mönchischen Schlusse und vielleicht noch mehr seiner höfischen Einordnung, dem Preislied auf ein einflußreiches bayrisches Grafengeschlecht. Die Volksepen, die sich rein und unvermischt volkstümlich hielten, konnten nicht auf schriftliche Überlieferung rechnen; ihr Dasein kann nur in wenigen Fällen erschlossen werden. Auf rheinischem Boden ist mit einiger Sicher-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heit nur ein Volksepos von Siegfried erschließbar, das dann wie der Rother auf der großen Südoststraße nach Bayern und der Ostmark gelangt und um 1200—1210 zur Vorlage des ostmärkischen Nibelungendichters geworden ist. Für eine rheinische „Hilde" und „Gudrun" sind manche Anzeichen vorhanden, da die beiden alten Sagen gerade im Rheinlande sehr bekannt waren: der Straßburger Alexander nennt Wate und den Wülpensand, Salman und Morolf beruft sich auf den Sänger Horand. Daß die der norwegischen Thidrekssaga zugrundeliegenden niedersächsisch-westfälischen Sagenlieder auch am Rheine umgingen, kann mit voller Sicherheit angenommen werden; ob es Lieder blieben oder ob sich aus ihnen Volksepen entwickelten, bleibt ungewisser Vermutung überlassen. Alles Volkhaft-Germanische verharrt im Dunkel mündlicher Überlieferung; nur das kirchlich Umgeformte tritt ans Licht, und so bleibt der „Ur-Rother" vom Beginne des 12. Jahrhunderts das einzig Gewisse. Mit ihm aber ist *die Geburt des deutschen Volksepos am Rheine* bewiesen.

Diesen Beweis unterstützt die Geburt des *deutschen kunstmäßigen Epos* am Rheine, denn dieses Kunstepos ist in seinen Stilmitteln durchaus von der epischen Volkskunst abhängig. Das zeigt schon das früheste uns erhaltene rheinische Kurzepos, das *Annolied*, das den ersten Jahren des 12., vielleicht aber noch den letzten des 11. Jahrhunderts angehört. Es ist ein kirchliches Preislied auf den großen Erzbischof von Köln (1056—1075), der in der deutschen Reichsgeschichte eine so verhängnisschwere Rolle gespielt hat. Für den ganz kluniazensisch gerichteten Verfasser, wahrscheinlich einen Mönch aus dem im Liede gerühmten Köln, verwandelt sich der herrschsüchtige, machtgierige, jähzornige, rücksichtslos zugreifende Kirchenfürst aus schwäbischem Adelsgeschlecht in den „heiligen" Anno, den Gottesstreiter, der mit tiefem Leide die unverdienten Angriffe der Kölner Bürger erfährt, seine Vertreibung aus der reichstreuen Stadt als Märtyrer erduldet, nach seinem gottseligen Absterben Wunder tut. Dies kirchlich-legendäre Preislied wird nun in universalem Geiste zu einer allgemeinen Schau der Geschichte erweitert. Das Wesen der Welt, so beginnt das Lied in kluniazensischem Sinne, ist der Dualismus von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fleisch und Geist. Der Mensch hat sich mit Gott entzweit, während die Dinge der Natur treu der gottgegebenen Ordnung folgen — hier erklingt ein echt rheinisches Lob der Naturdinge, wie Sonne und Mond ihr Licht mit Wonne geben, die Sterne ihre Fahrt behalten und Frost und Hitze gebären, das Feuer seinen Zug aufwärts nimmt, die Wolken den Regenguß tragen, die Lande sich mit Blumen zieren, der Wald mit Laube deckt, ein schöner Vogelsang ertönt. Aus der menschlichen Entzweiung entspringt die Geschichte der Menschheit, die vier Weltreiche der Danielschen Prophetie folgen einander, dann erscheint Christus und der Gottesstaat beginnt, zu dessen hervorragendsten Streitern der heilige Anno gehört. Alles ist kirchlich gesehen, und dennoch scheint ein fränkisch-deutsches Nationalgefühl und der Gedanke des gottgefügten Reiches unverkennbar durch. Die trojanischen Franken sind Urverwandte der trojanischen Römer und daher ihre rechtmäßigen Nachfolger, Cäsar besiegt mit einem deutschen Heere den Pompejus und stiftet das Reich, in dem deutsche Laute immer in hohem Ansehen standen. Hier wie in den Abschnitten über die vier Weltreiche herrscht überall der Stil und die heroisch-kriegerische Gesinnung des Volksepos. So heißt es von der deutsch-römischen Schlacht zwischen Cäsar und Pompejus im echten Stile der Volksdichtung: Duo ward diz heristi volcwig, Daz in disem merigarten Ie gefrumt wurde (Das ward der hehrste Volkskampf, der auf diesem Erdenrunde je vollbracht wurde). Ob diese Schlachtschilderungen dem kurzen Heldenliede älterer Art oder einem schon bestehenden volksmäßigen Kurzepos entnommen sind, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden.

Die gleiche Abhängigkeit vom Volksepos ergibt sich bei der Betrachtung der beiden Epen des *Pfaffen Lamprecht*, eines Geistlichen des Trierer Sprengels, der um 1125 einen *Tobias*, also eine biblische Legende, und einen *Alexander*, also ein weltliches Epos mit französischer Quelle schrieb. Von jenem ist ein kleines Bruchstück erhalten, das auf ein das Annolied freilich an Umfang übertreffendes Kurzepos schließen läßt. Der Alexander aber, der mit 1500 Versen unvollendet abbricht — es ist der sogenannte „Vorauer Alexander" —, ist der erste

Versuch eines kunstmäßigen Großepos in deutscher Sprache, aufgebaut auf einem nur in wenigen Versen uns erhaltenen französischen Alexanderreoman des Alberich von Bisanze (Besancon), der seinerseits auf die jahrhundertelange, ins Phantastische und Märchenhafte ausschweifende antik-mittelalterliche Überlieferung von dem großen Welteroberer zurückgreift. Noch einmal offenbart sich die alte Verbundenheit des großfränkischen Raumes: wenige Jahrzehnte nach der Schaffung des französischen Epos im Rolandsliede wird unter fränkischen Einflüssen das deutsche kunstmäßige Großepos im Rheinlande geschaffen. Aber stärker noch als der französische Formeinfluß erweist sich der Stileinfluß der deutschen Volksepik. Der rein geistlich gerichtete „Tobias" blieb ohne Lebendigkeit und bildhaftes Schauvermögen, wuchs in keiner Weise zum wahren Epos empor: von einer selbständigen geistlichen Epik kann eben keine Rede sein. Der „Alexander" gewinnt eine weit höhere Lebenskraft und Bildfülle, weil er für seine Schlachtschilderungen die Stilmittel der Volksepik heranzieht, ja Lamprecht erscheint dieser Volksepik in so hohem Grade verhaftet, daß er seine Schlachtschilderungen gegenüber der französischen Quelle erweitert. Es ist der gleiche Tatbestand wie beim Annolied: die Betrachtungsweise der geistlichen Verfasser ist kirchlich, auch der Pfaffe Lamprecht steht seinem Helden mit frommer Kritik gegenüber, schränkt das hohe Lob Alberichs ein, stellt Salomo über ihn, den Frommen über den „Heiden" — aber in allen weltlichen Schilderungen sind beide Dichter der Volksepik verpflichtet, auf deren Sprache und Stil sie angewiesen sind. Auch von der Seite des Kunstepos her erweist sich, daß die geistliche Epik eine Kontrafaktur der weltlichen ist.

Um das Annolied und die Lamprechtschen Epen reiht sich eine Fülle geistlicher Dichtungen im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts. Dem Volkslied näher steht „Judith und Holofernes", ferner stehen ihm „Die Jünglinge im Feuerofen" und das „Loblied auf Salomo", alle drei aus der Kölner Gegend. Als Teile vom Heilandsleben begegnen das gleichfalls auf Köln weisende Gedicht „Von Christi Geburt" und der „Friedberger Christ und Antichrist". Eine Anzahl von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Legenden vereint sich im „Mittelfränkischen Legendar"; später folgen der Trierer Sylvester (um 1150), der Trierer Ägidius (um 1160), der Tundalus (um 1170) und der Albanus (um 1190). Als früheste Glaubenslehre tritt uns die rheinfränkische „Summa theologia" entgegen. Sie wird übertroffen durch die „Rede vom Glauben" eines mittelfränkischen Predigers Hartmann um 1140—1150; Credo, Magnificat und Beichte werden in einer Reimpredigt erklärt und eine Anzahl von Legenden (Theophilus usw.) eingefügt — lebendig, schlicht, klarverständlich, eine echte Volkspredigt. Dieser Art herzergreifender Volkspredigt gehört auch das rheinfränkische, sogenannte Hamburger Jüngste Gericht an. In der Jahrhundertmitte treffen wir das Arnsteiner Marienlied, die sogenannte Upsalaer Sündenklage, ein Makkabäergedicht. Um 1170 treten aus der Schar der Ungenannten abermals zwei namentlich bekannte Dichter hervor: die niederrheinische Pfaffe Wernher mit seinem allegorischen Gedichte „Die vier Räder" („Di vier schiven"), der Wilde Mann, wie er sich selbst nennt, mit den Legenden „Veronika" und „Vespasianus", einer „Christlichen Lehre" und einer Rügrede gegen die Habsucht. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verfeinert sich dabei die Sprache und der Versbau, aber ein wahrhaft dichterischer Gehalt wird bei der rein kirchlichen Bestimmung dieser Dichtung nicht errungen. In der Fülle dieser geistlichen Dichtung begegnen sich die Rheinlande mit Bayern-Ostmark, das freilich in Heinrich von Melk zu einer nicht zu vergleichenden dichterischen Höhe aufsteigt.

Auch dem Kunstepos öffnet sich der alte Kulturweg vom Rheine nach Südosten: Lamprechts Alexander wirkt auf den bayrischen Verfasser des Rolandsliedes, ein beträchtlicher Teil des Annoliedes wird in die Kaiserchronik eines zweiten Regensburger Geistlichen aufgenommen. Die dichterische Führung, die sich hierin erweist, bleibt dem Rheinlande noch bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Hier entfaltet sich das gesamte „vorhöfische" Epos, hier werden alle jene Verfeinerungen von Sprache, Stil und Versbau durchgeführt, aus denen sich die reife Kunst des höfischen Epos erhoben hat. Diese stilistisch-metrische Umformung läßt sich am besten bei dem „*Straßburger Ale-*

xander" beobachten, der um 1160 von einem rheinfränkischen Geistlichen gedichtet worden ist: Lamprechts Alexanderlied wird hier im Sinne der neuen Kunst umgearbeitet, die einfach-ungefügen Sätze Lamprechts zusammengefaßt, rhythmisch gegliedert, der Versbau durch Ausgleich der Senkungen geregelt, der Sprachschatz erneuert. Im Sinne dieser neuen Kunst vollendet der Rheinfranke nun das einstmals bahnbrechende Werk des Trierers, wobei er sich nicht mehr auf den französischen Roman des Alberich stützt, sondern auf eine der frühesten lateinischen Quellen, die auch Alberich vorgelegen hatte, die „Historia de proeliis" des Archipresbyters Leo von etwa 940. Ein großangelegtes Werk entsteht, ein umfassender Bericht von den Heerzügen des großen Eroberers, von seinem Ansturm auf das Paradies: dieser Weltbezwinger ist ein maßloser, keine Grenzen anerkennender Mensch, und das Epos zeigt, wie er am Paradiese scheitert und durch Gott selbst zur mâze erzogen wird.

Nur in einigen Bruchstücken ist der „*Floyris und Blanscheflur*" eines Trierer Dichters um 1170 erhalten, der nach französischer Vorlage das arabische Märchen von der süßen Kinderliebe, den abenteuerlichen Schicksalen und der glücklichen Wiedervereinigung von Flore und Blanscheflur erzählt.

Um 1170—1180 fällt der „*Herzog Ernst*" in seiner mittelfränkischen Erstfassung, die aber auf eine frühere Urfassung zurückweist — auch hier ist ein frühes Volksepos zu vermuten. Jene Erstfassung, der „Herzog Ernst" A, besteht aus zwei ganz verschiedenartigen Teilen, einem geschichtlichen und einem abenteuerlich-reisehaften. Der geschichtliche Teil zeigt in einheitlicher Sagenform eine höchst merkwürdige Vermischung zweier geschichtlicher Ereignisse. Die erzählten Geschehnisse weisen auf das Schicksal Liudolfs, des Sohnes Ottos I., der sich 953 als Herzog von Schwaben gegen seinen Vater empört, eine Wiederversöhnung verweigert, da er die daran geknüpfte Bedingung, seine Getreuen preiszugeben, aus Gründen der Ehre und Treue nicht zu erfüllen vermag, und erst 954, im Büßergewande dem Vater nahend, dessen Verzeihung erringt. Dieses Schicksal mit glücklichem Ausgange ist nun auf den Herzog Ernst von Schwaben, den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stiefsohn des ersten salischen Kaisers Konrad II., übertragen, der wie Liudolf gegen den Vater aufstand, aber ein tragisches Geschick auf sich nahm: als er die Getreuen nicht preisgeben wollte, wurde er in seinem Zufluchtsorte vom Reichsheere belagert und fiel im Kampfe mit seinem besten Freunde Wetzel (1030). Aber noch ein drittes geschichtliches Ereignis hat eingewirkt: der Aufstand Heinrichs gegen seinen Bruder Otto I. und seine Selbstdemütigung in der Weihnachtsmette des Jahres 941 — auch der Herzog Ernst des Gedichtes fällt seinem Stiefvater in der Weihnachtsmette zu Füßen! Von allen diesen Ereignissen sind geschichtliche Lieder, Volksballaden umgegangen: Lieder von Liudolf, von Herzog Ernst, von Heinrich — von letzterem, nämlich von der Versöhnung von 941 handelt ja auch das lateinisch-deutsche Mischgedicht des 10. Jahrhunderts, „De Heinrico", das nach Mittelfranken weist. Liudolfs Aufstand von 953 hatte im Rheinlande Teilnehmer gefunden, durch ihn zerbrach das alte niederlothringische Stammesherzogtum, das nun Bruno von Köln, der Bruder Ottos I., erhielt; Liudolflieder müssen dort seit dem 10. Jahrhundert gesungen worden sein und haben sich später mit Ernst- und Heinrichsliedern zu einer neuen einheitlichen Form verbunden. Man schaut von dem Epos der 1170er Jahre um mehr als zwei Jahrhunderte zurück.

Schon Widukind von Corvey, der Geschichtsschreiber der Ottonen, berichtet, daß Liudolf mit seinen Freunden nach Italien gegangen sei, da er die Bedingung des Vaters, diese Freunde auszuliefern, nicht erfüllen wollte (Widukind III 57). So liegt sicher schon im alten Liede ein knapper Bericht von der Wanderung des Geächteten in ferne Lande. In dem uns vorliegenden Epos der 1170er Jahre erscheint dieser Reiseteil gewaltig erweitert, zu einer wahren Odyssee durch alle Märchenländer und Zauberstätten des Orients: zum Magnetberg, zu den Menschen mit Kranichköpfen und Kranichschnäbeln, zu Greifen und Arimaspen, Plattfüßlern und Langgeohrten, zu Pygmäen (Prechami) und zu den Riesen von Kanaan, zur prächtigen Wasserhöhle, aus deren Edelsteingewölbe der irrende Herzog den „Waisen", den glanzvollsten Edelstein der deutschen Reichskrone, gewinnt. Griechische und orientalische Sagenzüge haben sich hier zu einem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zaubermärchen vereint, einer Weltwanderung, die uns das Zeitalter der Kreuzzüge nun wieder von seiner weltlichen Seite zeigt, in Abenteuerfreude und Weltlust und wagendem Fernendrange. Abermals erweist sich der volkhafte Untergrund, der die „Herzog-Ernst"-Dichtung trägt: es ist ein Volksepos, aber stilistisch und metrisch in die neue Kunstform hinübergezogen, in seiner Lebendigkeit und Abenteuerfrische, in der Kraft seines Ehre- und Treuebegriffs und in der Unmittelbarkeit seiner Weltfreude eine der herrlichsten Gaben, die uns die deutsche Dichtung des 12. Jahrhunderts geschenkt hat.

Wir besitzen den Brief des 1186 gestorbenen Grafen Berthold von Andechs an den Abt von Tegernsee, worin er diesen bittet, ihm das deutsche Gedicht vom Herzog Ernst zur Abschrift auszuleihen. Wieder öffnet sich die alte Kulturlinie Rhein-Bayern, zugleich mit ihr aber eine zweite Rhein-Thüringen-Sachsen: der „Herzog Ernst" ist nach Mitteldeutschland gewandert, wo er 1206 durch den Priester Odo von Magdeburg die seltsame Umformung in ein lateinisches Hexameterepos Virgilischer Maske und später noch eine deutsche höfische Umformung erfährt. Er kehrt in seine ursprüngliche Heimat Schwaben zurück, wird dort im 13. Jahrhundert als lateinischer Prosaroman bearbeitet, dieser langlebige Roman alsdann im 15. Jahrhundert in einen deutschen Prosaroman übertragen, der im 16. Jahrhundert gedruckt wurde und als Volksbuch noch lange Zeit lebte. Um den Kreis dieser weiten und langdauernden Überlieferung zu runden, ist uns noch eine Volksballade des 14. Jahrhunderts vom Mittel- oder Niederrhein in der volkstümlichen Strophe des Herzog-Ernst-Tones erhalten, in der die alten Lieder vom Herzog Ernst also über Jahrhunderte hinweg weiterleben. Geschichtliches Volkslied des 10.—12. Jahrhunderts, Volksepos des frühen 12., vorhöfisches Epos des ausgehenden 12. Jahrhunderts, höfische Bearbeitung, lateinisches Hexameterepos, lateinischer Prosaroman, deutscher Prosaroman, Volksballade des späten Mittelalters, Volksbuch des 16. Jahrhunderts — man sieht die fast unbegrenzte Verwandlungskraft dieses volkhaften Stoffes, den das Rheinland zuerst dichterisch geprägt hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die künstlerische Führung der Rheinlande und die Kulturlinie Rhein-Mitteldeutschland offenbart sich noch einmal bei dem „*Tristrant und Isalde*" des niedersächsischen Ministerialen *Eilhart von Oberge*. Das Geschlecht stammt aus Oberge bei Braunschweig; das Epos dieses Niedersachsen aber weist mit seiner mittelfränkischen Sprache und Stilgebung auf die rheinische vorhöfische Epik. Ist es am mittleren Rheine, etwa im Limburgischen, entstanden? Hat der Einfluß der rheinischen Epik so bestimmend nach Niedersachsen gewirkt, daß Sprache und Stil getreu nachgeahmt wurden? Rheinischen Einfluß zeigt die gesamte hessisch-thüringische Gruppe der vorhöfischen Epik: Athis und Prophilias, Herbort von Fritzlar mit seinem Trojanerkrieg, der thüringische Graf Rudolf. Die Strahlungskraft der rheinischen Epik des 12. Jahrhunderts ist ungemein nach allen Seiten hin: nach Niedersachsen, nach Hessen - Thüringen - Obersachsen-Schlesien - Böhmen, nach Bayern - Ostmark, nach Schwaben.

Und nun vollzieht sich auf mittelfränkischem Boden der entscheidende *Übergang von der vorhöfischen zur höfischen Epik* im Werke des Maastrichters *Heinrich von Veldeke*. „Er impete das erste ris In tiutscher zungen" (er impfte das erste Reis in deutscher Sprache), wie Gottfried von Straßburg von ihm in der Dichterschau seines „Tristan" rühmt. Dieser niederfränkische Ritter, einem Ministerialengeschlecht bei Maastricht im Dienste der Grafen von Loen angehörig, erfuhr in seiner Heimat die Einflüsse des benachbarten Nordfrankreichs und seines die Reimreinheit und Versregelmäßigkeit durchsetzenden Hauptmeisters Chrestien von Troyes (Schaffenszeit 1160—1190), während er vom deutschen Niederrhein die Anregungen der rheinischen Dichtersprache und -übung in sich aufnahm. So wird er zum geborenen Vermittler deutschen und französischen Geistes, aber wie sehr dieser Sohn des alten niederlothringischen Reichslandes sich als Deutscher, dem „Reiche" zugehörig fühlt, das beweist schon seine erste, um 1165—1178 abgefaßte Dichtung, der „*Sankt Servatius*". Es ist eine geistliche Dichtung, die Legende von dem Hauptheiligen seiner Heimatstadt Maastricht; der erste Teil erzählt das Leben dieses Bischofs von Tongern im 4. Jahrhundert, der zweite die Schicksale

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seiner Gebeine unter den verschiedenen deutschen Kaisern, von Karl dem Großen bis zu Heinrich III.: alles ist auf das Reich bezogen, die Geschichte des Maastrichter Patrons wird als ein Teil der Reichsgeschichte erzählt, sie spiegelt diese wider. Diese Sprache ist noch ungelenk, aber die Reinheit der Reime ist nahezu völlig erreicht, der Vers ist regelmäßig in Hebung und Senkung. Noch bedeutsamer aber ist die hier vollzogene Schaffung einer *gemeindeutschen Dichtersprache*. Der Niederfranke, der auf das Gesamtdeutschtum, das „Reich" wirken will, legt seine Reime so an, daß sie in allen deutschen Hauptmundarten gültig sind; er vermeidet jeden Reim, der nur in seiner eigenen Mundart ein reiner Reim wäre. Wenn diese von Veldeke begründete „mittelhochdeutsche Dichtersprache" sich auch nur auf die Reime, nicht auf das Innere des Verses bezieht, wenn sie keine wahre Gemeinsprache ist, so arbeitet sie doch einer solchen vor; das Bestreben, allzu betonte Mundartlichkeit zu meiden, erstreckt sich über die gesamte höfische Dichtung. Ein Drang zur deutschen Gemeinsprache erfüllt diese Zeit der staufischen Weltherrschaftskämpfe, und es ist kein Zufall, daß diese Bewegung im alten Herzlande des Reiches ihren Anfang nimmt.

Was im „Servatius" begonnen wurde, wird in dem Hauptwerke Veldekes, der „*Eneit*", zu Ende geführt. Er vollzieht den entscheidenden Übergang von der geistlichen zur weltlichen Dichtung und beginnt um 1170 nach der französischen Vorlage des „Roman d'Eneas" in freischaltender Bearbeitung sein umfassendes ritterlich-höfisches Epos, von dem im Jahre 1174 der größte Teil mit gegen 11 000 Versen vorliegt. Die rheinische Epik, im besonderen der um 1160 enstandene Straßburger Alexander, leiten ihn auf seinem Wege zum vollen höfischen Stil, aber noch hat er die endgültige Form, wie sie ihm vor Augen steht, nicht gefunden. Da trifft ihn ein schwerer Schlag. Er hat die Handschrift seines Werkes der Gräfin Margarete von Kleve geliehen; als diese im Jahre 1174 in Kleve ihre Hochzeit mit Landgraf Ludwig von Thüringen feierte, überredete dessen zur Hochzeit weilender Bruder Graf Heinrich eine Hofdame der Braut, ihm die Handschrift auszuliefern, und entführte sie nach Thüringen. Dieser litera-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rische Diebstahl, der die Kulturlinie Rhein-Mitteldeutschland etwas gewaltsam unterstreicht, zeigt die ungewöhnliche Anteilnahme der mitteldeutschen Ritterschaft an der Entfaltung der rheinischen Epik, er beweist die außerordentliche Bedeutung, welche die Dichtung überhaupt im staufischen Zeitalter gewonnen hat. Neun Jahre lang blieb Veldeke von seinem Werke getrennt; erst als er 1183 selber nach Thüringen kam, wurde ihm von Ludwigs und Heinrichs Bruder, dem Pfalzgrafen Hermann von Freyburg an der Unstrut, die kostbare Handschrift zurückgegeben und so die Vollendung ermöglicht. Der Dichter schmolz nun das gesamte Werk mit reiferer Kunst um und vollendete es unter den starken Eindrücken des glanzvollen Mainzer Hoffestes, mit dem Friedrich Rotbart 1184 die Schwertleite seiner Söhne im Kreise der gesamten deutschen Fürsten- und Ritterschaft feierte und das als unvergleichliches Wunder, von dem noch Jahrhunderte sagen werden, am Schlusse der „Eneit" geschildert wird. Wieder tritt die wurzelhafte Reichsverbundenheit des Maastrichter Ritters ans Licht. Etwa um 1185—1187 muß dieses erste formechte Werk der ritterlich-höfischen Kunst abgeschlossen und an die Öffentlichkeit gekommen sein.

Das Dichterschicksal des Niederfranken ist ein hartes gewesen: zwei Jahrzehnte hat er um sein großes Werk gekämpft; in einer vernichtenden Enttäuschung mußte er das mühsam Errungene überhaupt verloren glauben; erst nach dem Verlust von neun Jahren konnte er die Aufgabe seines Lebens zu Ende führen. Treue und unermüdliches Festhalten, Fleiß und „stetiges" Bemühen im Sinne der neuen ritterlichen Ethik haben ihn zu dem von allen seinen Nachfolgern anerkannten Erfolge geführt. Der Aufstieg vom „Servatius" über den ersten Teil der „Eneit" zum vollendeten Epos ist deutlich erkennbar. Die Reinheit des Reimes und die Regelmäßigkeit des Verses sind nun endgültig, mit verschwindenden Ausnahmen, durchgeführt. Noch ist seine Sprache, vor allem in den Anfangsteilen seiner Hauptdichtung, ungelenk, schlicht, ohne Buntheit und Abschattungsfülle. Aber die einfache Klarheit ist auch seine Stärke. Er ist ein Ritter von Schrot und Korn, der echte Sohn Niederfrankens: erdenfest, von lauterer Helle

der Weltansicht, von geradem und festem Zupacken in der Schilderung, irdisch klar und mit sicherem Schritte die Erde bemessend. Er hat den großem Atem echter epischer Dichtung; erst in ihm vollendet sich die epische Ruhe reifer Kunst. Der mit der Servatiuslegende begann, schenkt der deutschen Dichtung die volle Diesseitsfreude und Weltzufriedenheit des staufischen Zeitalters: er hat die ritterliche Lust am schönen Leben, und er beschreibt, noch unvollkommen in der sprachlichen Form, aber mit hellem Entzücken, die prächtigen Kleider, die edelsteingeschmückten Waffen, den Glanz der Burgen, der Rittersäle, der Ratsversammlungen, der Hochzeitsfeste und Leichenbegängnisse — die von morgenländischer Einfuhr bereicherte, hochentwickelte Kultur der Staufenzeit findet hier zum ersten Male ihren dichterischen Ausdruck, bezeichnenderweise weit über die französische Vorlage hinaus in einer ganz selbständigen Weise entfaltet. Veldeke hat nicht nur die dichterische Form, er hat auch die Gesinnung verwandelt: in seinem Hauptwerke wird das Kirchlich-Mönchische, das aller schriftlich überlieferten Epik des 12. Jahrhunderts irgendwie anhing, überwunden und an seine Stelle das *ritterlich-höfische Ideal* gesetzt, dessen beide starke Triebfedern *Heldentum* und *Minne* sind. Germanische Kampflust beherrscht die Schilderung des Kampfes um Latium; Lust und Qual, Sehnsucht und Erfüllung ritterlicher Minne ist der Sinn der Dido- und Laviniakapitel. Doch auch die stärksten Liebes- und Trauerempfindungen sind dem ritterlichen Gebote der „mâze" unterworfen, die als Mittelpunkt der ritterlich-höfischen Gesinnung tief innen, als eigenstes Erlebnis, im Wesen dieses erdenklaren und festgegründeten Niederfranken beschlossen und urgründig sein bahnbrechendes Werk bestimmt. In Form und Gesinnung ist Veldekes „Eneit" von 1185—1187 der entscheidende Durchbruch einer neuen Kunst, der Beginn der mittelhochdeutschen Blütezeit.

An dieser Stelle bricht die rheinische Epik wie mit einem Schlage ab. Sie gibt ihre Führerrolle preis, tritt aus der gemeindeutschen Entwicklung zurück — der unvergleichliche Aufstieg dieser Epik vom germanischen Heldenliede über die endreimenden Lieder zum Volks-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

epos des frühen 12. Jahrhunderts, zum kunstmäßigen Großepos, zur vorhöfischen epischen Kunst und zum höfischen Meisterwerke Veldekes, diese glänzende Emporentwicklung, die ihre Strahlungskraft in alle deutschen Stammesgebiete wirken läßt, ist mit der „Eneit" so gut wie beendet. An der reifen mittelhochdeutschen Dichtung sind die fränkischen Rheinlande so gut wie gar nicht beteiligt; Schwaben, Bayern, Ostfranken, Thüringer, später Obersachsen, Schlesier, Sudetendeutsche, die nordostdeutschen Kolonialstämme tragen diese Kunst. Die fränkischen Rheinlande versagen sich gerade einer Kunst, die größtenteils französische Stoffe übernimmt: *kein einziger Artusroman ist im Rheinlande gedichtet worden!* Aber auch der Minnesang hat, wie wir sehen werden, im Rheinlande keine Stätte gefunden, mit geringen Ausnahmen in den alemannisch durchsetzten Südgebieten. Es ist offenbar, daß die auf klare Lebensgesetzlichkeit gerichteten, fester Wirklichkeit zugewandten Rheinlande die durchaus idealistisch-typische Entwicklung der Artusepik und des Minnesangs aus innerer Fremdheit nicht mitgemacht haben, wobei der machtvolle Aufstieg des rheinischen Bürgertums zur Handelsherrschaft seine Rolle mitgespielt haben mag. Die Rheinlande versagten sich dieser wirklichkeitsfremden Typik — aber das erklärt noch nicht, warum sie die unbestrittene Führerrolle, die sie innehatten, plötzlich preisgaben, warum sie nicht im Sinne dieser Führerschaft eine andere Dichtung entwickelten. Auch an der ostmärkischen Erneuerung des Heldenepos haben die Rheinlande ja keinerlei Anteil genommen. Der jähe Abbruch des glänzenden Aufstiegs wirkt wie eine Lähmung, und der wahre Grund liegt in der verhängnisvollen politischen Entwicklung am Ende des 12. Jahrhunderts. Die Rheinlande, das Kernland des Reiches, haben diese Entwicklung früher gespürt als andere Landschaften. Schon gegen das Ende der Regierung Friedrichs I., um 1180, wird die Reichsverbundenheit der Rheinlande schweren Beeinträchtigungen ausgesetzt, beginnt der Territorialgedanke das Gemeinschaftsgefühl zu überwinden; damals trennt sich Philipp von Heinsberg, der Kölner Erzbischof, der Nachfolger Rainalds von Dassel, von dem staufischen Herrscher, um seinen territorialen Gelüsten nachzujagen;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1180 bauen die Kölner Bürger ihren ungeheuren Mauerkranz um die erweiterte Stadt gegen den Rotbart; der Territorialgedanke hat im 12. Jahrhundert in den gesamten Rheinlanden eine gefährliche Ausdehnung gewonnen. Der Historiker kann hier keine wirklichen „Ursachen" vorzeigen und begründen, aber er kann an der Tatsache des Zusammenfalls der politischen und der dichterischen Entwicklung nicht vorübergehen: der Abbruch der machtvollen epischen Entwicklung hier, die Erschütterung des Reichsgedankens dort treffen nicht zufällig ineins, umsoweniger, als die nachfolgenden Jahrhunderte diesen Vorgang bestätigen und weiterführen.

Was an mittelhochdeutscher Epik nach Veldeke in den Rheinlanden geschaffen worden ist, gehört bestimmten, dem rheinischen Geiste naheliegenden Bezirken zu. Da begegnet um 1200 das mittelfränkische Karlsepos „*Morant und Galie*", das in seiner Urform nur in wenigen Bruchstücken überliefert worden ist; es ist später, am Beginne des 14. Jahrhunderts, in die große Zusammenfassung der Karlssage, den niederrheinischen „Karlmeinet" aufgenommen worden und nur in dieser überarbeiteten Gestalt vollständig bekannt. Aus einer französischen Chanson de geste wird ein Stück der altheimischen Karlsepik wiedergewonnen: die Geschichte von Karls sarazenischer Gattin Galie, der unschuldig verleumdeten Frau, die erst nach harten Prüfungen aus ihrer bitteren Todesgefahr befreit wird. Höhepunkt des Epos ist das Gottesurteil im Zweikampf, der die Verräterei der Verleumder enthüllt. Der König Karl, der hier vor Augen tritt, ist nicht der allesbezwingende Herrscher, sondern ein irrender Mensch, seinen Leidenschaften unterworfen, betrügerischen Anschlägen preisgegeben: die Menschlichkeit des großen Fürsten wird schonungslos dargelegt. Der Stil ist ein ganz eigenartig rheinischer: das Volkstümlich-Spielmännische der älteren rheinischen Epik mischt sich mit den formalen Errungenschaften der neuen Zeit. Diese wenigen Vershunderte von „Morant und Galie" sind das einzige Überbleibsel einer rheinischen Karlsepik, deren unterirdischer Strom erst nach mehr als einem Jahrhundert in der großen Zusammenfassung des „Karlmeinet" wieder zu Tage tritt; man darf die Vermutung wagen, daß der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Raum des 13. Jahrhunderts durch einzelne Gefährten des „Morant und Galie" erfüllt wird, aber alles Weitere ist im Dunkel einer landschaftlichen Überlieferung verschollen.

Um 1210 wird im südlichen Rheinfranken, an der Grenze fränkischen und alemannischen Stammesbereichs, der „*Moritz von Craun*" gedichtet, eines der eigenartigsten Gedichte der staufischen Zeit, von einer Fülle von Rätseln umgeben. Eine französische Quelle muß angenommen werden, ist jedoch nicht erhalten, so daß das Maß der Selbständigkeit des rheinfränkischen Dichters nur vermutungsweise bestimmt werden kann. Held der kleinen Erzählung von 1800 Versen ist der französische Minnesänger Moritz von Craon in der Landschaft Anjou, der 1131/32 geboren wurde und 1196 starb; die weibliche Heldin, die Vizegräfin von Beaumont, gehörte einem benachbarten Adelsgeschlechte an. Das französische Gedicht müßte also noch zu Lebzeiten des Helden gedichtet worden sein, müßte eins seiner wirklichen oder erfundenen Jugendabenteuer darstellen zu einer Zeit, wo dieser selbst noch lebte! Thema der Erzählung ist der Minnedienst und die Frage, wieweit die geliebte Dame verpflichtet ist, den treuen und steten Minner zu erhören. Moritz von Craun umwirbt die Vizegräfin von Beaumont, als Bedingung der Erhörung fordert sie von ihm, ein großes Turnier vor ihrer Burg zu veranstalten. In der glanzvollsten Weise führt Moritz diese Bedingung durch. Er läßt ein prunkvolles, auf Rädern laufendes Schiff erbauen; die Pferde, die es ziehen, bleiben unsichtbar unter der kostbaren Verhüllung des Schiffskörpers; in prachtvollen Gewändern, mit geschmückten Waffen nimmt er mit seinen Mannen auf dem Schiffe Platz. Dieser Schiffswagen ist ein uraltes rheinisches Motiv: es ist der Schiffswagen der Frühlingsgöttin Nehalennia, der in Frühlingsumzügen bei Jubel und Tanz durch die Lande gefahren wurde, eine Sitte, die im rheinischen Karneval bis heute fortlebt und von deren Bestehen im 12. und 13. Jahrhundert wir mehrere Zeugnisse haben. So wurde im Frühjahr 1133 nach einem Bericht Rudolfs in seinem „Chronicon abbatiae St. Trudonis" ein bekränztes Schiff von Indra (Cornelismünster bei Aachen) nach St. Truden bei Limburg gefahren, überall erwartete das Volk den Festzug,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

umtanzte und umjubelte das Schiff. Im Jahre 1235 führten die Kölner bei der prunkvollen Einholung der Prinzessin Isabella, der Braut Kaiser Friedrichs II., einen solchen Schiffswagen auf. Wenn der deutsche Dichter diesen Schiffswagenzug nicht selbständig eingefügt hat, so muß die französische Quelle im nordfranzösisch-flandrischen Grenzgebiet entstanden sein, denn nur dort, im alten großfränkischen Raume, ist die germanische Sitte des Schiffswagenumzuges zu Hause.

Das Turnier findet im größten Glanze statt, Moritz von Craun ist der Tapferste von allen; der Gatte der geminnten Frau, der Vizegraf von Beaumont, aber hat das Unglück, im schönen Spiel des Turniers einen Gegner zu töten. Die Vizegräfin lädt den Minner ein, den zugesagten Lohn zu empfangen, eine Zofe leitet ihn in ihr Vorgemach, dort schläft der von harten Kämpfen Ermüdete im Sessel ein; die Vizegräfin findet ihn schlafend und sagt ihm in höchstem Zorne ihre Minne ab. Hat sie recht gehandelt? fragt der Dichter. Durfte sie den Lohn versagen, nur weil der in tagelangem Turnei, also in ihrem Dienste Ermattete einen Augenblick der Natur erlag? Der Dichter stellt sich gegen die Frau und schildert zustimmend ihre schwere Bestrafung. Der erzürnte Ritter dringt nachts in das Schlafgemach des vizegräflichen Paares; wie er vom Kampfe kommt: blutig, entstellt erscheint er vor ihrem Bette; der Vizegraf glaubt das rächende Gespenst des von ihm erschlagenen Ritters zu sehen und fällt ohnmächtig vor dem Bette um; der Ritter nimmt sich den Liebeslohn, den ihm die Vizegräfin versagen wollte. Dann aber kündigt er ihr den Dienst, weil sie Untreue an ihm geübt hat, und verläßt sie für immer. Man sieht deutlich, wir sind in einer härteren, wirklichkeitshafteren Welt, als es die idealisierte Welt des deutschen Minnesangs ist; die Geschichte dreht sich um Minnefragen, aber hier wird zugleich um Glück und Schicksal gerungen. Die Szene im Schlafgemach weist auf uralte Märchenzüge zurück, auf die Wiederkehr des rächenden Toten: diese uralte Sage, das altgermanische Schiffswagenmotiv, das ritterliche Turnierspiel und das höfische Minnerecht verbinden sich im „Moritz von Craun“ in der eigenartigsten Weise. Diese Mischung des Volkhaft-Germanischen und des Ritterlich-Höfischen, die Mi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schung ferner echter Tragik mit einer Fülle komischer, ja burlesker Züge, die bis in die Kernszene im Schlafgemache dringt, lassen dieses rheinfränkische Gedicht in seiner besonderen Stellung in der mittelhochdeutschen Epik deutlich erkennen.

Als einen der größten Dichter seiner Zeit hat Gottfried von Straßburg in der Dichterschau seines „Tristan" *Bligger von Steinach* erklärt — nur zwei Minnelieder sind von diesem Ritter aus den Burgen über Neckarsteinach erhalten, deren mächtige Trümmer heute ins Neckartal ragen. Zwischen 1165 und 1209 erscheint er in Urkunden, gehört also der Dichtergeneration vor der Blütezeit an. Das Werk, dem Gottfrieds Lob in so hohem Maße gilt, „Der Umbehang" (Teppich), jedenfalls eine Novellensammlung, ist verloren. Was Gottfried rühmt — und Rudolf von Ems hat dieses Lob später wiederholt — ist der harmonische Einklang von Wort und Sinn, die höchste Vollendung der Sprachform („er hat den wunsch von worten", „der selbe wortwise") und die reinste Läuterung der Gesinnung, als ob Feen diesen Sinn wunderbar gesponnen und in ihrem Zauberbrunnen geläutert und gereinigt hätten. Er ist ein Adler, dem Buch und Buchstaben wie Federn angebunden sind! Nur dieser Lobpreis ist übriggeblieben; was der ritterliche Dichter am Rande des rheinfränkischen Stammesgebietes für die deutsche Dichtung wirklich geleistet hat, können wir mit keinem Worte sagen.

Auf einem zweiten dichterischen Felde sind die fränkischen Gebiete führend gewesen: im *Drama*. Den Ursprung des mittelalterlichen Dramas schauen wir erst heute mit neuen Augen, nachdem die alte Ansicht, daß es sich um eine rein kirchliche Angelegenheit handle, aufgegeben worden ist. Wir sehen die germanischen Ursprünge des mittelalterlichen Dramas, wie sie schon Gustav Freytag in seiner Doktorarbeit aus volkhaftem Empfinden heraus ahnte, seine Entstehung aus dem germanisch-volkstümlichen Brauchtum der Frühjahrsspiele, der Sonnwendfeiern, der burschenschaftlichen Narrenspiele und Heischegänge. Gerade im Rheinland und überhaupt im ganzen großfränkischen Raume, bis nach Flandern und Nordfrank-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

reich, haben diese Gebräuche lange weitergelebt; die Rheinlande sind, wie die Volkskunde und die geschichtlichen Zeugnisse vereint lehren, ein Gebiet, in dem sich dieses Brauchtum mit besonderer Zähigkeit gehalten hat. Die Schiffswagenprozessionen sind uns bereits zur Genüge begegnet. Im Jahre 831 brannte Kloster Fulda, 1090 Kloster Lorsch gegenüber Worms durch die Sitte der feurigen Sonnenräder, des Scheibendrehens und Radrollens zur Wintersonnenwende ab. Die Fastnacht der Rheinlande ist das alte germanische Frühlingsfest, für das im 7. Jahrhundert das priesterliche Schimpfwort Spurcalia (lat. spurcus = schweinisch, unrein) aufkam — und heute noch lebt in mittelfränkischer Mundart die Bezeichnung „Spörkelse" für die Letzte beim Opfergang, uraltes Brauchtum im Fremdwort bewahrend und einhüllend. Mit Volksgesang und kultischen Gastmählern drangen auch diese kultischen Spiele in die Kirchen, in den Gottesdienst ein; die Kirche wußte sich hier wie in allen ähnlichen Fällen, wo das germanische Brauchtum zu machtvoll gegen sie andrängte, nicht anders zu helfen, als daß sie dieses Brauchtum übernahm und in umgewandtem, kirchlich gewendetem Sinne in sich einschmolz. So drangen germanische Frühlingsspiele in die Osterliturgie ein, so wurde beispielsweise der altgermanische Frühlingswettlauf zum Wettlauf der Apostel zum Grabe umgebildet, so wurden aus Wintersonnwendspielen kirchliche Weihnachtsfeier mit dramatischer Ausgestaltung der Weihnachtsliturgie, burschenschaftliche Heischegänge beim Julfest wandelten sich in die Sternprozessionen der Weihnachtsspiele um. Das geistliche Drama des Mittelalters entstand aus germanischem Brauchtum und hat diesem weltlichen Ursprung immer seinen Zoll zahlen müssen in der realistischen Ausgestaltung seiner Szenen, einer realistischen Gestaltung, die das geistliche Drama allmählich aus den Kirchen auf die Marktplätze der Städte drängte und gegen den Ausgang des Mittelalters wieder zu einer rein weltlichen Angelegenheit umschuf. Die Fastnachtsspielbestandteile der religiösen Dramen sind keine fremde Beimischung, wie man früher glaubte: geistliches Drama und Fastnachtsspiel gehen auf dieselbe Wurzel zurück.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die älteste Form der kirchlichen dramatischen Osterfeier erscheint in der sogenannten Depositio des Kreuzes, der sich am Ostertage Elevatio und Visitatio anschließen, letztere ganz mit dramatischen Wechselreden der Engel am Grabe und der das Grab besuchenden Frauen. Bei der Depositio wird das Kreuz in Tücher gehüllt und bestattet, „als sei der Leib des Herrn begraben", dann folgt eine nächtliche Totenwache, am folgenden Tage wird vom Abt das neue Feuer gebracht und die Osterkerze daran entzündet — es ist der germanische Osterbrauch der Erneuerung des Feuers, den schon Bonifacius als ignis paschalis in die kirchlichen Feiern übernommen hatte. Wir kennen das alles aus einem angelsächsischen Zeugnis des ausgehenden 10. Jahrhunderts, aus der „Regularis Concordia" des Bischofs St. Aethelwold von Winchester (seit 963), der sich bei seinen Anordnungen über diese Festgestaltung ausdrücklich auf festländische Vorbilder beruft, auf die Klöster Fleuvry und im besonderen Gent. Als Gebiet, wo diese dramatischen Kirchenfeiern sich aus germanischem Brauchtum entwickelt haben, erscheint also der großfränkische Raum: Flandern und die Rheinlande.

Erst im 13. Jahrhundert treten uns schriftmäßige Dramen vor Augen; die Entfaltung des geistlichen Dramas vom 10. zum 13. Jahrhundert kann so wenig im einzelnen verfolgt werden, wie die gleichzeitige Entfaltung des endreimenden Heldenliedes zum Volksepos. Der ungewöhnliche Anteil, den die Rheinlande dann vom lateinischen Trierer Osterspiel an in der Entwicklung des geistlichen Dramas haben, unterstreicht die Annahme, daß die Wurzeln des mittelalterlichen Dramas im großfränkischen Raume zu suchen sind. —

Als letzte Gattung der staufischen Dichtung tritt uns der *Minnesang* entgegen. Es ist schon vorher darauf hingewiesen worden, welch bezeichnenden, charaktervollen Verzicht das Rheinland hier wie beim Artusroman ausgesprochen hat. Das Stammesgebiet, das von den „winileod" der karolingischen Kapitulare bis zu der Volksliedblüte des ausgehenden Mittelalters, wie sie die Limburger Chronik schildert, eines der liedfreudigsten Lande gewesen ist, versagt sich dem Minnesang im größten Teile seines Gebietes — die uns bekannten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rheinischen Minnesänger sind alle auf den alemannisch durchsetzten Südteil, die Pfalz rechts und links des Rheines beschränkt. Der älteste rheinische Minnesänger aber ist der Niederfranke *Heinrich von Veldeke*, dessen Lieder freilich ganz auf seine heimische Maastrichter Hörerschaft berechnet sind, denn gerade hier verwendet er seine Mundart mit allen Besonderheiten, verzichtet er auf die Gemeinsprache, die er in der Epik geschaffen hatte. Es ist der Minnesang eines Mannes, dessen eigentliches Wesen in seiner erdfesten Klarheit durchaus über diese formalhafte Gesellschaftsart hinausragt. Mag er noch so sehnsüchtig „die beste Frau zwischen Rhone und Save" besingen, am wahrsten tritt er uns dort entgegen, wo er die Natur verherrlicht, den Vogelsang, das Glück der längerwerdenden Tage, das Amselgeschwätz, die helle Sonne. Es ist ein Bekenntnis zur Lebenslust und Weltfreude: „Ich will mit den Frohen leben, die alle Feindschaft fröhlich ertragen; ich will mir durch ihren Neid und Haß meine Lebenslust nicht zerstören lassen."

Ich wil leven bit den blîden
die her nît vrôlîke lîden;
ich wel dorch her nîden
mîne bîtscap niet vermîden.

Ein derber scherzhafter Sinn durchbricht bei Veldeke immer wieder die Typik der Minneverehrung: wie entzückend ist das Lied gegen die Frauen, die graue Haare hassen und so töricht sind, „neues Zinn altem Golde vorzuziehen"; wie entzückend seine ironischen Einzelstrophen, etwa das Lob der klugen Frauen, welche die „Hute" so listig betrügt wie der Hase den Windhund, „so sorge ich mich nun nicht mehr — um meines Sohnes Tochterkind", oder das Bekenntnis, daß er es vorzöge, mit tausend Mark und einem goldnen Schrein bei seiner Geliebten als arm und siech fern von ihr zu sein. Der klare Weltsinn, die Erdenschwere, die wir schon in der Epik Veldekes kennen lernten, bricht sich auch in seinem Minnesange unwiderstehlich Bahn.

Eine ganz andere Gestalt ist der Freiherr *Friedrich von Hausen* aus der Kreuznacher Gegend, einer der reichstreuen Helfer Fried-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

richs I., ein hoher Vasall, der uns zwischen 1170 und 1190 immer wieder begegnet, die Italienfeldzüge seines Herrn mitmacht und mit ihm zugleich das Kreuz nimmt; in der Schlacht bei Philomel in Kleinasien, am 5. Mai 1190, ist er im Kampfe gegen die seldschukischen Türken durch einen Sturz vom Pferde gefallen. Dieser hochgestellte Ritter ist der ausgesprochenste Vertreter des höfischen Minnesangs unter romanischem Einflusse, einer gesellschaftlichen Typik, an der das staufische Rittertum mit seinem hochentwickelten Standeswesen seine Freude fand. Hier schweigt die äußere Natur, alles ist Spiel und Widerspiel der Gefühle, das sich bis zum dialektischen Wortgefecht emporschraubt — bis dann das Kreuzzugserlebnis tiefere und echtere Töne hineinbringt. Die Kreuzzugslieder Hausens ringen um die Vereinigung von Frauenminne und Gottesdienst und damit um die höchste Form des Rittertums, das weltlich und religiös in einem sein will. Allzu lange habe er, so bekennt ein Lied, Gottes vergessen; nun wolle er ihn allen vorsetzen und danach den Frauen „ein holdes Herze tragen". Es ist ein innerer Kampf, den er ausficht, denn er kann sich nicht entschließen, auf Frauenminne zu verzichten. Leib und Seele sind im Streit: der Leib fährt zum Kampfe mit den Heiden, die Seele ist traurig im Gedanken an die geliebte Frau. Das letzte der uns erhaltenen Aufbruchslieder mahnt die Frauen, den in der Heimat Verbleibenden, „die der Gottesfahrt erschraken", ihre Liebe nicht zu schenken und sich so selber zu entehren. Der seelische Zwiespalt, in den uns Hausens Kreuzzugslieder schauen ließen, ist bei ihm unausgetragen geblieben; erst Hartmann und Wolfram haben diesen Kampf zu Ende geführt.

Die beiden Minnelieder, die uns von *Bligger von Steinach* erhalten sind, zeigen deutlich die hohe Wortkunst, die Gottfried von Straßburg und Rudolf von Ems an dem Epiker gerühmt haben: die Lauterkeit und Süße des Klanges, den musikalischen Fluß, die harmonische Ausgeglichenheit der Wortgebung, wie sie vor allem in dem Liede „Er funde guoten kouf an mînen jâren" hervortreten. Vom pfälzischen Grafen *Friedrich von Leiningen* († 1220) haben wir ein Abschiedslied mit schönem Natureingang, von *Bernger von Horheim*

aus der Frankfurter Gegend ein Lügenlied, das freudige Liebesstimmungen malt, um sie am Schlusse jeder Strophe für das Gegenteil seiner wahren Stimmung zu erklären. Im Laufe des 13. Jahrhunderts begegnen dann noch der *Freiherr von Wissenlo* (Wiesloch) um 1250, *Konrad von Birkenbach* um 1250—1275, von dem ein einziges Lied in der Zimmerischen Chronik aufbewahrt worden ist, *Wilhelm von Heinzenburg* aus der Kreuznacher Gegend um 1260—1280, sie alle dem südlichen Teile unseres Gebietes zugehörig. Mittelfranken dagegen schweigt.

Die Jahrhundertwende um 1200 ist eine Schicksalswende des deutschen Volkes. Damals, sagt Justus Möser im Vorwort seiner „Osnabrückischen Geschichte", habe die große Zeit des deutschen Volkes aufgehört; von da ab sei alles Verfall und Rückgang gewesen. Wie keine andere Landschaft haben die Rheinlande die Erschütterung des Reiches beim frühen Tode Heinrichs VI., beim Zusammenbruche der staufischen Kaisermacht, gespürt. Als diese Herrlichkeit versank, ist dem Herzlande des Reiches selbst das Herz ausgebrochen worden. Die beherrschende Stellung innerhalb der germanischen Dichtung, die Führerrolle in Epik und Drama des 12. Jahrhunderts haben die Rheinlande nie wieder zu erringen vermocht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VIERTES KAPITEL

Volksdichtung und Geistesleben im ausgehenden Mittelalter

Die territoriale Zersetzung der Rheinlande beginnt bereits im 10. Jahrhundert. Der Aufstand Liudolfs im Jahre 953, der in der „Herzog-Ernst"-Dichtung seinen lebhaften Nachhall gefunden hat, wirkte entscheidend: durch ihn wurde das alte niederlothringische Herzogtum aufgelöst, zunächst an den Erzbischof Bruno von Köln, den Bruder Ottos I., übertragen, seine Bedeutung hat es nie wiedererlangt. Im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts bilden sich bereits die Territorialgebiete aus, die um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert ihre Selbständigkeit erringen und durch den tiefeingreifenden Verzicht Kaiser Friedrichs II. von 1231 so gut wie unabhängig vom Reiche werden. Da entwickeln sich die größeren Grafschaften Jülich (seit 1346 Herzogtum), Berg (1380 Herzogtum), Kleve (seit 1416 Herzogtum), Geldern, Limburg, Lützelburg, Nassau, daneben die kleineren Mörs, Sayn, Wied, Neuenahr, Blankenburg, Saarbrükken, Veldenz, die Rheingrafschaft, Katzenellenbogen (das später an Hessen fällt), Leiningen usw. Das alte oberlothringische Herzogtum bleibt in vermindertem Umfange bestehen, und aus der alten Pfalzgrafschaft in Aachen enwickelt sich im Laufe des 12. Jahrhunderts aus ursprünglich karolingisch-salischem Besitz die neue Pfalzgrafschaft bei Rhein, die den Süden des fränkischen Stammesgebiets, die alemannisch durchmischten Teile zusammengefaßt. Zwischen diesen Überreichtum weltlicher Herrschaften, kleiner und kleinster reichsritterschaftlicher Gebote, die Reichsstädte Köln, Aachen, Frankfurt, Worms, Speyer, Metz schieben sich nun die geistlichen Fürstentümer: die Erzbistümer und Kurfürstentümer Köln, Mainz und Trier, die Bistümer Worms, Speyer, Metz und auf westfränkischem Boden Verdun und Toul, die Reichsabteien Essen und Werden usw. Es wird

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Rheinlanden zum Verhängnis, daß sie, ehemals der geeinte Kern des Reichs, zu einem der zersplittertsten Gebiete Deutschlands geworden sind und daß es keiner dieser Territorialmächte gelingt, eine neue einheitliche Form zu schaffen.

An Versuchen, eine Hegemonialherrschaft in den Rheinlanden aufzurichten, hat es nicht gefehlt. Der erste Staat, der eine rheinische Gesamtherrschaft anstrebt, ist das Erzbistum Köln, das vornehmste der geistlichen Fürstentümer am Rhein: dies Bestreben beginnt bereits Ende des 12. Jahrhunderts bei Philipp von Heinsberg, der der staufischen Sache den Rücken kehrt, um seine eigennützigen landesfürstlichen Ziele zu verfolgen, aus dem zerschlagenen Erbe des niedergeworfenen Löwen glücklich das Herzogtum Westfalen heimbringt und damit zwei der alten Stammesherzogtümer mit dem neben Mainz angesehensten Erzstuhle vereinigt. Die großen Erzbischöfe des 13. Jahrhunderts, Engelbert I. von Berg und Konrad von Hochstaden, haben alles darangesetzt, ihr Gebiet zu erweitern, die kühn zur Reichsunabhängigkeit aufstrebende Stadt Köln in ihre Botmäßigkeit zu zwingen, ihren Lehnsbereich auszudehnen. Wenn Engelbert noch treu zum Reiche stand, so hat Konrad von Hochstaden sich der staufischen Sache ebenso versagt, wie das Philipp von Heinsberg und der verhängnisvolle Adolf von Altona getan hatten, hat an ihrer Stelle die Scheinkönigsherrschaft eines Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis aufzurichten versucht, um in ihrem Schutze seine Sonderhoheit zu befestigen. Immer wieder hat das Schicksal diese Versuche zerschlagen. Engelbert, der die Grafschaft Berg an Köln bringen konnte, endete 1225 unter den Mörderstreichen am Gevelsberg, Konrad von Hochstaden kam nicht zum Ziele, und der zweite Engelbert mußte mit der Niederlage von Worringen 1288 allen seinen Plänen entsagen. Die Stadt Köln errang hierbei ihre tatsächliche Unabhängigkeit vom Erzstift, das auf seine ländlichen Gebiete beschränkt wurde. Im 15. Jahrhundert haben Dietrich von Mörs und mit besonders unglücklicher Hand Ruprecht der Pfälzer diese Hegemonialbestrebungen wiederaufgenommen und sind noch einmal völlig gescheitert; nach der Neußer Belagerung 1474 hat Köln 1476 seine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unabhängigkeit als Reichsstadt vom Kaiser bestätigt erhalten. Der Kurfürst von Köln, Herzog von Niederlothringen und Westfalen, ist ein kleiner Landesfürst mit zerrissenem Staatsgebiet geblieben.

Ein zweiter Verfestigungspunkt lag in den nordrheinischen Grafschaften, die im 14. und 15. Jahrhundert zu Herzogtümern erhoben wurden: Jülich, Berg, Kleve, Geldern. Immer wieder boten sich Gelegenheiten, diese Gebiete zu einer unvergleichlichen Territorialmacht zusammenzuschließen, da alle diese alten Geschlechter nacheinander ausgestorben sind, aber der fürstliche Familiengedanke, der zu neuen Teilungen führte, hat die Vereinigung wiederholt verhindert und hinausgeschoben. Erst 1398 verbinden sich Kleve und Mark, 1423 Jülich und Berg, erst im 16. Jahrhundert gelingt es, in Jülich, Berg, und Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein einen mächtigen niederrheinisch-westfälischen Einheitsstaat zusammenzuschließen. Das ausgehende Mittelalter hat diese später so enttäuschende Gründung nicht mehr erlebt.

Der dritte Verfestigungspunkt lag im Süden des Stammesgebiets, wo die alte Pfalzgrafschaft seit ihrer Übertragung an den Staufer Konrad 1156 und nach dem Übergange an die Wittelsbacher 1214 zu einer starken Macht emporgestiegen war, die rechts und links des Rheines die kleinen Gebiete an sich raffte. Die nordrheinischen Gebiete aber gingen im Streite mit Köln verloren, die ursprünglich an die karolingische Residenz Aachen geknüpfte Pfalzgrafschaft wurde ganz in den Süden gedrängt. Auch die Pfalz hat bei ihren Ausweitungsversuchen immer von neuem mit dem Neide der Nachbarn zu ringen gehabt, hat unter schwächeren Kurfürsten Gebiet verloren, unter ihren großen Herrschern, wie besonders im 15. Jahrhundert in der Glanzzeit Friedrichs des Siegreichen, Macht und Ruhm vergrößert. Aber es war ihr Unheil, daß sie rings von starken Nachbarn und Mitstrebenden umlagert war: Kurtrier und Kurmainz, Württemberg, Hessen und Lothringen — an diesen eisernen Schranken hat auch der Ausdehnungsdrang der Kurpfalz seine Grenzen gefunden.

Weder Kurköln noch Jülich-Berg-Kleve noch die Kurpfalz sind zur rheinischen Großmacht aufgestiegen; die Lande von Emmerich

bis Rastatt verharrten im ständigen Widerspiel der streitenden Kräfte, wurden von unablässigen Fehden der einzelnen Mitbewerber überflutet und verheert. Wohl war das Rheinland immer noch der äußere Mittelpunkt des Reiches: Frankfurt die Wahlstadt, Aachen die Krönungsstadt, der Erzbischof von Köln Träger des Krönungsrechtes, von den sieben Kurfürsten, deren Kollegium sich im 13. Jahrhundert ausbildete, hatten die vier vornehmsten ihren Sitz am Rhein, die drei geistlichen und als vierter der Pfalzgraf bei Rhein, dem zugleich das Vikariatsrecht beim Tode eines Kaisers und das Amt der Anklage gegen einen Kaiser zustand. Hier wurde 1338 der Kurverein zu Rhense geschlossen, der den päpstlichen Ansprüchen entgegentrat. Hier saßen die „Königsmacher" bis ins 15. Jahrhundert hinein: vom Reichsverweser Engelbert I. von Köln an, dem der Sänger des Reichs, Walther von der Vogelweide, sein strahlendes Lob zuwandte:

Von Kölne werter Bischof, seid mit Grunde froh.
Ihr habt dem Reiche wohl gedienet und also,
daß Euer Lob emporsteigt und schwebet hoh . . .
Getreuer Königspfleger, Ihr seid hoher Märe,
Kaisers Ehrentrost mehr als je ein Kanzler . . .

und dessen Ermordung er mit den Worten beklagte: „Wes Leben ich lebte, des Tod will ich immer klagen", bis zu Konrad von Hochstaden, den Wählern Adolfs von Nassau, Ludwigs von Bayern und Friedrichs des Schönen von Österreich, bis zu denen, die Ruprecht von der Pfalz auf den deutschen Königsthron erhoben. Noch einmal gab das Rheinland ein Kaisergeschlecht, nach Karolingern und Saliern die Lützelburger, die von 1308 bis 1437 mit Unterbrechungen die kaiserliche Würde bewahrten — der Dantekaiser Heinrich VII., der dem großen Florentiner als Retter und Einer Italiens erschien, ist ihr erster. Aber gerade bei den Lützelburgern offenbart sich als deutlichste, wie sehr das Rheinland seine Stellung als Kernland im wahren Sinne schon eingebüßt hatte, wie das Schwergewicht des Reiches nach dem Osten verlagert worden war. Als es galt, eine lützelburgische Hausmacht zur Stütze der neuerrungenen Kaiserwürde zu gründen, lieh das Rheinland mit seinen engbegrenzten und

ausgewogenen Territorialherrschaften keine zureichende Möglichkeit, so daß die lützelburgische Hausmacht in Böhmen, Mähren, Schlesien, Brandenburg, in Ungarn und Polen begründet werden mußte. Gerade hier zeigte sich das Verhängnis der Rheinlande, die unselige Erbschaft aus der Zeit, da es Kernland des Reiches war: die als Reichsämter entstandenen, nun zu leeren Hülsen, zu trostlos schwächlichen Landesfürstentümern herabgesunkenen geistlichen Herrschaften. Das Herzogtum Lützelburg konnte keine rheinische Großmacht werden, da sich kurtrierische und bischöflich lüttichsche Gebiete wie ein Riegel jeder Gebietserweiterung vorschoben, und ebenso war es im gesamten Rheinlande: geistliche und weltliche Herrschaften sperrten sich gegenseitig, Kurköln sperrte Jülich und Berg, dieses wieder spaltete Kurköln und sein Herzogtum Westfalen, Kurtrier riegelte den Mosellauf ab, sie alle zu schwach, zu eigener Größe emporzusteigen, aber stark genug, als Hemmschuh zu wirken. Die geistlichen Kurfürstentümer des Rheinlands sind die Hauptursache gewesen, daß jeder Versuch zur Begründung einer rheinischen Großmacht unterbunden wurde.

Und so enthüllt sich jetzt schon die tiefe Tragik des Rheinlandes, die im 16., 17. und 18. Jahrhundert ihre bedrohlichste Auswirkung finden sollte: die Länder am Rhein trugen das schwere Erbe der Vergangenheit, sie litten unter den Folgen ihrer ehemaligen Kernstellung, ohne von Vergangenheit oder Gegenwart irgendeinen Nutzen einzuheimsen. Die alte Struktur des Reiches hatte jeden Sinn und damit jede fruchtbare Wirkung verloren, aber sie blieb erstarrt, unlebendig, unnütz, ein lastendes, lebenzerstörendes Hindernis gerade in diesem einstigen Kernlande bewahrt, konnte in ihrer traditionsgebundenen Würde und Heiligkeit nicht aus dem Wege geräumt werden, während zu gleicher Zeit die von keiner Fessel der Tradition beengten Kolonialstaaten des deutschen Ostens sich zu mächtigen einheitlichen Gebilden auswachsen konnten: die Ostmark, Böhmen-Mähren-Schlesien, Brandenburg, der Ordensstaat. Aus den beengten Rheinlanden flutete der Strom rheinischer Menschen nach Osten. Vom 12. bis 14. Jahrhundert ist eine Volkswanderung von Rhein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maas und Mosel, Main und Neckar zur Oder und zur Weichsel, zu den baltischen Küsten bis zum Finnischen Meerbusen, donauabwärts nach Siebenbürgen und auf den Wegen der Kreuzfahrer gegangen. Noch zeugen die Ortsnamen: Montabaur im Westerwald wiederholt ein Mons Tabur in Palästina, Thuron an der Mosel den Namen einer Kreuzfahrerburg ebendort, um seinerseits im Thorn des Deutschen Ordens erneut zu werden — gerade der Deutsche Ritterorden zählte eine Fülle westdeutscher Mitglieder, und sein größter Hochmeister Winrich von Kniprode stammte vom Niederrhein. Von Rhein, Main und Neckar gehen Siedlerzüge nach Obersachsen, Schlesien, Böhmen. Das rheinische Blut ist an der Ostkolonisation des Mittelalters in hervorragendem Maße, ja teilweise führend beteiligt; wie einst zur Seine und Loire, so zerstreut sich jetzt seine Volkskraft in östliche Weiten.

In diesen Wanderungen zu Neuland und Neuform liegt der Beweis für die ungebrochene Volkskraft der fränkischen Rheinlande. Die Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters bringen einen *Aufstieg des Volkes*, der sich außer in diesen Wanderungen in der Handelsherrschaft der rheinischen Städte kundgibt. Köln ist nun mit 50 000 Einwohnern — übertriebene Berichte melden 150 000 — die volkreichste Stadt des Reiches; zu den Wundern seiner romanischen Kirchen gesellt sich der 1248 begonnene ungeheure Block seines gotischen Domes, der 1446 errichtete herrliche Rathausturm — ein Stadtbild, dessen bezwingende Macht selbst die kunstverwöhnten italienischen Besucher wie Petrarca und Enea Silvio Piccolomini anerkannten. In dieser größten Stadt Deutschlands aber war die alte Volkssitte noch so ungebrochen kraftvoll geblieben, daß diese Italiener noch die uralt germanische Fußwaschung der Frauen im Rheine beobachten konnten, daß der Karneval als verwandeltes germanisches Frühlingsfest hier wie im ganzen Rheinlande unzerstört in lebendigster Blüte blieb. Köln wurde in der Hanse des 14. und 15. Jahrhunderts der Vorort des westdeutschen Drittels, es trug den Handelshof zu Brügge und den Londoner Stahlhof, in einer überaus geschickten, in weiter Schau geführten Politik verstand es sich mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Flandern wie mit England, der flandrisch-englische Handel blieb kölnisches Monopol. Vom 13. bis zum 15. Jahrhundert führt die rheinische Hauptstadt einen heldischen Kampf um ihre Freiheit vom Erzstift; erst sind es die Geschlechter, die diesen Heldenkampf führen, die Overstolz, Aducht, Jude, Hardefust, Cleingedank, Rothe, Lyskirchen usw., nach dem Sieg der Zünfte und dem „Verbundbrief" 1396 ist es die Masse des Volkes, bis 1476 mit der Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit der endgültige Sieg errungen ist. Der Kampf der Trierer Bürger hat nicht zu den gleichen Erfolgen geführt. Keine rheinische Stadt ist dem Aufstieg Kölns nachgekommen, auch Frankfurt nicht, das sich in diesen Jahrhunderten zu einem beherrschenden Platze des deutschen Binnenhandels erhob. Das nach der Worringer Schlacht 1288 zur Stadt erhobene Düsseldorf hat über hundert Jahre schwer unter dem Wettbewerbe und der Eifersucht Kölns zu leiden und kommt erst im 15. und 16. Jahrhundert als Hauptstadt des aufsteigenden bergischen Staates empor.

Der lebhafte flandrisch-englische Handel, der rege Geistesaustausch mit den Niederlanden, die Stellung der 1388 gegründeten Universität Köln beweisen es, daß zum mindesten die rheinisch-niederländische Verbundenheit noch in hohem Maße besteht. Und danach ist die beginnende Sonderung nicht zu verkennen. Seit um 1200 das Reich seine gewaltige Bindekraft verloren hat, streben die Teile allerorten auseinander, und zugleich steigt Westeuropa empor. Um 1300 beginnt die Osteroberung Frankreichs, Philipp der Schöne erneuert die Ansprüche auf das karolingische Erbe. Albrecht I. von Österreich schließt 1301 mit ihm den verhängnisvollen Vertrag, der mit der Preisgabe des linken Maßufers die französische Begehrlichkeit nur reizt. Im Jahre 1308 kann Philipp der Schöne es wagen, nach der deutschen Kaiserkrone zu greifen, aber gerade die rheinischen Kurfürsten tretren ihm entgegen und erheben den lützelburgischen Dantekaiser auf den Thron. Bald danach drängt der hundertjährige englisch-französische Krieg die Ansprüche des Westlandes bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zurück. Aber dafür wächst die Gefahr von dem 1363 begründeten neuen burgundischen Staate, der als Erbe des alten

lothringischen Zwischenreiches nach dem Rheine strebt, die rheinische Hegemonie zu gewinnen sucht. Der Heldenkampf der Neußer in der berühmten Belagerung von 1474 zerschlägt den furchtbaren Ansturm Karls des Kühnen; Burgunder, Flamen, Engländer, Lombarden scheitern vor den Mauern einer von zum Tode bereiten Bürgern verteidigten rheinischen Stadt. Das deutsche Geschichtsbewußtsein ist allerdings an der unzweifelhaften Tatsache vorübergegangen, daß es die Neußer Bürger und nicht die Schweizer waren, die Karl dem Kühnen die erste entscheidende Niederlage beibrachten und damit ihre Heimat vor westlicher Überfremdung retteten. Der Untergang Karls des Kühnen hat auch dem von seinen Truppen überschwemmten Lothringen die Freiheit wiedergegeben.

Das Herzogtum Limburg war 1288 durch die Worringer Fehde an Brabant gefallen, den bergischen Erbansprüchen zum Trotz, die Herzogtümer Lützelburg und Geldern gelangten 1451 und 1473 in den Verband des burgundischen Staates und bald danach unter österreichische und spanische Herrschaft — so wurde der Raum der fränkischen Rheinlande eingeengt, bereitet sich die Absonderung der Niederlande vor. Das 16. Jahrhundert wird dieser Entwicklung den verhängnisschweren Abschluß geben.

Der Bruch in der rheinischen Epik um 1200 geht tief. Was danach an epischen Werken geschaffen worden ist, steht abseits der gesamtdeutschen Entwicklung, ist ganz aufs Rheinische bezogen und zeigt so auch vom Geistigen her die territoriale Besonderung der Rheinlande. Hierhin gehört zunächst die *Karlsepik*, die wir am Schlusse des 12. Jahrhunderts in „Morant und Galie" kennengelernt haben, von der verlorene Werke im Laufe des 13. Jahrhunderts zu vermuten sind, bis der „*Karlmeinet*" am Beginne des 14. Jahrhunderts eine Anzahl dieser Werke zusammenfaßt und mit selbständigen Teilen zu einem Leben Karls von der Geburt bis zum Tode vereinigt. Der Schöpfer dieses 35 000 Verse umfassenden Großepos ist am Niederrhein zu Hause, er arbeitet nach französischen, niederländischen und lateinischen Quellen, er kennt seinen Stoff nach allen Seiten hin und feiert in Karl den unvergleichlichen Kaiser des Abendlandes. Der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erste Teil des Epos, der eigentliche „Karlmeinet" (d. h. der kleine Charlemagne, Carolus Magnitus), behandelt die sagenhafte Jugend, wobei die Sagen von der Jugend Pippins und Karl Martells auf den großen Karl übertragen worden sind: Verdrängung aus der Herrschaft, Flucht nach Spanien, Liebe zu einer maurischen Prinzessin Galie, Rückeroberung seines Reiches und Heirat mit Galie. Der zweite Teil ist das uns bekannte mittelfränkische Epos „Morant und Galie". Dann werden nach lateinischen Quellen, dem „Speculum historiale" des Vinzenz von Beauvais, Einharts Leben Karls, aber auch der niederländischen gereimten Bearbeitung des Vinzenz, Jakob von Maerlants „Spieghel historiaal", die Kriege Karls gegen Sachsen, Langobarden, Sarazenen, seine verschiedenen Ehen und Kinder, der Hauptteil seiner geschichtlichen Regierung erzählt — es ist sehr wahrscheinlich, daß der Schöpfer des Ganzen diesen dritten Teil selber bearbeitet hat. Als viertes folgt eine Übertragung des niederländischen Epos „Karl und Elegast", die bekannte Geschichte, wie Karl durch eine göttliche Traumstimme aufgefordert wird, auf Diebstahl auszugehen, wie er auf den von ihm verbannten Elegast trifft, der ihn im Dunkel der Nacht nicht erkennt, wie sie gemeinsam einen Raub wagen und Karl dabei eine sein Leben bedrohende Verschwörung entdeckt. Als fünftes die Schlacht von Ronceval, nach Konrads deutschem Rolandsliede geschildert, aber mit Abweichungen und Ergänzungen, die auf eine unbekannte niederrheinische Bearbeitung des Konradschen Rolandsliedes, vielleicht noch aus dem 12. Jahrhundert schließen lassen — verlorene niederrheinische Karlsepik ist hier deutlich zu erkennen. Im sechsten und Schlußteile kommt noch einmal der Bearbeiter des Ganzen zu Wort; Karls Tod, sein Wesen, seine Gestalt und Sitten werden geschildert, der Übergang des Reiches auf seinen Sohn Ludwig wird erzählt. So ist das Ganze ein „Buch vom großen Karl", die sagenhaft-geschichtliche Biographie des Frankenherrschers, dessen völkische Zugehörigkeit dem niederrheinischen Dichter unter dem Einfluß seiner französischen Quellen bezeichnenderweise unklar geworden ist: er hält ihn für den König von Kerlingen, also Frankreich, dem später dann die kaiserliche

Herrschaft in Deutschland übertragen wird; seinem Sohne Ludwig übergibt er das Reich mit der Bedingung, daß nach seinem Tode niemand herrschen solle.

Hey en wer eyn duysch man,
den vromsten, den man finden kan . . .
Dat was . . . eyne große ere,
dat synd ummermere
den Duytschen bleven is dat rich
ind dat besitzen geweldiclich.

Das deutsche Volksgefühl, der Nationalstolz und das Reichsbewußtsein des niederrheinischen Dichters treten hier wie an anderen Stellen, wo er die Treue von Karls deutschen Vasallen lobt, aufs klarste hervor. Er hat den großen Karl in das deutsche Geschichtsbewußtsein eingeordnet und ist dabei doch der Propaganda seiner französischen Quellen in wichtigen Dingen unterlegen.

Der „Karlmeinet" zeigt den niederländischen Einfluß, der sich nun, wo die rheinische Epik ihre Führerstellung eingebüßt hat, am Rheine breitmacht. Sowohl die Dichtung wie die seit dem 13. Jahrhundert emporblühende Mystik, das religiöse und das geistige Leben erfahren bestimmende Eindrücke von Flandern und Holland her. Niederländische Sprokenerzähler tauchen in den nördlichen Rheinlanden auf, so um 1370 Augustijncken van Dordt in Aachen; in stadtkölnischem Dienste erscheint 1377 ein Trufator, das heißt Troubadour Heinrich von Lintorp; niederländische Schauspielergesellschaften durchwandern das Land, wie jene, die 1412 in Aachen das Spiel von Lancelot aufführt. Als Bearbeitung aus dem Flämischen tritt uns in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Ritterroman eines rheinischen Fahrenden „*Johann aus dem Virgiere*" entgegen, der Roman eines Findlings: Kaiser Siegmund von Rom findet in seinem Baumgarten (virgiere) einen schönen Knaben, zieht ihn mit seiner gleichaltrigen Tochter Clarisse auf; als die Findlingsstellung ihm beleidigend vorgeworfen wird, verläßt Johann das Land, erwirbt Ruhm und Ehre in der Fremde, entdeckt bei einem Zweikampf seinen Vater, der ihn mit der Schwester des Königs von Frankreich gezeugt und ausgesetzt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hat, vermittelt die Heirat seiner Eltern und zwingt am Schlusse den Kaiser von Rom, ihm Tochter und Reich zu geben. Ein echt volkstümlicher Stoff, novellistisch bunt und reich; aus dem verlorenen flämischen Epos hat sich später das niederländische Volksbuch „Joncker Jan uut dem vergiere" entwickelt. Auch das nur durch ein Bruchstück uns verdeutlichte Epos vom „*Normannenherzog Heinrich*" weist auf niederländische Vorlage hin.

Novellistische, volksbuchartige Züge bestimmen die rheinische Epik des 14. und 15. Jahrhunderts. *Hans von Bühel*, aus adligem badischem Geschlechte, dessen Mundart auf den Grenzbezirk des Südrheinfränkischen und Niederalemannischen weist, schreibt 1412 zu Poppelsdorf, im Dienste des Erzbischofs Friedrich III. von Köln, sein „Diocletianus' Leben", die Übertragung der alten Novellensammlung der „Sieben weisen Meister" mit der Rahmenerzählung des verleumdeten Diokletian; elf Jahre zuvor, 1401, hatte er in seiner „Königstochter von Frankreich" in verwandter Weise das volkstümliche Motiv der verleumdeten Frau gestaltet. Beide Versepen haben als volksmäßige Werke lange gelebt; „Diocletianus' Leben" ist 1473, „Die Königstochter von Frankreich" 1500 und 1508 gedruckt worden.

Von dieser ihrer eigenartigsten Seite her gewinnt die rheinische Epik dann noch einmal eine wichtige Stellung in *Elisabeth von Nassau-Saarbrücken* (etwa 1396—1456). Die Versepik verwandelt sich in den Prosaroman des 15. Jahrhunderts, um am Ende dieses Jahrhunderts als gedrucktes Volksbuch ein langes Fortleben zu finden.

Elisabeth stammt aus der deutsch-französischen Grenzlandschaft und ist damit von Jugend auf die berufene Übermittlerin vom Westfränkischen ins Ostfränkische — vom Westfränkischen, denn in den von ihr prosaisch verdeutschten Chansons de geste kehrt ja altes fränkisches Gut in seine Heimat zurück! Ihr Vater Friedrich von Lothringen, Sohn des Herzogs Johann I. von Lothringen, hatte die französischen Besitzungen seines Vaters geerbt, Rumigny am Ardennenrande, Beves in der Pikardie, Vallais im Hennegau, Mittelpunkte der nordfranzösischen Chanson-de-Geste-Dichtung im germanisch durchsetz-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ten Grenzgebiet. Die Mutter Margarete brachte ihm als einzige Erbin die Grafschaften Vaudément und Joinville zu. 1415 ist Friedrich von Lothringen im französischen Heere bei Azincourt gefallen. 1412, etwa sechzehnjährig, heiratete Elisabeth den Grafen Philipp I. von Nassau-Saarbrücken, den Urenkel König Adolfs von Nassau. Nach seinem Tode 1429 übernahm sie die Regierung für ihre beiden unmündigen Söhne Philipp und Johann, bis Philipp 1438, Johann 1442 die Regierung antreten konnte. Sie starb 1456; ihr Grabmal ist in St. Arnual zu Saarbrücken.

In den 1430er Jahren überträgt diese Saarbrücker regierende Gräfin, in deren Adern deutsches und französisches Blut sich mischt, vier Chansons de geste in deutsche Prosa, wobei sie sich ziemlich genau an den Text der Vorlage hält, die Laissen der Versform als Prosaabschnitte kennzeichnet; sie kürzt nur hier und da, vor allem an Stellen, die sie leichtfertig dünken, wie bei den Liebesabenteuern Lehers; die epischen Formeln der Chanson de geste, dieses Erbe alter volkstümlicher Epik, werden getreu übernommen. Und es sind auch volkstümliche Epenstoffe, die sie auswählt: die beiden Lothringerepen „Herpin" und „Loher und Maller", dann den „Hugschappel", die sagenhafte Geschichte des ersten Capetingers Hugo Capet, der sich vom Metzgerburschen zum Könige Frankreichs emporarbeitet, und endlich „Sibylle", worin sich die alte Geschichte der unschuldig verleumdeten Frau mit der Geschichte des getreuen Hundes verbindet, der den Mörder seines Herrn kenntlich macht: jener Hund des Abry (Aubry), der als Motiv der volkstümlichen Dichtung so lange fortgelebt hat, daß er noch im Jahre 1817, bei seinem Auftreten auf dem Weimarer Theater, das Kunststück fertigbrachte, den Intendanten Goethe von seinem Posten zu verjagen. Elisabeth haftet an ihrer Vorlage, aber sie hat dadurch zugleich das Verdienst, die überlieferten volksmäßigen Stilelemente dieser Vorlagen getreu wiedergegeben zu haben: es sind die Anfänge des schlichten, ruhigen Volksbuchstils, und das ist es, was die starke Wirkung der Elisabethschen Prosaromane erklärt, von denen der „Hugschappel" 1500, „Herpin" und „Loher und Maller" 1514 gedruckt und bis ins 18. Jahrhundert hin-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein neugedruckt und umgearbeitet wurden. An Elisabeth von Nassau-Saarbrücken knüpft Herzogin Eleonore von Österreich mit ihrem Prosaroman von 1456 „Pontus und Sidonia", knüpft die Pfalzgräfin Mechthild mit ihren weitverzweigten literarischen Anregungen; diese Schwester des Pfalzgrafen Friedrich der Siegreiche hat die dichterische Anteilnahme, die sie vom pfälzischen Hofe erbte, auch ihrem erzherzoglichen Hofe in Rottenburg übertragen und gerade den alten epischen Stoffen die regste Liebe entgegengebracht. In der Bücherei der pfälzischen Kurfürsten sammelten sich die ritterlichen Epen und Prosaübertragungen; im Jahre 1480 überreichte dem Pfalzgrafen Philipp sein Singemeister Johann von Soest eine gereimte deutsche Bearbeitung des niederländischen Epos „Margarete von Limburg" von Heinrich von Aken, so daß der niederländische Einfluß bis an die Südgrenze unseres Stammesgebietes zu spüren ist, wie er nach Niedersachsen hinüberreichte. In der Entwicklung vom ritterlichen Epos zum Prosaroman und Volksbuch hat das Rheinland eine wichtige Rolle gespielt — auf Grund seiner volkstümlichen Überlieferung und seiner Mittlerrolle zwischen west- und ostfränkischer Dichtung.

Ein zweiter Strang der rheinischen Epik des ausgehenden Mittelalters bewegt sich auf geschichtlichem Gebiete; er umfaßt die Reim- und Prosachroniken, die hier am Rhein eine ungewöhnliche dichterische Höhe, eine unvergleichliche Lebendigkeit und Farbenfrische gewinnen. Gleich das erste dieser Werke, die kölnische Reimchronik des Stadtschreibers *Gottfried Hagen „Boich van der stat Köllen"* ist ein Meisterwerk ihrer Art. Gottfried Hagen ist 1268 als Stadtschreiber von Köln, 1286—1287 als Pfarrer von St. Martin in Köln bezeugt; um 1300 ist er gestorben. Das Amt des Stadtschreibers war eine hochpolitische Stellung — man denke an den Zürcher Stadtschreiber Gottfried Keller —; Hagen hat in diesem Amte einen bedeutsamen Teil der kölnischen Geschichte miterlebt und aus eigener Anschauung geschildert: die Kämpfe zwischen der stolz aufstrebenden Stadt und dem nach der rheinischen Hegemonie greifenden Erzbischof Konrad von Hochstaden. Es ist das Heldenzeitalter der Kölner Geschlechter, das hier in einem Epos von 6000 Versen gestaltet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wird; zwischen 1277 und 1287 ist die Reimchronik gedichtet worden. Hagen ist Geistlicher und seine Grundanschauung ist klerikal: Kaiser Konstantin, so erzählt er Vers 556 ff. seines Gedichts, von Papst Sylvester gesund gemacht, übergibt diesem das Reich; der Papst gibt es ihm nach Beratung mit den Kardinälen zurück, da er den Blutbann als Geistlicher nicht selbst ausüben darf. Der Papst setzt auch das Kurfürstenkollegium ein (Vers 587 ff.), wobei dem Kölner Erzbischof die erste Stelle und das Krönungsrecht in Aachen zuerteilt wird — eine hohe Ehre, über die Köln sich freuen soll! So zeigt sich bei Hagen jene Einstellung, die Köln immer festgehalten hat, bis sie ihm im 16. und 17. Jahrhundert den schwersten Schaden zufügte, ja seine wirtschaftliche und geistige Machtstellung zerstörte: die Stadt Köln blieb in treuester klerikaler Gesinnung, sie mußte es bleiben, gerade weil sie den Erzbischof zu bekämpfen genötigt war und sich dessen geistlichen Waffen nicht aussetzten durfte. Hagen ist darin der echte Kölner, aber er ist zugleich der fanatische Gegner des Erzbischofs, der die städtische Freiheit unterdrücken will. Köln ist ihm eine heilige Stadt, Gott selbst kommt ihr zu Hilfe und vernichtet ihre Gegner:

man hait gesein boislichen sterven
de Colne schaden wolden werven
unde zoleste van armode verderven.
got de enwilt sine heilgen neit enterven (393 ff.).

Er bekämpft in dem Erzbischof zugleich den Mann, der die Zünfte begünstigt, um die Macht der Geschlechter zu brechen: Hagen ist der unbedingte Lobredner der Geschlechterherrschaft, der Hasser des niederen Handwerkerstandes. Als der Erzbischof 1259 die neuen Schöffen aus den Zünften eingesetzt hatte, da äußert sich Hagens derbe Verurteilung:

enweir't neit sunde, ich seilde it hassen,
dat van Colne de hilge stat
mit sulchen eselen was besat.
man do an eime esele eins lewen hut,
hei jreirt doch eins esels lut (1253 ff.).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Art ist Art und bleibt Art, lautet Hagens Grundanschauung (1286 ff.): gute Art ist barmherzig und gut, bäurische Art bleibt gierig und falsch, wenn sie gleich „upstigende" ist. Als Köln nach dem Totschlag eines Klerikers in der Klosterkirche der Weißen Frauen (Magdalenenkonvent) vom Erzbischof in Strafe genommen wird, spricht sich Hagen mit aristokratischer Verachtung über die Schöffen aus den Zünften aus: „Wie sollten die Köln bewahren, die Fischer und Bäcker waren? Ich glaube, sie wissen besser Bescheid, wieviel Heringe man für einen Vierling bekommt" (V. 1400 ff.).

Hagens dichterische Kraft zeigt sich in seinen ungemein lebendigen Schilderungen, etwa des Ausbruchs der gefangenen kölnischen Patrizier aus der Feste Altenahr: wie die gezähmte Maus im Kerker zu einer verborgenen Feile leitet und nun die Gitter durchgefeilt werden, das Losen um die Flucht, der Ausbruch und die gefährliche Fahrt auf dem eisschollenbedeckten Rheine — überall ein volkstümlich frischer Dialog, ein schlichtes, aber ungemein anschauungsstarkes, wirklichkeitsnahes Erzählen. Wie wird ein rein politisch-diplomatisches Ereignis, die Sühneverhandlung von 1263, durch das lebendige Widerspiel von Rede und Gegenrede zur frischesten Sinnfälligkeit erhoben! Das Gesicht des Grafen von Kleve von der heiligen Ursula, der Straßenkampf von 1267, der nächtliche Kampf am Ulrichstor von 1268, jedes einzelne Ereignis wird dem Hörer und Leser unvergeßlich vor Augen gestellt, bis das Heldenepos mit der Sühne von 1271 abschließt. Hagen gibt ein begeistertes Lob der kölnischen Tapferkeit, er spricht ein glühendes Dankgebet an Gott für den siegreichen Streit gegen den Erzbischof (2643 ff.); seine Schlachtschilderungen stammen aus innerster Anteilnahme, verwenden die alten volkstümlichen Stilelemente und berufen sich an den Höhepunkten mit Vorliebe auf die Helden der germanischen Sage, wie mehrfach bei der Straßenschlacht von 1267:

man saich si veichten also sere
as it Witge und Heiman were (4899 f.)

— ein Beweis für das lebendige Fortleben ostmärkischer Heldensage im Rheinland des 13. Jahrhunderts. Gottfried Hagens Dichtung ist

eine der besten Reimchroniken des deutschen Mittelalters, und er verdankt diese Stellung seinem glühenden Freiheitswillen, seinem stadtkölnischen Stolze, seiner volkstümlichen Frische und Anschauungskraft.

Ein anderer Epiker dichtet Epen oder vielmehr epische Lieder von den großen Schlachten seiner Zeit. Zwischen 1280 und 1290 muß das Gedicht von der Schlacht bei Dürnkrut 1278, der Böhmenschlacht auf dem Marchfelde, entstanden sein; noch im Jahre 1298 das Gedicht von der Schlacht bei Göllheim, in der König Adolf von Nassau seinen rheinischen und ostmärkischen Gegnern unter Albrecht I. von Österreich erlag. Beide Gedichte sind nur in Bruchstücken erhalten, die aber deutlich genug die ungemeine Lebendigkeit der Schilderung erkennen lassen. Der mittelfränkische Verfasser zeigt sich mit den Umständen der Dürnkruter Schlacht nicht genau vertraut, er hat das alles offenbar vom Hörensagen, er hat sein Lied dem siegreichen Rudolf von Habsburg vielleicht vorgetragen, als dieser in den 1280er Jahren am Mittelrhein weilte. Dagegen zeigt sich im Göllheimliede die volle Vertrautheit mit allen Schlachteinzelheiten, mit den rheinischen Herren, die am Kampfe beteiligt waren; der Dichter tritt für den gefallenen Adolf von Nassau mit warmem Lobe ein, ohne seine Gegner zu verletzen — er bemüht sich, das Geschehene in einem milderen Lichte der Erinnerung anschauen zu lassen, die entflammten Leidenschaften zu versöhnen. Auch hier begegnen in den Schlachtszenen volkstümliche Stilformen, wird die Heldensage zum Vergleiche angerufen:

van Kirensburg Deyderich,
deme andren Deyderich gelich,
dye van Berne was genant

(Göllheim 147 ff. nach Bachs Zählung).

Siegfried von Lindau wird „ein engestlicher smit" (ebd. 146) genannt, sicher im Hinblick auf den Siegfried der Sage. Man sieht, wie die Tradition der Schlachtschilderungen hier bis ins 13. Jahrhundert hinein unter dem Einfluß der germanischen Heldendichtung steht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dem Epiker der Schlachten von Dürnkrut und Göllheim ist mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Anzahl weiterer Gedichte zuzuschreiben, die alle den 1290er Jahren und der Landschaft Sayn-Wied-Limburg angehören. Ein volles Bild dieser Gedichte ist uns versagt, da nur geringe Bruchstücke erhalten sind; wir werden immer wieder darauf hingewiesen, daß wir die rheinische Dichtung dieser Jahrhunderte nur in Ausschnitten besitzen. „*Die Ritterfahrt*" ist in ihrem Anfang erhalten: die als Gönnerin der Dichtkunst bekannte Uda von Ravensberg, Gräfin von Limburg („von Limburg das vil scone wib"), hat unrecht gehandelt, da sie einem unritterlichen, nur in den Büchern bewanderten Manne ihre Liebe zuwandte; dieses unhöfische Verhalten zu strafen, ruft Frau Minne zu einer Heerfahrt gegen ihre Burg auf. Zu den Teilnehmern dieser Heerfahrt zählen Graf Wilhelm von Katzenellenbogen und seine Gattin Irmgard von Rheinfels, die als Landvögtin der Minne Führerin des Zuges sein soll, die Gräfin von Sayn mit ihrem Sohn, Graf Gerhard von Diez, Dietrich von Braubach, Salentin von Isenburg, die Grafen von Neuenahr und Virneburg, Richard von Daun, die Herren von Dollendorf und Rodenbach — hier bricht das Gedicht ab, das sich deutlich in die Minneallegorie des ausgehenden Mittelalters einordnet und in seiner landschaftlichen Gebundenheit nicht zu verkennen ist. „*Der Ritterpreis*" ist mit nahezu 600 Versen in größeren Teilen bewahrt geblieben; hier geht es darum, daß eine ungenannte Frau (Frau Minne?) eine Anzahl würdiger Ritter mit hohen Geschenken ehrt, zuerst mit zwölf wunderstarken Schwertern, dann mit dem Kranze und Ringe der Penthesilea. Hier zeigt sich nun wieder die starke Verbundenheit mit der germanischen Heldensage. Unter den zwölf wunderbaren Schwertern begegnet Nagelrinc, das Dietrich von Bern dem Riesen Grim raubte (Biterolf, Alphart, Laurin), Ortnits Schwert Rose (Ortnit und Wolfdietrich), Hildebrands Schwert Vreise (Virginal), Dietleibs Wilsunc (Biterolf und Dietleib); auch Sahs kann auf Eckenlied und Biterolf bezogen werden. Wieder treten uns Beweise entgegen, in welchem Maße auch die im besonderen ostmärkische Entwicklung der Heldensage im Rheinland bekannt und beliebt gewor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den war. „*Der Minnehof*" ist das typische Minnegedicht des Spätmittelalters; es behandelt die Frage, die im „Moritz von Craun" so energisch entschieden worden war, nach der Belohnung des minnenden Ritters, und diesmal, 75 Jahre später, lautet der Entscheid, der durch den Minnegerichtshof gefällt wird, daß die angebetete Dame zwar ihre Minne, aber nicht ihren Leib dem Minnenden schuldig sei. „*Das Turnier*" ist nur im Bruchstück einer Turnierschilderung erhalten; als bester Kämpfer wird der rheinische Ritter Adolf von Windhövel genannt. Nimmt man die beiden Lieder auf die Schlachten von Dürnkrut und Göllheim hinzu, so entsteht das Gesamtbild einer höfischen Dichtung, die ins Lahngebiet zu versetzen ist; alle Gedichte sind auf Hof- und Ritterkreise berechnet, ernsthafter und tiefer die beiden Schlachtlieder, spielend und der Minneallegorie huldigend die übrigen Gedichte. Ein wesenhaft rheinischer Zug bleibt die starke Beziehung zur germanischen Heldensage.

Die Kölner Stadtepik tritt uns 1396 von neuem in dem kurzen Liede „*De Weverslaicht*" entgegen, einer nicht minder lebendigen Schilderung des Kampfes der Zünfte gegen die Geschlechter um die Stadtherrschaft. Ihren Höhepunkt findet diese bürgerlich-städtische Epik im 15. Jahrhundert durch den Heldenkampf der Neußer gegen Karl den Kühnen 1474—1475, die der Neußer Stadtschreiber *Christian Wierstrait* in seiner Reimchronik „*Historij des beleegs van Nuys*" gestaltet hat; 1476 ist das Epos zu Köln gedruckt worden, ein zweites Mal 1487. Wierstrait steht auf der Grenze alter und neuer Zeit; er singt ein heldisches Lied, aber er ist nicht mehr an die alten volkstümlichen Schlachtformeln gebunden, er kann es auch nicht mehr sein, denn er beschreibt einen modernen Krieg mit Artilleriebeschuß, Minen und Gegenminen, ein zähes Ringen um die Tore der Stadt, das Ableiten der Erft und Krut durch die Burgunder, Ausfälle der kühnen Neußer auf das englisch-burgundisch-lombardische Lager, die Beschießung der Stadt mit Brandpfeilen, die Ankunft des Entsatzheeres auf dem jenseitigen Ufer, die Verständigung durch mit Kanonenkugeln geschossene Briefe, bis endlich nach monatelangem zähem Widerstande der Kaiser mit einem Reichsheere naht und die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aufhebung der Belagerung erzwingt. Anschaulich und lebhaft weiß Wierstrait zu schildern, obwohl er sich für all diese Dinge die Ausdrücke oft mühsam suchen muß; er hat das alles miterlebt, er lebt mit allem, weiß die geschichtliche Bedeutung einzuschätzen, ist stolz auf die Tapferkeit, den Widerstandswillen, die Opferkraft seiner Mitbürger. Er verhehlt das Menschliche nicht, erzählt mit freimütiger Offenheit, wie verschiedene Male der Verteidigungswille zu erlahmen droht, Hungersnot, furchtbare Verluste, die zahlreichen Brände in der Stadt die Übergabe nahelegen, wie es dann aber immer wieder dem Stadtkommandanten Heinrich von Hessen gelingt, die Bürger anzufeuern, ihre Herzen zu neuen Leiden und Opfern zu stählen. Stück für Stück werden die Pferde geschlachtet, die seltsamsten Speisen versucht; Frauen und Mädchen nehmen am männlichen Kriegswerk teil, und mit besonderer Herzenswärme rühmt der Reimchronist ihren starkgemuten Einsatz:

Van yrem moed bynnen Nuyssz ist wunder nae zo saegen:
want so bald van noeden greit die stormklock wart geslagen,
sach man die frauwen ind jonferen sych zor noitwer stellen.
Si droegen an calck, wasser ind steyn up bolwerck ind op wellen.
Ja, also steultzlich gaven si den froemen hogen moyt,
dye in der wer da stunden ind gussen ir getruwe bloyt.
Den aemechtigen van arbeid swair brachten sy kruidt ind win,
ind dye dayr laegen erschossen, den deden sy truwen schyn.
Freuwlich rieffen sy: „Stait vast, yr fromen ritter ind knecht!“
Dattet manchem steultzen bloed eyn new gemoede brecht.
Were dat moeglich in hedt mant ye meer gedayn,
so suld man byllych bynnen Nuyssz manche frauw ritter slayn.

Das ist einer der Langzeilenabschnitte der Reimchronik, die sich größtenteils in den kurzen Reimpaaren bewegt, aber auch diese gereimten Langzeilen, dann vierzeilige Strophen mit wechselnder Reimstellung und kunstvoll gebaute zehnzeilige Strophen dazwischenschiebt und so einen lebendigen Wechsel der Form und des Stiles erreicht. Auch in der Reimwahl macht sich Wierstrait ganz von den

mittelalterlichen Vorbildern los und strebt nach dem Neuen und Sinnfälligen (Fackel: Tabernackel u. dergl.). Er ist modern, sachlich, diplomatisch und militärisch überall auf dem Laufenden, seine Berichte sind ziemlich zuverlässig, wie der Vergleich mit den gerade hier sehr reichhaltigen Quellen, den Kaiser- und Ratsbriefen des Kölner Stadtarchivs, dem „Magnum Chronicon" eines Neußer Mönches, dem Diarium des Baseler Kaplans Johannes Knebel, der Koelhoffschen Chronik und auf burgundischer Seite der Chronik Jean Molinets, den Memoiren des Gardeführers Karls des Kühnen, Oliviers de la Marche, und des Philipp von Commines ergibt. Wierstrait ist Geschichtsquelle und lebensvolle Dichtung zugleich, das ist seine Eigenart und besondere Bedeutung; er hat einem Höhepunkte rheinischer Geschichte einen ebenso treuen wie lebendig bewegten Ausdruck gegeben. Seine Reimchronik endet mit der Aufzählung der Verluste (16 hessische Ritter, 700 Knechte und Bürger, 17 Bonner Bürger und 11 Frauen tot), der verbrannten Häuser (300), der verzehrten Vorräte, der ausgegebenen Gelder (24 000 Gulden für den Sold der angeworbenen Knechte, insgesamt 150 000 Gulden an Kosten und Schäden) und mit Ratschlägen an eine belagerte Stadt, wie sie sich auf Grund der Erfahrungen dieser Belagerung zu verhalten habe. Die Frömmigkeit des Verfassers wie der Neußer Bürgerschaft, insbesondere die tiefe Verehrung des Ortsheiligen Quirinus, tritt allenthalben hervor, aber das Beherrschende ist doch der tapfere Sinn, der glühende Bürgerstolz, der entschlossene Freiheitswille. Engländer und Lombarden, die Söldner des Burgunderherzogs, werden sprachlich charakterisiert und abgehoben, die Engländer durch niederdeutsche Mundart; der Chronist liebt das bewegliche Spiel von Rede und Gegenrede, er läßt die Szene ständig wechseln, weiß kurz und klar zu berichten, sein Epos von wenig über 3000 Versen fängt einen reichen Gehalt auf knappem Raume ein. In Wierstrait gipfelt die rheinische bürgerliche Epik.

Daneben treten die Prosachroniken. Unter den lateinischen begegnen so hervorragende Erscheinungen wie die *Kölner Königschronik*, die in ihren verschiedenen Teilen deutlich den politischen

Wandel erkennen läßt: der Verfasser des ersten Teiles (bis 1175) steht ganz auf staufischer Seite, ist ein feuriger Lobredner Rainalds von Dassel, dann dringt päpstliche Parteinahme herein, um in der Geschichte Kaiser Friedrichs II. wieder einer Vorliebe für den letzten großen Staufer zu weichen. Dazu gesellen sich das Geschichtswerk des *Cäsarius von Heisterbach* über die Kölner Erzbischöfe und sein „Leben Engelberts des Heiligen", die „*Historia Treverorum*", des Trierer Klerikers *Balderich* Leben des Erzbischofs Alberto von Trier. Unter den deutschen Chroniken ragen wieder die kölnischen hervor: „*Dat nuwe boich*" aus dem 15. Jahrhundert und die Chronik „Van der hilliger stadt Cöllen", die sogenannte *Koelhoffsche Chronik*, die 1499 bei dem Kölner Drucker Koelhoff herauskam und ein umfassendes Bild der kölnischen Stadtgeschichte, getragen von städtischem Stolze, gibt: „Köllen ein kroin, Unter allen stedten schoin", wie der Wahlspruch dieser Zeiten lautet. Den klevisch-märkischen Landesstolz finden wir aufs schönste in der „*Chronik von Kleve und Mark*" des Ritters *Gert van der Schüren* aus Xanten (etwa 1411 bis etwa 1490); das zwischen 1470 und 1490 abgefaßte Werk ist eine volkstümlich frische, schlicht lebensvolle Schilderung der nordrheinischen Geschichte mit zahlreichen Sagenzügen, darunter der Schwanrittersage — dieser selbe Gert van der Schüren hat 1477 in einem Kölner Druck seinen „Teuthonista oder der Duytschlender" erscheinen lassen, ein lateinisch-niederrheinisches und niederrheinisch-lateinisches Wörterbuch, das eine einzigartige Leistung darstellt. Den Höhepunkt der rheinischen Prosachroniken bildet die *Limburger Chronik* des Stadtschreibers von Limburg an der Lahn *Tileman Elhen*, der aus Wolfhagen bei Kassel stammte und 1402 gestorben ist. Von 1336 bis 1398 hat er die Ereignisse sorgfältig verzeichnet, wie er sie selbst erlebte oder erfuhr — denn was er uns gegeben hat, ist nicht eine Stadtchronik beschränkten Inhalts, sondern ein Bild rheinischen, ja deutschen Lebens überhaupt, ein Spiegel des gesamten Zeitalters. Der Blick des Stadtschreibers der damals zum Erzstift Trier gehörigen Stadt umfaßte ein größeres Gebiet des mittleren Rheines; er berichtet von den Fehden der Bischöfe, Grafen, Ritter und Städte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von den Ritter- und Städtebünden seiner Zeit, er weiß von den Kämpfen des schwäbischen Städtebundes mit dem Grafen Eberhard von Württemberg, von den erbitterten Kämpfen zwischen Geschlechtern und Zünften in Köln — er steht auf seiten der Geschlechter —, im Rat von Wetzlar, von der Gründung der Universität Heidelberg usw. Aber dann steigt er zum alltäglichen Leben herab und erzählt von Überschwemmungen, großen Bränden, vom Unheil strenger Winter, von der Vernichtung der Weinernte durch frühen Frost, von seltsamen Geburten in der Art der siamesischen Zwillinge. Er schildert die Wandlungen der Mode, das Auftreten der Schnabelschuhe, das Verschwinden der Brustpanzer usw. Farbig in aller volksbuchartigen Schlichtheit sind seine Schilderungen der großen Pest 1349, 1356, 1365: wie 1349 zu Limburg 2400 Menschen starben und wie dann die Geißelbrüder durch alle Lande zogen, um sich öffentlich zu peitschen, welche Lieder sie sangen:

Nun recket auf eure Hände,
daß Gott das große Sterben wende!
Nun recket auf eure Arme,
daß Gott sich über euch erbarme!

„Abermals ein Jahr darauf, da das große Sterben und die Geißlerfahrt ein Ende hatte, da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein, und machten die Männer neue Kleidungen. Die Röcke waren unten ohne Besatz und waren auch nicht abgeschnitten um die Lenden und waren so eng, daß man nicht darin schreiten konnte, und waren die Röcke eine Spanne nahezu über den Knien. Damals fingen auch die Schnabelschuhe an, und die Frauen trugen weit ausgeschnittene Kleider, so daß man ihre Brüste beinah halb sehen konnte.“ Von besonderer Wichtigkeit sind Tileman Elhens Aufzeichnungen über das Aufkommen neuer Lieder von Jahr zu Jahr: „Zur selben Zeit sunge und pfiffe man dies Lied: ‚Gott geb ihm ein verdorben Jahr, der mich macht zu einer Nonnen‘ “, wie es zu 1356 heißt. „Und da man schrieb 1360, da verwandelten sich die Gedichte in deutschen Liedern. Hatte man bis dahin Lieder gesungen mit 5 oder 6 Strophen, so machten die Meister nun Lieder, die nannte man Widersänge.

mit 3 Strophen. Auch die Musik entwickelte sich, und wer vor 5 oder 6 Jahren ein guter Pfeifer geheißen war, der taugte jetzt nicht eine Fliege. Damals sang man den Widersang: ‚Hoffen stärket mir das Leben, Trauern tut mir weh.“ Und dann die Geschichte des Barfüßermönchs am Main, der wegen seines Aussatzes aus der Gemeinschaft der Menschen verbannt war und die schönsten Gedichte und Weisen in allen Landen am Rheinstrom schuf. Und was er sang, das sangen alle Leute gern, und alle Pfeifer und spielenden Leute verbreiteten seine Gesänge. So sang er dies Lied:

Aus der Menschen Kreis bin ich verstoßen,
man weist mich Armen vor die Tür,
Untreu ich nun spür
zu allen Zeiten.

Ebenso sang er: „Mai, Mai, Mai, dein wonnigliche Zeit . . .“ Die Limburger Chronik eröffnet uns einen lebendigen Einblick in das flutende Leben des Volksliedes in den rheinischen Landen, und so ist sie in allen ihren Berichten: schlicht, unmittelbar, dem rein Sinnlichen zugewandt, sie vertritt das Beste rheinischer Chronikart und ist gerade in ihrer anspruchslosen Tatsächlichkeit und Wirklichkeitsnähe ein farbenbuntes Spiegelbild ihres Zeitalters geworden. —

Die *geistliche Epik* hat mannigfache Erscheinungen hervorgebracht, ohne irgendeine Höhe zu erreichen. Das Lützelburger Land tritt um 1250 mit der anspruchslos schlichten, innigen Legende „*Jolande von Vianden*“ in die Geschichte der deutschen Dichtung ein. Um 1360 dichtet der Bruder *Hans vom Niederrhein* sein „Marienleben“. Am Niederrhein entsteht auch die „*Minnerede*“, die das Leben Jesus' im Sinne der christlichen Minne ausdeutet. „*Sibyllen Weissagung*“, die der großen Gruppe der sibyllinischen Bücher angehört, gibt eine Geschichte der Menschheit von Adam bis zum Ende der Welt; die alte Kaisersage taucht in dieser um 1327 verfaßten Prophezeiung wieder auf: vor dem Ende aller Dinge wird Kaiser Friedrich, d. h. Friedrich II., wiederkommen und das heilige Grab für die Christenheit gewinnen. So bleibt die alte Reichs- und Staufer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verbundenheit bis ins 14. Jahrhundert und darüber hinaus lebendig. Nicht weniger als vier Bearbeitungen hat das religiös-allegorische Gedicht „Le pèlerinage de vie humaine" des Zisterzienserabtes Guilleaume des Deguileville von Chalis im Oisegebiet gefunden. Das 1330—1331 entstandene allegorische Epos hat ungewöhnlich gewirkt, in England, in Spanien, in mehreren niederländischen Bearbeitungen und einer zu erschließenden lateinischen Übertragung. Die rheinfränkische Bearbeitung des 14. Jahrhunderts „*Die Pilgerfahrt des träumenden Mönchs*" ist voller Sprachfehler; diese Versgestalt wurde gleichwohl zweimal in Prosa übertragen. Weit höher steht die mittelfränkische dichterische Neuformung, die 1430 von dem Kölner Stiftsherrn *Peter von Merode* (1373—1451) verfaßt worden ist. Merode war in jungen Jahren Sekretär des Herzogs von Orleans gewesen, so verfügt er über eine glänzende französische Sprachkenntnis, wie er es anderseits versteht, die Sprache seiner Kölner Heimat zu meistern. Es ist eine reine Allegorie, die Erzählung eines Traumes: wie die Seele des Pilgers gen Jerusalem fährt, wie die einzelnen Tugenden ihr begegnen und ihre Lehren mitteilen, das Tiefste und Geheimste der kirchlichen Lehre, den Gegensatz von Natur und Gnade, das Amt der Sakramente, der Kampf mit den Lastern. Es ist eine Gesamtschau der kirchlichen Seelen- und Erlösungslehre, von Dantes Gedicht und seiner packenden Realistik durch seine am „Roman de la Rose" geschulte Allegorik geschieden.

Im *Drama* dieser Jahrhunderte zeigt sich das Geistliche in einer engen Verknüpfung mit dem Weltlichen; das weltliche Element dieses Dramas, das ja nur ins Kirchliche umgedeutet und diesem dienstbar gemacht worden war, drängt immer wieder nach oben und nimmt einen beherrschenden Platz ein. Die derbe Realistik des Spätmittelalters, die Freude der von weither herbeigeströmten Zuschauer an fastnachtsspielmäßigen komischen Wirkungen mischt sich mit dem Religiös-Kirchlichen in einer Weise, die für die Haltung der vorreformatorischen Jahrhunderte kennzeichnend ist. Die geistlichen Dramen werden zu großen Schaustellungen einer Stadt, die zwei bis drei Tage dauern und mit ihrer Masse Volks einen wahren Jahr-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

marktstrubel entfesseln, zur Feier und Selbstdarstellung einer Bürgerschaft, die in Stolz und Freude ihr Glück genießt. Es sind Festfeiern einer Gemeinschaft, bei denen das „Kultische" weit über die kirchliche Beengtheit hinaus wieder seinen alten politisch-korporativen Sinn erhalten hat. So bricht der germanische Ursprung dieses Dramas in verwandelten Formen wieder durch.

Die Rheinlande weisen einige der ältesten Formen des geistlichen Dramas auf. So begegnet uns am Niederrhein im 13. Jahrhundert das lateinisch-deutsch gemischte *Trierer Osterspiel*, der lateinische Text jedesmal in deutsche Reimpaare übertragen. Das *Maastrichter Osterspiel* gehört der Köln-Aachener Gegend an, es ist eine umfassende Darstellung des gesamten kirchlichen Geschichtsbildes, von der Erschaffung der Erde und Luzifers Fall bis zum Paradiese, dem Sündenfall und dem Leben Jesu. Aus der gleichen Zeit von etwa 1350 stammen die nach Aachen zu weisenden *Kreuzensteiner Bruchstücke*, Teile einer umfassenden Leben-Jesu-Darstellung. Dazu gesellen sich ein niederrheinisches *Weihnachts-* und ein *Propheten-spiel* — aber das alles ist nur ein geringer Teil dessen, was einmal bestand und im Triebsand der Jahrhunderte verströmte; auch hier ist das wirkliche Leben der rheinischen Dichtung nur in ein paar Andeutungen und spärlichen Resten greifbar. Wir wissen, daß in Geldern 1392 ein Dreikönigsspiel, 1443 ein Susannenspiel aufgeführt wurde, in Xanten 1473 und 1481 ein Antichristspiel, in Wesel 1461 ein Osterspiel, aber die ganze Fülle und Weite dramatischen Lebens im mittelfränkischen Gebiete ist nur zu ahnen, nicht im einzelnen zu belegen.

Weit mehr Zeugnisse sind uns aus dem rheinfränkisch-hessischen Gebiet bewahrt geblieben, das in der Entwicklung des deutschen geistlichen Dramas eine entscheidende Rolle gespielt hat. Ältestes deutsches Passionsspiel ist das sogenannte *St. Galler Passionsspiel*, das um 1330 in Rheinhessen oder dem südlichen Nassau entstanden ist, in Wahrheit ein umfassendes Leben-Jesu-Spiel, das mit der Hochzeit zu Kana beginnt und mit der Auferstehung endet. Dies frühe Spiel wirkt auf den gesamten rheinfränkisch-hessischen Raum. Seine Einwirkungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sind in Frankfurt zu spüren, wo um 1350 die *Frankfurter Dirigierrolle* begegnet, eine Pergamentrolle von 4,36 m Länge und 18 bis 19 cm Breite, die der Spielleiter vor sich entfaltete, um den zahlreichen Mitspielern ihre Einsätze zu geben; die Regiebemerkungen, Orte, Abgänge usw. sind mit schwarzer, die Einsätze der Spieler, also die lateinischen und deutschen Versanfänge sind mit roter Tinte eingetragen. Der Verfasser dieser Spielleiterrolle, Orde sive Registrum, wie es lateinisch benannt wird, ist der Frankfurter Kanonikus Baldemar von Peterweil, der sich um die Frankfurter dramatischen Spiele sehr bemüht hat. Das zweitägige Spiel ist in einer sehr geschickten Weise mit einer dramatisch wirksamen Rahmenhandlung versehen. Augustinus versucht jüdische Rabbiner zu bekehren, sie bleiben verstockt, da wird ihnen zur Belehrung das Spiel vom Leiden des Heilandes vorgeführt, wobei die Juden immer wieder mit höhnischen Zwischenbemerkungen einfallen. Dies Spiel von 1356 hat überaus lange nachgewirkt, es tritt uns im *Frankfurter Passionsspiel* von 1493 mit einigen Erweiterungen, im Gesamtumfange von 4400 Versen entgegen. Darauf wieder beruht das *Alsfelder Passionsspiel* von 1501, ein 9000 Verse umfassendes dreitägiges Spiel von starker dramatischer Kraft und bewegter Realistik, eines der bedeutendsten und bezeichnendsten Spiele des ausgehenden Mittelalters. Der dramatisch wirksame Gegensatz beruht hier auf dem Leben Jesus' und der Gegenverschwörung der Teufel; die Teufelsszenen geben immer wieder Lebendigkeit und dämonische Wirklichkeitsnähe; ein Überreichtum gestalteten Lebens und künstlerischer Kraft wird in diesem Spiele, dem Ergebnis einer jahrhundertelangen Überlieferung und theatralischen Entwicklung, der Zuhörerschaft einer kleinen hessischen Stadt vor Augen gestellt. Auf dem Frankfurter Spiel von 1350 beruhen weiterhin das nur in einer Dirigierrolle erhaltene *Friedberger*, das in kleinen Bruchstücken bezeugte *Fritzlarer* und das umfangreiche, mit über 6000 Versen nur teilweise bewahrte *Heidelberger Passionsspiel* aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Nimmt man dazu das *Rheinische Osterspiel* (Mainzer Gegend um 1450) und das *Hessische Weihnachtsspiel* (um 1450) mit ihrer volkstümlichen Wirklichkeits-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kraft, so gewahrt man Fülle und Weite dieser rheinfränkisch-hessischen Dramengruppe, die ihrerseits nach Schwaben, Bayern, Ostmark gewirkt hat und einen der bedeutendsten Teile des deutschen mittelalterlichen Dramas darstellt.

Den wahren Umfang des rheinischen Dramas kan man nur ahnen, da gerade von *Fastnachtsspielen* kaum Zeugnisse vorliegen; dieser wichtige Teil des Volksdramas hat sich in der Stille des Brauchtums, außerhalb der literarischen Beurkundung, abgespielt und ist so gut wie gar nicht mit Belegen zu erfassen. Von einer reichen satirischen Dichtung im ausgehenden Mittelalter, im Zusammenhange mit dem flandrischen Realismus, künden nur wenige Zeugnisse wie der im vorigen Kapitel gewürdigte, mit dramatischen Elementen durchsetzte „*Salomon und Markolph*", die in Frühdrucken aus Kölner Werkstätten bewahrten „*Stynchen van der Krone*" und „*Der Beiffen Orden*". Was zu Köln, Mainz, Frankfurt in den Tagen des Karnevals an satirisch-realistischer Dramatik und Epik gespielt und vorgetragen worden ist, darüber fehlen uns bis ins 17. Jahrhundert die bescheidensten Zeugnisse. Wenn der Rat der Stadt Köln 1614 das *Maispiel der Pferdeknechte* verbietet, „darin sich viel ungereimte und ärgerliche Sachen zugetragen", so weist dieses zufällige, vereinzelte Zeugnis auf ein Weiterleben altgermanischer Frühlingsspiele, die im Kreise eines umfassenden Brauchtums standen, wie es gerade in den Rheinlanden erhalten geblieben ist. Das rheinische Volkstheater hat jahrhundertelang im Dunkeln gelebt, ist erst im 19. Jahrhundert in die literarische Öffentlichkeit getreten. —

Die kunstmäßige Lyrik hat nur in den südlichen Teilen des Stammesgebietes ein beschränktes Leben; der Norden versagt sich nach wie vor dem Minnesang und seiner Nachfolge. Im Jahre 1312 läßt sich der obersächsische Fahrende *Heinrich von Meißen*, schon in vorgerücktem Alter, in Mainz nieder; 1318 ist er dort gestorben, nach der Sage von den dankbaren Frauen der Stadt zu Grabe getragen. Die Sage heftete sich an diesen „Frauenlob", der einen berühmten Wettstreit mit dem Spruchdichter Regenbogen in Mainz ausgetragen haben soll, wobei Heinrich das Wort „Frau", Regenbogen das Wort

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Weib" als edelsten Namen verherrlichte. Heinrich von Meißen ist der Minnesänger und Spruchdichter der Spätzeit des Minnesangs, als Wortkünstler, Strophenbauer und Bildspieler ein Anhänger Konrads von Würzburg, ein Liebhaber der gelehrten Anspielungen und Bezüge, der gehäuften Vergleiche und Bilder, einer der ersten Vertreter des „Meistergesangs" des 14. und 15. Jahrhunderts. Auf ihn wird die Gründung der Mainzer Meistersingerschule zurückgeführt, der dann Worms und Frankfurt folgten. Nord- und Südteil des fränkischen Gebietes trennen sich hier aufs schärfste; der Norden hat dem Meistergesang so wenig wie dem Minnesang Geschmack abgewinnen können.

Die Limburger Chronik berichtet uns vom Minnegesang des nassauischen Grafen *Reinhard von Westerburg*, eines treuen Gefolgsmannes Kaiser Ludwigs des Bayern; als er die Frauen in seinen Liedern anzuklagen begann, forderte der Kaiser Besserung von ihm und Reinhard dichtete neue, den Frauen günstige Lieder. *Zilies von Seine* (d. h. Cyriakus von Sayn), ein Spruchdichter am Beginne des 14. Jahrhunderts, ist in der Jenaer Liederhandschrift mit einigen wenig bedeutsamen Sprüchen vertreten. Wie wenig ist das gegenüber der Blüte der Kunstlyrik in den andern Landschaften! Die Rheinlande leben im *Volksliede*, von dessen unerschöpflicher Blüte und beständiger Neudichtung uns die Limburger Chronik die anschaulichsten Berichte gegeben hat. All die Lieder unbekannter Verfasser, wie sie da jedes Jahr aufflatterten und zwischen Rhein, Mosel, Saar, Main und Neckar von Mund zu Munde gingen, die Lieder der Fahrenden, der Handwerksburschen, der Scholaren, die Lieder des aussätzigen Mönchs vom Maine — auch sie sind nur zum kleineren Teile aufgeschrieben und bewahrt geblieben. Die Limburger Chronik, das Frankfurter Liederbuch aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und das Liederbuch des Kölners Arnt van Aich 1514 haben uns einen Teil dieser Gesänge erhalten, andere, wie das berühmte „Ein Knabe hatte ein Mädchen lieb" sind noch Jahrhunderte gesungen worden und durch „Des Knaben Wunderhorn" gerettet worden. Geistliche Lieder sind im Liederbuch der Anna von Köln und im Werdener Liederbuch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aufgezeichnet worden. Dazu treten die geschichtlichen Lieder, wie das auf den Heldenkampf von Neuß. Betrachtet man diese Blüte des Volksliedes, die bedeutsame Rolle der Rheinlande in der Entwicklung zum Volksbuche hin, die im Dämmer verschwindende und doch erkennbare Entfaltung des Volksdramas, die Fülle der in späterer Zeit aufgezeichneten Sagen und Märchen, so gewahrt man, daß die Volksdichtung in diesen Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters in den Rheinlanden eine weit höhere Bedeutung besessen hat als irgendeine kunstmäßige Gattung. Wenn die Rheinlande sich nach dem Zusammensturz der Reichsmacht auf sich selbst zurückgezogen haben, so gilt dieser Rückzug der eigenen Art, die eine volksmäßige war und bleibt. Man sieht diese Besonderung in der Blüte der bürgerlichen politischen Epik, der Chroniken und geschichtlichen Lieder; die Lande, die nicht länger Kernland eines mächtigen und lebensvollen Reiches waren, entwickeln nun ihr eigenes Sein in allen Gattungen der volksmäßigen Dichtung. Überschaut man das Ganze, so staunt man, wie gering, dem Aufstiege Westeuropas zum Trotz, der französische Einfluß in dieser Dichtung geblieben ist. Stärker spürbar ist er nur in der Entwicklung zum Volksbuche hin, aber hier ist der französische Ausgangspunkt, die Chansons de geste, in Wahrheit germanisch bestimmtes westfränkisches Gut, das Endergebnis des „Volksbuches" in seiner Stilart etwas völlig Eigendeutsches geworden.

So blüht die Dichtung weiter, ohne doch zu entscheidenden Leistungen aufzusteigen. Neben ihr steht ein ununterbrochener Emporstieg des *Geisteslebens*, der Wissenschaft und Philosophie. Die rheinische Hauptstadt als größte deutsche Stadt zieht das geistige Leben an sich. Im Jahre 1248 errichten die Dominikaner, die mit den Franziskanern 1221 am Rheine erschienen waren — soeben erst waren die beiden Bettelorden gegründet worden — ihr Generalstudium für Deutschland in Köln, im gleichen Jahre 1248, in dem der Riesenplan des gotischen Domes beschlossen wurde. Das „studium generale" der Dominikaner zu Köln, das zugleich mit den Generalstudien des Ordens zu Oxford, Paris und Bologna gegründet wurde, ist in Wahrheit die erste deutsche Ordensuniversität gewesen, eine Tatsache,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deren Auswirkungen sich in der rheinischen, im besonderen nordrheinischen Geistesgeschichte bis in unsere Zeit hinein gezeigt haben. Dies Kölner Generalstudium blühte sofort in einer unvergleichlichen Weise auf, da es in die Hand des damals größten deutschen Gelehrten gegeben worden war, *Alberts des Deutschen* aus dem schwäbischen Adelsgeschlecht von Bollstädt. 1193 in dem zu jener Zeit staufischen Lauingen geboren, Sohn eines staufischen Ministerialen, der das Lauinger Lehn verwaltete, war Albert 1229 in den Dominikanerorden eingetreten und hatte eine jahrzehntelange Tätigkeit als Lektor in Hildesheim, Freiburg, Regensburg, Straßburg hinter sich, als er 1244—1245 zum ersten Male als Lektor in Köln tätig war; damals war Thomas von Aquino, aus langobardischem und normannischem Geschlechte, bereits sein Schüler und begleitete ihn nach Paris, wo Albert 1245—1248 die Professur seines Ordens an der Pariser Universität bekleidete. Noch ehrenvoller war der Auftrag, der ihn 1248 zur Leitung des neuen Kölner Generalstudiums berief; auch dorthin folgte ihm der Aquiner, der bis 1252, sieben Jahre lang, sein begeisterter Schüler blieb und auf seiner Lehre später die Grundlagen seines Systems errichtete. Ein anderer berühmter Schüler Alberts am Kölner Studium war Ulrich von Straßburg, der Verfasser einer theologischen „Summa" im Sinne des Albertschen Neuplatonismus. 1254 wurde Albert Provinzial der deutschen Ordensprovinz der Dominikaner zu Worms, 1260 Bischof von Regensburg, gab sein Bistum aber schon nach zwei Jahren auf, um auf Reisen, als päpstlicher Kreuzzugslegat usw., tätig zu sein; 1269 kehrte er in das geliebte Köln zurück, wo er 1280 starb. Sein Name und Werk blieb in solchem Maße mit Köln verwachsen, daß „Albertus Coloniensis" neben „Albertus Magnus" und „Albertus Teutonicus" lange üblich geblieben ist.

Kein Rheinländer, und dennoch tiefe Beziehungen zum rheinischen Wesen! In ihm waltet jene Naturverbundenheit, die rheinisches Fühlen und Denken auszeichnet. Das Reich der Natur und das Reich der Übernatur, der Gnade, sind nicht durch einen Abgrund geschieden, wie es das streng kirchliche Denken wollte; beide stammen von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gott, es gibt Stufen des Guten und Vollkommenen. Albert spricht beim Menschen von einer natürlichen Neigung, vollkommener zu werden („naturalis inclinatio ad perfectionem"), der auf der andern Seite allerdings ein Mißbrauch der Willensfreiheit, ein Zuwenig an Güte und Vollkommenheit („defectio boni", „privatio boni") gegenübersteht. Gott ist das Gute alles Guten („Deus bonum omnis boni") — in allen diesen Sätzen sehen wir die Grundzüge einer ursprünglich deutschen Weltansicht, die Albert „den Deutschen" in jene Reihe einfügt, die in den Rheinlanden von Hildegard von Bingen zu der stolzen Höhe des Cusaners und Goethes emporführt. Albert ist der Erneuerer des aristotelischen Systems in Deutschland; er hat ihm aber nicht geringe Teile neuplatonischer Gedankengänge eingefügt — im Gegensatz zu dem strengen Aristotelismus seines Schülers Thomas von Aquino. Er hat im besonderen die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles auf Lateinisch zugänglich gemacht, kommentiert und mit eigenen Forschungen bereichert. Die 26 Bücher seines großen Tierwerkes geben zunächst eine Übertragung der drei zoologischen Hauptwerke des Aristoteles, dann eigene Abhandlungen zur Zoologie, dann eine Schilderung der einzelnen Tierarten im Anschluß an das Werk „De natura rerum" des brabantischen Augustinerpaters Thomas von Cantimpré um 1240 — die Wechselwirkung rheinischen und niederländischen Geisteslebens tritt auch hier hervor. Beachtenswert ist die ganz unbefangene Vergleichung menschlicher und tierischer Teile und Vorgänge, eine rein biologische Betrachtungsweise, die z. B. den Fortpflanzungsvorgang bei Pferden und Menschen ohne jede kirchlich-theologische Voreingenommenheit als verwandt zusammenstellt. Die geschlechtlichen Vorgänge im Tierreich, auch die geschlechtlichen Unnatürlichkeiten werden in der ausführlichsten Weise mit großer sachlicher Anteilnahme geschildert. Mißbildungen werden mit Aristoteles als Abweichungen der Natur, nicht nach kirchlicher Weise als Teufelswerk gedeutet. Es ist der Geist staufischer Weltbejahung, der sich in Alberts Erneuerung des Aristotelismus mit neuplatonischen Elementen die deutsche Wissenschaft trotz aller kirchlichen Bindungen erobert. Es ist fernerhin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kennzeichnend, daß Albert in seinem großen Tierwerke die Vogel- und Fischnamen auch auf Deutsch wiedergibt, und zwar mit den niederrheinischen Bezeichnungen: die Grasmücke, grasemushe (heute noch Mösch = Spatz), die Goldammer gurse (niederländisch gors), die Bachstelze vegestert (vegen = bewegen, stert = Schwanz, vgl. engl. Wagtail), den Mäusebussard brobuxen (brok = Moor, buxen = Hosen), den Pirol wydewal (heute niederrhein. Willewall), die Meeräsche harder (niederländ. harder) usw. Albert hat das Bauchmark der Insekten entdeckt, klimatologische Fragen mit dem größten Verständnis behandelt, sein Werk zur physikalischen Geographie „De natura locorum" mit überraschenden Beobachtungen zu Klima, Sonneneinfall, Wärme usw. ist von Alexander von Humboldt hoch anerkannt worden. Auswirkungen dieser geographischen Forschungen lassen sich bis zu Kolumbus verfolgen; in Sevilla befindet sich eine Alberthandschrift mit Randbemerkungen des Amerika-Entdeckers, der an diesem Werke seine Anschauungen über die Gestalt der Erde, ihre Zonen und Klimate gebildet hat.

Dazu kommt Alberts Tätigkeit als Politiker, die sich zum großen Teile im rheinischen Raume abgespielt hat. Seine Staatslehre beruht auf der Grundanschauung, daß der Staat als Gemeinschaftsform zu sittlich-religiösen Zwecken in der göttlichen Weltordnung gegeben sei. Er übernimmt die Lehre von den zwei Schwertern; das geistliche wird von der Kirche selbst geführt, das körperliche zur Verteidigung des Glaubens von ihr in Laienhand gegeben. Obwohl Albert also den kirchlichen Ursprung beider Gewalten lehrt, so bleibt ihm das Gebiet des Geistlichen und das des Weltlichen geschieden; in politischen Fragen gibt es keine Unterordnung der weltlichen unter die geistliche Gewalt. In diesem Sinne hat Albert seine sehr bedeutsame Tätigkeit als Schiedsrichter in den Streitigkeiten zwischen dem Kölner Erzbischof und der Stadt Köln ausgeübt: er hat 1252, bei den Eingriffen Konrads von Hochstaden in die Zoll- und Münzrechte der Stadt, den Erzbischof in seine Schranken zurückgewiesen, 1258 einen vermittelnden Schiedsspruch erteilt, hat 1267 den von den Kölnern in der Zülpicher Schlacht gefangenen und auf Nideggen eingekerkerten

Erzbischof Engelbert II. zum Einlenken bewogen und seine Freilassung herbeigeführt, 1271 einen neuen Frieden erwirkt. Die Art und Weise, in der Albert zwischen den formal oft besseren Ansprüchen des Erzbischofs und den durch kaiserliche Freiheiten nur unvollkommen gedeckten Forderungen der lebendig emporstrebenden Stadt auszugleichen verstand, zeigt einen geborenen Politiker von hohem Wirklichkeitsverständnis. 1274 ging Albert als Gesandter Rudolfs von Habsburg auf das Konzil von Lyon und setzte dessen alleinige Anerkennung als deutscher König gegenüber den Ansprüchen des böhmischen Ottokars und des spanischen Alfons durch. Der Gelehrte und der Politiker durchdringen sich in Albert dem Deutschen in einer vorbildlichen Weise; unter seiner Leitung hat das Kölner Generalstudium den beispiellosen Aufschwung genommen, der es zur bedeutendsten Dominikanerhochschule nach der Pariser erhob. Hier studierten und wirkten Tauler und Seuse; Meister Eckhart wurde 1314 Lesemeister in Köln, dort begann der Prozeß gegen ihn, ein schlimmes Vorspiel späterer Ereignisse, 1327 ist er in Köln gestorben.

1260 erhielt Köln das Generalstudium der Franziskaner, als dessen berühmtester Lehrer 1308 Johannes Duns Scotus, der erste große Kritiker der scholastischen Logik, berufen wurde; noch im selben Jahre starb der Schotte in der rheinischen Hauptstadt, deren Minoritenkirche sein Grab enthält.

Diese beiden Generalstudien, im besonderen aber die Dominikanerhochschule, sind die Grundlagen für die Kölner Universität von 1388 geworden. Kurz nacheinander erfolgt die Gründung der beiden rheinischen Hochschulen des Mittelalters: 1386 die fürstliche Gründung der kurpfälzischen Universität Heidelberg, 1388 die stadtkölnische Gründung, die erste bürgerlich-städtische Gründung in Deutschland. Prag und Wien waren 1349 und 1365 vorausgegangen, Prag von den rheinischen Luxemburgern zum geistigen Mittelpunkte ihrer neuen Hausmacht bestimmt. Wenn man die geistlichen Vorstufen ins Auge faßt, so hat Köln die älteste Überlierferung, hat an dieser kirchlichen Überlieferung freilich auch wie keine andere Hochschule zu leiden gehabt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Pariser Universität hatte bis dahin fast unumschränkt im westdeutschen Raume die Studenten an sich gezogen, aber schon lange war die nationale Zurücksetzung der Deutschen in Paris schmerzlich empfunden worden. Paris herrschte im universalistischen Sinne des Mittelalters, im Sinne jener Äußerung des rheinischen Klerikers Alexander von Roes, der um 1300 den drei europäischen Hauptvölkern die universalen Grunddinge zuerteilt hatte: den Deutschen das Imperium, den Italienern das Sacerdotium, den Franzosen das Studium. Da sprengte das Schisma von 1378 wie die kirchliche so die wissenschaftliche Universalität — ein wichtiger Vorgang in der Geistesgeschichte des Mittelalters. Paris blieb dem französischen Papste von Avignon ergeben, die dem römischen Papste anhangenden rheinischen Lande gründeten bald darauf ihre beiden Hochschulen Heidelberg und Köln. Bei beiden starke Anlehnung an die Pariser Satzungen und Einrichtungen, bei beiden zahlreiche Pariser Dozenten berufen — aber volle Unabhängigkeit von der Hochschule, die bisher die Herrscherin Mittel- und Nordeuropas gewesen war.

Köln hat auf ein Jahrhundert hinaus den geistigen Vorsprung vor Heidelberg behalten. Heidelberg eröffnete mit 3, Köln mit 21 Magistern und 700 Studenten. Noch einmal öffnete sich für Köln die Gunst des großfränkischen Raumes und seiner alten Kulturlinien: zu ihm strömten die Studenten aus den gesamten Rheinlanden, aus Westfalen, aus den Niederlanden. Von 35 789 Immatrikulierten der Jahre 1389 bis 1559 stammten 13 646 aus den Bischofssprengeln Lüttich, Tournai, Cambrai und Utrecht; von den drei Konservatorenstellen der Hochschulen waren zwei mit Stiftsgeistlichen aus Utrecht und Lüttich besetzt. Aber auch Ostdeutsche, Skandinavier, Schotten besuchten die Universität, deren Strahlungskraft während des 15. Jahrhunderts den deutschen Westen, die Niederlande, Nord- und Nordwesteuropa umfaßte. Stückweise verminderte sich diese Strahlungskraft durch die Neugründung von Hochschulen gerade in Anlehnung an die Kölner Universität: Löwen 1426, Trier 1453, Mainz 1476, Kopenhagen 1479 begrenzten Schritt für Schritt den geistigen Raum. Im 15. Jahrhundert hat die Kölner Gründung noch den hellen

Nachglanz geistiger Gemeinsamkeit genossen, Nationen verbunden; am Beginne des 16. Jahrhunderts brach um so unvermittelter die Katastrophe herein.

Der Stadtuniversität mit ihren weitreichenden kirchlichen Voraussetzungen tritt die landesfürstliche Gründung Heidelberg entgegen, die sich in dem noch ganz unentwickelten kleinen Städtchen auf keinerlei Überlieferung stützen konnte. Heidelberg verdankt seine Entstehung der Energie der pfälzischen Kurfürsten, Ruprechts I. († 1390) und seines Neffen Ruprechts II., mit dem die Pfälzer Wittelsbacher für einmal auf den deutschen Königsthron gelangten. Auch Heidelberg war für einen großrheinischen Raum gegründet: der Organisator und erste Rektor war der Niederländer Marsilius von Inghen, Philosoph und später Theologe, durch die Fülle seiner niederrheinischen Pfründen ein reicher Mann, der die junge Hochschule auch geldlich stützte; als Konservatoren wurden Stiftsgeistliche aus Neustadt an der Hardt, Köln und Konstanz bestimmt. Aber der Kölner und der Konstanzer haben ihre Ämter praktisch gar nicht ausgeübt, und als zwei Jahre nach der Gründung Heidelberg Köln seine Hochschule schuf, da ging eine Massenauswanderung niederrheinischer Magister und Scholaren nach der rheinischen Hauptstadt. Heidelberg ist im 15. Jahrhundert rein pfälzische Hochschule gewesen, die nur aus Mainz, Trier, vom Oberrhein eine Anzahl Studenten anzog, Kölns universaler Geltung aber nicht gleichkam. Daß es sich entwickelte, daß es immerhin ansehnliche Hörerzahlen aufwies, dankt es einzig und allein der liebevollen Fürsorge der Landesfürsten.

Auch in der geistigen Haltung tritt der Unterschied beider Hochschulen hervor. Die Grundpfeiler Kölns sind Theologie und „Kaiserrecht", das heißt bürgerliches Recht auf römischer Grundlage. Die Koelhoffsche Chronik von 1499 rühmt Köln als europäische Hochburg der Theologie neben der Universität der freien Künste Paris, der Rechtsschule Bologna, dem medizinischen Vorbilde Pavia, dem astronomischen Krakau. Als erste deutsche Hochschule pflegt Köln seit seiner Gründung das „Kaiserrecht" neben dem kanonischen Rechte; seine

Rechtsfalkultät zählt die meisten ordentlichen Professoren und Magister. Eindeutig ist die philosophische Haltung der Universität. Obwohl die Statuten von 1398 den Studenten die Wahl zwischen realistischer und nominalistischer Richtung, „via antiqua" und „via moderna" freistellten, so hielt die Hochschule als solche doch streng am Realismus, am klassischen Aristotelismus und Thomismus fest, sie beschließt 1415, die via antiqua beizubehalten, und lehnt eine 1425 an sie ergehende Aufforderung der deutschen Kurfürsten, zur via moderna „zurückzukehren", entschlossen ab. Man will die Überlieferung Alberts des Deutschen beibehalten, will die res, nicht die termina pflegen, wie es unmißverständlich heißt. Es ist der rheinische Systemwille, der die zersetzende nominalistische Kritik ablehnt. Marsilius von Inghen dagegen, der Begründer Heidelbergs, vertritt die via moderna, obwohl er in Wahrheit seinen Nominalismus Okkamscher Nachfolge in sehr eklektischer Weise mit realistischen Begriffen durchsetzt. Nach Marsilius von Inghens Tode 1396 gewinnt Matthäus von Krakau den maßgebenden Einfluß, der Theologe, der als politischer Berater König Ruprechts eine hohe Stellung am pfälzischen Hofe einnimmt und 1403 seine scharfe Streitschrift „Über den Unrat am päpstlichen Hofe" („De squaloribus curiae Romanae") schreibt. Während Köln sich von der konziliaren Bewegung fernhält, spielt Heidelberg eine freilich stark wechselvolle Rolle in ihr — der konservative Norden und der revolutionäre Süden heben sich schon im Laufe des 15. Jahrhunderts deutlich voneinander ab, ehe am Beginne des 16. Jahrhunderts die Reformation den Zwiespalt der beiden Teile des Stammesgebiets unheilbar tief offenbart

Im Laufe des 15. Jahrhunderts verschiebt sich die philosophische Parteistellung: die via antiqua gilt nun vielmehr als das Neue, wird in Heidelberg von einer Reformpartei, an ihrer Spitze der Cusanusfeind Johann Wenck, verteidigt und vom Kurfürsten Friedrich I. dem Siegreichen 1452 durch Dekret eingeführt: via antiqua und via moderna werden auch in Heidelberg gleichgestellt, zugleich nach Kölner Muster das Kaiserrecht aufgenommen. Schon unter Friedrich dem Siegreichen dringen seit etwa 1450 humanistische Regungen an

der Heidelberger Hochschule ein, die auch damit ihre Abweichung von Köln bekundet; Peter Luder wirkt dort als einer der frühesten Humanisten, später folgt ihm der Dalbergkreis. Der Gegensatz Heidelberg-Köln bereitet sich so von allen Seiten her vor. Friedrich der Siegreiche hat für diese moderne Entwicklung seiner Hochschule das meiste getan; an seinem Hofe blühte literarische Anteilnahme wie am Rottenburger Hofe seiner Schwester, der Pfalzgräfin Mechthild; seine Hofchronik wurde von seinem Hofsekretär Matthias von Kemnat geschrieben, von Michael Bohaim in Verse gebracht. Seine Büchersammlungen haben der entstehenden „Palatina", der Heidelberger Bibliothek, ihre ersten humanistischen Schätze gebracht.

Neben dieser reichen Entfaltung der offiziellen Wissenschaft steht die Blüte der rheinischen *Mystik*, die sich im engsten Wechselaustausch mit den niederländischen religiösen Strömungen vollzieht und noch einmal den großfränkischen Raum in seiner uralten Verbundenheit zeigt. Die „Brüder vom Gemeinsamen Leben", die hochbedeutsame niederrheinisch-niederländische Organisation der „Devotio moderna", haben ihren Ursprung am Niederrhein; ihr erstes Bruderhaus scheint 1364 in Goch begründet worden zu sein; der aus Kalkar stammende Kartäuserprior *Heinrich Eghers* (1328—1408) hat dann auf den Niederländer Gerhard Groote (1340—1384) gewirkt, der die niederländische Gemeinschaft der Brüder zusammenfaßte und seinerseits wieder auf das Rheinland einen starken Einfluß übte. Heinrich Eghers war 1377—1384 Prior der Kölner Kartause St. Barbara an der Ulrichspforte, die 1334 vom Erzbischof Walram von Jülich gegründet worden war; in der Kölner Kartause pflegte man vor allem die Werke des großen flämischen Mystikers Jan van Ruysbroeck, bis ins 16. Jahrhundert hinein, wo Laurentius Sucius sie übersetzte. Über Köln trat Tauler mit Ruysbroeck in Verbindung und suchte ihn in dem niederländischen Brüderhause zu Groenendal auf. Die Brüder vom Gemeinsamen Leben haben bis ins beginnende 16. Jahrhundert das rheinische Geistesleben beeinflußt und bestimmt, die humanistischen Studien gefördert und so dem rheinischen Humanismus Bahn gebrochen. Aus ihrem Kreise geht ein Werk in

die Weltliteratur ein: des *Thomas Hemmerken von Kempen* (Thomas a Kempis, 1380—1471) in alle Sprachen übersetztes Buch „Von der Nachfolge Christi" („De imitatione Christi"), dessen erstes Buch schon 1434 aus dem Lateinischen ins Niederrheinische übertragen worden ist. Es ist die Wegweisung zum einwärtsgewandten, gotthingegebenen, friedlichen Leben, die Lehre der Demut, des Gehorsams, der Inneneinkehr, des guten Gewissens, des frommen und stillen Daseins. „Lerne die äußeren Dinge verachten und dich ganz den inneren hingeben, und du wirst das Reich Gottes in dir kommen sehen" (II 1, „Disce exteriora contemnere et ad interiora te dare, et videbis regnum Dei in te venire"), das ist das Leitwort des ganzen Buches. Zwei Flügel führen von den weltlichen Dingen empor: Einfachheit (simplicitas) und Herzensreinheit (puritas). Die Dinge der Welt sind vergänglich, der Tod nimmt den Menschen weg, Hingabe an die Welt schafft ewige Unruhe und Unbefriedigung, das Wissen ist unfruchtbar, weil es begrenzt bleibt, denn unsere Sinneswahrnehmungen sind trügerisch, unser Erkennen vom Wahne und den Leidenschaften bedroht. Es nützt nichts, viel zu wissen, weil ein größerer Teil ungewußt bleibt; Tun gilt mehr als Wissen, werktätige Liebe im einfachsten Leben ist mehr wert als die stolzeste Forschung. „Ein einfacher Bauer, der Gott dient, ist besser als ein stolzer Philosoph, der unter Vernachlässigung seiner Seele den Lauf der Gestirne erforscht" (I 2). Ein Lobpreis des einfachen, stillen, friedlichen, der Selbstbetrachtung zugewandten Lebens, denn der Weg führt nach innen; der Zweck des Lebens ist, ein „spiritualis homo" zu werden (X I 25), Gott und Christus kehren in die ihnen bereite Seele ein, die sich von der einsichtigen Reue (compunctio) zur seelischen Andacht (devotio) erhebt. Selbstentsagung, Zurückhaltung des Urteils, schonendes Betrachten fremder Fehler, und als Höchstes die Liebe! „Wahrhaft groß ist, wer große Liebe in sich trägt" (I 3, „Vere magnus est, qui magnam habet caritatem") und „Viel tut, wer viel liebt" (I 15, „Multum facit qui multum diligit") — das sind die Kernsätze des Thomas von Kempen, die in ihrer knappen, klargeformten, schlagkräftigen Art den Erfolg des Werkes mitbestimmt haben. Alles auf Gott kehren, im Einen alles

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erblicken, im Einen, Allbedeutenden den seelischen Frieden und das gute Gewissen zu finden, dies Evangelium der Weltabkehr und Gottesliebe ist von dem Kempener in einer klassischen Einfachheit und volksmäßigen Verständlichkeit, in einem ganz deutsch empfundenen, in seiner Herzensinnigkeit deutsch wirkenden Latein ausgesagt worden, das Jahrhunderte hindurch gewirkt hat.

Eckhart, Tauler, Seuse, die großen Meister der Mystik, haben in Köln gewirkt oder studiert. Meister Eckharts Einfluß zeigt sich bei den Kölner Dominikanern *Johann* und *Gerhard von Sterngassen*, die gleichwohl überzeugte Thomisten blieben und nur bestimmte mystische Gedanken mit ihrem Thomismus verschmolzen, wie vor allem Gerhard von Sterngassen, Eckharts Genosse im Kölner Dominikanerkonvent, mit seinem mystischen Hauptwerk „Medela languentis animae" („Heilmittel der kranken Seele") zeigt. Amtsgenossen Eckharts in Köln waren fernerhin Nikolaus von Straßburg und der Thüringer Giselher von Slatheim (Schlotheim bei Gotha); Nikolaus von Straßburg wurde 1326 mit in den Eckhartschen Ketzereiprozeß hineingezogen — man sieht, wie ein ganzer Kölner Mystikerkreis am Beginne des 14. Jahrhunderts entsteht. Tauler und Seuse haben in Köln gepredigt, Tauler ist von hier aus zu Ruysbroeck in den Niederlanden gefahren. Gegen Ende des Jahrhunderts tritt uns *Johannes Rode* (1362—1439) entgegen, Trierer Kaufmannssohn, der die Reform des Benediktinerordens im Sinne der neuen Frömmigkeit durchführt.

Im südlichen Stammesgebiet begegnet schon früh, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, der Zisterziensermönch *Nikolaus von Landau*, im Kloster Osterburg bei Kaiserslautern, dessen mystisch beeinflußte Predigten auf Eckhart gewirkt haben. Den Höhepunkt der südrheinischen Mystik bildet die „*Theologia deutsch*" eines ungenannten Deutschordensherrn aus Sachsenhausen gegenüber Frankfurt, der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zugehörig, das südliche Gegenstück zum Werke des Thomas von Kempen, eine Lehre der Selbstentsagung und Herzenslauterkeit, die Luther, der sie 1518 neu herausgab, tief beeinflußt und sein höchstes Lob auf sich gesammelt hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Zusammenhange mit diesen mystischen Strömungen entwickelt sich das Werk des größten Denkers des 15. Jahrhunderts, des umfassendsten und tiefdringendsten Geistes seiner Zeit, einer der bedeutendsten rheinischen Menschen: *Nikolaus Cusanus*. Wie Albert Philosoph und Politiker zugleich, hat er sein Leben in die wechselvollen Schicksale der Zeit gestellt, Niederlagen und Siege auf sich genommen, mit Feinden aller Art gerungen, ist aus Armut und Elend des väterlichen Hauses zum Glanz eines Kardinals emporgestiegen. Geboren 1401 zu Kues bei Trier als Sohn des Moselschiffers Henno Kryfts, wurde er durch die Gönnerschaft des Grafen von Manderscheid, der auf das frühe Leuchten seiner Begabung aufmerksam geworden war, auf Schulen geschickt, nach Deventer zu den Brüdern vom Gemeinsamen Leben, 1416 auf die Universität Heidelberg — ins thomistische Köln geht sein Weg nicht! —, 1417—1423 nach Padua, von wo er als Doctor juris utriusque zurückkehrt. 1425 wird er Domherr in Trier, erhält 1426 die Priesterweihe, ist seit 1427 Dechant an St. Florian zu Koblenz. Dann kommt die große Politik: 1432 schickt ihn sein Gönner, der Graf von Manderscheid, auf das Baseler Konzil, um seine Sache im Trierer Bischofsstreit zu vertreten, seine Ansprüche auf den Trierer Stuhl durchzufechten. Zwei Jahre lang kämpft er für den Grafen, wobei er sich der konziliaren Partei anschließt, in seinen Denkschriften den Konzilsgedanken gegen die päpstliche Alleinherrschaft vertritt. 1433 legt er dem Baseler Konzil seine erste große Schrift vor: „De concordantia catholica", ein Vorschlag zur Reform des sinkenden und durch Zwietracht und Selbstsucht zerrissenen Reiches, eine glühende Verherrlichung des Reichsgedankens als der Verwirklichung von Einheit und Ordnung in der menschlichen Welt. Allen Bemühungen zum Trotz geht der Prozeß 1434 verloren, dem Grafen wird der erzbischöfliche Sitz abgesprochen, die konziliare Partei bringt keine Hilfe beim Spruch des Papstes, Nikolaus verläßt das Konzil. 1436 kehrt er nach Basel zurück und vollzieht 1437 seine vielberedete und vielverlästerte Schwenkung: unter Bruch mit der konziliaren Mehrheit des Konzils geht er zur päpstlichen Partei über. Es ist sicher, daß innere Über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zeugung ihn hier getrieben hat, die Erfahrungen des verlorenen Prozesses nur Stachel waren bei der wachsenden Erkenntnis, daß der Weg des Konzils nicht der richtige sei, daß auch in der Kirche der Weg der Einheit und Ordnung, d. h. der starken Herrschaft des Papsttums gegangen werden müsse. Das durchaus universale Ordnungsdenken des Cusaners setzt sich bei diesem Parteiwechsel durch. Die Mehrheit tobt gegen den Abtrünnigen und leitet 1438 einen Prozeß gegen ihn ein; um ihn zu decken, entfernt Papst Eugen IV. ihn schon 1437 auf eine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel, wo er die erhoffte Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche betreibt. 1441 erscheint er als päpstlicher Gesandter auf dem Reichstag zu Mainz, 1442 in Frankfurt, 1444 in Nürnberg. 1448 wird er Kardinal. Als päpstlicher Legat durchzieht er in den Jahren 1451 bis 1452 das Reich in allen seinen Teilen, hält vielbesuchte öffentliche Predigten, reformiert die verweltlichten Klöster im Sinne einer verinnerlichten Frömmigkeit. 1452 wird er Bischof von Brixen und damit vor die größte politische und kirchliche Aufgabe seines Lebens gestellt. Er greift die Aufgaben seines Bistums mit höchster Energie und aus innerster idealer Überzeugung, ohne Rücksicht auf alle äußeren Hemmungen an. Dem Herzog Sigismund von Tirol, der das in sein Gebiet eingesprengte geistliche Fürstentum bereits als sichere Beute angesehen hatte, tritt er entschlossen entgegen; der gänzlich verweltlichten, zum Adelshaus gewordenen Abtei Sonnenburg und ihrer Äbtissin Verena fordert er wie den übrigen Klöstern die Reform ab. Der Kardinal aus niederer Herkunft verwickelt sich in einen jahrelangen Kampf mit dem Tiroler Hochadel. Im Streite der Äbtissin Verena von Sonnenburg mit den Bauern von Enneberg schickt er ihnen seinen Stiftshauptmann mit Söldnern zu Hilfe, es kommt 1458 zu dem Blutbad von Enneberg, bei dem die empörten Bauern zusammen mit den bischöflichen Knechten die Söldner Verenas über die Klinge springen lassen. Mehrfache Verhängung des Interdikts durch den Bischof entrüstet Herzog und Adel nur noch mehr, die geistliche Waffe stumpft sich ab, als der Cusaner sich durch unzeitige Begünstigung von Verwandten einige Blößen gibt, wird er 1460 vom

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herzog gefangen und zum Abzuge gezwungen. Papst Pius II., einst Enea Silvio Piccolomini genannt, der humanistische Freund des Cusaners, ruft diesen nach Rom an seine Seite; dort stirbt er 1464 und wird in seiner Titularkirche San Pietro in vincoli begraben. Die vier römischen Jahre sahen einige seiner bedeutendsten Schriften, darunter „De venatione sapientiae" („Über die Jagd nach der Weisheit") reifen.

Das Denksystem des Cusaners ist eine tiefgründige, schöpferische Verbindung logischer Begrifflichkeit, mystischer Schau und mathematisch-naturwissenschaftlicher Ideen. Cusanus, der in Padua Schüler des Toscanelli gewesen war, Mathematik und Naturwissenschaft studiert hatte, steht auch hier in der großen Linie rheinischer Gedanklichkeit. Dem Baseler Konzil legte er 1436 seine „Reparatio calendarii" („Kalenderreform") vor, er verbesserte die alfonsinischen astronomischen Tafeln; aus einzelnen Notizen erschließt sich uns ein tiefgreifend verändertes Weltbild: das unendliche Weltall ohne Mittelpunkt, alles in ihm bewegt, aber alle Bewegung nur relativ zu nennen, da sie nicht nach festen Punkten gemessen werden kann, die Erde ein Stern unter Sternen im unendlichen Raum, alle Sterne aus den Stoffen der Erde — Einheit und Allheit einer organischen Welt werden hier klar geschaut, die kopernikanische Revolution vorbereitet. Das philosophische System dreht sich um die Hauptfrage des Verhältnisses von Gott und Welt, das Cusanus unter Zuhilfenahme mathematischer Begriffe und Anschauungen, aber unter Ablehnung scholastischer Dialektik in seinem innersten Wesen zu erfassen sucht: „De docta ignorantia" (Über das gelehrte Nichtwissen") lautet der bezeichnende Titel seiner ersten philosophischen Hauptschrift von 1440. Kein Pantheismus — es liegt eine unüberschreitbare Kluft zwischen dem unendlichen Gott und der endlichen Kreatur. Gott ist das Eine (unitas), in dem alles zusammenfällt, er ist der Zusammenfall und die Einigung aller Gegensätze (coincidentia opositorum), die Einheit von Seinkönnen und wirklichem Sein („possest"). Gott ist die Einfaltung (complicatio), das kreatürliche Sein die Ausfaltung (explicatio) und darin der Widerschein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

(resplendentia) des göttlichen Seins. Die Welt ist das Abbild des Urbilds Gott, aber es gibt keine Proportion zwischen Unendlichem und Endlichem, Gott und Welt — um diesen Hauptpunkt kreisen immer wieder die Gedanken des Cusaners. Es ist das Eigentümliche seiner Philosophie, daß sie den logischen Zentralgedanken des Widerspruchs außer Kraft setzt; so entscheidet denn auch der Cusaner den großen Streit der mittelalterlichen Philosophie über die Universalbegriffe in einer ganz neuartigen Weise: die Universalia sind nicht nur Gedankendinge, sondern *in den Dingen wirklich*, außerhalb ihrer existieren sie nicht — eine eigenschöpferische Verbindung des platonischen und des aristotelischen Standpunktes! Es ist eine tief innere, organisch lebendige Verknüpfung zwischen dem Einzelding und seiner Idee (natura individui cum ipsa idea unitur a qua habet omnia naturaliter, „De venatione sapientiae" cap. 1) und in dieser Berührung ist das Einzelding durch seine intelligible Idee mit der Gottheit verknüpft (per contactum illum, quo individuum ideae suae jungitur, per ipsam ideam intelligibilem divinitati connectitur, ebd.). Hier offenbaren sich die Grundzüge der *deutschen* Weltansicht des Cusaners: die Einheit und Allheit, die organische Verknüpfung aller Teile, weiterhin seine Überzeugung von der Güte der Welt: „Es ist etwas Gutes, Edles, Kostbares um das Sein; nichts, das ist, ist ohne Wert" („De ludo globi") und „Das Böse ist der Sache nach nichts" (ebd.).

Einheit und *Ordnung* sind die Grundgedanken seiner Weltansicht; sie sind auch die Grundgedanken seiner Staatsanschauung, seiner Schau des *Reiches*, wie er sie in der frühen Schrift „De concordantia catholica" von 1433 niedergelegt hat. Der Mensch ist ein politisches Lebewesen, das Reich hat seine Gemeinschafts- und Ordnungsaufgabe innerhalb der Menschenwelt und damit eine gottgesetzte Form. Heute aber ist das Reich zerfallen durch das Schwinden des Gemeinschaftsgeistes und die Schwäche der Führung: „Eine tödliche Krankheit hat das Reich befallen." Mit schneidenden Worten geißelt er die Selbstsucht der Kurfürsten und Fürsten: „Wie die Fürsten das Reich, so wird das Volk die Fürsten verzehren" — noch einmal bäumt sich der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rheinische Reichs- und Volksgedanke gegen die territoriale Allmacht auf! Eine starke Zentralgewalt müßte geschaffen werden; ihre Stützen sind notwendigerweise: ein stehendes Heer, feste Steuern und Zölle, kraftvolle Gerichtsbarkeit. Zur Reform des Reiches schlägt Cusanus einen jährlichen Reichstag vor, aus den Kurfürsten, Vertretern der Fürsten und Städte und den kaiserlichen Richtern gebildet, eine Einteilung des Reiches in zwölf Gerichtssprengel mit kaiserlichen Richtern, welche die Volksrechtsbräuche ihrer Sprengel feststellen und aufzeichnen sollen (De conc. cath. III 35) — ein entschiedener Protest gegen die wachsende Aufnahme des römischen Rechts! Einheitliches deutsches Recht, allgemeines Fehdeverbot werden gefordert. Die „goldene Zeit" der sächsischen Kaiser mit starker Reichsgewalt soll zurückgeführt werden, die göttliche Bestimmung des Kaisertums erneuert: „Der Kaiser ist der gemeinsame Vater aller nächst Gott" (III 26). Gottgewollt ist für Cusanus auch die Scheidung der Zentralgewalt in imperium und sacerdotium, aber er mahnt den „römischen Bischof", daß er „durch Niedrigkeit erhöht" sei, daß er nicht ins imperium zu greifen habe — imperium und sacerdotium sollen nicht in irgendwelcher Abhängigkeit stehen, sondern in Harmonie zusammenwirken wie Seele und Leib. Eindrucksvoll lehnt Cusanus die päpstliche These von der „translatio imperii" ab und weist die Konstantinische Schenkung als haltlose Erdichtung nach. Einheit, Mannigfaltigkeit, harmonischer Zusammenklang, geordnete Vielheit zur Einheit gebunden — diese Grundgedanken des philosophischen Systems beherrschen auch die Staatsanschauung und die Reichsidee.

Sie greifen noch weiter bis zu dem Gedanken einer *einheitlichen weltumfassenden Religion:* „una religio in rituum diversitate" (eine Religion in der Mannigfaltigkeit der Kultgebräuche), wie es die Schrift über den Religionsfrieden, „De pace fidei" von 1453 in unbefangener Freimütigkeit ausspricht. In diesem Sinne hat der Cusaner mit den Hussiten verhandelt, hat er sich um die Wiedervereinigung der griechischen und römischen Kirche bemüht und in seiner „Cribratio Alcheran" (Sichtung des Korans) von 1461 die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mohammedaner durch den Nachweis zu bekehren gesucht, daß die Grundlehren ihrer Religion mit dem Christentum übereinstimmten oder darauf hinführten. In diesem universalen Sinne hat er von seinen Zeitgenossen mancherlei Angriffe erfahren. Der berühmteste Angriff ging von der Heidelberger Hochschule aus, wo der Philosoph Johannes Wenck, derselbe, der 1452 die Einführung der „via antiqua" an der Universität durchsetzte, in seiner Streitschrift „De ignota litteratura" gegen des Cusaners „De docta ignorantia" den Satz vom Widerspruche ins Feld führte und mit dem gefährlich entstellten Satze, der die Weltansicht des Cusaners zusammenfassen soll: „Omnia cum Deo coincidunt" (Alles fällt mit Gott zusammen) seinen Gegner des Pantheismus zu überführen suchte. Cusanus hat 1449 in seiner „Apologia doctae ignorantiae" diese Entstellungen scharf zurückgewiesen, aber es ist begreiflich, daß die Grundgedanken seiner Weltansicht von der Scholastik aus unverständlich bleiben mußten.

In Cusanus gipfelt die rheinische Geistesbewegung des ausgehenden Mittelalters; die Linie deutscher Weltbetrachtung, die mit Hildegard von Bingen und Albert dem Deutschen begann, hebt sich in ihm steil empor, um ein Jahrhundert später in dem großen Alemannen Parazelsus, nach zwei weiteren Jahrhunderten in dem Rheinfranken Goethe ihre Höhe zu erreichen. Mystik und Humanismus verbinden sich in ihm, der zwölf Komödien des Plautus aus rheinischen Büchereien gerettet hat; ein neues Zeitalter hebt sich empor, das die Welt mit immer schärferen Augen sieht. In wesentlichen Dingen aber gehört der Cusaner der alten Zeit oder richtiger einer langdauernden Überlieferung zu: das einheitliche starke Reich, die einheitliche geschlossene Kirche — bei diesen universalen Hauptgedanken bleibt der Mann, der kein „Vorreformator", sondern das Gegenteil war, der letzte große Vorkämpfer der mittelalterlichen Einheitswelt. Gerade darin ist er ein kennzeichnender Träger rheinischer Art gewesen.

In den Jahren 1437 bis 1452 entwickelt der Mainzer Patrizier Johann Gensfleisch von *Gutenberg* († 1468) seine grundstürzende Erfindung des *Buchdrucks* mit handgegossenen beweglichen Metalllettern; 1452 erscheint das erste gedruckte Prachtwerk, die 42zeilige

Gutenbergbibel in lateinischer Sprache. 1456 gründet Gutenbergs untreuer Gesellschafter Johannes Fust zusammen mit Gutenbergs ehemaligem Gesellen Peter Schöffer die zweite Mainzer Druckerei, und nun verbreitet sich die rheinfränkische Erfindung über alle Lande. 1466 richtet der Hanauer Ulrich Zell die erste Kölner Druckerei mit weitreichender Wirkung ein; ihm folgen Arnold Therhoernen, der Lübecker Johann Koelhoff, der 1499 die berühmte Kölner Stadtchronik druckt, der Straßburger Heinrich Quentell, der 1479 eine niederdeutsche Bibel erscheinen läßt, die mit ihrem reichen und künstlerisch hochstehenden Bildschmuck ein Vorbild für die deutsche Buchbebilderung wird. Köln wird ein hervorragender Buckdruckort; es setzt die konservative Überlieferung Gutenbergs fort und entwickelt sich zur Hochburg katholisch-theologischen Schrifttums. In Köln ging der Engländer William Caxton 1471—1472 in die Lehre, der die deutsche Erfindung nach England brachte, während sie in allen anderen europäischen Ländern durch deutsche Buchdruckergesellen eingeführt wurde (so in Valencia von dem Kurkölner Lambert Palmart). Noch einmal treten die alten Kulturlinien hervor: von Mainz geht der Buchdruck nach Schwaben (Straßburg, Ulm, Augsburg), Ostfranken (Nürnberg), Niedersachsen (Lübeck), Mitteldeutschland (Leipzig, Wittenberg, Erfurt), der Ostmark und dem Nordosten. Rheinische Druckerstädte sind im 15. Jahrhundert noch Eltville als Residenz des Mainzer Erzbischofs, Speyer, Worms, Heidelberg, Pforzheim, erst sehr spät Frankfurt, das 1530 seine erste ständige Druckerei erhält, aber als Buchmesse schon früh im 15. Jahrhundert eine überragende Bedeutung gewinnt. Köln und Mainz als Druckerstädte, Frankfurt als Buchmessestadt bezeugen die Bedeutung des Buchdrucks in den Rheinlanden — gleichwohl hat die Heimat der Erfindung weder die geistige noch die technische Führung zu behaupten gewußt, Schwaben, Ostfranken, Niedersachsen, Mitteldeutschland, dann Italien, die Niederlande, Frankreich überflügelten sie und gaben dem Buchdruck seine revolutionäre Kraft. Die fränkischen Rheinlande schenkten der Welt die umstürzendste Erfindung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

neuerer Zeiten, aber in einem Augenblicke, wo sie nicht mehr die geistige Macht besaßen, diese Erfindung zur Führung auszunützen.

Das 15. Jahrhundert ist die Spätblüte rheinischer Kultur. Noch ist Köln das größte deutsche Gemeinwesen, führende Handels- und Kulturstadt trotz so mancher Verfallserscheinungen; als es 1475 die Anerkennung als freie Reichsstadt erringt, setzt mit den ungeheuren Kosten des Neußer Krieges freilich schon der Rückgang ein. Neben ihm entwickelt sich Frankfurt — 1356 durch die Goldene Bulle als Wahlstadt der deutschen Kaiser, 1372 als freie Reichsstadt anerkannt — als bedeutsamer Handels- und führender Messeplatz; mit 10 000 Einwohnern ist es am Ende des 15. Jahrhunderts zur Hauptstadt der südlichen Rheinlande geworden. Beide Städte schmücken sich mit hervorragenden Werken der Spätgotik, Köln mit seinem herrlichen Rathausturm von 1446, Frankfurt mit dem 1415 begonnenen Pfarrturm; die Kölner Malerschule ist ein Höhepunkt der deutschen Kunstentwicklung. Der Sieg über Karl den Kühnen 1474 bis 1475 hat den nationalen Stolz der Rheinlande befestigt; der niederrheinische Einheitsstaat Jülich-Berg-Kleve-Mark wächst unaufhaltsam zusammen und verspricht eine Zusammenfassung der territorial zerrissenen Gebiete. Aber unverkennbar ist auch die wachsende Spannung zwischen Nord und Süd des Stammgebietes, unverkennbar die zunehmende Absplitterung der Niederlande, die beginnende Auflösung des großfränkischen Kulturkreises, der drohende Aufstieg Westeuropas nach Beendigung des englisch-französischen Jahrhundertkrieges. Letzte Blüte und nahender Verfall stehen im 15. Jahrhundert unmittelbar nebeneinander.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FÜNFTES KAPITEL

Niedergang und Zerrissenheit

Die Zeit vom 16. bis ins 18., ja bis ins beginnende 19. Jahrhundert ist für die fränkischen Rheinlande eine Zeit des Niedergangs auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem Gebiete, eines Niedergangs, der sich zeitweise bis zur Volkskatastrophe auswächst.

Die Gründe für diese Katastrophe sind mit der Entwicklung des deutschen Volksschicksals aufs engste verknüpft und dennoch im besonderen durch die eigentümliche Entwicklung der Rheinlande bedingt. An den Rheinlanden rächt sich nun in vollem Maße ihr *unverändert mittelalterlicher Aufbau*, der von der territorialen Entwicklung seit 1200 nur die Nachteile, keinen Vorteil empfangen hat. Das ehemalige Kernland des Reiches bleibt von den *alten Universalmächten, Reich und Kirche*, her bestimmt; es bleibt das Land der geistlichen Kurfürstentümer und damit von jeder fruchtbaren Entfaltung ausgeschlossen. Der rheinische Einheitsstaat wird gerade durch die das „Reich" nunmehr vertretende habsburgische Universalmacht in seinen Anfängen zerschlagen und unwirksam gemacht, Geldern und Luxemburg abgetrennt und den spanischen Niederlanden eingeordnet. Damit ist die rheinische Zerrissenheit verewigt bis zur Franzosenzeit; an die zweihundert kleiner und kleinster Territorialherrschaften geistlicher und weltlicher Art rauben dem Stammesgebiet jegliche Einheit. Durch die Reichsreform Kaiser Maximilians I. 1495, durch die Kreiseinteilung wird die Zerrissenheit noch verstärkt: die Rheinlande werden unter vier von den zehn Reichskreisen aufgeteilt, den niederrheinisch-westfälischen, kurrheinischen, oberrheinischen und burgundischen Kreis, die sich in tollem Durcheinander zerschneiden. Diese Kreiseinteilung von 1495 kennt ein einheitliches Schwaben, ein einheitliches Ostfranken, Bayern, Nieder-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sachsen, Ostmark, aber sie kennt keine einheitlichen Rheinlande mehr.

Die im 15. Jahrhundert schon deutlich merkbare Spannung zwischen Nord und Süd des Stammesgebietes kommt im Laufe des 16. Jahrhunderts durch die Reformation zum Ausbruch und führt eine weitgehende Trennung beider Teile herbei. Innere Entwicklungen und äußere Einwirkungen reichen sich dabei die Hand. Keine Gegend des Rheinlandes hat der Reformation widerstrebt; reformatorische Strömungen haben sich überall kundgetan und sind zum großen Teile erst hinterher beseitigt worden. Unverkennbar ist freilich der konservative Charakter des Nordteils, der eine religiöse „Reform", aber keinen kirchlichen Umsturz will; Erasmus von Rotterdam hat bis um 1550 im Rheinlande einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, und es ist zweifellos ein rheinischer Charakterzug, daß man am universalen Sinne der Kirche festhält, jede Zerreißung der Einheit hintanhalten will. In diesem Geiste erasmianischer Einheitspolitik sind die Reformverordnungen des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied, sind 1532—1533 die kirchlichen Reformen des Herzogs Wilhelms des Reichen von Jülich-Berg-Kleve-Mark-Ravensberg (1539—1592) gehalten. Aber der Widerstand der kirchlichen Partei und der habsburgischen Universalmacht zerschlägt gerade diese betont rheinische Politik. Habsburg kann weder diese besondere Art der „Reformation" noch den Ausgriff des rheinischen Einheitsstaates dulden: als Herzog Wilhelm der Reiche, der von seinem Vater den 1521 zusammengeerbten niederrheinisch-westfälischen Einheitsstaat Jülich-Berg-Kleve-Mark-Ravensberg-Ravenstein übernommen hatte, 1538 beim Tode Herzog Karls von Geldern seine Erbansprüche geltend macht und Geldern in Besitz nimmt, da erhebt Karl V. Einspruch auf Grund der Verzichterklärung, welche die jülichschen Herzöge 1473 gezwungen Karl dem Kühnen geleistet hatten. Wilhelm der Reiche verbündet sich 1540 mit Frankreich gegen den Kaiser, erhält aber vom mitteldeutschen Protestantismus keine Hilfe, der Geldernsche Krieg 1542—1543 endet mit dem entscheidenden Siege des Kaisers, der im Vertrage von Venlo 1543 Geldern den habsburgischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Niederlanden einreiht und die Rückkehr des Herzogs zum Katholizismus erzwingt. Damit sind alle Aussichten des großen niederrheinischen Einheitsstaates im Keim zerschlagen; die 1566 beginnende unheilbare Krankheit Wilhelms des Reichen, die Geistesschwäche des erbenlosen Johann Wilhelm (1592—1609) hat den frühen Zusammenbruch der anfänglich so glanzvollen Territorialmacht herbeigeführt. Das Schicksalsjahr 1543 hatte noch eine weitere schwere Folge: Hermann von Wied, der die kurkölnische Reformation unbeirrt vorwärtsgetrieben, 1542 Martin Butzer, 1543 Melanchthon berufen, 1543 die „Kölner Reformation" erlassen hatte, wurde 1546 vom Papste seiner geistlichen, 1547 vom Kaiser seiner weltlichen Würden entkleidet, Kurköln als geistliches Kurfürstentum wiederhergestellt. Damit war auch der Versuch einer politischen Umwandlung der geistlichen Fürstentümer gescheitert: Habsburg hatte jede Möglichkeit einer politischen Reform der Rheinlande zertrümmert.

Der Protestantismus hat gleichwohl bedeutende Fortschritte in den Rheinlanden gemacht, aber er konnte nicht mehr zur führenden Einheitsmacht aufsteigen, und so hat die Entfaltung der Reformation die Zerrissenheit des alten Kernlandes nur gefördert. Weite Gebiete von Kleve, Berg und Jülich schlossen sich dem Protestantismus an; vor allem die kleineren Grafschaften führten die Reformation vom Staate her durch: 1551 Mörs, 1554 Nassau-Saarbrücken, Wild- und Rheingrafschaft, Salm, 1555 Sayn, 1556 Wied, 1556—1557 mit der Kurpfalz Pfalz-Simmern und Pfalz-Zweibrücken, 1558 Solms usw. Ein Reformationsversuch in Neuß 1556—1559 durch den Kaplan Goswin Berck mißlang ebenso wie der Trierer Reformationsversuch des Caspar Olevian 1559. In der Reichsstadt Aachen errang der Protestantismus das unzweifelhafte Übergewicht, eroberte sich den Stadtrat und wurde erst 1598 durch das Eingreifen Spanien-Habsburgs gewaltsam beseitigt. Die Reichsstadt Frankfurt führte 1533 die Reformation offiziell ein, mußte aber nach der Niederlage im Schmalkaldischen Kriege 1548 den Katholiken Dom, Liebfrauen- und Leonhardskirche wieder überlassen. Die Reichsstadt Köln ist in ihrem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rate und ihren herrschenden Kreisen immer der alten Kirche treu geblieben, hat bereits 1529 die ersten protestantischen Märtyrer Peter Klarenbach und Peter von Fliesteden und danach soviele Lutheraner, Kalvinisten, Wiedertäufer auf den Scheiterhaufen geschickt, hat aber das ganze 16. Jahrhundert hindurch und bis ins 17. hinein immer wieder gegen starke protestantische Regungen in der Bevölkerung kämpfen müssen. Das Gleiche gilt für Kurköln: als Gebhard Truchseß von Waldburg 1582 zum zweiten Male die Protestantisierung und Verweltlichung des Erzstifts versuchte, standen Domkapitel, Geistlichkeit und Universität Köln gegen, die weltlichen Stände des Landtags und eine Minderheit des Domkapitels, im besonderen aber die Städte Bonn, Andernach und Linz für ihn; auch hier ist die Entscheidung nur durch Waffengewalt, durch bayrisch-spanische Truppen und die mangelnde politische Einsicht des mittel- und süddeutschen Protestantismus gefallen. Die südrheinische Vormacht Kurpfalz hatte mit dem Heere des Pfalzgrafen Johann Kasimir eine freilich viel zu schwache Hilfe gesandt.

So sind die Rheinlande wesentlich durch die verhängnisvolle Einwirkung der habsburgischen Reichsgewalt zum typischen Lande religiöser Zerspaltung geworden. Mehr als irgendwo trafen hier die Gegensätze des 16. und 17. Jahrhunderts aufeinander. Die Jesuiten drangen alsbald nach der Gründung ihres Ordens ein, richteten schon 1542 eine Niederlassung in Köln, wo sie 1543 ihren größten deutschen Vorkämpfer, Peter Canisius aus Nymwegen, für sich gewannen, 1560 nahmen sie die Kronenburse der Universität in Besitz und eroberten am Beginne des 17. Jahrhunderts, den jahrzehntelangen Widerstand der Hochschule überwindend, die Führung an der Universität selbst. 1560 gründeten sie ihre Niederlassung in Trier, beherrschten allmählich alle geistlichen Fürstentümer und beeinflußten das rheinische Geistesleben und Schulwesen in der stärksten Weise. Den fanatischen Vertretern der Gegenreformation setzten sich die nicht minder fanatischen Vorkämpfer des Protestantismus entgegen: die Kalvinisten. Der Kalvinismus verdrängte im deutschen Westen mit seiner scharfgeprägten, angriffsfreudigen Haltung den duldsamen, unpolitischen

Lutheranismus; er entwickelte sich in engster Verbindung mit den Niederlanden, die seit 1568 Scharen von Flüchtlingen herübersandten; die Protestanten von Jülich, Berg und Kleve fielen ihm zu. 1584—1585 trat auch Kurpfalz, der südrheinische Vorkämpfer des Protestantismus, zum Kalvinismus über. Rheinischer Abkunft war Wilhelm von Oranien, der Freiheitsheld der Niederlande — aber auch Jan de Werth, der kaiserliche General des Dreißigjährigen Krieges, der Abkömmling des Jülichschen Landes. Die Trennungslinie zwischen Reformation und Gegenreformation lief in schärfster Ausformung mitten durch die Rheinlande hindurch, aber von der Seite der Regierungen her gesehen blieb der Norden vorwiegend katholisch-konservativ, der Süden, das rheinfränkische Gebiet, protestantisch-revolutionär. Die Reuchlinfehde der Jahre 1509 bis 1520 ist der erste starke Ausdruck eines Auseinanderlebens, das die ehemalige Einheit des fränkischen Rheingebietes mehr und mehr zertrümmert hat.

Im Zusammenhange damit wird überhaupt der großfränkische Kulturraum auseinandergesprengt. Auch hier hatte das 15. Jahrhundert manches vorbereitet; die Gründung der Universität Löwen 1426, die Abtrennung Luxemburgs, die erste Abtrennung Gelderns durch Karl den Kühnen, die Entfremdung Lothringens rüttelten bereits an der alten Einheit. Aber noch wogen die alten Wirtschafts- und Geistesbeziehungen, politische und stammliche Freundschaftsbande schwer. Als der Kölner Stadtrat die demokratische Revolution von 1482 blutig niedergeschlagen hatte, richtete er zur Rechtfertigung der vorgenommenen Hinrichtungen Schreiben an alle ihm befreundeten Städte: an alle rheinischen, dann an die verbündeten Hansestädte Lübeck, Hamburg, Bremen, Osnabrück, Münster, Dortmund, Soest, an die süddeutschen Nürnberg, Regensburg, Würzburg, Esslingen, Ulm, Straßburg, endlich aber an nicht weniger als 24 niederländische Städte: Maastricht, Lüttich, Hasselt, Antwerpen, Brüssel, Löwen, Herzogenbusch, Brügge, Mecheln, Diest, Gent, Ypern, Dordrecht, Middelburg, Ziriksee, Delfft, Amsterdam, Kampen, Zwolle, Deventer, Utrecht, Nymwegen, Arnheim, Zuytphen — man sieht die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

enge Verknüpfung, die zwischen Rheinlanden und den noch freien Niederlanden bestand. Als die Jesuiten 1557 das Gymnasium Triceronatum in Köln einrichteten, stammten vier Lehrer aus Köln, einer aus Werl, vier aus Herzogenbusch, zwei aus Nymwegen, je einer aus Brüssel, Arnheim, Staveren. Seit Albas Einzug in den Niederlanden 1566 drang eine Sturmflut niederländischer Flüchtlinge in alle rheinischen Gebiete ein, ganz besonders in die rheinische Hauptstadt, die 1570, als sie auf Veranlassung des Papstes einen Ausweisungsbefehl gegen alle nichtkatholischen niederländischen Flüchtlinge erläßt, ihrer an die tausend zählt. Da flüchtet 1566 der Dr. juris Johann Rubens von Antwerpen nach Köln; sein großer Sohn ist 1577 in Siegen geboren. Da flüchtet 1582 der Hutstaffierer Joost van den Vondel gleichfalls aus Antwerpen in die Rheinstadt, wo 1587 sein Sohn, der größte niederländische Dramatiker, das Licht erblickt. Die Eroberung Antwerpens 1585 wirft neue Flüchtlingsscharen in den deutschen Westen hinein; Flamen und Wallonen überschwemmen damals besonders das lutherische Frankfurt, das weder die Kalvinisten noch die erfolgreichen gewerblichen Konkurrenten begrüßt und um 1600 viele von ihnen nach Hanau weiterzwingt. Aber das Ergebnis des niederländischen Freiheitskampfes ist doch die Abtrennung sowohl der nördlichen Niederlande wie der südlichen, 1556 spanisch gewordenen Provinzen vom großfränkischen Raume. Die spanische Herrschaft hatte schon 1559 die kirchliche Trennung durch die Gründung des Erzbistums Mecheln herbeigeführt; der Fall Antwerpens und die Schließung der Schelde vernichteten den einst so blühenden flämisch-brabantisch-rheinischen Handel und entzogen vor allem Köln die Grundlagen seiner Handelsherrschaft. Der Waffenstillstand von 1609 besiegelte die staatsrechtliche Unabhängigkeit der Niederlande, löste sie aus dem Reichsverband; ihre beispiellose Handelsblüte zusammen mit dem politischen Aufschwung Englands und die Gründung des großskandinavischen Reiches in der Kalmarer Union von 1569 vernichteten die Handelsmacht der Hanse endgültig und warfen dadurch besonders Köln von seiner strahlenden Höhe in Not und Elend herab. 1610, um nur eines der sinnfälligsten Zeichen zu weisen, sonderte sich

die kalvinistische Kirche von Jülich-Berg-Kleve von der niederländischen ab und schuf eine eigene Organisation; so wurden auch die letzten religiösen Bindungen beseitigt. Im 17. Jahrhundert ist der großfränkische Kulturraum gesprengt, sind auch die einst so bedeutenden Verbindungen mit Niedersachsen und Ostdeutschland durch den religiösen Zwiespalt abgerissen. Das Rheinland ist auf sich selbst zurückgeworfen, seiner Grenzgebiete Geldern, Limburg, Luxemburg und praktisch auch Lothringen beraubt, in Nord und Süd zerspalten, und erwartet in dieser Einsamkeit und Zerrissenheit den Ansturm des kraftvoll emporsteigenden Westeuropas.

Der kurkölnische Krieg von 1583—1584, der mit der Vertreibung des protestantisch gewordenen Erzbischofs Gebhard Truchseß von Waldburg endete, setzte sich in einen bis 1590 währenden Kleinkrieg fort, der die Auseinandersetzung zwischen Spaniern und Niederländern auf rheinischen Boden verpflanzte und fürchterliche Verheerungen über den Niederrhein brachte. 1586 wird das tapfere Neuß, die Heldin von 1474—1475, von den Spaniern im Sturme genommen, die Besatzung hingeschlachtet, die Stadt in Brand gesetzt und zu drei Vierteln zerstört. Als 1609 der letzte Herzog von Jülich-Berg-Kleve-Mark-Ravensberg als Geisteskranker sein kümmerliches Dasein endet, droht ein europäischer Krieg die Rheinlande zu überfluten; nur der Dolchstoß Ravaillacs 1610 hält den Einmarsch der bereits versammelten Franzosen zurück und führt die Aufteilung des wichtigen Erbes unter Brandenburg und Pfalz-Sulzbach 1614 herbei. Schon 1552 hatte Frankreich seinen durch den Hundertjährigen Krieg unterbrochenen Vormarsch nach Osten wiederaufgenommen, hatte aus dem Bündnis mit der protestantischen Revolution Moritz' von Sachsen die Bistümer Metz, Toul, Verdun davongetragen und damit seine schwere Hand auf Lothringen gelegt. Von nun an brausen zwei Jahrhunderte hindurch die Kriegsschrecken fast ohne Unterbrechung über das Rheingebiet: der Dreißigjährige Krieg, die Reunionskriege, der Spanische, der Polnische, der Österreichische Erbfolgekrieg, der Siebenjährige Krieg, die Kriege der französischen Revolution und des Kaiserreiches, die Befreiungskriege. 1632, im gleichen Jahre, da

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jacques de Cassan für Frankreich den Anspruch auf das Reich Karls des Großen anmeldete, ließ Richelieu seine Truppen an den Rhein rücken; Ludwig XIV. dehnte seine „Reunionen" bis weit in die Eifel aus, errichtete die Zwingburgen Saarlouis, Landau, Philippsburg als Brückenkopf auf dem rechten Rheinufer, Montroyal im Moseltal, suchte nach dem Aussterben des pfälzischen Hauses die Kurpfalz an Frankreich zu bringen — als er seine Eroberungen gegen den Widerstand des sich sammelnden Europas nicht halten konnte, gab er den berüchtigten Befehl, ein „Niemandsland", eine Wüstung vor Frankreichs Grenzen zu schaffen, einen Gürtel der Zerstörung, der von der rechtsrheinischen Pfalz bis mitten in die Eifel reichte. Jetzt erst, in diesen Jahren 1690—1692, erfüllt sich die Volkstragödie der fränkischen Rheinlande: da lodern Heidelberg, Speyer, Worms, Mannheim, unzählige kleinere Städte und Dörfer in Flammen auf, wird das Heidelberger Schloß und der Dom zu Speyer gesprengt, die Särge der salischen Kaiser werden herausgerissen und vernichtet, Hunderte rheinische Burgen und Schlösser zerstört, wird jene „romantische" Ruinenstraße geschaffen, mit welcher der Rhein um die Wende zum 19. Jahrhundert als malerischster Strom ins europäische Bewußtsein dringt. Zehntausende verlieren ihre Heimat, und nun beginnen die Auswandererzüge in alle Teile der Welt, Züge der vertriebenen und um Haus und Hof gebrachten Pfälzer, aber auch der Moselländer und Niederrhein: nach Nordamerika, wo 1684 Germantown als reindeutsche Siedlung entsteht, Pennsylvanien eine pfälzische Großkolonie wird, das Wort „Pfälzer" gleichbedeutend mit „deutscher Einwanderer" wird, am Beginne des 18. Jahrhunderts nach dem Guadalquivir, seit den 1720er Jahren nach dem Banat und der Batschka, wo eine zweite pfälzische Großkolonie entsteht, seit 1764 nach der Wolga, dann nach Galizien, dem Kaukasus, der Ukraine, Wolhynien usw. Scharenweise sendet das Rheinland seine heimatlos gewordenen oder im Verfall der Heimat verkümmernden Söhne durch Europa und über See. Nur vereinzelt ist innerdeutsche Umsiedlung, wie sie von Brandenburg betrieben wird: Pfalzburg in Kleve, Siedlungen in Brandenburg und anderswo. 1735, endgültig

1766 wird Lothringen in den französischen Staatsverband eingefügt; das Französisierungsedikt der polnischen Regierung von 1748 treibt zahlreiche Lothringer zur Auswanderung ins Banat; 1792 brausen die französischen Revolutionsarmeen an den Rhein, das linke Rheinufer wird französisch, das rechte auf ohnmächtige Vasallenstaaten verteilt, ungeheure Blutopfer auf den zahllosen Schlachtfeldern Napoleons, die furchtbare Todesernte in Rußland 1812 zehren abermals an der rheinischen Volkskraft — erst 1815 bricht eine neue Zeit an.

Das Bezeichnende dieser rheinischen Entwicklung ist, daß die Rheinlande an den wesenhaften politischen Erscheinungen des 17. und 18. Jahrhunderts nicht teilnehmen: der Absolutismus, die Entfaltung des modernen Beamtenstaates haben dort keine Stätte gefunden. Die rheinischen Herrschaften, mit Ausnahme der Kurpfalz, blieben ständische Staaten mit starker Einwirkung der Landtage, was die preußischen Herrscher in Kleve sehr zu spüren bekommen haben. Auch die alte germanische Bauernfreiheit der Rheinlande ist in diesen Jahrhunderten erhalten geblieben. So blieb der größte Teil des Stammesgebietes dem mittelalterlichen politischen und sozialen Aufbau treu; das kulturelle Gegenstück dazu ist die Fremdheit, die das Rheinland allen Barockströmungen gegenüber fühlen läßt. In Kriegsnot, Handelsrückgang, innerer Zerspaltung blieben die Rheinlande ihrer alten Art treu, hüllten sich nur tiefer in sie hinein.

Der Zwiespalt zwischen Nord und Süd des Stammesgebiets tritt an keiner Stelle im Politischen deutlicher hervor als bei den rheinischen Hegemonialbestrebungen der Wittelsbacher. 1583 erobert Wittelsbach den Kölner Erzstuhl und hält ihn zusammen mit Münster, Lüttich, Hildesheim bis 1761 fest; eine politische Auswirkung ist bei den verrotteten Zuständen des Erzstifts unmöglich. 1609 gewinnt Pfalz-Sulzbach aus der großen rheinischen Erbschaft Jülich und Berg, vereinigt 1685 die Kurpfalz, 1777 noch Bayern damit, aber auch diese scheinbar so machtvolle Zusammenballung bleibt ohne Folge, und zwischen Jülich-Berg und der Kurpfalz ist keine Verbindung zu knüpfen. Wittelsbach ist am Rheine gescheitert. Erst in der Zukunft wirkt es sich aus, daß Brandenburg 1609 am Rheine Fuß faßt, Kleve

und Mark gewinnt, 1702 die Grafschaft Mörs mit Krefeld, 1713 das Geldernsche Oberquartier hinzufügt; vergeblich hat der Große Kurfürst 1651 um Jülich und Berg gerungen. Friedrich der Große vollzog 1740 eine weitreichende Entscheidung: er stand im Begriffe, um die jülich-bergschen Erbansprüche zu kämpfen, die preußische Großmachtstellung auf den ehemaligen rheinischen Hegemonialstaat zu gründen — da wies ihn der Tod Kaiser Karls VI. auf das näherliegende Schlesien hin. Erst 1815 wird das Bündnis zwischen der kolonialen Großmacht des deutschen Nordostens und dem Kernlande des alten Reiches geschlossen und damit der Neuaufbau der Rheinlande eingeleitet.

Die Entwicklung des rheinischen *Humanismus* erweist in besonderem Grade die fortschreitende Entfremdung zwischen Nord und Süd des Stammesgebietes.

Der *nordrheinische Humanismus* erwächst aus den Brüderhäusern und Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben; Niederlande, Niederrhein und Westfalen erscheinen hier noch einmal als geschlossener Kulturraum. Um 1425 beginnt der junge Nikolaus Cusanus in rheinischen Büchereien nach antiken Schriftstellern zu suchen und rettet zwölf Komödien des Plautus. Der Kölner Humanismus des beginnenden 16. Jahrhunderts vereint die Westfalen Ortwin Gratius, Hermann von dem Busche und Johann Potken (der als Orientalist den ersten Druck in äthiopischer Sprache herausgab) mit den Rheinländern Graf Hermann von Neuenahr, Johannes Cäsarius, Jakob Sobius und Agrippa von Nettesheim. Die Rheinfahrt, die Erasmus von Rotterdam im Jahre 1518 unternahm, hat einen unvergeßlich starken Einfluß im nördlichen Rheinland hinterlassen. Dem erasmianischen Reformkatholizismus zuzuzählen sind Graf *Hermann von Neuenahr* (1492—1530), Dompropst und Universitätskanzler, der 1519 ebenso wie Sobius zur Frankfurter Kaiserwahl ein Manifest im Sinne des Humanismus und seiner Reformgedanken an Karl V. richtete, dann Johann Gropper aus Soest, der 1530 auf dem Augsburger Reichstag einen Ausgleich mit Melanchthon versuchte, aber der „Kölner Reformation" Hermanns von Wied 1543 seine Unterstüt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zung verweigerte. *Johannes Cäsarius* aus dem Jülicher Lande führte 1511 die ersten griechischen Studien an der Kölner Universität ein. *Jakob Sobius* hat 1520 eine ungemein scharfe Angriffsschrift gegen die päpstlichen Ablaßkommissare ausgehen lassen. Die bedeutendste Gestalt dieses Kölner Humanistenkreises ist *Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim* (1487—1535), in dem die Linie der rheinischen Naturdeutung Hildegard von Bingen—Albert der Deutsche—Cusanus noch einmal aufleuchtet. Ein wechselvolles Leben, das ganz Europa durcheilt: Studienjahre des gebürtigen Kölners zu Köln und Paris, wo er sich mit Humanismus und Magie beschäftigt, dann Wanderjahre in Frankreich, Spanien, Italien, England, nach der Rückkehr in die Heimat eine neue Schülerschaft magisch-kabbalistischer Art bei Trithemius in Würzburg, 1508—1512 im venezianischen Kriege Maximilians I., dann Vorlesungen an der Universität Pavia über die Schriften Hermes Trismegistus, ein Aufenthalt in Köln, 1524—1527 französische Kriegsdienste, dann eine jahrelange Tätigkeit als kaiserlicher Archivar und Historiograph bei der niederländischen Regentin Margarethe in Brüssel. Hier veröffentlicht er 1531 seine Schrift „De vanitate et incertitudine scientiarum" („Über die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften"), der entschlossenste Angriff gegen Scholastik und Humanismus zugleich, der Hinweis auf eine tiefere Erkenntnis der Welt aus geheimen Kräften, eine Schau der allbeseelten Natur. Verwicklungen mit der Inquisition, die sich hieraus entspannen, trieben ihn 1533 nach Köln, wo er noch im selben Jahre die auf Trithemius' Anregung entstandene zweite Hauptschrift „De occulta philosophia sive de magia" („Über die geheime Philosophie oder Magie") veröffentlicht, durch einen scharfen Angriff auf die Universität sich neue Feinde schafft und einem Prozesse nur durch seine Abreise entgeht. Ein Jahr darauf, 1535, ist dieser faustisch unstete Geist in Grenoble gestorben. Seine Naturschau mit dem Gedanken der Allbelebung, einer „Quintessenz", die als eine Art Weltgeist die vier Elemente durchdringt, ist in vielen Zügen mit dem Weltbilde des Paracelsus verwandt; die gewaltige Wirklichkeitsnähe, der reformatorische Tatendrang des großen Alemannen fehlt diesem

unausgeglicheneren Geiste, der ein Wanderer in seiner Zeit, kein Märtyrer der Zukunft geworden ist.

Dieser Kölner Humanismus hat in Bürgerkreise hineingewirkt: der Kölner Bürgermeister Johannes von Reidt († 1535) gehört ihm an wie der Kölner Patrizier *Hermann Weinsberg* (1518—1598), der in seinem „Gedenkbuch" das ganze 16. Jahrhundert als getreuer, farbenreicher, besinnlicher Chronist in seinen Aufzeichnungen erstehen läßt und damit die Kölner Chronikgeschichtsschreibung in neuem Sinne fortsetzt. Der niederrheinische Späthumanismus wirkt bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts fort, wo die jesuitischen Einflüsse ihn abwürgen: *Johann Weyer* (1515—1588), der Düsseldorfer jülichsche Leibarzt, einer der ersten Bekämpfer der Hexenprozesse, gehört hierher, ferner *Sleidanus* (Johann Philippi aus Schleiden in der Eifel), der große protestantische Geschichtsschreiber, dann die Niederländer Gerhard Mercator, der als Kosmograph des Herzogs von Jülich-Berg-Kleve-Mark tätig war und 1594 in Duisburg starb, und Georg Braun (1562—1622), der Kölner Professor, dessen sechsbändiges Riesenwerk „Civitates orbis terrarum" („Die Städte des Erdkreises") mit den Zeichnungen und Stichen der Niederländer Joris Hoefnagel und Franz Hogenberg ein spätes Zeugnis niederländisch-niederrheinischer Zusammenarbeit ist. Braun hat seine humanistischen Anfänge später verleugnet, ist ein fanatischer Katholik geworden, der die Einwanderung der niederländischen Protestanten in Köln scharf bekämpfte — hier zeigt sich die scharfe Wende zum 17. Jahrhundert hin.

Der *südrheinische Humanismus* sammelt sich in Heidelberg, dann in Mainz, Worms, Frankfurt. In Heidelberg hat die bereits im vorigen Kapitel erwähnte Regierung Friedrichs des Siegreichen (1449—1475) entscheidende Antriebe gegeben. In den Jahren 1456—1460 hat der pfälzische Wanderhumanist Peter Luder aus Kislau humanistische Vorlesungen in Heidelberg gehalten; die Büchersammlung des Kurfürsten vereinigte wertvolle Werke des italienischen Humanismus mit lateinischen und griechischen Klassikern. Sein Nachfolger Philipp der Aufrichtige (1476—1508) hat diese Entwicklung ihrer Höhe ent-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegengeführt. Im Jahre 1481 berief er *Johann von Dalberg* (1445 bis 1503), den Sproß des altberühmten Adelsgeschlechts, als Bischof von Worms und pfälzischen Kanzler. Der in Italien gebildete Dalberg schloß einen ganzen Kreis humanistischer Geister um sich zusammen, freie Gelehrte und Mitglieder der Universität; den niederländischen Philologen und Historiker Rudolf Agricola, den er in Ferrara kennengelernt hatte, den pfälzischen Philologen *Johannes Vigilius (Wacker)* aus Sinsheim, die Theologen Jodocus und Pallas Spangel (der spätere Lehrer Melanchthons), den Spenheimer Abt Trithemius, dann Celtes und Reuchlin. Konrad Celtes (1459—1508) war 1477 in Köln immatrikuliert worden und hatte es herb gerügt, daß die dem klassischen Thomismus verhaftete Universität sich allen humanistischen Studien gegenüber ablehnend verhielt; er war 1484 nach Heidelberg gegangen und fand im Dalbergschen Kreise die Erfüllung seiner Wünsche. Um 1495 gründete er dort, aus Krakau und Prag zurückgekehrt, die Sodalitas litteraria Rhenana (Rheinische Literarische Gesellschaft), die alle Glieder des Dalbergkreises zusammenfaßte. Hier wurde 1497 Reuchlins „Henno", die erste humanistische Komödie, aufgeführt; hier wurde nach Zeugnissen deutscher Vergangenheit gefahndet, entdeckte Celtes die Werke der Hrothswith von Gandersheim — im selben Sinne, in dem der Kölner Humanismus die römischen Bodenfunde des rheinischen Landes hob. 1497 legte Dalberg sein Kanzleramt nieder und zog nach seiner Bischofsresidenz Ladenburg, der Kreis zerflatterte, löste sich bei Dalbergs Tode 1503 auf; der nachfolgende bayrisch-pfälzische Erbfolgekrieg hat der Kurpfalz furchtbare Wunden geschlagen und die Universität Heidelberg schwer getroffen. Aber 1509 bezog *Philipp Melanchthon*, mit seinem deutschen Namen Schwarzerd, aus Bretten am südlichsten Rande des Stammesgebiets, die Heidelberger Hochschule, Butzer, Sturm, Brenz, Pellikan und andere, die später zu Bannerträgern der Reformation werden sollten, folgten ihm. Als nach 1508 die Studentenzahlen bedrohlich sanken, griff Kurfürst Ludwig V. 1521 bis 1522 mit einer einschneidenden Reform durch, berief Lehrer der alten Sprachen, darunter den Westfalen Hermann von dem Busche —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heidelberg versuchte mit der Zeit zu gehen, wo seine nordrheinische Schwester sich allen neuen Regungen bewußt verschloß.

Diese Gesinnung kehrt bei dem geistig umfassendsten und in der Tiefe seines Wollens bedeutendsten Mitgliede dieses Kreises wieder, *Johannes Trithemius.* Mit seinem eigentlichen Namen Heidenberg, wurde er 1462 zu Trittenheim bei Trier (daher Trithemius) geboren, aus reicher Familie; er verlebte eine schwere und bedrückte Kindheit unter einem feindlichen Stiefvater, flüchtete 1479 nach Trier, die dort begonnenen humanistischen Studien vollendete er auf der Heidelberger Hochschule. Mitten im Studium erlag er einer jener plötzlichen Wandlungen, wie sie an dieser Wende der Zeiten häufig sind, und trat 1484 als Novice ins Benediktinerkloster Sponheim bei Kreuznach. Ein unwahrscheinlich steiler Aufstieg: bereits 14 Monate nach dem Profeß, 1485, ist der 23jährige Abt eines berühmten Klosters, in heiligem Eifer sucht er es zu reformieren, stößt aber auf den erbitterten Widerstand seiner Mönche, der ihn nach über zwei Jahrzehnten, 1506, zur freiwilligen Entsagung zwingt. Er wird sogleich Abt des Schottenklosters zu Würzburg, wo er 1516 stirbt. Sein umfassendes Bemühen wird am sichtbarsten in den großen Geschichtswerken, den bis 1514 fortgeführten „Annales Hirsaugienses", Jahrbüchern des schwäbischen Klosters Hirsau, die zu einer allgemeinen Reichs- und Kirchengeschichte erweitert sind, in dem „Catalogus illustrium virorum Germaniae" (gedruckt 1491), der in Wahrheit den ersten Versuch einer deutschen Geistesgeschichte darstellt, der wertvollen Sammlung „De scriptoribus ecclesiasticis" (Geistliches Schrifttum, gedruckt Basel 1494); sein fränkisches Bewußtsein lebt in den „Annales de origine Francorum" („Fränkische Frühgeschichte"), die allerdings auch das Phantastische dieser Geschichtsschreibung, hier die Berufung auf eine angebliche „Chronik des Hunibald" gefährlich erkennen lassen. Die „Steganographia" von 1500, die 1509 auf den Index kam, und die „Polygraphia" (Straßburg 1518) sind Anleitungen zu Geheimschriften und berühren jenes Gebiet mystisch-kabbalistischer Philosophie, auf dem Trithemius der Lehrer des Agrippa von Nettesheim geworden ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hermann von dem Busche hatte sich an der Kölner Hochschule nicht halten können, obschon er 1508 bei einem Maifest vor versammelter Universität sein Loblied auf die Stadt Köln „Flora" *gesungen* hatte — als Gesangsstück im Jonicus, wie uns Glarean ausdrücklich bezeugt, der 1554 eine Neuausgabe der „Flora" veranstaltete. Glareanus (Heinrich Loris), der große Schweizer Musiktheoretiker, der spätere Verfasser des „Dodekachordons" von 1547, war 1507 in Köln immatrikuliert worden, Schüler *Adam Folkmars* aus Boppard, der seit 1487 seine Musikvorlesungen hielt; von 1510 bis 1514 wirkte Glarean als Dozent an der Kölner Hochschule, 1512 sang er beim Kölner Reichstag vor Kaiser Maximilian I. ein Carmen panogyricum auf den Herrscher in dorischer Tonart, das noch im gleichen Jahre zu Köln im Druck erschien. Ein älterer Schüler Adam Folkmars war der Lothringer *Nicolaus Wollick* (Wollicius, Bollicius), der 1501 sein Lehrbuch der Musik „Opus aureum" erscheinen ließ. Diese Musikpflege, der öffentliche Gesangsvortrag von Oden, Carmina, Sequenzen durch Professoren ist eines der wichtigsten Kennzeichen des Humanismus, das in besonderem Maße in Köln begegnet. Auch das humanistische Drama war im Sinne der alten Einheit von Wort und Musik und Bewegung mit Melodien versehen, so Reuchlins „Henno", der 1515, 1519, 1528 zu Köln mit einstimmigen, 1534 und 1537 mit dreistimmigen Melodien erschien. Glarean hat sich noch 1554 begeistert über Köln und seine alten Lehrer ausgesprochen. Dies alles und der reiche Raum des Kölner Humanismus bezeugt, daß der Norden sich keineswegs abseits stellte. Aber die Universität als solche blieb in ihren führenden Häuptern konservativ, sie hielt streng am aristotelischen Thomismus und der scholastischen Theologie fest, in den religiösen und philosophischen Hauptpunkten kannte sie keinen Kompromiß — diese unbeirrte Folgerichtigkeit hat die Kölner Hochschule in der *Reuchlinfehde* der Jahre 1509 bis 1520 um alle geistige Wirkung gebracht, sie im Kern vernichtet.

Diese berühmte Fehde ist ein wahres Satyrspiel in der Unsinnigkeit des Anlasses und eigentlichen Streitpunktes, in der Verschiebung der Fronten und im Ablaufe der Ereignisse. Im Jahre 1503 wurde zu

Köln ein jüdischer Rabbi Joseph getauft und mit seinem neuen Namen Johannes Pfefferkorn zum Spitalsmeister ernannt. 1507 begann dieser Pfefferkorn in jüdischer Geschäftigkeit mit der Veröffentlichung einer Reihe von Schriften, in denen er die religiösen Gebräuche seiner Rassegenossen, ihren Christenhaß, die Gefährlichkeit ihrer talmudischen Sittenlehre schilderte: 1507 „Der Judenspiegel", 1508 „Der Juden Beicht" und „Wie die blinden Juden ihr Ostern halten", 1509 „Der Judenfeind"; Ortwin Gratius hat die beiden letzteren ins Lateinische übertragen. 1509 reiste Pfefferkorn nach Padua ins Hoflager Maximilians I. und erwirkte einen kaiserlichen Befehl auf Auslieferung aller christentumsfeindlichen jüdischen Bücher durch die Juden. Auf der Rückreise besuchte Pfefferkorn in Stuttgart Reuchlin und erbat zu seinem Unternehmen die Hilfe dieses besten deutschen Kenners der hebräischen Literatur; Reuchlin lehnte ab. Der Erzbischof Uriel von Mainz, der vom Kaiser mit der Überwachung des Pfefferkornschen Planes betraut worden war, forderte Gutachten der Universitäten Köln, Mainz, Heidelberg, Erfurt; alle Gutachten sprachen sich 1510 für die Sammlung und Verbrennung der jüdischen Bücher aus. Darauf begann Pfefferkorn 1511 seinen Angriff gegen Reuchlin in seinem höhnisch-beleidigenden „Handspiegel", Reuchlin erhob Beschwerde beim Kaiser; als deren Erledigung auf sich warten ließ, veröffentlichte er seine wissenschaftliche Stellungnahme und Erwiderung in seinem „Augenspiegel" von 1511. Es ist die Stellungnahme des Wissenschaftlers einer neuen Zeit, dem die Gründe eines religiösen Fanatismus nichts mehr gelten, dem das hebräische Schrifttum als sachliches Zeugnis von Wert ist, so daß er sich seiner Vernichtung widersetzt. Damit sind die Fronten abgesteckt: hier der wissenschaftlich-aufklärerische Standpunkt des großen Pforzheimer Humanisten und des Humanismus überhaupt, dort der Standpunkt der theologischen Scholastik, hier Literatur, Wissenschaft, Vernunft, das Geistige überhaupt, dort Theologie und dogmatischer Fanatismus — eine nationale und rassenmäßige Betrachtung bleibt in diesem Streite um Judenbücher völlig außer Betracht. Reuchlins „Augenspiegel" ruft die Kölner Hochschule auf den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kampfplatz, der Professor der Theologie Jakob Hoogstraten, Dominikaner und Ketzerrichter niederländischer Abstammung, erhebt beim Papste Anklage gegen den „Augenspiegel", der Papst überträgt das Verfahren an den Bischof von Speyer, der 1513 eine für Reuchlin günstige Entscheidung fällt; auch eine Appellation Hoogstratens beim Papste bleibt vergeblich. Aber die zäh ineinander verbissenen Gegner ruhen nicht: 1514 veröffentlicht Ortwin Gratius seine „Praenotamenta Ortwini Gratii" gegen Reuchlin, Pfefferkorn seine „Sturmglock", 1515 folgt der vernichtende Gegenschlag des Humanismus, der erste Teil der „*Epistolae obscurorum virorum*", dem 1517 der zweite folgt. Pfefferkorn, Hoogstraten, Gratius werden hier mit den schimpflichsten Verleumdungen in einer vernichtenden Lächerlichkeit zugedeckt; ihre angeblichen Briefe in verdorbenem Latein enthüllen einen Abgrund von Beschränktheit, Engherzigkeit, Gier und erotischer Lüsternheit — diese glänzendste Satire des deutschen Schrifttums ist der entscheidende Angriff des humanistischen Geistes und Witzes gegen die überholte Systematik der mittelalterlichen scholastischen Theologie. Was getroffen wird, ist ein Zerrbild, dem keine Wirklichkeit entspricht; der Eindruck in der Öffentlichkeit aber ist ein bleibender und zerstört den Nimbus des Gegners. Es ist ein vernichtender Schlag vor allem gegen die Kölner Hochschule, die von nun an als Hochburg theologischen Fanatismus und dogmatischer Beschränktheit, zeitfremder Absonderung und verständnisloser Reaktion erscheint. Crotus Rubeanus, der Erfurter Humanist, und der in den Jahren 1514—1517 am Hofe des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg zu Mainz weilende Hutten hatten den Schlag geführt, der der Kölner Universität den Todesstoß versetzt hat. Dabei standen alle Kölner Humanisten, mit einziger Ausnahme des Ortwin Gratius, treu zu Reuchlin: Hermann von dem Busche, Hermann von Neuenahr, Sobius und Cäsarius; auch der Orientalist und Äthiopologe Johannes Potken, der Kölner Dompropst, hat sich für die Erhaltung der jüdischen Bücher ausgesprochen. Die Fehde war auch hier noch nicht zu Ende: schon war Hoogstraten auf päpstlichen Befehl aller seiner Ämter entkleidet und aus Köln verbannt worden, schon hatte Hutten

seinen „Triumphus doctoris Reuchlini" ausgehen lassen, da veränderte der Gang der lutherischen Reformation die Haltung des Papstes, 1520 wurde Reuchlins „Augenspiegel" von ihm verurteilt, Hoogstraten in alle Würden zurückversetzt. Die Fronten wurden damit nur noch schärfer ausgeprägt, das Urteil der Öffentlichkeit über Köln endgültig bestimmt.

Am 12. November 1520, während Kaiser Karl V. in Köln weilte, wurden auf dem Domhofe vor Rat und Universität und Klerus die Schriften Luthers öffentlich verbrannt; Antwort hierauf war die Wittenberger Verbrennung der Bannbulle am 10. Dezember 1520. Seit 1520 gehen die Kölner Studentenzahlen dauernd zurück. Die vom Kölner Stadtrat als Träger der Hochschule immer wieder eingeleiteten Reformversuche scheitern einer wie der andere: 1525 bis 1526, 1528—1529, 1538, 1542. Nachdem das folgenschwere Jahr 1543 der Hochschule weiteren verhängnisvollen Eintrag gebracht hatte, führt der Rat seit 1546 energisch eine Reform durch: er richtet 1547 eine griechische, 1552 eine hebräische Professur ein, beruft 1550 die Humanisten Justus Volsius (aus dem Haag) und Jakob Leichius (aus Kochem), Leichius gründet das Gymnasium tricoronatum als neue wichtige Bildungsstätte — aber beide bekunden protestantische Sympathien, werden 1554 abgesetzt und aus der Stadt verwiesen, das Gymnasium tricoronatum wird 1556 den Jesuiten übergeben, der Jesuit Rheidt, Sohn des humanistischen Bürgermeisters Rheidt, erhält die Leitung, er wird 1574 mit zwei andern Patern von einem wahnsinnigen Jesuitenpater erdolcht. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebt die Hochschule nur noch von der wachsenden Zahl jesuitischer Studenten, im 17. Jahrhundert gelingt es den Jesuiten dann, den Widerstand der Hochschule gegen ihre Lehrtätigkeit zu überwinden und eine beträchtliche Zahl der Lehrstühle zu erringen. Die medizinische Fakultät ist 1597 bis auf einen Lehrer herabgesunken, entbehrt bis 1715 jeder regelmäßigen Anatomie, bekämpft mit wütendem Hasse den Paracelsus; als Heinrich Weyer, der Sohn des uns bekannten Johann Weyer, in seinen medizinischen Vorlesungen von Hippokrates und Galon abzuweichen wagt, wird ihm

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Vorlesungserlaubnis entzogen. Im 17. Jahrhundert ist die Universität, die im 15. Jahrhundert die universale Bildungsstätte des großfränkischen Raumes gewesen war, zur jesuitischen Ortshochschule herabgestiegen und jeder geistigen Bedeutung verlustig gegangen. Die Reuchlinfehde und der Jude Pfefferkorn sind für sie ein Schicksal geworden.

In den Jahren 1508 und 1509 werden die Seitenschiffe des Kölner Domes eingewölbt und damit ein notdürftiger Abschluß des unvollendeten Riesenwerkes geschaffen; 1550 werden alle Arbeiten eingestellt, und der mächtige Kran auf der Domruine bleibt nun für fast 300 Jahre, bis 1842, das Wahrzeichen der Stadt. Vergeblich hat der Kölner Jesuit Hermann Crombach in seinen „Primitiae gentium seu Historia SS. Trium Regum" („Die Erstlinge der Heiden oder Geschichte der heiligen drei Könige") 1654 zur Vollendung des Domes aufgerufen. Auch Frankfurt hat 1491 den Bau des Pfarrturmes einstellen müssen, durch die Erschöpfung seiner Wirtschaftskraft gezwungen. Aber Frankfurt behauptete sich noch als Binnenhandelsplatz und durch seine Messen, während der große Ausfuhr- und Umschlagsplatz Köln sowohl durch den Wandel der Weltverkehrsstraßen wie durch die Absonderung der Niederlande wie durch seine mangelnde Fähigkeit, sich auf die neue kapitalistische Wirtschaftsweise umzustellen, allmählich jede Bedeutung verlor; während Frankfurt mit seiner protestantischen Regsamkeit im 18. Jahrhundert einer neuen Blüte entgegenging, ist das klerikale Köln im selben Jahrhundert zur Stadt der Bettler geworden. Aber auch Frankfurt hat seine spätere Blüte mit starker Überfremdung erkaufen müssen: Überfremdung durch die flämischen und wallonischen Gewerbsleute aus Antwerpen, Überfremdung ganz besonders durch die Juden, die im Jahre 1603 einen jüdischen Kongreß nach Frankfurt, der „Hauptstadt in Israel", einberiefen und sich im 18. Jahrhundert auf 3000 Köpfe vermehrten. Politische, wirtschaftliche, kulturelle Verfallserscheinungen gehen Hand in Hand; wirtschaftlicher und kultureller Konservativismus liegen auf der gleichen Linie der Absonderung und inneren Schwäche.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zahlreiche Gymnasien werden gegründet, von denen ein Teil freilich den Jesuiten anheimfällt. Das 1545 begründete Düsseldorfer Gymnasium ist eher eine Akademie zu nennen, da es auch medizinische Lehrgänge einschließt; das gehört in den Kreis der jülich-bergischen Universitätspläne, die sich dann auf Duisburg richten. 1564 wird vom Papst, 1566 vom Kaiser das Statut der Universität Duisburg genehmigt, aber nicht ausgeführt. Mit dem jülich-berg-klevemärkischen Einheitsstaat sinkt auch sein Hochschulplan dahin. Als der Große Kurfürst 1655 die klevische Universität Duisburg errichtet, da ist es eine kalvinistische Hochschule geworden; es klingt wie eine Satire, daß gleichwohl das alte kaiserliche, für eine katholische Universität gegebene Statut zugrundegelegt wird. Der erste Rektor, der aus Solingen gebürtige Cartesianer *Johann Clauberg*, suchte der Duisburger kalvinistischen Hochschule eine moderne philosophische Haltung zu geben, in betontem Gegensatz zu den jesuitisch-reaktionär bestimmten Hochschulen Köln und Düsseldorf — diese moderne Haltung ist nicht aufrechterhalten worden, und so treten in den anderthalb Jahrhunderten ihres Bestandes, von 1655 bis 1818, nur drei bekanntere Namen hervor: der Philologe Jakob Tellius, der Entdecker des Gregor von Nazianz, der Physiker Peter von Muschenbroock — beides Niederländer — und Friedrich Viktor Lebrecht Plessing, der als wertherisch angekränkelter Jüngling mit Goethe in Verbindung trat und am 3. Dezember 1777 den Besuch des Harzreisenden empfing („Harzreise im Winter"). Geldmangel, das Fehlen moderner Institute, Kliniken, Bibliotheken drückte den Hochschulbetrieb, die Studentenzahl hielt sich auf etwa 100, sank erst seit den 1770er Jahren unaufhaltsam, bis die Universität 1818 mit 13 Besuchern geschlossen wurde. Es blieb eine kleine Ortshochschule für die Kalvinisten des Westens, keine Stätte des Geisteskampfes, keine Mitbewerberin selbst des so heruntergekommenen Köln, ein Sinnbild des geistigen Niedergangs der Rheinlande auch von der protestantischen Seite her.

Frankfurt richtete 1520 sein Gymnasium ein, unter dem Rektor Nesen, der auch Erwachsenenlehrgänge veranstaltete, im Sinne jener

humanistischen Kultur, die auch in der Mainstadt in die bürgerlichen Kreise drang. Hamman von Holzhausen, Philipp Fürstenberger werden uns als humanistisch gebildete Patrizier im 16. Jahrhundert genannt. Die Mainzer Universität, 1478 gegründet, versammelte bald einen humanistischen Kreis, der mit dem Heidelberger Dalbergkreis und der Sodalitas litteraria Rhenana in engen Beziehungen stand: der Westfale Dietrich Grosemund, der Lausitzer Johannes Rhagius Ästicampianus, der schwäbische Liviusübersetzer (1503—1505) Bernhard Schöfferlin sind die bedeutendsten Namen. Die Mainzer Druckerüberlieferung — 1465 war Ciceros De officiis hier als erster Klassiker im Druck erschienen — vereinte sich mit den humanistischen Strebungen des Mainzer Erzbischofs Albrecht von Brandenburg, der Hutten 1517 an seinen Hof berief. Dieser Glanz von Mainz verblaßte schnell; vom Tode Albrechts von Brandenburg bis zur Reform von 1784 hat die Mainzer Hochschule keine Rolle im deutschen Geistesleben gespielt.

Anders Heidelberg, das sich unter der schützenden Fürsorge der wissenschaftsbegeisterten und bücherliebenden pfälzischen Kurfürsten zur führenden westdeutschen Universität entwickelte. Ott Heinrich hat in seiner so kurzen Regierung von 1556 bis 1559 die umfassendsten Dinge zur Vollendung gebracht: er führte die tatsächlich im größten Teile des Landes schon bestehende Reformation durch, bildete die Universität in der Reform von 1557—1558 bewußt und klar zur modernen humanistischen Hochschule um, bereicherte die herrliche Bibliothek abermals um die wertvollsten Schätze und gab dem Heidelberger seinen glanzvollsten, noch in der Zerstörung wundervoll wirkenden Teil, den Ottheinrichsbau. Damals wirkte in Heidelberg der zu Niederzell bei Schlüchtern geborene *Petrus Lotichius Secundus* (Peter Lottich, 1528—1560) als Professor der Medizin, nach Konrad Celtes der zweite große Lateindichter des 16. Jahrhunderts in Deutschland. Kurfürst Friedrich III. führte 1563—1566 an Stelle des Luthertums den Kalvinismus ein, überlieferte die theologische Fakultät den fanatischsten Kalvinisten: Kaspar Olevian (der 1559 vergeblich für die Protestantisierung Triers gekämpft

hatte), Ursinus u. a.; die großen Wissenschaftler der Universität wie die Philologen Wilhelm Xylander und Simon Grynäus, der Mediziner Thomas Erast hatten unter theologischen Angriffen schwer zu leiden und die damals auftauchenden Antitrinitarier, welche sich gegen die Dreieinigkeit zugunsten des Einen Gottes erklärten, wurden den Ketzerrichtern preisgegeben, worüber noch Lessing in den Wolfenbüttler Beiträgen herbe Anklage erhoben hat: Sylvan 1572 in Heidelberg hingerichtet, Neuser in die Türkei vertrieben. 1577 erfolgte eine lutherische Reaktion durch Ludwig III., worauf sein Bruder Johann Casimir, der in den Hugenottenkriegen und im Kölner Kriege Gebhards mitkämpfte, in seinem Besitzanteil zu Neustadt an der Hardt das „Casimirianum" als neue kalvinistische Hochschule 1578 gründete. Als Johann Casimir zur Regierung kam, führte er die Pfalz 1584—1585 zum Kalvinismus zurück und baute die Universität zur führenden kalvinistischen Bildungsstätte aus. Es kommen Jahrzehnte des Glanzes für Heidelberg, das in Wahrheit einen Teil der einstigen Stellung Kölns erobert: der ganze kalvinistische deutsche Westen, dazu Frankreich, die Schweiz, die Niederlande schicken ihre Studenten nach dem Neckar; 1585 werden 314 Hörer neu immatrikuliert — Heidelberg ist der kalvinistische Gegenspieler des immer mehr den Jesuiten verfallenden Köln geworden. Auch Johann Casimir, Friedrich IV. — der 1608 dem Orientalisten Jakob Christmann eine Professur für Arabisch gründet! —, Friedrich V. vermehren die Bücherschätze, so daß die Heidelberger Bibliothek mit ihrer Fülle römischer und griechischer Klassiker, deutscher mittelalterlicher Handschriften, von Frühdrucken aus allen Gebieten zur reichsten Bücherei Europas wird. Die Pfalz hebt sich auch wirtschaftlich durch die Einwanderung zahlreicher gewerbetreibender niederländischer Kalvinisten: 1562 wird Frankental gegründet, 1606 Mannheim als neue Stadt eingerichtet und umgeschaffen, beide mit niederländischen und wallonischen Einwanderern. Die Kurpfalz wird in der Union von 1608 der führende protestantische Staat; in den Jahren, da der Niederrhein durch den Kölner Krieg und seine Nachwehen verwüstet wird, der jülich-berg-kleve-märkische Staat unter seinem geistes-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kranken Herrscher verfällt, steigt die Pfalz zur europäischen Bedeutung, führt Friedrich V. 1613 in prunkvollsten Festen die englische Königstochter heim, läßt er sich 1619 die böhmische Königskrone aufs Haupt drücken, denkt er bereits an die Herrschaft über das deutsche Reich.

Die Katastrophe des Jahres 1620 hat diese Träume zerschmettert. 1622 ist die ganze Kurpfalz in spanisch-habsburgisch-ligistischen Händen, 1623 wird Kurwürde und Oberpfalz an Bayern übertragen; damit ist die rheinische Mehrheit im Kurfürstenkollegium beseitigt. Die Universität verödet seit 1620, bis sie 1626 nur noch eine Immatrikulation zu verzeichnen hat. Kurfürst Maximilian von Bayern übergibt dem Papste als Ersatz für seine Kriegsbeiträge die Heidelberger Bibliothek, die auf 50 Frachtwagen 1623 in den Vatikan überführt wird, ein Wunderschatz der Bildung, der nun der öffentlichen Benutzung entzogen wird; Napoleon raubt sie später von Rom nach Paris, und von dort kehrt 1815 wenigstens ein Teil der Handschriften in seine Heimat zurück. Erst 1649 kommt der Kurfürst Karl Ludwig zurück, beginnt den Neuaufbau seines Landes, eröffnet die Universität 1652 mit sieben Professoren neu, sammelt für eine neue Bibliothek. Die größten Anstrengungen werden unternommen, der Hochschule ihre führende Rolle wiederzugeben. Von 1661 bis 1668 wirkt auf einer für ihn neugeschaffenen Professur des Naturrechts der hervorragendste Vertreter eines rein weltlich gerichteten Staatsrechts, der Obersachse Samuel Pufendorf; hier in Heidelberg vollendet er 1664 sein berühmtes Werk „De statu Imperii Germanici", die schneidende Kritik des unförmlich gewordenen Reichsbaus, der Selbstsucht der Fürsten wie des habsburgischen Hauses, mit dem Hinweis auf die absolutistische Monarchie und ihre geschlossene Macht als einzig mögliche Rettung; 1667 ist das revolutionäre Buch in Holland unter dem Pseudonym Severinus de Monzambano erschienen, da der Pfälzer Kurfürst die Veröffentlichung nicht zu unterstützen wagte. Zu gleicher Zeit wirkte am Hofe des Mainzer Erzbischofs Johann Philipp von Schönborn, der 1658 den ersten Rheinbund gegründet hatte, der Obersachse Leibniz mit seinen Denkschriften zur europäischen

Politik, die ganz auf den alten Reichsgedanken gerichtet waren: ein Geisteskampf zwischen Heidelberg und Mainz auf rheinfränkischem Boden, aber von den Vertretern einer mitteldeutschen Landschaft ausgefochten! Eine neue rein weltliche Kultur ist am pfälzischen Fürstenhofe im Werden; 1679 weiht Karl Ludwig die Konkordienkirche zu Mannheim ein, wo nacheinander ein lutherischer, ein kalvinischer, ein katholischer Geistlicher predigen, eine Einheitskirche der drei „Bekenntnisse". Da bricht der Franzosensturm übers Land, die Universität muß 1693 aus dem verbrannten Heidelberg fliehen, sammelt sich 1698 in Weinheim mit fünf Lehrern, wird seit 1705 mühsam wiederaufgebaut, aber nun herrscht seit 1685 die neuburgische katholische Linie von Jülich-Berg, Jesuiten haben das Heft in der Hand, dringen in die Hochschule als Professoren ein, Glaubensbedrückung regiert das Land; Heidelberg versinkt wie Köln unter dem lähmenden Hauche des Jesuitismus.

So ist das rheinische Geistesleben vom 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts trotz der wiederholten regen Aufschwünge des rheinfränkischen Südens von stetem Niedergange bedroht. Nirgends eine führende Stellung einheimischer Kräfte, immer wieder schwerste Schädigung durch den Zwiespalt im Stammesgebiet, die Einmischung Habsburgs, Spaniens, Frankreichs zerschlägt jeden sich anbahnenden Aufstieg. Die von etwa 1550 an bestehende Scheidelinie zwischen „protestantischer" und „katholischer" Bildung läuft nun mitten durch das rheinische Stammesgebiet; sie prägt sich weniger aus als die mitteldeutsch-bayrisch-ostmärkische Scheidelinie dieser Jahrhunderte, da das enge Nebeneinander kalvinistischer und katholischer Gebietsteile ständige Berührungen schafft, aber sie ist vorhanden, die Einheit des Raumes ist gesprengt, Zwiespalt und Absonderung herrschen bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Dichtung weist die gleichen Kennzeichen auf. Gerade die wichtigsten, fesselndsten Teile allerdings verschwinden nun in ein kaum lösliches Dunkel, die Volksdichtung ist nur hier und da in einzelnen Zeugnissen und Belegen zu erfassen. Von der Blüte des rheinischen *Volksliedes* kündet um 1550 das Liederbuch der am

Jülicher Hofe lebenden *Katharina von Hatzfeld*. Geschichtliche Lieder entstehen nach wie vor, so 1552 ein Lied auf die Belagerung der Stadt Frankfurt. In tiefem Dunkel liegt für uns die Entwicklung des rheinischen *Volksdramas*, der *Fastnachtsspiele*. Das bereits im vorigen Kapitel erwähnte vereinzelte Zeugnis des *Maispiels der Kölner Pferdeknechte*, das 1614 vom Kölner Stadtrat verboten wird, ist nur ein heller Blitz in der Nacht von Jahrhunderten. Wir erfahren, daß die orthodox-theologisch beeinflußte pfälzische Polizeiordnung von 1578 die Fastnachten, Mummereien, „Lustbarkeiten um Johanni", also das ganze alte Brauchtum verbietet — ein Teil des Vernichtungskampfes, den Orthodoxie und Rationalismus seit 1550 gegen alles Volksmäßige führen! —, aber wir wissen nicht, in welcher Form sich diese Volksspiele vollzogen. Wir wissen nichts vom *Kölner Volkstheater* des 17. und 18. Jahrhunderts, seinen Verbindungen zum Barocktheater; erst 1802, mit der Begründung des Winterschen Hänneschentheaters, tritt die Kölner Volksposse ins Licht der Öffentlichkeit, aber in einer Gestalt, die auf ein langes Vorleben im Dunkel des Unliterarischen zurückweist. Auch der Anteil der Rheinlande an der Gestaltung der *Volksbücher* läßt sich nur ahnen, nicht genau umgrenzen. Den fränkischen Rheinlanden zugehörig ist das 1587 bei dem Frankfurter Buchdrucker Johann Spieß erschienene *Faustbuch* „Historia von Dr. Johann Fausten dem weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler", die legendenhafte Verklärung jenes rätselhaften Georg Faust, der um 1480—1490 zu Knittlingen bei Bretten, also am äußersten Südrande fränkischen Gebietes geboren sein soll, Schüler des Paracelsus, wenn wir Konrad Geßners Angabe glauben dürfen, Wahrsager und Wunderdoktor, Zauberer und Sterndeuter, von dessen Wanderfahrten aus Gelnhausen und Kreuznach, Heidelberg und Erfurt, Wittenberg und Ingolstadt teils geschichtlich, teils sagenhaft verbrämte Berichte vorliegen. Schon zu Lebzeiten bildete sich eine Legende um diesen seltsamen Umhertreibling, der von sich selbst ein Bündnis mit dem Teufel behauptete, und als er um 1540 zu Staufen im Breisgau unter ungewöhnlichen Umständen starb, da wurde es als gewiß betrachtet, daß ihn der Teufel geholt habe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwänke und Erzählungen gingen erst mündlich um, wurden dann niedergeschrieben; das Faustbuch von 1587, dessen Handschrift der Drucker Spieß aus Speyer erhalten haben will, ist erst eine spätere Zusammenfassung des in einem halben Jahrhundert ineinandergeronnenen Erzählgutes.

Es ist keine ideale Gestalt, die uns das Faustbuch malt: das Teufelsbündnis dient ihm allein dazu, sich sinnlichen Genüssen hinzugeben, abenteuerliche Fahrten zu unternehmen, der schönen Helena teilhaftig zu werden. Zuweilen aber dringt durch diese niedere Auffassung ein höherer Klang von Übermenschentum und allbegehrendem Triebe. Faust, heißt es einmal, „nahm an sich Adlers Flügeln, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen". Ein großer Teil der Leser hat diese Auffassung in das Werk hineingelesen, andere lassen nur das Zauberische heraus; der Bucherfolg war gewaltig, 14 Auflagen folgten sich in kurzer Zeit, Übersetzungen ins Französische, Niederländische, Englische (schon 1587), bereits 1589 brachte Marlowes erschütternde Tragödie „Doctor Faustus" den Stoff auf die große Bühne, Volksschauspiel und Puppenspiel führten jahrhundertelang den zugkräftigen Stoff dem Volke dar, als Puppenspiel hat ihn Goethe in Frankfurt gesehen und auf seinen eigenen Puppentheatern nachgespielt. In den Bearbeitungen Georg Rudolf Wifmanns 1599, Nikolaus Pfizers 1674, des „Christlich Meynenden" 1726 ist das Faustbuch immer wieder dem Zeitgeschmack angepaßt worden, hat er sein Leben bis in unsere Gegenwart geführt. Diesmal behält das Rheinland seinen großen Stoff, der den Wissensdrang und Übermenschentrieb des frühen 16. Jahrhunderts mythisiert und zu unvergänglicher Bedeutung erhebt: vom Rheinfranken Georg Faust über das Speyer-Frankfurter Faustbuch geht die Linie zu dem Pfälzer Maler Müller und den Frankfurtern Goethe und Klinger.

Frankfurt hat eine besondere Rolle in der Volksbuchliteratur gespielt. Hier druckte seit 1568 *Siegmund Feyerabend* Volksbücher, dazu das ältere deutsche Schrifttum des Mittelalters, das er in seinem „Buch der Liebe" erneuerte; bis ins 18. Jahrhundert hinein ist Frankfurt eine Stadt der Volksbuchdrucke geblieben, wie sie Goethe auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Bänken des Römerplatzes ausgelegt sah, kaufte und verschlang. Der volksmäßige Zug des rheinischen Schrifttums erweist sich hier unzerstörbar durch jene Zeiten hindurch, in denen das Gelehrte und Theologische das Volkstümliche überall zu ertöten suchten und in vielen Gauen wirklich ertöteten.

Auf der Scheide volksmäßiger und gelehrter Dichtung steht der Wormser Schulmeister *Kaspar Scheit* († 1565), der in naher Verbindung mit dem Heidelberger Literaturkreise der pfälzischen Kurfürsten französischen und humanistisch-lateinischen Einflüssen gleichermaßen geöffnet war und doch aus seiner heimatlichen Verwurzelung am Oberrhein den Zugang zum volksmäßigen Gute besaß. Seine „Lobrede von wegen des Meyen" 1551 zielt auf einen geselligen Wettkreis des kurfürstlichen Literaturkreises, ob der Frühling oder der Herbst höher zu preisen sei. „Die fröhlich Heimfahrt" von 1552 ist ein Klagegedicht auf den Tod einer Edelfrau, zugleich ein Loblied auf die Ehe; volksmäßige und kunstmäßige Bestandteile durchdringen sich. 1551 erscheint der deutsche „Grobianus", eine erweiterte Übertragung von des Obersachsen Friedrich Dedekind lateinischem Werke von 1549, wobei erst in der deutschen Form die eigentliche Wirkung erzielt wird, eine Verherrlichung alles Groben, Derben, Unflätigen, ja Schweinischen mit ironisch-satirischen Streiflichtern, ein Hexensabbath des Wüsten und Gemeinen, der tierischen Triebe — es ist das Volksmäßige in seinen Entartungserscheinungen geschaut, von der Seite sittlicher Kritik, aber mit gedrungen wuchtigem Spotte, das echte Spiegelbild des Zeitenüberganges um 1550, des Verfalls alter Sitte, des Auftauchens neuer Gesellschafts- und Lebensformen, ein tief deutendes Werk. Kaspar Scheit ist der Lehrer Johann Fischarts, des großen Elsässers, der diese Betrachtungsweise zu ihrer vorbarocken Höhe geführt und der volkstümlichen Dichtung des 16. Jahrhunderts damit den gewaltigen Ausklang gegeben hat.

Im übrigen stellt das Bild der Dichtung sich so dar, daß der Norden während des 16. Jahrhunderts aus der kunstmäßigen Dichtung nahezu ausscheidet. Was im mittelfränkischen Gebiete begegnet, sind Schuldramen lateinischer Sprache, wie sie überall an den Gymnasien ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

spielt werden, um dann in das Jesuitendrama einzumünden. So ließ der Lehrer am Laurentianergymnasium zu Köln, Hermannus Schottenius Hessus aus dem oberhessischen Städtchen Schotten, zu Fastnacht 1526 von seinen Schülern seinen „Ludus Martius" („Spiel vom Kriege"), eine allegorische Darstellung des Bauernkrieges von 1525 aufführen (gedruckt 1526); 1527 folgte im Drucke sein „Ludus Imperatorius" („Spiel vom Kaiser"), eine noch stärker allegorische Verherrlichung des Kaisers, der das Gute in der Welt zum Siege führen wird — noch einmal ein Preislied des Kaisertums und seiner weltumgreifenden Ordnungsaufgabe im alten Reichslande! Sehr gut unterrichtet sind wir über eine Laurentianeraufführung von 1581, von der sich ein handschriftlicher Text mit genauer Angabe der Bühnenverhältnisse im Kölner Stadtarchiv erhalten hat; dargestellt wurden Komödie (d. h. nach dem Sprachgebrauch jener Zeit Tragödie) „Sanctus Laurentius" des Lehrers Stephan Broelman, die nach Hermann von Weinsbergs „Gedenkbuch" „herlich und kestlich gespilt worden mit greißer lust des folks, die sie herten und sahen spilen." Das Jesuitendrama hat am Niederrhein vom späten 16. bis ins 18. Jahrhundert eine ungemeine Verbreitung gehabt; Hunderte von Aufführungen sind bezeugt, zahlreiche Spielbücher erhalten. Dazu kommen hier wie im Süden zahlreiche Aufführungen von Wandertruppen, zahlreiche Gastspiele englischer und niederländischer Komödianten. Aber es ist erkennbar, wie dieser barocke Theaterbetrieb am Rheine immer etwas Volksfremdes geblieben ist; die enge Beziehung zwischen Barockdrama und Volksdramatik, wie sie sich in Bayern und vor allem der Ostmark damals eingestellt hat, wird am Rheine nirgends deutlich, wenn auch die mangelnde Überlieferung ein entscheidendes Urteil unmöglich macht.

Im Süden tritt die bewußte Schrifttumspflege des kurpfälzischen Hofes in Erscheinung, aber auch sie arbeitet viel mit auswärtigen Kräften. So erteilte Kurfürst Friedrich III. dem Ostfranken Paul Schede-Melissus den Auftrag, die Davidischen Psalmen nach französischen kalvinistischen Melodien in deutsche Reime zu übertragen; die Nachahmung französischer Melodien hat Melissus dazu geführt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einen strenger geregelten Vers anzustreben, und so gehört sein Unternehmen in die Vorbereitung barocker Verstechnik, die dem volksmäßigen Verse des 9. bis 16. Jahrhunderts ein Ende setzt. Kalvinismus und Späthumanismus verbinden sich hier in der Überwindung der alten Volksdichtung. Die Scheide alter und neuer Zeit tritt besonders deutlich bei dem Pfälzer *Theobald Heeck* (1573 bis nach 1620) hervor, der früh schon nach Böhmen kam, zuerst als Jurist am Prager Hofe Kaiser Rudolfs II., dann als Sekretär des böhmischen Adligen Peter Weck von Rosenberg in der Stifterlandschaft Wittingau. Sein „Schönes Blumenfeldt" von 1601 hat das klare Bestreben, den Vers regelmäßig zu gestalten, aber noch sind Ohr und Sprache nicht geschult genug, sich den germanischen Gesetzen des volkstümlichen Knittelverses zu entwinden. Das Gedicht „Von Art der Deutschen Poeterey" weist darauf hin, daß es bei der Schwierigkeit der deutschen Sprache hier ein weit größeres Verdienst als im Lateinischen sei, die Reime „künstlich schlichten und zusammen richten".

Warumb sollen wir den unser Teutsche sprachen
In gwisse Form und Gsatz nit auch mögen machen
Und Deutsches Carmen schreiben
Die Kunst zutreiben
Bey Mann und Weiben.

Wie einst bei Otfrid dringt auch hier ein völkischer Stolz hervor: die deutsche Dichtkunst braucht hinter den technischen Fortschritten der westeuropäischen nicht zurückzubleiben. Eine Anzahl von Gedichten des „Schönen Blumenfeldts" ist dem Nachweise gewidmet, daß die Deutschen das älteste Volk Europas sind — Tuitschen, ihr Ahnherr, war ein Sohn Noahs; Trier ist zu Zeiten Abrahams erbaut; hier beginnt bereits jene fabelhafte barocke Historik, die in Lohensteins Arminiusroman mit seinen nationalen Legenden ihre Höhe erreicht. Darum gehört den Deutschen das Kaisertum; der Reichsgedanke ist diesem Rheinfranken in böhmischen Diensten ein tragender Grund. Barocke Vergänglichkeitsklage, der Zwiespalt von Wunsch

und Nichterfüllung, die Unbefriedigung des Wollens kreuzt sich in seinem Werke mit derber Weltlust und kriegerischen Gefühlen. An der protestantischen Revolution in Böhmen hat Theobald Heeck lebhaften Anteil genommen, ist nach der Schlacht am weißen Berge 1620 eingekerkert und gefoltert worden; er geht wieder in Kriegsdienste und entschwindet unsern Blicken, sein Todesjahr ist nicht bekannt.

Unter dem Kurfürsten Johann Casimir wird die literarische Anteilnahme besonders stark; der von ihm berufene Erzieher des Kurprinzen Friedrich IV., Georg Michael Lingelsheim aus Straßburg, der einen Kreis um sich sammelte: hier begegneten sich der junge Heidelberger *Julius Wilhelm Zinkgref* (1591—1635) und der 1619 von Lingelsheim als Erzieher seiner Söhne nach Heidelberg berufene noch jüngere Schlesier Martin Opitz (1597—1639). Eben hatte Opitz seinen „*Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae*“ („Aristarch oder über die Verachtung der deutschen Sprache“) erscheinen lassen, ein Preislied auf die Muttersprache, die dem Lateinischen und Griechischen ebenbürtig sei. Zinkgref stand noch in der humanistischen Überlieferung: 1618 erschienen seine satirischen Schulgeschichten „Facetiae pennalium“, 1619 seine Erklärung allegorischer Darstellungen Merians in Sentenzen „Emblemata ethico-politica“, sein Hauptwerk 1626 und 1631, die zweibändige Spruchsammlung „Der Teutschen scharfsinnige kluge Sprüch“, auch „Apophthegmata“ genannt; ein anderes Mitglied des Heidelberger Kreises, der Pfälzer *Johann Leonhard Weidner*, hat die Sammlung fortgesetzt. So geht der Weg vom späten Humanismus zu einer deutschen Spruchsammlung; mitten inne liegt 1624 die wichtige Sammlung „Martini Opitii Teutsche Poemata. Sampt einem anhang Mehr auserlesener geticht anderer Teutscher Poeten“, in der Zinkgref, als der kampffreudige Verfechter des Heidelberger Kreises, die Gedichte ihres Führers Opitz und der andern Heidelberger der Öffentlichkeit vorlegt. Unter Zinkgrefs eigenen Gedichten gipfelt jene „Vormanung zur Dapfferkeit“, die den Kampfgesängen des Tyrtäus nachgeahmt ist, ein Zeugnis dafür, wie deutsche Gesinnung hier bestrebt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist, sich mit neuer Form zu verschmelzen, einen Einklang strenger Form und wesenhaft lebendigen Gehaltes zu erzielen:

Kein Tod ist löblicher, kein Tod wird mehr geehret,
Als der, durch den das Heil des Vaterlands sich nähret,
Den einer willkommen heißt, dem er entgegen lacht,
Ihn in die Arme nimmt und doch zugleich veracht...
Drumb gehet dapffer an, ihr meine Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein; ewr Leben unverdrossen
Vors Vaterland uffsetzt, von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt, das ist der Tugend Brauch.
Ewr Hertz und Augen laßt mit Eiferflammen brennen,
Keiner vom andern sich menschlich Gewalt laß trennen,
Keiner den anderen durch Kleinmut ja erschreck
Noch durch sein Flucht im Hör ein Unordnung erweck...
Ein jeder sei bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in Mannlicher Postur und Stellung sterbe,
An seinem Orth besteh fest mit den Füßen sein
Und beiß die Zähn zusamm und beide lefftzen ein...
So muß, wer Tyranney geübriget will leben,
Er seines Lebens sich freiwillig vor begeben,
Wer nur des Todts begert, wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu gewin.

1622 sprengt der Krieg den Heidelberger Kreis auseinander. Zinkgref ist 1635 zu St. Goar an der Pest gestorben, der Opitz vier Jahre später zu Danzig erlag. Der Weg der Entwicklung kehrt nun völlig vom Rheine ab; Obersachsen, Schlesien, Niedersachsen, Ostpreußen, Bayern-Ostmark übernehmen die Führung. Als die Pfälzer Kurfürsten 1649 zurückkehrten, haben sie die alten Bestrebungen nur in beschränktem Maße aufgenommen. Karl Ludwig hat nur das Theater gefördert; er ließ sich von Heidelberger Studenten vorspielen, vor allem sein Lieblingsstück, des Gryphius' „Peter Squenz", aber näher standen ihm doch die französischen Schauspieler und englischen Komödianten, die italienischen Schäferspiele wie Guarinis

„Pastor Fide". Unter dem letzten Kurpfälzer Karl (1680—1685) artet dieser Geschmack ganz aus: Ausstattungsstücke mit feenhafter Prunkentfaltung, Musik und Ballett, Vorläufer der Oper, werden von dem kurfürstlichen Bibliothekar L. Beger verfaßt und mit Hofbeamten und Studenten in Szene gesetzt, 1681 der Schäferaufzug „Die huldenvolle Frühlingslust", 1682 das lateinische Drama „Aeneas pius", 1683 die Allegorie „Die über Mars triumphierende Anmut", worin der Kurfürst selber mitspielte, 1684 „Das Reich der Türken und Persianer". Es ist eine volksfremde Prachtdarbietung, in die der Sturm von 1688 hineinfährt, der die Pfalz in Trümmer verwandelt. Die Verbrennung Heidelbergs im Jahre 1689 ist in einem historischen Volksliede beklagt worden, das sich schon der neuen Versformen bedient, ohne sie völlig zu meistern, ein lebendiger Ausdruck des tiefen Volksgrimmes über die Zerstörung der geliebtesten Kulturgüter durch den westlichen Gegner:

Louvois, Louvois, deine Taten
stinken hoch zum Himmel auf,
weil du hast das Werk geraten,
der Schandtaten großen Hauf,
und dein König Ludewig
gleich auch zu den Waffen griff,
daß mit Plündern, Sengen, Morden
ist die Pfalz ein Wüste worden . . .

O ihr Räuber sondergleichen,
ihr mordbrennerisch Gezücht,
Euch muß selbst der Teufel weichen,
bis euch kommt das Strafgericht!
Denn das Maß ist übervoll,
und die Höll will ihren Zoll;
denn für solche Freveltaten
müßt ihr ewiglich drin braten.

Kaiser und Fürsten des Reiches werden angerufen, ihres Streites, ihrer Selbstsucht zu vergessen und schleunigst zu Hilfe zu eilen, auf

daß nicht alles zugrundegehe. „Auf den Feind schlagt noch die Stunde!" Ein kriegerischer Geist spricht hier wie in Zinkgrefs „Vermahnung zur Tapferkeit", ein volkstümlicher Grimm, der die Stärke des Reiches gegen den westlichen Eindringling aufruft. Der Widerstandswille des rheinischen Volkes, der mit den franzosenfreundlichen Bündeleien der geistlichen Kurfürsten nichts zu tun haben will, sprüht aus diesem Liede.

Wenn die südlichen Rheinlande an der vor- und frühbarocken Dichtung durch den Heidelberger Kreis einen wichtigen Anteil genommen haben — beim Übergange des Volkstümlichen in das Kunstmäßige, wobei die volkstümlichen Kräfte noch sehr stark sind —, so sind Norden wie Süden an der reifen barocken Dichtung nur mit einer einzigen Gestalt beteiligt, die in der Linie der rheinischen Mystik steht: *Friedrich von Spee.* 1591 zu Kaiserswerth geboren, wo sein Vater kurfürstlich kölnischer Burgvogt und Amtmann war, besuchte er das Gymnasium tricoronatum der Jesuiten zu Köln, tritt 1610 mit neunzehn Jahren in die Gesellschaft Jesu ein, ist 1613—1616 Magister der Grammatik und schönen Künste an der Kölner Hochschule und erhält dort 1621 einen Lehrstuhl für Philosophie. 1625 bis 1626 ist er Domprediger zu Paderborn, 1627 wird er zum Beichtvater der Hexen in Würzburg berufen, bereitet ihrer hunderte auf den letzten Gang der Qualen vor und gewinnt die Überzeugung von der Unsinnigkeit der Hexenprozesse, die er 1631 in seiner „Cautio criminalis sou de processibus contra sagas" („Vorsicht bei Anklagen oder über die Hexenprozesse") öffentlich vertritt. Noch ehe dieses mutige Buch erschien, hatte seine Milde gegenüber den zum Feuertode Verurteilten ihm Angriffe zugezogen; so wurde er 1628 als Missionsprediger in die Grafschaft Peina bei Hildesheim entsandt, wo seine leidenschaftliche gegenreformatorische Predigt im April 1629 einen Anschlag auf sein Leben hervorrief. Der langsam Genesende blieb im Kloster Corvey, das er reformierte, nahm einen längeren Landaufenthalt im Dorfe Falkenhagen bei Corvey und dichtete dort einen großen Teil der Lieder seiner „Trutznachtigall", die erst 1638 nach seinem Tode erschien. 1632 wurde er Professor der Moraltheologie

in Köln, 1633 finden wir ihn in Trier, das 1635 von den Franzosen erobert wurde, worauf die Pest ausbrach; der mit rücksichtslosem Einsatz die Kranken, insbesondere die von der Seuche ergriffenen Soldaten pflegende Spee fiel noch im gleichen Jahre 1635 der Krankheit zum Opfer.

Friedrich von Spee steht in der Linie der rheinischen Mystik und zugleich in der Linie der rheinischen Naturliebe. Diese Naturliebe mag sich in barocker Schäferlichkeit und Gefühlsspielerei verkleiden, sie mag in ihrer Verbindung mit der Jesusminne süßliche und empfindsame Züge annehmen, ihr Kern bleibt doch ein echtes Naturempfinden, immer wieder mischen sich auch volksliedhafte Worte und Verse ein. Spee bemüht sich um reine Sprachgebung und strenge Versgestaltung, aber in Wahrheit hat er so manches aus rheinischer Mundart mit der gemeindeutschen Schriftsprache verknüpft, und in den strengen Versbau treten öfters volksliedhaft freiere Zeilen ein. In Spee waltet eine unsagbare Liebe zu allen Dingen der Schöpfung, er ist der Bewunderer alles Geschaffenen, er singt immer von neuem das Lob Gottes, der das alles so vollkommen schuf — „Du tausendschöner Erdenkreis!" ist das Leitwort der „Trutznachtigall", wie Spee seine Sammlung betitelte, weil er allen Nachtigallen zum Trutz singen wollte. Es ist ein Lied des Lobes und der Freude; dieser rheinische Religiose glaubt an die Güte des Schöpfers und die Güte der Welt:

Die Vöglein schön erklingen,
die Sonn sich strählet auf,
die kühlen Brünnlein springen,
die Bächlein sind im Lauf.
Die Blümlein zart ersprießen,
zur Erden kriechens aus,
Laub, Gras herfür auch schießen,
die Pflänzlein werden kraus.

Ade, laßt Trauren fahren
zur wilden Wüst hinein,

bald Wagen her und Karren,
ladt auf all Qual und Pein,
führt hin so schnöde Waren
weit aus dem Herzen mein,
will Fröhlichkeit nicht sparen
beim lieben Sonnenschein.

Auch die Buß- und Sündenlieder enden mit dem Hinweis auf die unerschöpfliche Gnade Gottes. Die Passion, die er in vielen Liedern besungen hat, ist ihm das Wunder einer unermeßlichen Liebe, die sich allen Menschen schenkt und das Böse, Sündige aus der Welt vertreibt. Das Grausame der Passion wird in ganz barocker Weise verkleidet: so in den Hirtengesängen, wo Jesus unter der Person des Schäfers Daphnis erscheint, oder in der Unterredung Jesus' mit seinen Marterwerkzeugen, Hammer und Nägeln, die sich dafür entschuldigen, daß sie ihm ungewollt Schmerzen bereiten mußten. Die mystische Jesusliebe des Dichters spiegelt sich wieder in allen Dingen der Natur; überall wird er an das Wunder des Gottesopfers erinnert, zuweilen in einer schlichten und reinen Weise, wie sie sich in dem schönen Bienenliede kundgibt, zuweilen spielerisch, ans Unnatürliche streifend. Gleichwohl ist das Barocke bei ihm mehr äußerer Anflug, der Kern eine tiefe Freude an Welt und Gott, ohne den barocken Zwiespalt, der diese Freude stört, ohne die herben Vergänglichkeitsgefühle und Todesgedanken; in all dem bleibt Friedrich von Spee in der Linie der rheinischen Naturmystik, ihrer landschaftlichen Besonderheit, nicht dem allgemeinen Zuge hochbarocker Dichtung verbunden.

Diese rheinische Mystik bekundet sich im 17. und 18. Jahrhundert in den verschiedensten Erscheinungen. Auf katholischer Seite tritt sie bei *Martin von Kochem* (1632—1712) hervor, der als wandernder Volksprediger den ganzen Niederrhein und Mittelrhein durchstreifte und durch seine schlicht gefühlsinnigen geistlichen Volksbücher eine lange Wirkung gewann, sein „Leben Jesu" 1689, sein geistliches Novellenwerk „Auserlesenes Historybuch" 1693, seine Legenden-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sammlung „Legenden der Heiligen" 1705 und zahlreiche andere. Auf protestantischer Seite bekundet sie sich in dem Frankfurter Walten des Elsässer Pietistenführers Philipp Jakob Spener seit 1670, der in Frankfurt sein wichtigstes Werk, die „Pia desideria" („Frommes Verlangen") 1675 erscheinen ließ, und in der Gestalt des hervorragendsten religiösen Dichters, den der deutsche Kalvinismus hervorgebracht hat, *Gerhard Tersteegens* (1697—1769). Der aus Mörs Gebürtige war von dem ersehnten Predigerberufe durch die Armut der Eltern in den kaufmännischen Beruf gedrängt worden; als er 1713—1717 zu Mühlheim an der Ruhr seine kaufmännische Lehrzeit durchmachte, trat er religiösen Vereinigungen nahe, die ein verinnerlichtes Christentum nährten. 1717—1719 führte er ein eigenes Geschäft in Mühlheim, gab es aber auf und wurde einfacher Bandweber, um sich ganz seinen religiösen Gedanken und Lehren widmen zu können. Am Gründonnerstag 1724 verschrieb er sich Jesus mit seinem eigenen Blute. 1723 gab er auch seine Bandwebertätigkeit auf und lebte als religiöser Prediger und Seelenberater, der im Kleinen große Scharen um sich versammelte; wenn er in seinem Hause oder in andern Häusern predigte, dann standen oft sechs Stuben voll Leute, auf angelehnten Leitern horchte man von draußen zu, man suchte Trost und Hilfe in den Seelennöten schwerbedrängter Zeiten. Dabei trennte Tersteegen sich durchaus nicht von der amtlichen Kirche, er stand in freundschaftlicher Beziehung zu vielen Predigern, er verhinderte eine Niederlassung der Herrnhuter am Rheine — sein Wirken blieb ganz aufs Seelische eingeschränkt. Wo der Katholik Spee die Natur sucht, da ist der Kalvinist Tersteegen ganz Geist, ein Sucher des Wesentlichen, des „wahren inwendigen Lebens", der selbtentäußerten, demütigen, stillen, reinen Hingabe an Gott. „Ganz für Gott sein", sich ihm still hingeben, sein Kind werden in Einfachheit und anspruchsloser Ruhe des Herzens, das ist Tersteegens Lehre. „Wenig tun und vieles leiden, / Lieben, still und fröhlich sein, / Macht das Herz mit Gott gemein", heißt es in den „Schlußreimen" seiner religiösen Liedersammlung „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen" von 1729. „Verlier dich selbst samt Welt und Zeit, / Und

senk dich in die Ewigkeit, / So hast du, glaub es Tag und Nacht, / Die Zeit aufs beste zugebracht." Tersteegen geht es um die Einheit, die Verbundenheit im Geiste; darum meidet er jede Trennung, jeden Streit, in seinen „Auserlesenen Lebensbeschreibungen heiliger Seelen" begegnen uns Protestanten und Katholiken, seine Predigtsammlung „Geistliche Brosamen" (1769—1773) zeigt diese friedliche, ganz auf stille Innerlichkeit, ein pflichtgetreues Leben in Gottesliebe hingerichtete Haltung. Eine Anzahl seiner religiösen Lieder, wie „Gott ist gegenwärtig", „Ich bete an die Macht der Liebe", „Kommt Brüder, laßt uns gehen" hat dieser Gesinnung einen ebenso schlichten wie ergreifenden Ausdruck verliehen. Als Tersteegen sich einmal in einem Briefe an einen Geistesverwandten über die skeptische Philosophie des großen Preußenkönigs aussprach, da hat er ihm als schwersten Vorwurf entgegengehalten, daß er das Böse in der Welt als etwas Selbständiges, Gegebenes ansehe, während das Böse doch niemals von Gott dem Hilfreichen und Gütigen gewollt, sondern erst durch die Menschen in die Welt gebracht worden sei.

So ist der Anteil der fränkischen Rheinlande an der barocken und spätbarocken Dichtung ein ganz besonderer, der in der landschaftlichen Linie der rheinischen religiösen Dichtung liegt — am eigentlichen Barock haben die Rheinlande keinen Anteil genommen. Sie halten sich gänzlich fern von der barocken Gesellschaftslyrik, vom höfisch-galanten Roman, von der barocken Tragödie und Komödie; auch das Jesuitentum ist, wie wir gesehen haben, nur volksfremde Einfuhrware gewesen. Schweigen spricht auch in der Literaturgeschichte oft mehr als die ausdrucksvollste Rede; hier aber begegnet dies bezeichnende Schweigen schon zum zweiten Male, ja die Erscheinungen wiederholen sich in einer auffallenden Verwandtschaft. Im 12. Jahrhundert hatte das Rheinland Volksepos und Kunstepos begründet, die Entwicklung der vorhöfischen Dichtung in einer Führerrolle bis kurz vor Erreichung des Gipfels gelenkt — und sich dann mit einem Schlage zurückgezogen, als die vollhöfische Entwicklung einsetzte, das Gesellschaftlich-Formale sich von den volkstümlichen Vorstufen schied; am Minnesang und am höfischen Epos hatte

das Rheinland nur noch verschwindenden Anteil genommen, auch diesen nur in seinen südlichen, alemannisch durchsetzten Grenzgebieten. Nun hatte das südliche Rheingebiet am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts die vorbarocke Entwicklung gefördert, solange diese noch ein Gleichgewicht volkstümlicher und neuer formstrenger Bestandteile erkennen ließ; der vollbarocken Dichtung versagt sich abermals das gesamte Rheinland. Hier treten Wesenszüge rheinischen Charakters ans Licht: *die rheinische Dichtung versagt sich in dem Augenblicke, wo das Volkstümliche zugunsten des Gesellschaftlich-Höfischen verdrängt wird.* Sowohl das Höfisch-Ritterliche des 13. wie das Höfisch-Aristokratische des 17. Jahrhunderts bleibt ihr fern, der staufische Ritter wie der galante Edelmann. *Naturnähe und Wirklichkeitsfestigkeit rheinischen Wesens* widerstehen innerlich sowohl dem Minnesang wie dem auf ideale Typik gerichteten vollhöfischen Artusroman, der barocken Gesellschaftslyrik mit ihren normalisierten Gefühlen wie dem heroisch-galanten Roman und seiner abgezirkelten Stilisierung des Lebens. Das Rheinland hat die Energie, alle diese ihm innerlich ungemäßen Dinge abzulehnen und völlig beiseitezulassen; nicht einmal eine modische Unterströmung ist zu erblicken; die Ablehnung ist bedingungslos und ohne Ausnahme. Das Rheinland weiß, was es will, hält fest an dem, was es schätzt, und trennt sich ohne Bedenken zu zweien Malen von der allgemeindeutschen Entwicklung, um seinem eigensten Wesen nicht untreu zu werden. Als es sich dann wieder in die große deutsche Entwicklung einschaltet, da geschieht es mit einem Aufstande von Natur und Wirklichkeit, der seinem Wesen zutiefst entspricht, und in diesem Aufstande gewinnt es sogleich seine führende Rolle wieder.

So greifen überall politische und kulturelle Entwicklungen ineinander. Das Rheinland versagt sich der allgemeinen deutschen Geistesentwicklung, aber es sondert sich auch im Politischen ab, da es als Kernland des Reiches vom Reiche keine Unterstützung mehr findet, in der habsburgischen Selbstsuchtpolitik vielmehr die schärfste Gegnerschaft seiner Entfaltungsansprüche trifft. Es ist kennzeichnend, daß weder die streng katholische Reichsstadt Köln in die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Liga noch die streng protestantische Reichsstadt Frankfurt in die Union trat, und als 1726 im Frankfurter Verfassungsstreit die kaiserlichen Resolutionen ergingen, da bildete es mit den herbsten Vorwurf gegen den alten Rat der deutschen Kaiserwahlstadt, daß dieser den Kirchenliedvers „Bau unsers Kaisers Thron" in „Bau guter Fürsten Thron" verwandelt hatte; der Territorialgedanke hatte auch in der alten Stadt des Reiches gesiegt. Aber als 1762 der Königsleutnant Thoranc nach der für die Franzosen siegreichen Schlacht bei Bergen ins Goethehaus zurückkehrt, da fällt ihn Johann Kaspar Goethe, deutsch und „fritzisch" gesinnt, mit wuchtigen beleidigenden Worten an; es ist die Zeitenwende, an der sich ein neuer völkischer Stolz gebildet hat. Während Westeuropa politisch noch völlig die Führung hat, steht der deutsche Geist zum sieghaften Kampfe gegen westeuropäischen Rationalismus auf, trifft er den Gegner mit den Waffen seiner Naturverbundenheit, seines organischen Einheitsgefühls, seiner weltfrommen Gefühlstiefe — es sind die Waffen rheinischen Geistes, sie blitzen in der Sonne eines neuen Tages der Geschichte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

SECHSTES KAPITEL

Wiedergeburt im Volkstum: der rheinische Anteil an der Deutschen Bewegung

Um 1750 zeigen sich neue Aufstiegskräfte in den rheinischen Landen. Noch brausen die Schauer der zerstörenden Kriege durch die wehrlos preisgegebenen Gaue; erst 1763 beginnt der fast dreißigjährige Friede, der in den Revolutionsstürmen sein Ende findet. Noch sind gewaltige Mächte der Überfremdung am Werk. Französische Bildung und Dichtung erobert sich im 17. und 18. Jahrhundert die Höfe der volksfremden geistlichen Kurfürsten, dringt in die Adels-, Beamten- und höheren Bürgerkreise ein; französischen Schulunterricht hat es in den Rheinlanden freilich bis in die Konsulatszeit nicht gegeben, und die breiten Massen des Bürgertums wie der gesamte Bauernstand sind von den Sprach- und Bildungseinflüssen des Westens so gut wie unberührt geblieben. Italienische Kunst- und Musikeinflüsse setzen schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts an den pfälzischen Höfen zu Düsseldorf und Heidelberg-Mannheim ein. Unter dem Pfalz-Neuburger Johann Wilhelm (Jan Wellm) von Jülich-Berg (1679—1716) erreicht Düsseldorf seine erste Blüte als nordrheinische Kunststadt unter der Mischung italienischer und niederländischer Einströme: der venetianische Erbauer des Schlosses Bensberg, Graf Matteo di Alberti, der mailändische Bildhauer Gabriel di Grupello, der Schöpfer des Reiterstandbildes Jan Wellm auf dem Düsseldorfer Marktplatz und der später nach Schwetzingen verbrachten Galatea, die italienische Oper unter dem Komponisten und Dirigenten Sebastiano Moratelli begegnen sich hier mit den niederländischen Malern Adrian van der Werff, Jan Weenix, Eglen van der Neer, Johann Franz Douven, mit den großen Sammlungen der Werke Rubens', Dycks, Jordaens usw., die seit 1700 Düsseldorf eine der berühmtesten Galerien Europas gaben, bis sie nach Jan Wellms Tode

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zum Teile mit dem ebenso berühmten Antikenkabinett nach Mannheim überführt und in der französischen Revolution nach München geflüchtet wurden. Die rheinischen Kunstmittelpunkte des 18. Jahrhunderts Düsseldorf, Mannheim, Frankfurt — auch in Frankfurt sind starke italienische Einflüsse zu verspüren — sind zugleich zu Mittelpunkten der emporstrebenden Dichtung geworden.

Aber auch in dem geistig niedergebrochenen Köln regen sich neue Kräfte. Zwar *Heinrich Lindenborn*, der kölnische Satiriker der 1740er Jahre, steht mit wesentlichen Teilen noch in der alten Zeit: „Der die Welt beleuchtende Cöllnische Diogenes" 1740, die äsopischen Fabeln „Morpheana oder Traumgesichter in dem Reiche der Tieren" um 1748, die „Zweiundfunfzig Nächte der traumenden Sterblichkeit" 1749—1750 sind mit ihrer Kritik des weltlichen Lebens der katholisch-kirchlichen Überlieferung verhaftet und wehren im Sprachlichen die Einflüsse der gemeindeutschen Schriftsprache zugunsten niederrheinischer Besonderung ab. Seit der Mitte des Jahrhunderts setzt sich die mitteldeutsche Schriftsprache im Schrifttum des nördlichen Rheingebiets durch, das erste Zeichen der Abkehr von der kirchlich-provinziellen Besonderung, in die das Nordgebiet seit dem 16. Jahrhundert verfallen war. Kennzeichnend für diese Entwicklung ist der Sprachstreit, der in den Jahren 1750—1751 in Köln ausgetragen wurde. 1750 veröffentlicht der kölnische Ortsdichter *Johann Baptist Bebber* seine Streitschrift „Synopsis oder Begriff des Schauspiels" mit einem scharfen Angriff gegen den „Neu-Sachsischen Teutschen Michel", der die „Teutsche Helden-Sprache" besudelt und es sich untersteht, „auch die reine Nieder-Rheinische Sprach nach seiner einbildrisch Neu-Sachsischer Mund-Art zu verbesseren". Im Jahre 1751 hat Bebber sodann, bezeichnend für die kirchliche Überlieferung der damaligen kölnischen Bildung, eine lateinische Monatsschrift „Monumenta literaria variae eruditionis" („Literarische Denkmale aus den verschiedensten Wissenschaften") ins Leben gerufen, die noch im selben Jahre mit dem 32. Stücke abbricht. Bebbers sprachliche Streitschrift fand im Jahre 1751 eine ebenso grobe Erwiderung durch einen Anhänger der sächsischen Gemeinsprache, der die dramatischen

Aufführungen am Montanergymnasium aufs schärfste kritisiert: „Neu eröffnete Schau-Bühne zweier Berg-Knaben" (Bergknaben als spöttische Übersetzung für Montaner), worauf der Hesse Kristof Filipp Höster, der damals in Köln einen Verlag unterhielt, in seiner ebenso kurzlebigen Monatsschrift „Nützliche Beiträge zur Verbesserung des guten Geschmacks am Niederrhein" (Juli—Dez. 1751) beide Vorgänger sprachlich rügt und für eine neue Dichtung im Sinne Christian Günthers und Canitz eintritt. Der Sieg bleibt offenbar den Vertretern der Gemeinsprache, wie es auch die nachfolgenden dichterischen Erscheinungen örtlicher Art beweisen: die kölnischen Gelegenheitsdichter *Franz Balthasar Neuwirth*, *Laurentius Maria Danner* und später *Franz Ferdinand Wallraf*, der mit seiner deutschen Festode „Chrysostomus" 1776 in die Überlieferung der lateinischen Carmina am Montanergymnasium zu Köln einbricht, die zahlreichen Kölner und Bonner aufklärerischen Zeitschriften, wie die „Wöchentlichen Bönnischen Anzeigen" (1763—1770), „Der Niederrheinische Zuschauer" (1766) und „Die Niederrheinische Zuschauerin" (1770) des Kölner Literaten und Kunstsammlers *Baron Hüpsch* (eigentlich Jean Guilleaume Fiacre Honvlez, 1730—1805, geboren zu Vielsalm in der Eifel), das „Kölnische Literarische Wochenblatt" (1778, Stück 1—48) der kölnischen „Gesellschaft von Literaturfreunden", die sich auf Wallrafs Anregung zur Pflege einheimischer Dichtung gebildet hatte. Es ist ein Loswinden aus den Fesseln kirchlicher Bildung; 1763 erschien des Trierer Weihbischofs Hontheim „Febronius", der Versuch einer Erneuerung des Katholizismus unter der Anerkennung moderner „Aufklärung", 1786 vereinigten sich die rheinischen geistlichen Kurfürsten zu den Emser Punktationen gegen die Allgewalt der römischen Kurie. 1777 gründet Kurköln die Akademie Bonn in ausgesprochener Gegnerschaft gegen die stadtkölnische Universität Köln, 1786 erhebt der Bruder Josefs II., der ebenso aufklärerisch eingestellte Kölner Kurfürst Maximilian Franz (1785 bis 1801) Bonn zur modernen Universität, die das kirchlich-orthodoxe Köln ablösen soll. Aber auch dieses Köln erwägt 1786 eine Reform. Die Universität Mainz wird 1784 in aufklärerischem Geiste reformiert

und durch Berufung hervorragender junger Kräfte gefördert (Georg Forster 1788, Sömmering usw.). Im Zusammenhange mit der neuen Bonner Universität entwickelt sich das seit den 1760er Jahren lebendig gewordene Bonner Geistesleben: 1786 gründet *Johann Bernhard Konstantin von Schönebeck* aus Johannisberg bei Linz am Rhein seine „Niederrheinische Monatsschrift" im Stile von Wielands „Teutschem Merkur" (nur Heft 1—6 erschienen), in seinen „Literarischen Ephemeriden" (1785—1806) übersetzt er Tacitus' „Germania" – während zur gleichen Zeit Wallraf in Köln die römische Vergangenheit seiner Vaterstadt heraufbeschwört —, in seiner „Malerischen Reise am Niederrhein" (1784—1788) besucht er die großen Denkmäler der Kunst und Geschichte. Um ihn sammelt sich ein Bonner Dichter- und Gelehrtenkreis, aus dem 1787 die Bonner „Lesegesellschaft" hervorgeht, in der Febronismus und moderne Aufklärung sich vereinen.

Wie diese Aufstiegskräfte im rheinischen Bürgertum verwurzelt waren, beweist der Düsseldorfer Lambert Krahe, der, 1755 zum Inspektor der Gemäldegalerie ernannt, 1769 auf eigene Faust eine Kunstakademie errichtete; erst 1775 ist diese vom pfälzischen Kurfürsten Karl Theodor anerkannt, Krahe zum Direktor der „Kurfürstlichen Maler-, Bildhauer- und Baukunst-Akademie" erhoben worden. Welch ein Unterschied gegenüber der Zeit Jan Wellms, wo das meiste mit niederländischen und italienischen Künstlern bestritten wurde – nun sammeln sich um Krahe die Maler Friedrich Bury, Goethes römischer Freund, Aloys Cornelius, der Vater des berühmten Peter, der spätere Goethemaler Heinrich Kolbe, Johann Peter Langer, der Zürcher Johann Heinrich Lips, als Baumeister der große Lothringer nordischer Prägung Nicolas de Pigage aus Lunéville, der 1756—1760 den strahlenden Rokokobau des Schlosses Benrath in die niederrheinische Pappellandschaft stellte, und der Aachener Johann Joseph Couven, der mit Pigage Schloß Jägerhof in dem von Pigage entworfenen Hofgarten schuf. Dazu kommt die Gründung einer Landesbibliothek, die Einrichtung von Hochschulvorlesungen, die einer bayrisch-pfälzischen Universität Düsseldorf den Weg bahnen sollten — neben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der sterbenden Duisburger Hochschule steigt eine neue glänzende Bildungsstätte am nördlichen Niederrhein empor. Dichtung und Philosophie finden im Kreise der Zeitschrift „Iris“ 1774—1776 ihre Stätte; der Thüringer Wilhelm Heinse und der Düsseldorfer *Johann Georg Jacobi* (1740—1814) hatten sie begründet, Goethe arbeitete an ihr mit. Die beiden Jacobis kamen aus einer niedersächsisch-niederrheinischen Blutmischung: Johann Konrad Jacobi aus Hannover wanderte in Düsseldorf ein, stieg als Kaufmann im Hause des Großhändlers Georg Christoph Fahlmer zu Ansehen und Reichtum empor, heiratete die Tochter. Von seinen Söhnen wurde Johann Georg 1766 Professor der Philosophie in Halle, 1784 in Freiburg im Breisgau; seine empfindsam-schönheitliche Lieddichtung — „Poetische Versuche“ 1763, „Abschied an Amor“ 1769 — im Banne Wielands hat ihm schärfste, oft unverdiente Angriffe zugezogen; diese Späterscheinung niederrheinischer Empfindsamkeit mit ihrer Umsetzung des Religiösen ins Weltliche zeitigt Klang- und Formwerte, für die der Spott Nicolais in „Sebaldus Nothanker“ (Karikatur des Herrn von Säugling) weder Ohr noch Gefühl hatte. Tiefer und umfassender ist der jüngere Bruder *Friedrich Heinrich Jacobi* (1743 bis 1819), der 1764 das väterliche Geschäft übernahm, bis er 1772 in den jülich-bergischen, später bayrisch-pfälzischen Dienst trat; durch ihn und seine niederrheinische Gattin Elisabeth van Clermont, Goethes „herrliche Niederländerin“, ist sein Landsitz *Pempelfort* bei Düsseldorf zum rheinischen Musensitz geworden, wo alle führenden Geister Deutschlands nacheinander einkehrten, Goethe 1774 und 1792. Friedrich Heinrichs in den Romanen „Aus Eduard Allwills Papieren“ 1775 und „Woldemar“ 1779 dichterisch gestaltete Weltanschauung ist ein Versuch, die tiefe Empfindsamkeit einer ausgesprochenen Gefühlsreligion vernunftgemäß zu durchdringen und zu gestalten, Gefühl und Vernunft zu einer höheren klassischen Einheit zu bringen, ein Versuch zur Synthese, der daran gescheitert ist, daß diese religiöse Schau ganz im Gefühle lag und nicht zur klaren Gestalt geführt werden konnte. Spinozas Philosophie, die er in seinen Briefen „Über die Lehre des Spinoza“ 1785 im Sinne idealer Selbstlosigkeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ausdeutete, konnte keine Vermittlung geben; die in diesen Briefen mitgeteilten religiösen Unterredungen mit Lessing aus dem Jahre 1780 haben zu dem bekannten Streite Jacobis mit dem Juden Moses Mendelssohn über den Lessingschen „Pantheismus" geführt. Auch mit Goethe, dem er im Sommer 1774 zu Elberfeld Freund wurde, hat Jacobi immer wieder philosophisch-religiöse Streitgespräche geführt, wobei Goethes deutscher Natur-Gott-Gedanke und Jacobis christlicher Gefühlskult scharf zusammenstießen, persönliche Achtung aber stets von neuem Bande der Freundschaft schlang. Das rheinische Geistesleben ist im Pempelforter Kreise wieder mit dem gesamtdeutschen verbunden.

Überall, bis in die kleinsten Orte, regen sich neue Kräfte. In Elberfeld ist seit 1772 der Siegener Mystiker Jung-Stilling als Augenarzt tätig; von hier fliegen seine Streitschriften gegen Nicolais „Sebaldus Nothanker" in die Welt hinaus, ein religiöser Kampf, an dem das nördliche Rheinland starken Anteil nimmt. Aus Mühlheim an der Ruhr, der Heimatstadt Tersteegens, stammt der Dichter der „Jobsiade", *Karl Arnold Kortum* (1745—1824), der an der Duisburger Universität studiert, in seiner Vaterstadt Mühlheim und seit 1771 bis zu seinem Tode in Bochum als Arzt wirkte. In seinem komischen Epos „Leben, Meinungen und Taten Hieronymus Jobs des Kandidaten" (erster Teil 1784) hat er gangbare Romanmotive des 18. Jahrhunderts in einer ganz unvergleichlichen Weise mit dem realistisch-satirischen Volkshumor seiner nordrheinischen Heimat verbunden. Äußere Vorlage ist der Kandidatenroman des oberbergischen rationalistischen Pfarrers *Johann Martin Schwager* (geboren 1738 in der oberbergischen Grafschaft Gimborn) „Leben und Schicksale des Martin Dickius" (1775—1776), aber was Schwager rein verstandes- und begriffsmäßig vorführt, das wird bei Kortum in pralle Wirklichkeit und erschütternden Humor umgesetzt, ersteht in einem ganz neuen Leben. Dieser Arzt ist ein Meister des Bänkelgesangs, der seine Vierzeilenstrophen aus Knittelreimen mit immer neuen verblüffenden Reimen, kühnen Satzdrehungen, schlagenden Gegensätzen des Idealen und Realen bei schärfster satirischer Zeichnung zu füllen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weiß, scheinbar ganz unbekümmert, salopp, ein improvisierter Ulk, dabei aber immer natürlich, ungesucht, unverkrampft, ein glänzender Fabulierer, den man mit unversieglicher Spannung liest und in jeder Strophe neu bewundert. Es ist die köstlichste Verspottung von Standes- und Bildungsdünkel, wenn im ersten Teile der „Jobsiade" die Geburt des Ratsherrnsohnes mit allen Verwandtenbesuchen, Kaffeeeinladungen, vielbedeutenden Vorzeichen und Weissagungen geschildert wird, wie der zum Pfarrer Bestimmte sich dann als fauler und unnützer Bursche durch die Schule schlängelt, auf der Universität das väterliche Geld bis zur Verarmung der Familie durchbringt und, zurückgekehrt, dann jenes herrliche Examen erlebt, das als Meisterstück volkstümlich drastischen Humors jedem Deutschen bekannt ist. Der Gescheiterte versucht sich noch in den verschiedensten Berufen, bis er schließlich als Nachtwächter seiner Heimatstadt in einer braven Tätigkeit sein Leben zwar frühzeitig aber nicht unnütz beschließt.

Dieser erste Teil von 1784 hat in der zeitgenössischen Kritik, vor allem des Nicolaikreises, scharfe Ablehnung erfahren, von der Leserwelt aber wurde er so begeistert begrüßt, daß Kortum sich 1798 zur Fortführung in einem zweiten und dritten Teile entschloß. Der bereits begrabene Nachtwächter, so fabuliert Kortum darauflos, war nur scheintot, er erwacht wieder zum Leben, muß zunächst um seine Begräbniskosten und seinen schon vergebenen Nachtwächterposten Prozesse führen, wird dann in die abenteuerlichsten Schicksale verwickelt, in denen er zum Manne reift, nun ernsthaft sein theologisches Studium wiederholt, ein glänzendes Examen besteht und Pfarrer wird. Entzückend hat Kortum die Liebesgeschichte von Jobsens Schwester Esther und dem jungen Baron von Ohnewitz ausgemalt. Da brechen die Stürme der französischen Revolution herein, die Freiherrn von Ohnewitz werden vertrieben, der Pfarrer Jobs muß, deutscher Umtriebe verdächtig, vor den Franzosen fliehen, geht abermals durch seltsame Zufälle, bis er schließlich als Erbe seiner Jugendfreundin zum reichen Herrschaftsbesitzer wird, die Freiherrn zurückführt und den Bund seiner Schwester mit dem jungen Freiherrn ermöglicht. Dann stirbt er endgültig, nachdem er verordnet hat, daß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

man ihn erst beim Faulwerden begraben und fünf Tage zuvor auf Scheintod mit ihm experimentieren solle:

Man war bemüht, diesen seinen letzten Willen
In allen drei Stücken pünktlich zu erfüllen;
Denn er beschloß nun wirklich seinen Lebenslauf
Und stund zum zweitenmal nicht wieder auf.

Satirisch-komische Realistik der Charaktere, Sitten, Begebenheiten verbindet sich bei Kortum mit lebendiger Fabuliererei und volkstümlich frischer Sprachkomik, so daß „Die Jobsiade" — so lautet der Gesamttitel seit 1799 — als Standwerk deutschen volkstümlichen Humors ein unvergängliches Leben gewonnen hat.

In Trier finden wir unter dem Wettiner Clemens Wenzeslaus (1768—1794) eine neue aufklärerische Partei: den Baron von Hornstein, den Geheimrat Georg Michael Frank de Laroche, der 1771 seine „Briefe über das Mönchswesen" herausgibt; die fobronianische Überlieferung bleibt durch Jahrzehnte bewahrt. 1770 wird die kurtrierische Residenz nach Koblenz verlegt, dort 1780—1786 das neue Schloß mit der beherrschenden Rheinseite gebaut. Durch seine Gattin Sophie von Laroche, geb. Gütermann, die Jugendgeliebte Wielands, wird das Haus der Laroches in Ehrenbreitstein zum Musensitz, von wo die vielgelesenen Romane Sophiens („Geschichte des Fräuleins von Sternheim" 1771 usw.) ausgehen und wie in Pempelfort die großen Namen deutschen Geistes ihre Einkehr halten.

Auch auf kurpfälzischem Gebiete bilden sich verschiedene Mittelpunkte der Kultur. Da entsteht in Zweibrücken die Zeichenakademie, an der Maler Müller seine erste Ausbildung empfängt. Da bildet sich in Kaiserslautern 1769—1770 die „Physikalisch-ökonomische Gesellschaft" zur Förderung der Landwirtschaft, Bienenzucht usw., deren Einrichtungen 1774 in eine landwirtschaftliche Lehranstalt, eine „Kameralschule" umgewandelt werden; 1777 wird diese — wie die auf gleiche Weise privat entstandene Düsseldorfer Kunstakademie — zur Staatsanstalt, 1784 als „Staatswirtschaftliche hohe Schule" nach Heidelberg verlegt, Jung-Stilling als Professor der Landwirtschaft

an sie berufen. Im übrigen verbleibt Heidelberg in seinem jesuitischen Niedergange, Versuche zur Reform — darunter der Plan einer Berufung Lessings — scheitern bis zur durchgreifenden Reorganisation von 1803. 1720 ist die Residenz der Pfalz-Neuburger, des kurpfälzisch-jülich-bergischen Staates, nach Mannheim verlegt worden; die Rhein-Neckarstadt wird seit der Mitte des Jahrhunderts zum kulturellen Mittelpunkte der südlichen Rheinlande.

Unter der langen Regierung Karl Theodors (1742—1799, seit 1777 auch Kurfürst von Bayern, also eines bayrisch-pfälzisch-niederrheinischen Gesamtstaats) ist Mannheim zu einer ungemeinen Bedeutung emporgestiegen. Karl Theodor war Kunst- und Theaterfreund, dabei aber durchaus französisch und jesuitisch eingestellt; die Blüte Mannheims ist also nur teilweise auf ihn zurückzuführen, zum größeren Teile ein Werk des aufstrebenden Bürgertums. 1757 wurde die Akademie der bildenden Künste begründet, große Teile der Düsseldorfer Galerie überführt, 1767 der berühmte Statuensaal vom Niederrhein an die Neckarmündung verbracht. Dazu gesellten sich das Kupferstichkabinett, das Münz- und Antiquitätenkabinett, die große Hofbibliothek, Botanischer Garten, Sternwarte und Anatomisches Theater, also die Anfänge einer neuen Hochschule neben Heidelberg — erst die Erwerbung Bayerns 1777 hat Karl Theodor von diesen Plänen entfernt. 1763 begründete der Kurfürst die Pfälzische Akademie der Wissenschaften, die sich besonders der Erforschung pfälzischer Geschichte widmen sollte; Kremers „Geschichte Friedrichs des Siegreichen" ist 1765 als Zeichen dieser Erweckung pfälzischen Vaterlandsstolzes erschienen.

Weit bedeutsamer noch ist der Aufstieg in Dichtung und Theater. Um den Freiherrn *Wolfgang Heribert von Dalberg*, den zweiten großen Dalberg der pfälzischen Geistesgeschichte, bildet sich ein Kreis, der 1775 zur „Deutschen Gesellschaft" zusammengeschlossen wird. Für nationale deutsche Bildung — der pfälzische Heimatstolz, den die höfische Kunst- und Wissenschaftspflege erwecken wollte, weitet sich hier zu einem gesamtdeutschen Bewußtsein, aus dem 1779 das Mannheimer „Nationaltheater" hervorgeht. Ein Kreis von Drama-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tikern sammelt sich um den Intendanten Dalberg: *Josef Marius von Babo* (1756—1825) aus Ehrenbreitstein mit seinen deutschen Ritterschauspielen wie „Dagobert der Frankenkönig" 1779, „Die Römer in Deutschland" 1780 und der vielberufene „Otto von Wittelsbach" 1782, der aus Heilbronn stammende *Otto Freiherr von Gemmingen* (1755—1836) mit seinem so erfolgreichen bürgerlichen Schauspiel „Der deutsche Hausvater" 1782 und seiner Dalberg gewidmeten „Mannheimer Dramaturgie" 1780, *Mayer* mit seinen Ritterdramen „Sturm von Boxberg" und „Fust von Stromberg", bis 1782 *Schiller* in Mannheim erscheint, den unvergleichlichen Bühnenerfolg seiner „Räuber" erringt, 1783—1784 als angestellter „Theaterdichter" noch „Fiesko" und „Kabale und Liebe" auf die rheinische Bühne bringt, um dann mit Dalberg in schmerzlichem Bruche auseinanderzukommen. Es sind die Jahre größten Glanzes für die Rhein-Neckarstadt, Jahre glanzvoller Uraufführungen unter einer hervorragenden Schauspielerschar, an deren Spitze *Iffland* 1779—1796 steht; Ifflands erfolgreichste Dramen wie „Verbrechen aus Ehrsucht" 1784, „Die Jäger" 1785 haben auf der Mannheimer Bühne die erste Aufführung erlebt. Dazu kommt eine Fülle wertvoller Zeitschriften: neben den „Acta Academiae Palatinae" und den „Schriften der Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft" (seit 1787) das „Pfälzische Museum", die „Rheinischen Beiträge", „Die Schreibtafel" und andere. Schiller hat auch nach dem Erlöschen seiner Verpflichtung am Nationaltheater die südrheinische Hauptstadt nicht verlassen, sondern dort 1784 bis 1785 seine „Rheinische Thalia" als literarische und Theaterzeitschrift herausgegeben; in ihr erschien der Anfang seines „Don Carlos", die richtunggebende Abhandlung über „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" usw. Unter all den neu emporgeblühten rheinischen Musensitzen hat Mannheim den größten Glanz — an innerer Bedeutung aber wird es von Frankfurt übertroffen.

An den Anfängen der Deutschen Bewegung haben die Rheinlande keinen Anteil gehabt; noch lastete auf ihnen der Niederbruch des 16. und 17. Jahrhunderts, noch trennte die religiöse Scheidemauer den katholischen Westen vom protestantischen Norden und Süd-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

westen. Der Niedersachse Klopstock, der Schwabe Wieland, der Obersachse Lessing sind die führenden Geister des beginnenden Aufstiegs. Ganz vereinzelt erscheint ein Rheinländer wie *Johann Nikolaus Götz* (1721—1781) aus der alten Reichshauptstadt Worms, später Pfarrer zu Hornbach in der Pfalz, seit 1761 Konsistorialrat zu Winterburg bei Kreuznach, der als anakreontischer Lyriker sehr hübsche Dinge, klangvoll belebte, scherzhaft launige Kleinigkeiten geschaffen hat; auf die jugendliche Sammlung „Versuch eines Wormsers in Gedichten" 1745 hat er dann freilich aus Sorge um seine pfarrerliche Stellung keine neue Sammlung nachzusenden gewagt, so daß seine schönsten und anmutigsten Schöpfungen wie „Die Mädcheninsel" nur in Abschriften oder Almanachsdrucken umgelaufen sind und erst nach seinem Tode in der Ramlerschen Ausgabe von 1785 eine stark verstümmelte, metrisch überarbeitete Wiedergabe erfuhren. Erst in den 1770er Jahren bricht das Rheinland stürmisch und aufbegehrend, die Führung an sich reißend, in das deutsche Schrifttum ein: mit den Frankfurtern Goethe und Klinger, den Pfälzern Friedrich Müller und Ludwig Philipp Hahn, denen sich der Darmstädter Johann Heinrich Merck zugesellt — die Bewegung des *Sturmes und Dranges* ist eine ausgesprochen rheinische Bewegung, geistig wie in Form und Sprache der obersächsischen und norddeutschen Aufklärung entgegengesetzt, ein innerer Befreiungskampf der erwachenden Gaue am Rhein.

Johann Wolfang Goethes (1779—1832) seelische Artung ist ebenso rheinfränkisch wie gesamtdeutsch; in in ihm vereint sich das mütterliche Blut der Textor, die vor den Franzosen aus dem zerstörten Worms nach Frankfurt ausgewandert waren, mit dem väterlichen der aus Thüringen nach Frankfurt gezogenen Goethes. Rheinfränkisch ist Wesenhaftes in ihm: seine tiefe Naturverbundenheit und der Natur-Gott-Einheitsglaube, womit er die Linie Hildegard von Bingen - Albert der Deutsche - Cusanus - Agrippa von Nettesheim - Paracelsus, diese fränkisch-schwäbische Linie fortsetzt und krönt, die urtiefe Lebensfülle und organisch-gesetzhafte Lebensverbundenheit, das zum „Klassischen" führende Form- und Gestaltverlangen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das aus väterlicher Geistesart stammende Ethisch-Ideelle hat die gesetzhaften Züge innerhalb dieser rheinfränkischen organischen Lebensverbundenheit verstärkt, aber auch zuweilen ins Formale gesteigert, das wahrhaft Klassische hier und da zum Klassizistischen erstarren lassen. Der Lebensgedanke Goethes, die *gesetzhaft organische Seinsfülle*, ist rheinisch-fränkischen Wesens, stellt dieses Wesen in seiner höchsten Formung und tiefsten Bedeutung dar, erscheint dabei gleichzeitig von norddeutscher Vernunftmäßigkeit beeinflußt, geprägt und zuweilen überprägt. In seiner Leipziger Zeit (1765 bis 1768) hat der junge Student diese seine rheinfränkische Anlage mehr und mehr im schärfsten Gegensatze zu der damals das obersächsische Geistesleben beherrschenden Aufklärungshaltung empfunden, ist er am Schlusse seines Aufenthaltes an Elster und Pleiße in dem ungelösten Zwiespalt von Anlage und Umwelt zusammengebrochen — ein Zeichen, wie unüberwindbar diese Anlage war. Nicht minder kennzeichnend ist es, daß der Gescheiterte und Niedergebrochene in den stillen Heimatjahren von 1768 bis 1770 sich am rheinischen religiösen Empfindungskult, der Frankfurter Sponernachfolge einer *Susanna Katharina von Klettenberg* (1723—1774), und an der Naturmystik eines Paracelsus, Welling, Melmont, Basilis Valentinus wieder aufrichtete und seiner selbst gewiß wurde. Aus dieser rheinischen Gefühlsrückkehr erstehen die ersten Klänge einer neuen Naturlyrik, die das Magisch-Geheime des Naturlebens beschwört:

Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald . . . (Die Nacht.)

Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus tagverschlossnen Höhlen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf. (An den Mond.)

Am 17. September 1769 schrieb Goethe in das Stammbuch Ernst Theodor Langers: „Ja, Götterlust kann einen Durst nicht schwächen, den nur die Quelle stillt. So spottete Wieland, und so fühlt im ganzen Ernste Ihr Freund Goethe." Das zitierte Wort ist ebenso aufschluß-

reich wie die Entgegensetzung Wielandschen rokokohaften Spottes mit dem Ernste des eigenen Lebens- und Erlebnistriebes. Die Straßburger Jahre 1770—1771 bringen den völligen Umschwung. Aus pietistischen Regungen der ersten Straßburger Wochen erblüht das stürmisch jugendfrohe Erlebnis eines Elsässer Sommers mit deutscher Landschaft und deutschem Volkstum, das gerade im Gegensatze gegen die französische Herrschaft in seiner Kraft und Tiefe empfunden wird, bis im September 1770 die schicksalhafte Begegnung mit *Herder* alles Drängende und unbewußt Wachsende zu bewußter Klarheit emporführt. Der ostpreußische Theoretiker des schöpferischen Genius und der gewachsenen Volksdichtung, der Verkünder Homers und Shakespeares gibt dem ringenden Goethe die innere Kraft und Selbstsicherheit, aus der die rheinfränkische Dichtung des Sturmes und Dranges hervorgeht. Das Kolonialland im Osten, die Geburtsstätte der Hamann und Herder, gibt die geistige Grundlegung, Rheinfranken die dichterische Schöpferkraft — so setzt der deutsche Geist zu seinen wuchtig vernichtenden Schlägen gegen die französische Aufklärungskultur an, der er die europäische Geistesherrschaft in siegreichem Aufstiege entwindet.

Es ist ein *Volkstumserlebnis*, dem sich Goethe in Straßburg und den nachfolgenden Frankfurter Jahren 1771—1775, dem sich die Stürmer und Dränger insgesamt hingeben. Der Straßburger Goethe sammelt elsässische Volkslieder; er preist die „charakteristische" gotische Baukunst im Gegensatze zur „schönen" südländischen, er sieht im Straßburger Münster einen gewaltigen, aber ganz der Natur und der sachlichen Notwendigkeit angemessenen Schöpfergedanken ausgeprägt, wie ihn der „Genius" Erwin von Steinbach eingab: „Vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhabenen, weit verbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Ästen, Millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters." („Von Deutscher Baukunst", in den fliegenden Blättern „Von deutscher Art und Kunst" 1773.) Es ist kennzeichnend, daß die großen Dramen und Dramenpläne

Goethes, „Götz von Berlichingen", „Egmont" und der wesenhaft rheinfränkische „Faust" auf das 16. Jahrhundert zurückführen, also hinter die Jahrhunderte der Volksentfremdung, das 17. und 18., zurück ins volkhafte deutsche Leben; sowohl „Götz" wie „Egmont" beruhen gerade auf dem Gegensatze eines schon versinkenden volkhaft frischen, lebensvoll quillenden Lebens und einer volksfremd abstrakten, das Lebendige ertötenden Gedanklichkeit. Es ist ein Erlebnis der *Natur*, des *Lebens*, des *schöpferischen Genius*, der *lebendigen Einheit im Gefühle:* seit Straßburg und der Friederikenliebe erblüht die neue Lyrik des Herzens, der herzglühend erfaßten Natur, wie sie zuerst in dem Liede „Es schlug mein Herz! geschwind zu Pferde" uns entgegentritt und in den hinreißenden Hymnen der Frankfurter Zeit ihre Fortsetzung findet. Es ist zugleich ein *rheinisches Stammeserlebnis:* Sprache und Stil greifen über die abstrakte schriftsprachliche Regelung des 17. und 18. Jahrhunderts auf das mundartlich quellfrische, volkstümliche Deutsch des 16. Jahrhunderts und auf die eigene Mundart zurück, setzen der rationalistisch geregelten obersächsischen Schriftsprache mit Bewußtsein das rheinfränkische Deutsch entgegen, aber nicht im Sinne provinzieller Besonderung, sondern vielmehr mit dem gesamtdeutschen Anspruch einer *Erneuerung der Sprache aus dem Quell unverbildeten, der Wirklichkeit nahegebliebenen Volkstums.* So geht auch die Versform auf die Knittelverse, die bis zum 16. Jahrhundert gültig waren, oder auf freie Rhythmen zurück; der Satzbau verläßt die rational geregelten wohlgebauten Perioden des Barocks und der Aufklärung und übernimmt volkstümlich realistische Sätze, kurze Ausrufe, Sprache des lebendigen Alltags; die Wortwahl verlacht mit jugendlichem Übermut die moralisch-empfindsame Haltung der Aufklärungszeit und macht die derbsten Ausdrücke von Volkssprache und Volkshumor literaturfähig. Es ist der entschlossene Gegenschlag gegen alles Rationale, Aufklärerische, Westlerische, die Gegenrevolution gegen die im Barock und der Aufklärungszeit eingeströmte Überfremdung, der Rückgriff als „Altdeutsche", auf jene Zeiten volkhaft deutschen Lebens, da die Rheinlande groß und führend gewesen waren, eine

Volkstumsbesinnung aus der unverlorenen Kraft jener Gaue, welche die gelehrt-rationalistische Volkstumsverdrängung von Barock und Rokoko am wenigsten in ganz Deutschland mitgemacht hatten. In diesem Sinne ist der Sturm und Drang in Wahrheit eine Kulturrevolution aus der Tiefe rheinfränkischen Geistes.

Um den Frankfurter jungen Goethe sammelt sich ein Kreis gleichaltriger Dichter, die in Frankfurt erscheinen und wieder gehen: der Frankfurter Klinger, der Straßburger Heinrich Leopold Wagner, der Balte Jakob Michael Reinhold Lenz. *Friedrich Maximilian Klinger* (1752—1831), Sohn eines reichsstädtischen Konstablers, seit 1774 Student in Gießen, brachte seinen Namen zum ersten Male 1775 in die Öffentlichkeit, als er bei dem von Schröder ausgeschriebenen Hamburger Theaterwettbewerb mit seiner Brudermordtragödie „Die Zwillinge" den Sieg über Leisewitz' von Lessing gepriesenen „Julius von Tarent" errang. Noch im gleichen Jahre folgt das tief in soziale Fragen greifende Ehebruchdrama „Das leidende Weib", 1776 „Die neue Arria", das Gemälde einer Übermenschennatur „Simsoeno Grisaldo" und das Drama von den feindlichen Familien „Der Wirrwarr oder Sturm und Drang", das der ganzen Bewegung den Namen verlieh. Es ist eine Dramatik der Leidenschaften und des glühenden Übermenschentums, die sprachlich und stilistisch alle Fesseln sprengt, das überkommene Theater über den Haufen wirft und mit rücksichtsloser Entschlossenheit in alle menschlichen und gesellschaftlichen Fragen hineingreift. Klinger ist ein Unbedingter, der die Probleme bis in ihre letzten Folgerungen jagt, schon in seiner Jugend, unter harten Erlebnissen, ein eiserner Charakter, der das Ethische bis zum Grunde verfolgt, dem es Ernst ist mit dem neuen Menschen und der neuen Gesellschaft. Seine übersteigerte Jugenddramatik ist schon der Vorbote seiner reifen Dichtung späterer Jahrzehnte.

Das Drama ist die Hauptform dieser Bewegung; auch darin verrät sich ihr rheinischer Charakter. Es ist ein Drama wogenden Gefühls, dem Musikalischen stark genähert, weil das Dramatische hier ein Leidenschaftlich-Lyrisches ist. Dieser musikalische Grundzug tritt am meisten bei dem dritten großen rheinischen Vertreter des Sturmes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Dranges, *Friedrich Müller*, der nach seiner maler-dichterischen Doppelanlage als der *Maler Müller* in die Dichtungsgeschichte eingegangen ist (1749—1825). Dieser Altersgenosse Goethes wurde zu Kreuznach geboren, als Sohn eines Gastwirts und Bäckers, der schon früh in dem regen Treiben der väterlichen Schenke ein bewegtes Bild der Wirklichkeit in sich aufnahm, wie denn seine ersten Dicht- und Malversuche sich an diese Jugendeindrücke anschlossen. 1766 bis 1776 trat er in die von Konrad Mannlich geleitete Zeichenakademie zu Zweibrücken. Hier entstanden seine ersten, an Klopstock geschulten dichterischen Versuche wie der Bardengesang, den Klopstock 1774 im Göttinger Musenalmanach veröffentlichen ließ. Schon hatte er einen eigenen Ton seiner Dichtung gefunden, als er 1775, nachdem er beim Zweibrücker Hofe in Ungnade gefallen war, nach Mannheim übersiedelte und im Kreise Dalbergs eine neue Wirksamkeit begann. Die Mannheimer Jahre 1775—1778 sind der Höhepunkt seines Lebens und seiner Dichtung. Das Malerische und das Dichterische gehen Hand in Hand; malerische Bildkraft und Sinnfälligkeit durchdringt sich mit dichterischem Gefühl und musikalischem Klange. Das bildkünstlerische Werk der Gemälde, Zeichnungen, Radierungen, Aquarelle ist von den gleichen Kräften bewegt, die auch den Zeichner und Maler Goethe treiben: das Bewegungsspiel einer Landschaft oder eines in die Landschaft gespannten Vorgangs mit wenigen Strichen und Tönen einzufangen, eine *dynamische* Wiedergabe der Natur mit geringsten Mitteln, die innere Schöpferkraft des Lebens im Sinnbild weniger bewegter Züge vor Augen gestellt. Man schaue in diesem Sinne einer ganz neuartigen Zeichenkunst die Federzeichnungen „Baumgruppe" und „Herde am Wasser" im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar, die „Abendlandschaft", in Münchener Privatbesitz, die Sepiazeichnung „Landschaft mit Baum und Brücke" im Weimarer Schloßmuseum, die Radierung „Herde unter Bäumen" und die Sepiazeichnung „Ständchen" in der Münchener Graphischen Sammlung. Und doch ist der Maler Müller in diesen Jahren in erster Linie Dichter gewesen. Schon in den frühen Idyllen „Adams Erwachen und erste selige Nächte" begegnet ein neuer Ton: Geßnersche Hirtenseligkeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Klopstocksche sternenzugewandte Erhabenheit erhöht sich hier zu einer bildmäßig starken, von tiefer Empfindung durchdrungenen Schilderung der Paradieses-Naturfreuden. Dann wechselt das sinnbildliche Gewand: in den Idyllen „Der Satyr Mopsus" (1775), „Bacchiden und Milen" (1775), „Der Faun Molon" ist es eine in dionysischem Naturüberschwange gesehene Antike der Faune und Satyrn als Sinnbildern überquillender Lebensüppigkeit, ein stark realistisch, in Trieb- und Genußfreude geschautes, volkhaft deutsch empfundenes Leben — im Grunde ist diese Müllersche Antike am nächsten der kraftvollen Wirklichkeitsfreude des deutschen 16. Jahrhunderts verwandt, ja sie beruht ganz unverkennbar auf einem pfälzischen Erlebnisgrunde, auf der lebensfreudigen und weltzugewandten, weinfrohen und festlichen Art pfälzischen Volkstums. So ist der Schritt ins deutsche Leben verständlich, den Müller mit seinen pfälzischen Idyllen „Ulrich von Cossheim", „Der Christabend", „Die Schafschur" und „Das Nußkernen" unternimmt. Vor allem „Die Schafschur" und „Das Nußkernen" sind flammende Verkündigungen des Volkstums, Lobpreis der alten Volkslieder, der alten bäuerlichen Sitten und Gebräuche, des kernigen, treuen, redlichen, naturhaften Volkslebens. Es sind Gespräche bei ländlichen Arbeiten, sei es bei der Sommerarbeit der Schafschur oder bei der Winterstubenarbeit des Nußkernens, untermischt mit alten Sagen und Schwänken, immer wieder in den Gesang von Volksliedern ausgehend; auch hier spielt das Musikalische eine beherrschende Rolle. Volkstumsgedanke gegen rationale Aufklärung, alte deutsche Sitte, Naturverbundenheit und kraftvoller Eigenwuchs gegen westlerisch moderne Gleichmacherei — das ist der Kerngedanke der Müllerschen realistisch-volkhaften Idyllen.

Schon diese Idyllen gehen wie ins Musikalische so ins Dramatische über. Die Dramatik des Pfälzer Stürmers und Drängers ruht zu wesentlichen Teilen auf alten Volksbüchern und Puppenspielen: „Golo und Genoveva" wie das unvollendete „Fausts Leben" 1776. Müller ist am eigentlich Dramatischen dadurch gescheitert, daß er in seiner Wirklichkeitsfreude viel zu sehr an der realistischen Einzelheit hän-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genblieb, so daß beide Stücke in einer Unzahl von Einzelszenen aufgehen und sich zersplittern. Golo ist bei Müller das Opfer einer allesverdrängenden Leidenschaft, die durch den Dämon des Bösen, seine heimliche Mutter Margarete, zu wilden Flammen entzündet wird: „Eine einzige Leidenschaft hat mich zugrunde gerichtet, eine arme geringe Neigung ... Laß Schuld tragen, wer schuldig ist; ich war schon lange ein verstümmelt Werkzeug, zu richtigem Gebrauch verdorben." Golo siegt beim Gottesurteil trotz seiner Schuld, weil er der Kraftvollere, Genialere ist; dieser Dichter erkennt im einzelnen der Welt keine moralische Leitung an. Wohl aber im Ganzen: „Es ist doch Gerechtigkeit in allen Dingen, die Geschichte predigts von Anbeginn der Welt", muß Golo selbst bekennen, als er vom Gewalttode seiner Mutter erfährt. Als alles aufgedeckt wird, geht er freiwillig in den sühnenden Tod; als man ihn aber unritterlich abschlachten will, bäumt er sich in jähem Stolze auf, entreißt seinen Feinden das Schwert und zwingt sie, ihm ritterlichen Tod und ehrliches Begräbnis zu geloben. Diese Schlußszene des Genovevadramas gehört zum stärksten, was Müller gedichtet hat.

„Fausts Leben", nach Müllers eigener Versicherung ohne Kenntnis des Goethischen Faust geschrieben, enthüllt die Schwächen seines Dichtertums. Das im Drucke Überlieferte zerfließt in einem Gedränge allzu naturalistischer Szenen; die im Jiddischen gehaltenen Judengespräche, die phantastisch-grotesken Teufelsberatungen sind im einzelnen Neuland, aber sie zerreißen das Ganze des Werks. Müller faßt Faust, den Lieblingshelden seiner Jugend, als einen Titanen des Weltgenusses und Weltüberdrusses, dem nichts Einzelnes genügen kann, aber er begründet die Dinge so naturalistisch, daß der eigentliche Antrieb zum Teufelsbündnis in der verzweifelten Schuldenlage des völlig heruntergekommenen, mit Gesindel und Spielern sich umhertreibenden Ingelstädter Professors beruht. Was an Bruchstücken und Entwürfen zur Fortsetzung vorliegt, läßt das Scheitern im Zwiespalt zwischen idealer Zielsetzung und naturalistischer Grundlage deutlich erkennen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In der „Niobe" 1778 geht Müller von der Prosa zu freien Rhythmen über und kehrt in die Antike zurück. Niobe ist die göttertrotzende Stolze, die das königliche Menschentum, die Herrschergröße der kindergebärenden, lebenschaffenden Mutter verkündet. Selbst als die Rache der beleidigten Götter sie trifft, als alle ihre Kinder vor ihren Augen vernichtet werden, bricht ihr Stolz nur einen kleinen Augenblick zusammen, um sich dann auf dem Höhepunkte ihrer Qual zur trotzigsten Kühnheit, zum Ewigkeitsbewußtsein ihres beispiellosen Leidens zu erheben:

Im Dulden will ich noch überwinden!
Königin der Mütter einst:
Nun der Schmerzen Königin!
Ha mich zückt aufwärts der Vater!
Zu groß der Vernichtung
Trotz ich der Zeit.
Jahrtausende werden die weinende
Niobe sehn!
Wo bin ich? Wie?
Trägt mich die Erde?
Ich wars! Ich wars!
Königin der Mütter einst:
Nun der Schmerzen Königin!
Schon wälzt sich über mir der neue Himmel.
Wie wohl! Wie wohl!
Die Adern erstarren, erstarren in mir,
Es fliehen von hinnen die Felsengeschwister,
Olympus weinet und zürnet auf sie.
Sie scheuen zu schauen
Die Mutter im Kampfe;
Des Mutterherzens gebundene Qual!
Na, weinet nicht, ihr Kinder!
Gesiegt! Gesiegt! Ich habe gesiegt!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch hier reißt die Schlußszene empor, nachdem die vielen Einzelszenen der sterbenden Niobekinder das Drama bereits in die Gefahr der Zersplitterung gebracht hatten. Wenn schon in „Golo und Genoveva" immer der Drang zum Musikalischen zu verspüren war — die ganz musikalische Szene II 4 mit dem herrlichen Oratorium „Klarer Liebesstern" ist von E. Th. A. Hoffmann vertont worden —, so ist die „Niobe" in Wahrheit ein Musikdrama, dessen freie Rhythmen und Volkschöre nach dem begleitenden Tone rufen. In solcher Einheit des Dichterischen, Malerisch-Bildmäßigen und Musikalischen ist Maler Müller wie kaum ein anderer Vorläufer der Romantik gewesen; seine Dichtung wie sein bildkünstlerisches Werk enthält Zukunftskeime und Versprechungen, die bei ihm tragisch unerfüllt geblieben sind.

Der Zwiespalt zwischen Naturalismus und Idealität lag in seiner Natur und wäre auch bei ruhiger Weiterentwicklung auf deutschem Boden unaustragbar gewesen. Nun aber wurde der *Maler* Müller, der 1777 kurfürstlicher Hofmaler geworden war, zur weiteren Ausbildung 1778 mit einem Stipendium nach Rom gesandt und damit in eine ganz ungemäße Umwelt versetzt. Auch Goethe, der ihm in klassischer Reifung um Jahre voraus war, ist erst acht Jahre später nach Italien gegangen, und als er diese Reise antrat, trug er ein Italien der Seele in sich, dem das wirkliche Italien als Land der Antike und der Renaissance beglückend entgegenkam. Müller wurde mit unausgetragenem Zwiespalt der Anlage in den Gegensatz seiner Natur hineingeworfen. Die Bilder, die er 1781 an Goethe nach Weimar schickte, „Das Quellwunder Mose" und „Die eherne Schlange", zeigen deutlich, wie er sich in ihm ungemäßen klassizistischen Strebungen verlor; „Der Tod Agamemnons" von 1818 im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt ist das Muster eines erstarrten, unlebendigen Klassizismus geworden. So verunglückte auch seine römische Dichtung: die großangelegte Dramentrilogie „Adonis — Die klagende Venus — Venus Urania" 1825, die im bewußten Gegensatz zu Goethe geschaffene „Iphigenie", deren Handschrift das Freie Deutsche Hochstift zu Frankfurt bewahrt, die altpersische Novelle „Charos und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fatime" 1824. Wenn in der „Niobe" die Idee des titanischen Trotzes noch bildhaft verkörpert erschien, so ist in diesen späteren Werken das Ideelle für sich gestellt und ins Begriffliche verwandelt — die klassische Einheit ist verfehlt. Was der zum Katholizismus übergetretene Antiquar und Fremdenführer Müller in den 47 Jahren seines römischen Lebens geschaffen hat, ist größtenteils untergegangen, im Abgrunde der Zeiten verschüttet; einzig leuchtend blieb seine Mannheimer Zeit von 1775—1778, die Zeit seiner antiken und pfälzischen und biblischen Idyllen, seiner Dramen und seiner Lyrik, in der Dithyramben, freirhythmische Amorlieder, die Gesänge vom „Riesen Rodan" sich mit Volksballaden wie „Das braune Fräulein" und Volksliedern wie dem unvergeßlichen „Soldatenabschied" („Heute scheid ich, morgen wand'r ich") begegnen. Maler Müller hat den Aufstieg zur Klassik so wenig gefunden wie sein pfälzischer Landsmann *Luwig Philipp Hahn* (1746—1814) aus Trippstadt, der Verfasser der Trauerspiele „Der Aufruhr zu Pisa" 1776 und „Robert von Hohenecken" 1778, so wenig wie Lenz und Wagner — die Weiterentwicklung zur klassischen Höhe ist allein von Goethe und Klinger und dem Schwaben Schiller erreicht worden.

Eine Fülle von Begabungen entquillt um diese Zeit dem rheinfränkischen Gebiete. Aus Darmstadt kommen im Laufe weniger Jahre drei der bedeutendsten Geister. Da ist *Helferich Peter Sturz* (1736 bis 1779), der 1763 im dänischen Staatsdienste zu Kopenhagen angestellt wurde, bis er 1772 in Struensees Sturz verwickelt wurde, ein glänzender Prosaist und Satiriker, Meister des Essays, des bildkräftigen Reiseberichts, der fesselnden Memoiren („Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorff" 1777, „Schriften" 1779 und 1782), ein national Begeisterter, der Teile der „Edda" übersetzte. Da ist *Johann Heinrich Merck* (1741—1791), seit 1761 in hessen-darmstädtischem Staatsdienste, 1774 Kriegsrat in Darmstadt, der Freund und Kritiker Goethes, der ihn zu Höhenleistungen anfeuerte, Mitarbeiter des berühmten Jahrgangs 1772 der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", ein unvergleichlicher Anreger und Führer, während seine Lyrik („Rhapsodie" 1773, „Paetus und Arria" 1775) und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romandichtung („Lindor" 1781) unbedeutend blieb. Da ist als dritter *Georg Christoph Lichtenberg* (1742—1799), seit 1769 Professor der Physik an der Universität Göttingen, der unvergleichliche Meister des Aphorismus, der geistreich-sentenziösen Prägung, den Nietsche neben Goethe, Stifter und Keller als größten deutschen Stilisten gefeiert hat („Vermischte Schriften", 9 Bände 1801—1806). Lichtenbergs Grundhaltung ist rational, satirisch-kritisch, nicht irrational-hymnisch wie die des Sturmes und Dranges, den er in seinen Auswüchsen ebenso verspottete, wie er seine Satire gegen Lavaters Physiognomik und Voß' neue Verslehre richtete; seine dichterische Ader, ganz realistisch-zeitkritischer Natur, tritt vor allem in der „Ausführlichen Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche", einer dichterischen Ausdeutung von William Hogarths sozialen Karikaturen, ans Licht.

Die Bewegung der 1770er Jahre stellt die Rheinlande wieder in den Mittelpunkt deutschen Geisteslebens, gibt ihnen eine führende Rolle; die Scheidewand zwischen den Rheinlanden hier, Nord- und Mitteldeutschland ist niedergerissen, und die Kulturströme fluten wieder frei zwischen West und Ost. Wohl ist diese Bewegung wesentlich auf den rheinfränkischen Süden beschränkt, hier allein walten ihre schöpferischen Kräfte, aber der Strom wogt von hier ins nordrheinische Gebiet hinüber. Goethes Rheinreise von Juli-August 1774 — schon 1772 war er von Wetzlar lahnabwärts zum Rhein gefahren und hatte in Ehrenbreitstein das Haus der Laroches besucht — hat die Bande zum Niederrhein geschlungen, jene Rheinfahrt mit Lavater und Basedow, wo Goethe während der Fahrt in Lavaters Tagebuch seine Gedichte diktiert und über vergangenes deutsches Leben, über „die Kerls in Schlössern" seine Betrachtungen anstellt. „Herrlich altes Schloß Lahnegg herab auf die Lahne blinkend. Goethe diktierte": heißt es im Tagebuch vom 18. Juli 1774.

Hoch auf dem alten Turme steht
des Helden edler Geist,
der, wie das Schiff vorübergeht,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es wohl zu fahren heißt.
„Sieh diese Sonne war so stark,
dies Herz so fest und wild,
die Knochen voll von Rittermark,
der Becher angefüllt.
Mein halbes Leben stürmt ich fort,
verdehnt' die Hälft' in Ruh,
und du, du Menschenschifflein dort,
fahr immer, immer zu —"

Hier beginnt die Wiedererweckung des Rheines in großer Dichtung, das Bewußtsein seiner großen Vergangenheit, seiner Bedeutung als Schicksalsstrom deutscher Geschichte — alles das, was später als „Rheinromantik" eine so große und langdauernde Rolle gespielt hat. „Bei Andernach, der zweitältesten Reichsstadt" — „Kühler Wind öffnet beiden die Augen, sie sehen die herrliche Stadt Bonn vor sich" — dann Köln, Düsseldorf, wo es in einem Briefe Goethes heißt: „Kommend von der Galerie, die meines Herzens Härtigkeit erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat — dann Elberfeld, wo er mit den Jacobis und Jung-Stilling zusammentrifft und mit ihnen Schloß Bensberg, dann Köln besucht. Die lang unterbrochenen Beziehungen zwischen Nord und Süd der Rheinlande sind neu geknüpft.

Der Rhein tritt in das gesamtdeutsche Bewußtsein. Auf Klopstocks Ode „Der Rheinwein" von 1753, die im Rheinwein das Abbild deutschen Geistes erblickt („glühend, nicht aufflammend / taumelles, stark und von leietem Schaum leer"), folgen die Rheinweinlieder des Göttinger Haines, Höltys „Ein Leben wie im Paradies / gewährt uns Vater Rhein", Voß' „Heil dir, Rheinwein!", dann das klangvoll volkstümliche des Matthias Claudius „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher". In seiner „Hymne an die Erde" teilt Friedrich Leopold Graf zu Stolberg dem Rheine eine besondere Bedeutung zu:

Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! Vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir wert! Dich sah ich als Knabe,
wo mit umwölkter Hand die Natur am gängelnden Bande

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen
deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Mutiger rauschet der Jüngling einher . . .
Eilest Städten vorbei und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichtum, schützest die Grenzen des heiligen Reiches
und beschenkst die Ufer mit hangenden goldenen Trauben.

Nun beginnen die Reisebeschreibungen, die ihren Gipfelpunkt in *Georg Forsters* „Ansichten vom Niederrhein" (1791—1794) finden. Es ist die Schilderung der Rheinfahrt, die er 1790 zusammen mit Alexander von Humboldt auf seiner Fahrt nach den Niederlanden und England unternahm, der Teilnehmer der Cookschen Südseereisen mit dem künftigen Neuentdecker Südamerikas, der damals die Basalte am Rhein untersuchte. Wohl ist noch vieles moralistisch-aufklärerisch in Forsters Betrachtungen, der Kölner Aberglaube wird mit wahrem Entsetzen gemalt, überhaupt mißfällt ihm „diese finstre, traurige . . . halb entvölkerte Stadt", wo „Scharen von zerlumpten Bettlern herumschleichen", im Gegensatze zu dem behäbigen Frankfurt und dem reinlichen, freundlichen Düsseldorf. Aber unvergleichlich wirksam ist seine Schilderung der Domruine:

„Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, gehe ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war . . . Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes, nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist . . . Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Ent-

wurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!"

Das protestantische Deutschland bewundert und feiert den größten katholischen Dom — das ist in jener Zeit in Wahrheit eine Überwindung von Vorurteilen und trennenden Schranken gewesen! Forsters „Ansichten vom Niederrhein" haben gerade dadurch gewirkt, daß sie eine Fülle von Naturbetrachtungen und wertvollen Kunsteinsichten an die rheinischen Gaue und Denkmale knüpften und deren Bedeutung damit in das gesamtdeutsche Bewußtsein rückten. In diesen Zusammenhang gehören die umfassenden Erörterungen über die Meisterwerke der Düsseldorfer Galerie, die Rubens, die Niederländer und Italiener; der Naturforscher Forster hat am Rheine mehr noch die schöne Kunst als die schöne Landschaft entdeckt, aber gerade dadurch auf seine Zeit gewirkt.

In diesen Jahrzehnten wird das romantische Heidelberg entdeckt. 1773 schaut der Schwabe Schubart auf „die fürchterlich ehrwürdigen Türmer", „ein Denkmal vom großen Geschmack der alten Deutschen in der Baukunst"; die in Stein gehauenen alten Pfalzgrafen scheinen ihre kleinen Nachkommen zu beneiden. „Wer von hier aus nicht einen Fluch nach Frankreich hinschleudert, der kann unmöglich ein biederer Deutscher sein." 1776 schreibt Maler Müller seinen Prosahymnus „Heidelberg": „Helden, seh ich euch so niederblicken in gefallner Majestät, — — ha! ihr waret einst groß, nicht unbedeutend im Winkel, erfüllt alles, alles von eurem Dasein und eurer Macht der Atem, der hier gelebt, — Gott war — die Faust, die hier befahl, deren Wink sich alles gebeugt, die ganze Welt umher, die jeder sich schuf nach seinem Willen, — das glorreiche Haupt mit Moder umwachsen nun — —" Es ist die gleiche Stimmung, die aus Goethes Zeichnung des gesprengten Schloßturmes spricht, auf seiner Schweizerreise am 23. September 1779, aus Wilhelm Heines Äußerungen 1780, aus Friedrich Matthissens seinerzeit so berühmter „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses" von 1786. Heidelberg und sein zertrümmertes Schloß wird zum gemeindeutschen Sinnbild alter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Größe und Herrlichkeit und ihres Unterganges durch französische Zerstörungswut.

In Heidelberg vollzieht sich im Herbste 1775 die entscheidende Wendung in Goethes Leben. Herzog Karl August hatte ihn nach Weimar eingeladen; lange Tage, mit seinem „Egmont" beschäftigt, wartete Goethe im Vaterhause auf dem Hirschgraben auf den Kammerherrn, der ihn nach Thüringen mitnehmen sollte; als dieser nicht erschien, trat er die lang geplante Italienreise an. In Heidelberg holte ihn der weimarische Kurier ein, der verspätete Kammerherr war in Frankfurt eingetroffen, Goethe trat die Fahrt nach Mitteldeutschland an, wo er für 57 Jahre seine neue Heimat finden sollte. Es ist ein Schicksal geblieben, daß die bedeutendsten Söhne der Rheinlande ihre Wirkungsstätte in fremden Gauen fanden. Der enge Bezirk der Reichsstadt am Main konnte Goethes Tatverlangen nicht genügen. Schon Lavater hatte gesagt: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein." Am 14. Februar 1776 schrieb Goethe an seine nun in Frankfurt lebende Düsseldorfer Freundin Johanna Fahlmer: „Wärs auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. *Hier habe ich doch ein paar Herzogtümer vor mir.*" Es rächt sich da der politische Zustand der Rheinlande, der in den heruntergewirtschafteten geistlichen Herrschaften, den eingeengten Reichsstätten keine Möglichkeit zu fruchtbarer Betätigung bot. Als der Glücksfall eines Fürsten wie Karl August eintrat, wurde Weimar der deutsche Geistesmittelpunkt für den Rheinfranken Goethe, die Schwaben Schiller und Wieland, den Ostpreußen Herder. Viele Jahre, von der zweiten Schweizerreise des Jahres 1779 bis zum Frankreichfeldzug 1792, hat Goethe Vaterhaus und Heimat gemieden, jahrelang hat er selbst der geliebten Mutter keinen Brief geschrieben; er spann sich in Weimar ein, rang um die seelische und künstlerische Vollendung, stieß so manche rheinische Eigenart von sich, sprachlich wie stilistisch wie geistig — und blieb im Kern seines Wesens doch, der er war, ein Mensch der Welt- und Naturgewandtheit, der im Gedanken organischer Gesetzmäßig-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keit eine heimatliche Anlage zu ihrer reinsten Vollendung brachte. Es ist kein Zweifel, daß er diesen Weg der Vollendung seiner wesenhaften Anlagen in einer fremden Umwelt sicherer und klarer zu Ende gegangen ist. Was ihn zur klassischen Gestalt trieb, war eingeborenes Formverlangen, das zur fränkischen Wesensgrundlage gehört; diese *Eingeborenheit* seines „klassischen" Triebes, die Tatsache einer *deutschen* Klassik, die sich an Griechentum und Renaissance wohl befestigen konnte, aber nicht erst aus ihnen erwuchs, der lebendige, organische Gestalttrieb ist Goethes rheinisches Erbteil im Gegensatz zu Schillers weit bewußter Bändigung und Formung. In diesem Sinne gehören „Iphigenie" und „Tasso" und der römische „Egmont", gehören späterhin „Pandora" und „Die Wahlverwandtschaften", „Wilhelm Meister" und der vollendete „Faust" zur rheinischen Dichtungsgeschichte.

Neben Goethes Klassik tritt die reife Dichtung Klingers, der 1780 als Offizier in russische Dienste getreten war und in den 51 Jahren seines russischen Lebens einen stolzen Aufstieg zum Generalleutnant und Kurator der Universität Dorpat erlebte. Die sehr lebendige Dichtung, die er bis 1803 hervorbrachte, kreist trotz der räumlichen Entfernung aus eigengeborenem Erlebnisse um die Grundfrage der deutschen Klassik: Leben und Ideal in Einklang zu bringen. Das erste Werk seiner umfassenden philosophischen Romanreihe, „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt" 1781 — abermals der rheinische Stoff —, die sich aus dem Versuche ergeben, das „Gute" in der Welt hemmungslos durchzusetzen. Es gibt kein allgemeines „Gutes", niemand vermag den Lauf seiner Taten in dem ständigen Durcheinander der Welt von Gut und Böse zu berechnen. In einer tiefen Auseinandersetzung zwischen Rousseaus Forderung naturhafter Sittlichkeit und Kants kritischer Scheidung von Form und Gehalt sittlichen Handelns gelangt Klinger zu der Einsicht, die er in der „Geschichte Giafars des Barmekiden" 1792 und im „Faust der Morgenländer" 1797 ausgesprochen hat: der Mensch kann nur das Gute wollen und im kleinsten Kreise an seiner Verwirklichung arbeiten; Selbstbescheidung und pflichtbewußte Entsagung ist die klassische Lehre, die über

die Sturm- und Drangtitanik hinwegführt. Die Doppelnatur des Dichters und des Staatsmanns, die Klinger wie Goethe in sich trug, hat er in dem lebendigen und tiefgründigen Gesprächsroman „Der Weltmann und der Dichter", seinem formal vollendetsten Werke, einem Gegenstück zum „Tasso", gestaltet. Mit den „Betrachtungen und Gedanken" von 1803 endet Klingers reifes Werk, Zeugnis seines männlich strengen, stählernen Geistes, das zu Unrecht vergessen und in Mißachtung verfallen ist. Man würde der rheinischen Dichtungsgeschichte einen ihrer bezeichnendsten Teile rauben, wenn man den reifen Klinger übersähe: das Rheinland hat zu allen Zeiten diese strengen, stolzen Geister hervorgebracht.

Erst 1792 hat Goethe seine Heimat wiedergesehen. Er reiste, von seinem Herzog aufgefordert, in den Feldzug gegen die französischen Revolutionsheere, zur selben Zeit, wo der fünfzehnjährige Fahnenjunker Heinrich von Kleist mit dem preußischen Regiment Garde über den Rhein ging. Die „Campagne in Frankreich", das 1822 erschienene Erinnerungsbuch dieser kriegerischen Reise, ist besonders in ihrem zweiten Teile ein Heimatbuch geworden. Aber schon auf der Hinreise, bei seinem Mainzer Aufenthalt Ende August 1792, fühlte sich Goethe in seine frühere Welt zurückversetzt:

„Sodann verbracht' ich mit Sömmerrings, Huber, Forsters und andern Freunden zwei muntere Abende: *hier fühlt' ich mich schon wieder in vaterländischer Luft.* Meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause — Sömmerrings Gattin war eine Frankfurterin — sämtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Ähnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden mehr als einmal beteuernd, was gab es da nicht für Anlässe, Anklänge in einem natürlichen, angebornen und angewöhnten Vertrauen! Die *Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht* verlieh die heiterste Stimmung."

Wer fühlt in diesen Worten nicht das Heimkehrgefühl des geborenen Rheinländers! Auf der Fahrt von Trier nach Luxemburg besucht

und zeichnet Goethe das Igeler Denkmal, dessen landschaftliche Umgebung, den Zusammenfluß von Mosel und Saar und den üppigen Pflanzenwuchs der Gegend er rühmt. Nun kommen die Feldzugstage, kommt der entscheidende Tag von Valmy, dessen Bedeutung er wie kein anderer erkennt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen" (20. September). Dann der böse Rückzug, eine Moselfahrt zu Schiff von Trier nach Koblenz, wo er wieder den Rhein erblickt: „Ich stand, der herrliche Fluß lag vor mir: er gleitete so sanft und lieblich hinunter, in ausgedehnter breiter Landschaft; er floß zu Freunden . . ." Goethe entschloß sich (November 1792), zu Schiff nach Düsseldorf hinunterzufahren, um seine Pempelforter Freunde zu besuchen. Wochenlang verweilt er in dem von ihm gerühmten, behaglich sonnenhellen Landhause, im Kreise der Friedrich Heinrich Jacobi, Heinse usw., bei Gesprächen, in denen der Gegensatz seiner Naturanschauung, seines „Hylozoismus", wie er es nennt, und des Jacobischen Gefühlschristentums freilich unüberwindbar hervortrat, mit Besuchen der Düsseldorfer Galerie und mancherlei Ausflügen. Auf der Rückreise besuchte er in Duisburg den Jugendbekannten Plessing, den wertherisch Lebensverzweifelnden, den er auf der „Harzreise im Winter" 1777 in Wernigerode aufgesucht hatte und der jetzt Professor an der Duisburger Universität war, aber immer noch nicht den Zwiespalt seines inneren Verlangens und der ihm gewährten Wirksamkeit ausgeglichen hatte.

Abermals führt der Krieg 1793 Goethe in seine Heimat; „Die Belagerung von Mainz" ist das literarische Zeugnis. Er hat damals eine der kühnen Taten seines Lebens vollbracht: wie er bei Valmy ins Granatfeuer ritt, so rettet er nach der Eroberung der Stadt einen Mainzer Klubbisten vor der sein Leben bedrohenden Volkswut. „Es liegt nun einmal in meiner Natur: ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen." (25. Juli 1793.) Für Ordnung, für *lebensvolle Ordnung:* um dieses seines Lebensgrundsatzes willen ist der Rheinfranke Goethe der abgesagte Feind der französischen Revolution, ihr unermüdlicher Bekämpfer. Während Klopstock, Wie-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

land, Schiller wenigstens zeitweise in der Revolution gute Ansätze erkannten, hat Goethe mit klarster Sicherheit vom ersten Augenblick an sich gegen sie gewandt, sie als kulturfeindliche Barbarei und Zerstörung der europäischen Ordnung angesehen. Fast Jahr um Jahr folgen sich seine Revolutionsdichtungen: „Der Großkophtha" mit der Darstellung der Halsbandgeschichte 1792, „Der Bürgergeneral" 1793, „Die Aufgeregten" im gleichen Jahr, „Das Mädchen von Oberkirch" 1793—1794, die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" 1794—1795, „Hermann und Dorothea" 1796—1797, „Die natürliche Tochter" 1801—1803. Überall rheinischer Schauplatz, rheinische Schicksale wie Umsturz, Einmarsch der westlichen Heere, Flucht aufs rechte Rheinufer; das rheinischste von allen doch „Hermann und Dorothea". 1792 in Pempelfort hatte Goethe aus Jacobis Bibliothek die Quelle erhalten: Gerhard Göckings „Vollkommene Emigrationsgeschichte von denen aus dem Ertzbistum Saltzburg vertriebenen und größtenteils nach Preußen gegangenen Lutheranern". Goethe hat den Vorgang aus dem Religiösen ins Politische gewandt, aus der Ostmark in den bedrohten deutschen Westen versetzt. Das Liebespaar, das sich in schicksalhafter Stunde nach innerem Gesetz zusammenfindet, ist nun ein Mädchen aus dem Zuge der vom linken Rheinufer vor den Franzosen Flüchtenden und ein Jüngling aus dem die flüchtigen Landsleute bewirtenden rechtsrheinischen Städtchen. Es ist „vaterländisches", wie Goethe sagen würde, Leben, es ist die Luft einer der kleinen rheinischen Städte, behäbig, weltfroh, erdenfest, heiterverträglich — es ist rheinisches Schicksal, aus dem das gesamtdeutsche Schicksal hervorblickt. Klar und deutlich stellt der Dichter zwei feindliche Gedankenwelten einander gegenüber: dort der mechanistische Freiheits- und Gleichheitsbegriff, der unorganisch zentralisierte Massenstaat der westeuropäischen Revolution, hier das gewachsene Volkstum und der sich stufenweise aus Familie, Gemeinde, Stammestum aufbauende deutsche Staat als Form lebendiger Gemeinschaft. Der gleichmachenden Rationalität der Revolution hält Goethe in dieser seiner positivsten und darum tiefdringendsten Zeitdichtung das Bild *rheinfränkischen Volkstums* und seiner *lebensfrohen* Ge-

meinschaft entgegen. Wieder begegnen wir der klassischen Grundlehre: im einzelnen, im kleinen Kreise, im zugewiesenen Lebensbezirk seine Pflicht tun, durch treues Beharren und stetes Wirken sich selbst und die Welt um sich festigen und stärken:

Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

Vom Kleinen ins Große hinein, von der organischen Grundlage in die weitere Gesamtheit — ein Aufbau von unten her! Durch die Gründung einer Familie wird Hermann zum gefestigten Manne, zum bewußten Staatsbürger, der das Seine zu verteidigen und dem Landesfeinde mit gewaffneter Hand entgegenzutreten bereit ist.

Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ichs bewahren und sorgend genießen,
sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Man versteht „Hermann und Dorothea", dieses vollendetste und reifste deutsche Idyll — ein Idyll aus politischem Hintergrunde! — in keiner Weise, wenn man sich nicht vor Augen hält, daß Goethe hier aus dem Volkstum seiner Heimat, aus dem Miterleben ihrer Schicksale, aus dem Bewußtsein, daß rheinisches Schicksal hier in jedem Zuge deutsches Schicksal sei, geschaffen hat.

Schon im Herbst 1792 waren die französischen Heere ins Rheinland eingebrochen, hatten Mainz, Speyer, Worms, Aachen besetzt. Es gab Kreise, welche die einrückenden Franzosen begrüßten: als Vorkämpfer einer vernunftgemäßen Neubildung der menschlichen Gesellschaft gegenüber verrottetem Feudalismus, dem überlebten

Ständestaat, den verkommenen geistlichen Herrschaften — oder auch als „Neu-Franken", mit den Rheinlanden durch alte fränkische Stammesgemeinsamkeit verbunden, Mitstreiter für ein neues Europa. In Düsseldorf hatte Goethe im November 1792 mit Sorge und Bedauern lebhafte Sympathien für die Revolutionsgedanken verspürt. Mittelpunkt dieser Bestrebungen aber war Mainz, wo sich Ende Oktober, unter Führung Georg Forsters, die „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit", im März 1793 der „Rheinische Nationalkonvent" bildete, der Forster als seinen Gesandten nach Paris schickte, worauf der Pariser Konvent am 30. März 1793 die Einverleibung des linken Rheinufers beschloß. Der Feldzug des Sommers 1793, die Rückeroberung und die ihr folgende Rückkehr der Kurfürsten von Köln und Trier brachte einen kurzen Rückschlag, aber schon im Herbst 1793 wurden Trier, Koblenz, Köln von den Franzosen genommen, 1794 Düsseldorf und Mannheim bombardiert und erobert — die Gemäldegalerien beider Kunstmittelpunkte wurden geflüchtet und sind von ihrer neuen Heimat München nie ins Rheinland zurückgekehrt, der zweite schwere Verlust eines einzigartigen Schatzes nach dem Raub der Palatina 1623. Die Düsseldorfer Kunstakademie verödete trotz der energischen und unermüdlichen Anstrengungen ihres Leiters Johann Peter Langer; die Mannheimer Kunst- und Wissenschaftsinstitute zerflatterten in alle Lüfte. In den Kreisen der rheinischen Republikaner blieben noch jahrelang die Hoffnungen auf eine selbständige cisrhenanische Republik, noch 1797 bildete sich die Partei der „Cisrhenanen", der auch der junge Koblenzer Joseph Görres, der für die Revolution begeisterte Deutsch-Italiener angehörte. Da erschien unter dem 4. November 1797, als Folge des Friedens von Campe Formio, das französische Gesetz über die Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich und die Einrichtung der vier Departements Roer, Rhein-Mosel, Saar und Donnersberg: Preußen und Österreich, die deutschen Großmächte, hatten den deutschen Westen preisgegeben.

Die zwei Jahrzehnte französischer Herrschaft in den Rheinlanden haben einen völligen Umsturz auf politischem und sozialem Gebiete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zur Folge gehabt. Mit einem Schlage wurde das bunte Kartenbild vereinfacht, verschwanden die morschen geistlichen Kurfürstentümer und andere klerikalen Herrschaftsgebilde, die reichsritterschaftlichen Zwergstaaten, die abgestorbenen Reichsstädte, all die nahezu 200 Territorialgewalten, die Macht und politischen Einfluß des Rheingebiets vernichtet hatten. Der alte Ständestaat stürzte in sich zusammen, seit 1804 wurden die Feudalrechte ausnahmslos aufgehoben, Gewerbefreiheit und bürgerliche Gleichheit, Einheitlichkeit der Rechtspflege und Schwurgerichte, einheitliche Münze und Maße, Steuern und Zollsätze eingeführt, seit 1803 der Besitz der geistlichen Hand, ein gutes Drittel des Landes, säkularisiert und zu freiem Verkaufe an freie Bürger und Bauern gestellt. So wurde zahlreicher freier Besitz geschaffen, Macht und Geltung des Bürgertums vermehrt, dem Handel ein lebendiger Aufschwung gegeben. Die Rheinlande haben diese radikale Reinigung ihres Daseins von all den Überbleibseln abgelebter Vergangenheit, von all den Folgen der unseligen Territorialherrschaft aufs angenehmste empfunden und diese Errungenschaften ihres neuen Zustandes in der Zukunft zäh und trotzig verteidigt. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß der napoleonische „Code civil", das neue Gesetzbuch des Kaiserreichs, zum großen Teile altfränkisches, germanisches Recht, germanische Rechtsgrundsätze wie den der mündlichen Verhandlung und der Schwurgerichte in sich enthielt, so daß die Rheinlande hier altes, ins westfränkische Gebiet verbrachtes Erbgut zurückerhielten.

Neben diesen unleugbaren Vorteilen aber stehen Schäden schlimmster Art. Schon am 30. März 1798 erhebt eine Verordnung das Französische zur alleinigen Amtssprache; das Deutsche wird aus dem Behördenverkehr völlig ausgeschaltet. 1798 werden die Universitäten Köln, Bonn, Mainz und Trier aufgehoben; als rheinische Bildungsstätten verbleiben allein das nahezu abgestorbene Duisburg und das jesuitisch verstumpfte Heidelberg. Französische Zentral- und Sekundärschulen mit öde mechanisiertem Unterricht treten an die Stelle. Hand in Hand mit der Säkularisation des kirchlichen Besitzes geht ein ungeheurer Kunstraub, eine barbarische Verschleppung und Zer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

störung der edelsten rheinischen Kunstschätze, die freilich ungewollt doch ein Gutes gehabt hat, da Patrioten wie Wallraf und die Boisserées auf diesem Trödelmarkt ihre reichen Schätze sammelten und das bisher im Dunkel der Kirchen und Abteien Schlummernde zum Besitztum der deutschen Nation machten, die rheinische Kunst der Vergangenheit erst wieder entdeckten. Burgen und Schlösser, Klöster und Kirchen wurden zerstört, auf Abbruch verkauft; ins kurfürstliche Schloß zu Bonn wurde eine Rübenzuckerfabrik, nach Schloß Poppelsdorf ein Militärlazarett gelegt, zahlreiche Kirchen in Fabriken umgewandelt. Dazu kam die fürchterliche Waldverwüstung, die ältesten Eichenwälder der Rheinlande wurden umgelegt, wertvollste Bestände verschleudert, den schäbigsten Spekulanten, eingewanderten Franzosen und deutschen Überläufern für ein Spottgeld in die Hände gespielt, Gebirgsflächen mit einem auf Generationen sich erstreckenden Land- und Klimaschaden entwaldet. Die ganz zentralisierte Verwaltung hatte keinen Sinn für das Volk, war auf Pariser Weisungen eingerichtet, die ihrerseits allein auf die Finanz- und Rekrutierungsbedürfnisse der dauernden Kriege des Imperators zielten. Die Kehrseite der politischen Flurbereinigung wurde immer deutlicher: wohl waren die nahezu 200 Einzelherrschaften beseitigt, aber dennoch kein einheitliches Gebilde geschaffen, die Rheinlande vielmehr auseinandergerissen in das unmittelbar französische linke Ufer, das mittelbar französische Großherzogtum Berg, die willenlosen Rheinbundstaaten, Herzogtum Nassau und Großherzogtümer Hessen, Frankfurt und Baden — immer noch sechs verschiedene Staaten mit ganz unorganisch bestimmten Grenzen. Die rechtsrheinische Kurpfalz mit Heidelberg war seit 1803 mit dem halb fränkischen, halb alemannischen Großbaden vereinigt und in ganz neue und ungewohnte Zusammenhänge eingefügt worden. Alle diese sechs Landesteile aber waren dem napoleonischen Geld- und Menschenbedarf in sklavischer Untertänigkeit ausgeliefert, Zehntausende rheinischer Söhne kämpften und starben für die französische Weltherrschaft auf den Schlachtfeldern Europas, in Spanien und Italien, im preußischen und österreichischen Kriege, an die 50 000 Rheinländer deckten die

Schlachtfelder und Eiswüsten Rußlands — der einzige Gewinn der napoleonischen Jahrzehnte, der Niederbruch der alten Feudalherrschaft, ist mit einem furchtbaren Blutzoll bezahlt worden.

Der deutsche Charakter der Rheinlande ist in diesen zwei Jahrzehnten keinen Augenblick ernstlich in Frage gestellt worden. Ein französisches Staatsgefühl hat sich in Bürger- und Bauerntum nicht entwickeln können. Sowohl die ererbte deutsche Art und Sprache wie das Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Volke blieb erhalten; hierbei spielte die Tatsache mit, daß die rechtsrheinischen Vasallenstaaten ja im Grunde ebenso „französisch" waren wie das einverleibte linke Ufer. Einzelne Bauernmeutereien erfolgten in der Eifel, im Hunsrück, im luxemburgischen Ösling. Bewußte Deutschtumspflege fand sich in Kreisen der größeren Städte, in Düsseldorf, Köln, Bonn; Bonn hat sich in besonderem Maße seiner vaterländischen Haltung während der Franzosenzeit gerühmt. Unter der Jugend der höheren Schulen bildeten sich Vereinigungen deutscher Art, Arndts völkische Schriften wurden gelesen, deutsche Dichter studiert. Das deutsche Theater blühte um diese Zeit in den Rheinlanden, die Dramen der deutschen Klassiker wurden aufgeführt, Mozarts Musik fand ihre Pflege, bis schärfere französische Maßnahmen seit 1811 diese Tätigkeit unterbanden. Es ist kein Zufall, daß das erste rheinische Musikinstitut 1808 in Koblenz gegründet wurde. Es ist ebensowenig ein Zufall, daß eines der bedeutendsten Ereignisse der rheinischen Geistesgeschichte, die *Wiedergeburt der rheinischen Volksbühne*, des *Kölschen Hänneschentheaters*, mitten in die Fremdherrschaft fällt. Es ist, als ob gerade die breiten Volksmassen sich ihre eigene Welt inmitten der artfremden Strebungen neugeschaffen hätten.

Christoph Winters, 1772 in Bonn geboren, heiratete 1800 in Bonn die Lothringerin Elisabeth Thierry gegen den Willen ihrer Eltern; mit dem erlernten Schneiderhandwerk vermochte er sich im verarmten Rheinlande nicht mehr zu ernähren, das erste Kind war unterwegs — da verfiel der findige Kopf im Jahre 1802 auf den Gedanken, durch Puppenspiele seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Er war nicht der einzige, der damals in Köln auf diesen Gedanken kam; fast

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gleichzeitig mit ihm entstand die Puppenbühne von Joseph Spiegel, die im Wettbewerb mit der Winterschen unterging und mit dieser verschmolzen wurde. Winters' Verdienst war es, daß er seine Bühne ganz volkstümlich schuf und die Gestalten rheinischen Volkshumors neu belebte. Die Überlieferung, auf die er zurückgriff, ist, wie in den früheren Kapiteln ausgeführt, nur zu ahnen. Wenn die Wintersche Bühne noch lange Zeit im Volksmunde als „das Kreppchen" erschien, so deutet diese Bezeichnung auf die alten „Krippen", die Weihnachtsspiele mit ihrem volkstümlichen Untergrunde, ohne daß wir im einzelnen die Zusammenhänge klären können. Winters' Puppenspiel ist ungemein lebendig: der Spieler bewegt seine Puppe am Führungsdraht und spricht zugleich ihre Rolle, Bewegung und Wort gehen fließend ineinander über; die Schauspieler sind mit ihren Puppen geradezu verwachsen und bringen so eine überaus lebensvolle Darstellung zustande. Dazu kommen die beständigen Anrufe ans Publikum, das sich seinerseits mit Zurufen, Witzen, Lob und Tadel an der Aufführung beteiligt und die schlagfertigsten Antworten erhält. Lieblinge des Publikums sind all die Angehörigen der kölnischen Volks- und Bauernsippe: in erster Linie das *Hänneschen*, die Verkörperung des kölnischen Jungen in seiner Geriebenheit, Weltläufigkeit, witzigen Schlagfertigkeit, seiner naiven Offenheit und köstlichen Geradheit, die kühn und unbekümmert durch alle Gefahren geht, den guten Menschen hilft und ihre Sache beglückend zum Siege führt; die kölsche „Rabau" in ihrer Idealisierung, herzerfrischend naturwahr und unsentimental froh und keck, eine Prachtgestalt der rheinischen Volksbühne. Von ihm gehen die stärksten Wirkungen aus, so etwa, wenn er im „Zauberer Tartüffel" die verzauberte Schlange durch einen Kuß erlösen soll und sich immer wieder nicht entschließen kann, worauf er dem lachenden Publikum zuruft: „Ihr hat jod laache! Kut ens erop un bützt dat Dier op sing Schlawwerschnüss!" In erster Linie stehen ferner, da Hänneschens Vater *Steffen* bald zurücktritt, die Großeltern: *Besteva* (Bestevader, Großvater) und die Bestemo (Bestemoder, Großmutter), *Marizebill* (Marie Sibylle), Typen der kölnischen Kappesburen (Kohlbauern), der in den länd-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichen Außenbezirken an den Toren wohnenden, die Stadtmärkte versorgenden Gemüsebauern, deren gewohnte Tracht genau übernommen wird. Dazu kommen die Nachbarn *Tünnes* und *Dores*. Tünnes' Frau *Annekatring*, das nach Köln verschlagene ländliche Dienstmädchen Jungfer *Drückchen* (Trudchen), Hänneschens Braut *Bärbel*, die schnippische Tochter Tünnes', der Bauernwirt *Peter Mehlwurm*, der *Schulmeister*, der *Gendarm*, der *Jude* — ein ganzer ländlicher Bezirk mit all seinen Gestalten und Charaktertypen wird auf dieser kölnischen Volksbühne als lebensvolle Gemeinschaft hervorgezaubert und zu einer typischen Bedeutsamkeit erhoben. Diese rheinische Bauernwelt aber wird in den Zusammenhang ernster Stücke parodierend eingefügt, so daß sich die bezwingendsten Wirkungen urwüchsiger Komik ergeben.

Der Spielplan des kölnischen Hänneschentheaters greift überall ins ernste Drama, in Oper und Singspiel ein: da begegnen Schillers „Räuber" und „Tell", Shakespeares „Hamlet" und „Romeo und Julia", Kleists „Kätchen von Heilbronn" und Babes „Otto von Wittelsbach" mit einer Unzahl der verschiedensten Ritter- und Räuberstücke, dann Mozarts „Zauberflöte" und „Entführung aus dem Serail", Gretrys „Zemire und Azor" und Beaumarchais-Salieris „Tarare", Wiener Singspiele (Wenzel Müller usw.), Webers „Freischütz" und Lortzings „Zar und Zimmermann", Wagners „Lohengrin", wobei Hänneschen zum Knappen Telramunds gemacht wird. Die alten Volksbücher erscheinen mit Faust und Genoveva, Grisoldis, Magelone und Oktavian. Dazu eine Unmenge von Volkspossen, die auf den ältesten Bestand der Weltliteratur zurückgreifen; dabei treffen wir ebenso den alten Stoff vom „Maitre Pathelin" wie den des „Kaufmanns von Venedig". Aber auch heimischen Sagenstoffen begegnen wir wie Richmodis von Aducht, die Worringer Schlacht („Die Eroberung des Stadtschlüssels von Köln") mit den komischsten Anachronismen aus den 1830er Jahren: das Heer des Erzbischofs besteht aus den Bonner Husaren, der erzbischöfliche Befehlshaber trägt, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, die Rüstung Jans von Werth. „Die Stumme von Portici" wird als „Stumme von Portorico" persifliert. Der Gesamtbestand

der kölnischen Volksbühne an Stücken wird von ihrem besten Kenner und späteren Erneuerer Carl Nießen auf ein halbes Tausend im Laufe des 19. Jahrhunderts geschätzt, ein unverkennbares Zeichen, welcher Reichtum der Phantasie und schöpferischen Erfindung bei diesen trotz aller Anlehnungen durchaus eigenwüchsigen Stücken entfaltet worden ist.

Die Winterssche Volksbühne hat zu ihrem Teile dazu beigetragen, das deutsche Volksgefühl in der alten Reichsstadt zu erhalten. In ihren Stücken fiel so mancher satirische Hieb auf die französischen Verwaltungsstellen, witzige Gespräche mit Einquartierung suchenden französischen Soldaten mit Kauderwelsch und seinen komischen Mißverständnissen begegnen ebenso wie Spottlieder auf die fremden Herren in den so beliebten Gesangseinlagen. Die „Olympische Gesellschaft", von der noch die Rede sein wird, der Kreis der Patrioten um Wallraf, hat sich der Volksbühne in diesem Sinne angenommen, hat für sich selbst und mit Texten von Wallraf und De Noel Puppenspiele veranstaltet; De Noel hat für die Volksbühne gereimte Zwischenspiele und Prologe, auch kleine Scherzstücke geliefert; das Hänneschentheater erscheint somit als allgemein kölnische Angelegenheit, es wurde in den Dienst der stadtkölnischen Interessen eingespannt. Als 1817 der neuernannte Oberpräsident von Jülich-Kleve-Berg mit seiner Begleitung das berühmt gewordene Kölner Puppenspiel besuchte, wurde die Gelegenheit benutzt, ihm Kölns Wünsche bezüglich der rheinischen Universität nahezubringen; ein von De Noel gedichteter Epilog legt Besteva komisch-ernste Worte für die alte kölnische Universität in den Mund. Christoph Winters hat die von ihm gegründete Bühne von 1802 bis 1862, also volle sechzig Jahre geleitet und auf der Höhe gehalten; ihre Überlieferung ist bis auf den heutigen Tag bewahrt geblieben, weil sie im Volke selbst verwurzelt war.

In Köln sammelte sich ein ganzer Kreis konservativer stadtkölnischer Patrioten, Kunst-, Literatur- und Geschichtsfreunde in der *„Olympischen Gesellschaft"*. Ihr Haupt ist *Franz Ferdinand Wallraf*, der bedeutendste Kölner dieser Zeit, dessen Leben einen der bezeich-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nendsten rheinischen Lebensläufe darstellt. 1748 wurde Wallraf zu Köln geboren, als Sohn des Schneidermeisters Kaspar Wallraf aus der alten Patrizierfamilie der Wallraben und der Katharina Nettesheim, die ihre Ahnenreihe auf den berühmten Cornelius Agrippa von Nettesheim zurückführte. Seit 1766 besuchte er das älteste Kölner Gymnasium, das Montanum, wo er 1769 zum Lehrer aufrückte, nachdem er die Kölner Universität durchlaufen war. Offen hob er die Mißstände seiner Schule heraus und drang auf zeitentsprechende Reformen. Die gleiche entwicklungsfreudige Haltung zeigte er, als er 1781 Professor der Botanik in der medizinischen Fakultät der Universität und Leiter des Botanischen Gartens geworden war: sein Gutachten zur Kölner Universitäts- und Stadtschulreform blieb zum Schaden seiner Vaterstadt ohne Folgen. Neben den botanisch-medizinischen Vorlesungen hält er solche über Ästhetik in der philosophischen Fakultät, ein universaler Kopf mit umfassenden Bestrebungen. Eine Berufung nach der neuen fortschrittsfreudigen Universität Bonn zerschlägt sich; Wallraf ist und bleibt Kölner. Ganz seinen geistigen Bemühungen hingegeben, nimmt er 1792 die Priesterweihe im Dom. Im Dezember 1793 wird er zum Rektor seiner Hochschule gewählt; als solcher erlebt er im Herbst 1794 die Besetzung der Vaterstadt durch die Franzosen. Er verteidigt seine Hochschule, er verteidigt seine Heimatstadt, für die er die von den Franzosen angerufenen römischen Erinnerungen zu wecken versucht; 1785 schreibt er zusammen mit dem Bürgermeister J. N. Dumont die Denkschrift „Der Senat der Ubier oder der freien Stadt Köln an die Nationalversammlung der Franken", in der er die Verfassung von 1396, den Verbundbrief, als Muster einer demokratisch-freiheitlichen Verfassung zu erweisen sucht. Das alles hilft nichts: der alte Stadtstaat wird 1796 zertrümmert, Wallraf verliert im gleichen Jahre seine beiden Pfründen, die geldliche Grundlage seiner Professur, noch vor der offiziellen Abtretung des linken Rheinufers wird der Kölner Hochschule der Huldigungseid für die französische Regierung abverlangt. Wallraf als Rektor und die vier Dekane verweigern pflichtgetreu diesen Eid, worauf sie des Amtes enthoben werden, die Universität

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

am 28. April 1798, nach 410 Jahren des Bestandes, geschlossen wird. Ihr kümmerlicher Ersatz, die Zentral-, später Sekundärschule in französisch rationalistischer Art bietet ihm ein neues Amt in der Professur für Geschichte, später „belles lettres". Er übernimmt diese Professur, um seiner Vaterstadt beizustehen, weil er die Forderung des Augenblicks klar erkannt hat. Er wächst in diesen Jahren zum getreuen Hüter kölnischen und insgesamt rheinischen Volkstums auf: er rettet unzählige der von den Franzosen geplünderten und verschleuderten Kunstschätze, er bewahrt den zum Abbruch bestimmten Dom vor der Vernichtung, versteckt das Dombild Lechners in seinem Hause. Dies Haus am heutigen Wallrafplatz wird ein Museum, das bei seinem Tode am 18. März 1824 1616 Gemälde, 521 Handschriften, 488 Urkunden, 1055 alte Drucke und 13 248 neuere Bücher enthält, das Ergebnis liebevollsten Sammlerfleißes, zu dessen Erben er in seinem Testamente 1818 die Vaterstadt eingesetzt hat. Als Goethe und Stein ihre berühmte Rheinfahrt unternahmen, da kehrten sie im Wallrafschen Hause ein und verweilten Stunden in den unsagbar reichen Schätzen.

Jahrelang hat Wallraf unermüdlich für eine Erneuerung der kölnischen Universität gekämpft. Die Stadt Köln verstand es, die alten Fonds zu wahren, und sie bot immer wieder die Gelder an, die Hochschule wieder einzurichten. Wallraf hat eigene Gelder angeboten, hat Napoleon bei seinem doppelten Besuche in der alten Reichsstadt in erhabenen lateinischen Inschriften und Festgedichten beschworen — vergeblich, da die französische Verwaltung gerade das alte freiheitstrotzige Köln mit Absicht niederhielt. Der Wallrafkreis, die „Olympische Gesellschaft", hat alles daran gesetzt, die Voraussetzungen für eine neue Hochschule durch eine Versammlung bedeutender Geister zu schaffen. Von ihr unterstützt, hat sich *Friedrich Schlegel* von 1804 bis 1808 in Köln aufgehalten, wo er seine indischen Studien förderte und 1808 mit seiner Gattin Dorothea Veit im Dom zum Katholizismus übertrat. Die Brüder *Sulpiz und Melchior Boisserée* (1783—1854, 1786—1851), beide aus Köln, unterstützten die Rettungstat Wallrafs und bargen aus der Verschleuderung der Franzosen

ihre unerhört reiche Sammlung altdeutscher und niederländischer Gemälde. Mit einem Schlage war Köln eine Kunststadt geworden, ein Kreis bedeutender Männer schien sich zu sammeln — da zerrann die Hoffnung auf einen neuen schöpferischen Mittelpunkt rheinischen Geisteslebens. Schlegel folgte 1808 einem Wiener Rufe, die Boisserées verbrachten 1810 ihre Bildersammlung nach Heidelberg — später verkauften sie sie Ludwig I. für die Münchener Pinakothek, wo sie sich mit den Düsseldorfer und Mannheimer Flüchtlingen zusammenfanden. Der große Plan des Wallrafkreises war zerschlagen. Aber dieser Plan sowohl wie die Erneuerung der kölnischen Volksbühne zeigt die allseitige Kraft geistigen Widerstandes und deutschgesinnten Aufstiegswillens in der alten rheinischen Hauptstadt.

Es ist kennzeichnend, daß die fanatischen Vorkämpfer der französischen Revolution auf deutscher Seite keine Rheinländer sind: Georg Forster, der geächtet und verzweifelnd 1794 zu Paris starb, war Ostdeutscher, der unselige Eulogius Schneider, der um seines Radikalismus willen seine Bonner Professur (1788—1791) hatte verlassen müssen und 1794 in Paris unter dem Fallbeil endete, stammte aus dem fränkischen Wipfeld, das auch einen Konrad Celtis geboren hatte. Die Rheinlande stellen den unermüdlichen Bekämpfer der Revolution Goethe, den konservativen Volkstumshüter Wallraf und den von der Schwärmerei für die Menschheitsverbesserung zum Volkstumsgedanken sich hinentwickelnden Koblenzer *Josef Görres* (1776 bis 1848). Görres' wechselvolles und von zwei tiefeindringenden inneren Wandlungen beherrschtes Leben muß freilich immer unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden, daß er der Mischling zweier Völker war: sein Vater, der Floßschiffer und Holzhändler Moritz Görres, stammte aus altem rheinischem Bauerngeschlecht, die mütterliche Familie Mazza war aus der Lombardei eingewandet. In Görres kreuzen sich Deutschtum und Italienertum, typisch rheinische Eigenschaften erscheinen wie unorganisch vereinzelt und mit ungemäßen Charakterzügen verbunden; Leben, Entwicklung und Geistesart hat etwas Überspanntes und Unnatürliches, das im mittelfränkischen Geistesleben sonst in keiner Weise zu finden ist. Der Entwicklungs-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weg, den Görres genommen hat, fällt in entscheidenden Zügen aus dem Rheinischen heraus und hat auch zugleich so entscheidend auf rheinische Volksentwicklung eingewirkt, daß gerade die Gestalt Görres' zu einer der schicksalhaftesten der rheinischen Geschichte geworden ist.

Görres besuchte das Koblenzer Gymnasium, das einstmals ganz jesuitisch gewesen war, jetzt eine Pflanzstätte der Aufklärung darstellte. Schon in frühen Jahren begrüßte er die emporsteigende Sonne der Revolution, jubelte über die Rückeroberung von Mainz durch die Franzosen; als er die Schule verlassen hatte und in dem der Hochschulen beraubten Rheinlande keine Möglichkeit des Studiums sah — er hat nie eine Universität besucht —, stürzte er sich in das politische Leben, trat 1797 in den Freiheitsklub zu Koblenz, beteiligte sich führend an der Aufrufung der „Cisrhenanischen Republik" am 5. September 1797 und hielt am 14. darauf die öffentliche Weiherede beim Pflanzen des Freiheitsbaumes. Was er wollte, bezeugt seine erste Schrift von 1798 „Der allgemeine Frieden, ein Ideal" und seine im Februar 1798 beginnende politische Zeitschrift, das „Rote Blatt": eine allgemeine moralische Erneuerung der Menschheit, die Stiftung eines neuen Zeitalters, wo Gewalt und Unrecht, Despotie und Feudalismus, soziale und politische Unterdrückung, die Herrschaft jeglicher Unmoral zu Ende sei; er sah mit voller Ehrlichkeit in dem Jahre 1789 die Wende der Zeiten, den Anbruch einer gereinigten und veredelten Welt, im Franzosentum das Menschheitsvolk der Geschichte, in Frankreich den politischen Herrscher des neuen Weltalters. „Das Rote Blatt" verkündet diese Gedanken und bekämpft zugleich mit einer leidenschaftlichen Schärfe alle, die Mißbrauch mit diesen hohen Gedanken treiben: korrupte französische Verwaltungsbeamte und Kommissare, feile Nutznießer und Speichellecker des neuen Systems, die schmeichlerischen Kreaturen und den Ausverkauf der alten Macht schlau benützenden Spekulanten — der Schriftleiter des „Roten Blatts" hat mit schonungsloser Offenheit und kühnem Freimut die Sünden der französischen Verwaltung angeprangert, mußte sein „Rotes Blatt" bald einstellen und durch den „Rübezahl" ersetzen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wurde im November 1799 zu drei Wochen Gefängnis verurteilt und damit nach 1½jähriger Tätigkeit mattgesetzt. Gleich nach Verbüßung seiner Haft geht er als Beauftragter seiner Heimatstadt, zusammen mit Vitzthumb und Eickmeyer nach Paris, um dort die Beschwerden über die französische Verwaltung persönlich vorzubringen und die endgültige Einverleibung und rechtliche Anerkennung der bisher nur „besetzten" Gebiete zu betreiben. Dieser Winter 1799—1800 wird für ihn zur inneren Wandlung. „Erst sechs Tage bin ich hier", schreibt er aus Paris am 27. November an seine Braut Katharina von Lassaulx, „und schon gesättigt bis zum Überdrusse mit all den Herrlichkeiten dieses mit Blumen überwachsenen Sumpfes. Das sind meine Menschen nicht, die hier ihr buntes Charivari treiben, da ist keine Saite meines Wesens, die mit den ihrigen zusammentönte; mögen sie besser sein als ich, ich mag sie nicht." Es ist die klare Erkenntnis *völkischer Wesensverschiedenheiten*, die hier in ihm aufbricht; Herdersche Gedanken von der *Eigentümlichkeit* einer jeden Volksart, vom arthaft besonderen *Volksgeist* gewinnen in ihm die Herrschaft und bestimmen von nun an sein Denken. Der Traum des selbständigen Rheinlands ist ausgeträumt, die Tatsache der französischen Überlegenheit auf politischem und militärischem Gebiete steht fest — der deutsche Kulturgedanke muß gleichwohl aufrechterhalten werden, denn *nur von ihm aus*, nicht vom Franzosentum her, können die Aufstiegsziele der Menschheit erreicht werden. Diese „Resultate meiner Sendung nach Paris", wie die Bekenntnisschrift von 1800 lautet, bringen ihn dazu, im Februar 1800 die Professur für Physik und Naturgeschichte an der Sekundärschule zu Koblenz anzunehmen, so wie Wallraf als Sekundärschulprofessor in Köln sich in den Dienst seiner Heimat stellte. Ästhetik, Geschichte, Philosophie, Religion, Naturwissenschaft, Medizin sind die Gegentsände umfassender Studien, die er unter dem Einflusse des deutschen Idealismus, im besonderen Schellings treibt; 1801 erscheinen die „Aphorismen über Kunst", 1802 die „Aphorismen über Organonomie", 1805 die „Exposition der Physiologie", die in vielen Dingen auf Paracelsus zurückgreift und damit die alte Linie rheinischer Naturmystik erneuert, 1805 „Glauben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Wissen" mit der ausführlichen Begründung der Duplizität in Geschichte und Leben. Überall werden die Grundbegriffe organisch-idealistischer Weltbetrachtung angewandt: Polarität, Metamorphose, den polaren Gegensatz überwindende und versöhnende Einheit; eine gewisse Überspannung, ein unnatürlich ekstatisches Tothetzen der Ideen ist dabei nicht zu verkennen. Goethes satirisches Wort, in den „Aphorismen über Organonomie" verrate sich mehr Organonomie, hat eine tiefe Wahrheit.

Im Jahre 1806 geht Görres als Privatdozent an die Universität Heidelberg; zwei Jahre, 1806—1808, dauert seine dortige Tätigkeit. Er tritt in den Kreis der *Heidelberger Romantik*, der *Volkstumsromantik*, mit der die Rheinlande der romantischen Bewegung ihren bedeutsamen Beitrag geschenkt haben. Auch hierin offenbart sich in der unverkennbarsten Weise die eingeborene Geistesart der fränkischen Rheinlande: sie haben an der Frühromantik der Schlegel, Tieck, Novalis nicht den mindesten Anteil genommen, das Geistesspiel eines Friedrich Schlegel ist ihnen fremd geblieben; sie treten erst auf den Plan, als der Volkstumsgedanke sich entscheidend durchzusetzen beginnt, dann aber greifen sie bestimmend ein. Heidelberg war im Jahre 1802 mit der Auflösung der alten Kurpfalz an Baden gefallen; die von den Jesuiten völlig heruntergewirtschaftete, zur Bedeutungslosigkeit entartete Universität wurde 1803 durchgreifend neugestaltet. Eine Anzahl hervorragender Namen trug die neue Blüte der Hochschule, der Jurist Thibaut, der Theologe Karl Daub, der 1805 berufene, aus Marburg gebürtige Philologe Georg Friedrich Creuzer, der in seiner „Symbolik und Mythologie der alten Völker" 1810 den orientalischen Ursprung der griechischen Religion, richtiger gesagt die orientalische Urreligion als Quelle aller Religionen zu erweisen suchte. Im gleichen Jahre 1805 berief der Großherzog von Baden den alten Johann Heinrich Voß mit einem Ehrengehalt nach Heidelberg; 1807 entwickelte sich dann der aufsehenerregende Kampf zwischen Voß auf dieser, Creuzer und seinen romantischen Freunden auf jener Seite um die Deutung der Antike. In den Jahren 1804 bis 1808 sammelt sich in Heidelberg ein Kreis von Romantikern:

Arnim, Brentano, Görres, die ihrerseits im Briefwechsel und beständigem Austausch mit den Brüdern Grimm stehen, dann der junge Eichendorff als Heidelberger Student, Otto Graf von Loeben als sein Freund und Begleiter. Von den Professoren stehen Creuzer und Daub in enger Verbindung mit diesem Kreise; Karoline von Günderode in Frankfurt, die mit Creuzer in einer tragisch tiefen Liebesbeziehung Verbundene, schließt sich an.

Die Rheinländer dieses Kreises sind Görres und Brentano; der Frankfurter Savigny, der damals an der Universität Marburg wirkte, gehört in den geistigen Umkreis; die Brüder Grimm, hessischer Herkunft, sind durch ihren Geburtsort Hanau dem rheinischen Raume eng verbunden. *Clemens Brentano* (1778—1842) stellt in seltsamer Doppelheit der Fälle die zweite deutsch-italienische Blutsmischung der Romantik dar, und hier wie bei Görres offenbart sich der gleiche Tatbestand: typisch rheinische Eigenschaften in einer absonderlichen Vereinzelung, Entstellung und Verzerrung. Es ist für die rheinische Geistesgeschichte nicht nur dieser, sondern vieler folgender Jahrzehnte schicksalhaft geworden, daß ihre beiden namhaften Vertreter ihr Wesen nicht klar und rein, sondern in einer unnatürlichen Verschiebung und Übersteigerung zum Ausdruck bringen.

Zu Azzano bei Tremezzo am Comersee steht das Stammhaus der lombardischen Familie Brentano, aus der Peter Anton Brentano nach Frankfurt am Main einwanderte, es als Großkaufmann zu Reichtum und bedeutender Stellung brachte. Aus seiner zweiten Ehe mit der blutjungen Maximiliane von Laroche, der Tochter der Sophie Laroche und Jugendfreundin Goethes, entsproß eine Anzahl hochbegabter schöner Kinder, in denen das Wesen des Vaters und der Mutter sich seltsam gemischt hat. Clemens Brentano ist 1778 zu Ehrenbreitstein im großelterlichen Hause geboren worden; zwei Jahre später kam *Bettina Brentano* (1785—1859) in Frankfurt zur Welt; auch die Geschwister Christian und Ludowika sind schriftstellerisch tätig gewesen. Schon die Kinderzeit hat manche Bitternis und Kümmernis über den weich empfindlichen, träumerisch versonnenen Clemens gebracht: Streit mit dem strengen Vater, darum

Schulzeit außer dem Hause bei einer Tante in Koblenz, später in Mannheim; Ferienwochen im Vaterhaus, dem „Goldenen Kopf" in der Großen Sandgasse, trösteten ihn mit der leidenschaftlichen Liebe zur schönen Mutter und der verständnisvollen Freundschaft der Frau Rat Goethe. 1793 starb die von ihren Kindern vergötterte Maximiliane Brentano; 1794 wurde Clemens von seinem Vater als Kaufmannslehrling zu einem Geschäftsfreunde nach Langensalza getan. Hier wie bald darauf im väterlichen Geschäft machte er sich durch lose Streiche, satirische Zeichnungen auf Geschäftsbriefen und dergleichen, unmöglich. Da starb 1797 der Vater, der 1795 ein drittes Mal geheiratet und Kinder erzeugt hatte. Der Weg war frei für das ersehnte Studium. 1797 geht er auf die Universität Halle, 1798 nach Jena. Der Jenaer Romantikerkreis wird für ihn entscheidende Anregung; von den Schlegels, Tieck, Fichte, Schelling geht er aus; die Liebe zu der Professorenfrau Sophie Moreau wird das Schicksal seines Lebens. Hier beginnt er seinen „verwilderten Roman" „Godwi" 1800, das erste dichterische Zeugnis seiner Wesensart.

Es ist ein Selbstbekenntnisbuch, der unverstellte Aufschrei einer gequälten Seele, die Briefe und Gespräche eines am Leben Leidenden, kein „Roman", sondern eine lyrische Symphonie in klingenden Tönen, bei der das musikalisch empfundene Wort immer wieder ganz natürlich in die gebundene Rede übergeht. Es ist Brentano selbst, der hier spricht, und so erzählt er denn, in den Briefen des Antonio Firmenti an den Vater Godwis, seine verkümmerte und geängstigte Kindheit; aller Schatten fällt auf den Vater, alles Licht auf die vergötterte Mutter, und doch macht er ihr den Vorwurf, daß sie ihn für die Wirklichkeit verzärtelt habe: „So umfaßte die Mutter den Sohn mit doppelter Liebe, da sie ihn lieben und schützen mußte, und legte in seinem Herzen dadurch den Grund zu der *wunderbaren Leidenschaftlichkeit seines Gemüts*, die die Wirkung des wirklichen Lebens auf ihn so rauh und schmerzlich machte." „Wer das Haupt im Himmel trägt," heißt es an anderer Stelle, „dem verwelket das Herz in der drückenden, niederen Sphäre." Brentano hat sich selbst klar erkannt

und schildert sein Wesen mit der unbestechlichen Blickschärfe eines Fremden:

„Es ist wunderbar und macht mich immer für meine Nebenmenschen in der Gegenwart unnütz, daß ich *nie eine Sache an sich selbst betrachte, sondern immer im Bezuge auf etwas Unbekanntes, Ewiges;* und überhaupt kann ich gar nichts betrachten, sondern ich muß drinnen herumgehen, denn auf jedem Punkte möchte ich leben und sterben, der mir lieb ist, und so komme ich dann nimmer zur Ruhe, weil mit jedem Schritte, den ich vorwärts tue, der *Endpunkt der Perspektive einen Schritt vorwärts tut.*"

„Unsteter Sinn, der ewig nach der Fremde strebt": es ist die Sehnsucht nach selbsteigenem Leben, das sich selber fühlt, aus sich selber lebt und genießt, in dem die großen Allkräfte der Harmonie und Einheit wirksam werden, ein überströmend reiches und volles Leben, das die ganze tiefe Menschlichkeit, Gefühle und Leidenschaften bejaht und zur Entfaltung bringt, ein ganz von innen, nicht von außen her bestimmtes Leben — „Wann werden wir ewig unveränderlich, nackt und vollkommen die schönste Vollendung unserer Eigentümlichkeit sein? wo kein äußeres Zeichen mehr unsere Ordnung bestimmt, sondern wir selbst ein einziges, unteilbares Zeichen für unser höchstes Dasein sind?" Aber gerade hier meldet sich die schmerzliche Zerrissenheit irdischen Lebens, der Zwiespalt zwischen Wille und Handlung, Sehnsucht und Gestalt, das niederdrückende Gefühl, an der Harmonie des Alls keinen Anteil zu haben, das unerfüllte Verlangen, das sich an den Schranken des wirklichen Lebens bricht, das Gefühl der Verlassenheit, das den zu höchst Empfindenden beschleichen muß.

„Ein ewger Streit von Wehmut und von Kühnheit,
der oft zu einer innern Wut sich hob,
ein innerliches, wunderbares Treiben
ließ mich an keiner Stelle lange bleiben."

Gerade im höchsten Gefühle bricht sich die Verzweiflung Bahn; die Welt erscheint als ein Kerker der sehnenden Seele:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Der Mensch ist das Höchste nicht im Dasein, sonst wäre keine Mühe in ihm und keine Stufung der Vollkommenheit: der Mensch ist nicht frei, er könnte sonst nicht wieder zurück ins enge dunkle Haus . . . Gefangen sind wir, wie das Weib, das ewig nach den Schmerzen der Geburt sich gerne wieder zum Werke der Lust hinwendet, gefangen sind wir, wie Leichtsinn und Schwermut, zwischen Schmerz und Lust, und die Freiheit besteht in der Wahl zwischen zweien, wo uns das eine schon so ermüdet, daß wir das andere gern ergreifen — und was ist endlich die heiligste, stolzeste philosophische Ansicht als die Krankheit der Flamme, die zu verlöschen droht, um sich selbst zu sagen: ich bin das Licht und entzünde alles."

Schwere Träume ängstigen den ruhelosen Schlaf des Lebens; Glück liegt nur in der kindlichen Unbewußtheit, im einfachen, selbstgenügsamen Leben im Schoße der Natur. Die von Godwi geliebte Ottilie ist der Genius der schlichten, in sich befriedigten Natürlichkeit: „Sprich nie von ihr", schreibt Godwi an seinen Freund Römer, „denn auch der Wahrste lügt, will er mit Worten, was er fühlet, sagen, und nur die Äußerung ist wahr, die unvermutet und unverschuldet aus der Tiefe steigt." In diesem Zusammenhange steht das bedeutsame Wort: „Es ist mir, als *sei der Genius der höchsten Kultur auch derselbe der einfachsten Natur*", ein Wort, das den im Jenaer Kreise der Karoline Schlegel vielverspotteten Brentano von der Frühromantik trennt und seine Entwicklung zur Volkstumsromantik begreifen läßt. Vor seinen Augen steht das Ideal des gestaltungsmächtigen Dichters, der Natur und Kultur zur höchsten Einheit schafft: „Nur der Größte und Gesundeste und Freudigste kann ein großer Dichter werden, der alles dichtet, denn wem die Macht der Ausübung und des Stoffes, das Leben und der Genuß im vollen blühenden Gleichgewicht stehen, der wird und muß ein Dichter werden." Es ist das Idealbild Goethes, das hier gezeichnet wird. Er selbst ist dieser ideale Dichter nicht, ihn wirft der Zwiespalt umher, er formt nicht, sondern er wird geformt; abermals spricht er eins seiner hellseherisch selbsterkennenden Worte: „*Bin ich doch selbst ein Gedicht und meine ganze Poesie.*" Romantisch, so formuliert Brentano im „Godwi", ist

alles, was als Mittler zwischen das Auge und den Gegenstand tritt; das Romantische ist also eine Perspektive, die Farbe des Glases, welche die Gegenstände verändert; die Romantik ist ein Farben- und Tönespiel der fühlenden, tönend bewegten Seele, in der die Welt verwandelt widerklagt, das Ewige abspiegelnd und sinnbildhaft bezeichnend.

Die genaue Analyse dieses Jugendromans war nötig, da in ihm der ganze Brentano zu fassen ist, der ewig ruhelose, unerfüllte Geist, in dem rheinische Naturliebe, rheinische und italienische Phantasie, rheinische und italienische Musikalität — jede in ihrer Art verschieden — mit südlicher Leidenschaftlichkeit zu einem sonderbaren, seinen Träger beängstigenden Gemisch verbunden sind. In diesem Menschen mit dem südlich braunen Antlitz, dunklen Augen und Haaren wohnt eine kindhafte Einfachheit — er ist sein ganzes Leben lang ein Kind geblieben — mit einer ekstatischen Phantasie, ein innig reines Glücksverlangen mit einem tiefen Ruhebedürfnis, ein starker Genußtrieb mit einer überirdischen Sehnsucht zusammen. Wenn die deutsch-italienische Blutmischung schon bei dem härteren Görres zu einer unseligen Übersteigerung und Unausgeglichenheit geführt hat, so führt sie bei Brentano zu einem tragischen Lebenszwiespalt, für den die Harmonie ein unerfüllbares Ideal blieb. All seine Dichtung ist die Poesie seiner selbst, ein unablässig fortschwingendes Lied, ein beständiger Übergang von der „Prosa" in die Poesie und von der Poesie in die „Prosa", denn beides ist eins und dasselbe, ein Ineinander von Klängen, wo die Worte mehr Gesang als Begriff sind und sich mit einer unerhörten Leichtigkeit aus der Seele hervorsingen, weil sie nicht zur Gestalt dienen, sondern am Faden der unendlichen Melodie wie von selbst aneinandergesponnen werden. Brentanos „Godwi" ist Musik wie seine Lyrik, seine Märchen, seine „Romanzen vom Rosenkranz", sein Drama „Die Gründung Prags" 1813, seine Novellen wie die in Schicksalsdüsterkeit ersterbende „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl" 1816. Musik ist auch das Lustspiel „Ponce de Leon", das er auf Goethes Preisausschreiben eines Intrigenstückes im November 1800 hin als Göttin-

ger Student 1801 gedichtet hat und das ohne Preis mit einigen tröstenden und obenhin anerkennenden Zeilen Goethes zurückgesandt wurde. Musik ist seine Rheindichtung, mit der er auf die Zukunft der rheinischen Dichtung einen unermeßlichen Einfluß geübt hat, denn von seiner Dichtung und ihren bezaubernden Klängen geht eigentlich erst jene „Rheinromantik" aus, die für Jahrzehnte, weit ins 18. Jahrhundert hinein bestimmend gewesen ist.

Der an den Rhein versetzte „Godwi" beschwört in seinen klangvollen Worten die Seele einer unvergleichlichen Landschaft:

„Ich saß höher, als der höchste Berg der Gegend, auf der Spitze eines jungen Baumes, den eine mutige Hand in die höchsten Trümmer eines zerstörten Turmes gepflanzt hatte, über Untiefen von Wald, die wie Katarakte und stürmende Heere unter meinem Blicke auf und nieder stürzten, brauste der herrliche Fluß des üppigen Friedens und der trotzigen Ruhe. Ringsum weit die Städte und Flecken hingesät, viele tausend Blicke auf meinen Standpunkt gerichtet, in tiefer Einsamkeit, Vor- und Nachwelt um mich aufgelöst in ein unendliches Gefühl des Daseins ... Meine Begierde war Schweben, und ich sah mit gefährlichem schwindelnden Neide den wilden Tauben nach, die sich freudig hinabstürzten, wo der Rhein den Fuß der grünen Berge küßte, deren Häupter von seiner rauschenden Umarmung trunken zu drehen schienen, und es war mir, als walle die Seele des kräftigen Stromes herauf durch die Adern des Berges wie warmes, lebendiges Blut, und der Boden lebe unter mir, und alles sei ein einziges Leben, dessen Pulsschlag in meinem Herzen schlage."

In diesem Sinne, im Mitgefühl der höchsten Lebenskraft der Rheinlandschaft, hat Brentano ein Rheinbild geschaffen, das für die Folgezeit richtunggebend geblieben ist. Da erklingt seine Ballade von der „Lore Lay", erklingen seine Rheinlieder, die in die „Rheinmärchen" eingewoben sind, den schönsten, den deutschen Teil seines aus Deutschem und Italienischem gemischten Märchenwerkes. Dies Märchenwerk ist sein Eigenstes, die Blüte seiner phantastisch improvisierenden Dichtung, den Kindern erzählte, von Mund zu Ohr hingeschaffene Klang- und Gefühlsgebilde, in denen das Schlicht-Kindliche der Bren-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tanoschen Seele sich in kennzeichnender Weise mit dem Üppig-Phantastischen, dem Satirischen, der Selbstparodie vermählt — die Brüder Grimm haben in diesen Umbildungen volkhafter Erzählungen ihr Ideal der Naturdichtung verraten gesehen. Brentano hat als erster den Märchenschatz von Basiles „Pentamerone" (in venezianischer Mundart 1634—1637), von dem er die wertvollsten Ausgaben besaß, entdeckt und in seinen italienischen Märchen benutzt. Seine „Rheinmärchen" sind ein Feuerwerk der Phantasie, eine Symphonie aus allen lyrischen Klängen, die immer wieder auf den alten Fluß der deutschen Geschichte zielen: „Nun gute Nacht, mein Leben, Du alter, treuer Rhein!" Oder in der „Rückkehr an den Rhein":

O willkomm, willkomm, willkommen!
Wer einmal in dir geschwommen,
wer einmal aus dir getrunken,
der ist Vaterlandes trunken.

Ström' und Flüss' hab ich gesehen,
reißend, schleichend durch das Land,
aber keiner weiß zu gehen
herrlich so durchs Vaterland.
O willkomm, willkomm, willkommen!
Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister,
Erzmundschenk und Küchenmeister!

Im Jahre 1803 gelang es Brentano, die nunmehr geschiedene Sophie Moreau zu gewinnen; mit seiner Frau zog er 1804 nach Heidelberg, Arnim folgte ihm. Es kommt die glücklichste Zeit seines Lebens trotz aller Unruhe dieser von Leidenschaft aufgewühlten Liebesehe. Mit vollen Händen greifen Arnim, Brentano, nach ihnen Görres in den Schatz der alten Volksdichtung. Im Jahre 1805 erscheint der erste Band von „Des Knaben Wunderhorn", wie Arnim und Brentano ihre umfassende Sammlung der alten deutschen Volkslieder benennen, 1808 der zweite und dritte Band. 1807 veröffentlicht Brentano seine Bearbeitung von Jörg Wickrams Roman „Der Goldfaden"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit der bezaubernden Wiedergabe des kindlich schlichten Erzählstiles, Arnim 1809 seinen „Wintergarten" mit der Erneuerung alter deutscher Romane und Novellen. 1807 erscheint Görres' Schrift über „Die teutschen Volksbücher", die er in der grundsätzlichen Einleitung als „den stammhaftesten Teil der ganzen Literatur, den Kern ihres eigentümlichen Lebens, das innerste Fundament ihres ganzen körperlichen Bestandes" bezeichnet — eine „*Volksliteratur*", die sich auf „einen inwendigen Geist in allen Ständen wohnend und gleich einem schlackenlosen Metallkönig durch alle Verunreinigung von Zeit und Gelegenheit durchblickend" stützt. Wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, fordert Görres, „daß im allgemeinen Gedankenkreise die untersten Regionen auch etwas gelten und bedeuten möchten und daß der große Literaturstaat sein Haus der Gemeinen habe, in dem *die Nation sich selbst unmittelbar repräsentiere*". Viele aufeinanderfolgende Generationen haben diese Volksbücher sanktioniert, sie haben den Besten wohlgefallen, alle haben nach ihnen verlangt, sie sind die einzige Geistesnahrung der unteren Schichten, aber sie wirken durch die Jugend auch auf die höheren ein, denn die Jugend saugt aus ihnen die Begeisterung, die sie oft für ihr ganzes Leben trägt — Görres weiß die nationale Bedeutung der Volksbücher nicht hoch genug darzustellen, so wie er Volkslied, Sage, Märchen in den gleichen Rang erhebt. Noch viele Jahre betrieb er Studien zu einer allgemeinen, im besonderen germanischen Sagengeschichte, verfolgte er den Plan einer deutschen Stammeskunde, in der er die Charaktere aller deutschen Stämme, ihre Eigenheiten und Gebräuche zu schildern gedachte; 1817 erschien, als letzte Frucht seiner germanistischen Studien, die Sammlung „Altteutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek", eine freilich oft unzuverlässige Wiedergabe auch aus jenen Handschriften der ehemaligen Palatina, die von Napoleon nach Paris geraubt worden waren und von dort 1815 statt nach Rom nach Heidelberg zurückkehrten.

1812 trat der erste Band der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen" an die Öffentlichkeit, das Gemeinschaftswerk der zu Hanau

geborenen hessischen Brüder *Jakob und Wilhelm Grimm* (1778 bis 1863, 1786—1859), die ihr umfassendes germanistisches Werk zum großen Teile in gemeinsamer Arbeit geschaffen haben; selbst bei den getrennt erschienenen Schriften liegen gemeinsame Studien, gemeinsames, brüderlich ausgetauschtes Material zugrunde — im Vorwort zum „Deutschen Wörterbuch" von 1854 hat Jakob Grimm es im Hinblick auf diese gemeinsame Arbeit bedauert, daß der Dualis aus der deutschen Sprache verschwunden sei. Das gesamte Werk der Grimms gilt der Rettung alten Volksgutes: der Märchen, Sagen, Lieder, der alten Volksrechte (Weistümer), der Mythologie und der Sprache überhaupt. Es gilt im höheren Sinne der *Rettung und Erneuerung der Idee des Volkes*. Wenn Jakob im Alter von sich sagte: „Alle meine Arbeiten wandten sich auf das Vaterland, von dessen Boden sie auch ihre Kraft entnahmen", so ist Vaterland und Volk für ihn das Gleiche, das Volk als Begriff des Edelsten aus allen Volksschichten ist und bleibt für ihn der heimische Boden, dem alle ihre Arbeit galt. Volk ist Ehre und Freiheit, Treue und Wahrheit, Reinheit und Innigkeit; Volk bedeutet alles Natürliche, Unverstellte, Wirklichkeitsechte. Mehr noch, es bedeutet eine höhere Wahrheit in Gefühl und umschmelzender, aber lebensnaher Phantasie: Sage des Volkes ist höhere Geschichte, Geschichte in einem lebendigeren Sinne, „als die *Bewahrerin alles Herrlichen und Großen*, was unter dem menschlichen Geschlechte vorgeht, und seines Siegs über das Schlechte und Unrechte — damit jeder Einzelne und ganze Völker sich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, beraten, trösten, ermutigen und ein Beispiel haben." Sage ist Geschichte außerhalb aller rationalen, politischen oder juristischen Berechnungen, Geschichte als hohe und erkräftigende Lebensmacht; alle naturhafte Poesie ist im Kern Sage und darin „lebendige Erfassung und Durchgreifung des Lebens". Auf dem Gegensatze von Natur- und Kunstpoesie bauen die Brüder Grimm ihr Lebenswerk auf: in jener volkhaften Naturdichtung geben „die Taten und Geschichten gleichsam einen Laut von sich, welcher forthallen muß und das ganze Volk durchzieht; unwillkürlich und ohne Anstrengung, so treu, so rein, so unschuldig werden sie behal-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ten, allein um ihrer selbst willen, ein gemeinsames teures Gut gebend, dessen ein jeder teilhabe". Auch hier, wie in Görres' Volksbücherabhandlung, ist es der Gemeinschaftscharakter der Dichtung, der als höchste, fruchtbarste, die Volkseinheit sichernde Form hervorgehoben wird.

In der sachverbundenen, schlichten, ehrlichen Arbeit der Grimms hat der Volksgedanke der Heidelberger Romantik seine stärkste Verkörperung gefunden. Alles wird auf klare Tatbestände bezogen, in erster Linie auf die Sprache als das wichtigste Gemeinschaftsgut eines Volkes. „Deutschland erhalten heißt also auch, alles auf die Pflege und Ausbildung deutscher Sprache wenden." Mit sicherem Blicke erschließt Jakob Grimm, daß die Germanen zur Zeit des Tacitus unmöglich in Verhältnissen primitiver Roheit gelebt haben könnten, weil sie eine so ungemein verfeinerte Sprache geredet hätten; diese fein ausgebildete Sprache ist ihm, im Vorwort seiner „Deutschen Mythologie" 1835, zugleich der Beweis, daß es eine hochentwickelte germanische Religion gegeben haben müsse. Hinter der sachgemäßen, opferbereiten Wissenschaftsarbeit steht ein lebendiges Volksgefühl, jenes Volksgefühl, das Jakob Grimm zu den Aussprüchen gebracht hat: „Die Zukunft unseres Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unserer Ehre und Freiheit" und „Des Ausdrucks pöbelhaft (plebejum) sollte man sich enthalten, seit das Volk (populus) und das Volksmäßige als Merkmal des Freien erkannt worden ist. Wie die Märchen-, Sagen-, Weistümersammlungen der Grimms dem rheinischen, hessischen, westfälischen Gebiet verhaftet sind, so ist ihr ganzes Werk der rheinischen Geistesgeschichte eng verbunden; *Friedrich Karl von Savigny* (1779—1861), der große Frankfurter, durch seine Schrift „Über den Beruf unserer Zeit zu Gesetzgebung und Verwaltung" der Begründer der Historischen Schule, war ihr Marburger Lehrer, Anreger und Förderer; Jakob Grimm ist in seinem „Reinhart Fuchs" der Wiederentdecker der germanischen Tiersage am Rhein geworden.

Die Heidelberger Volkstumsromantik ist eine der wehrhaftesten Kräfte zur Erneuerung des deutschen Volksgefühls geworden; hier,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so sprach es Stein später aus, sei das Feuer gezündet worden, worin die französische Gewaltherrschaft verbrannte. Sie ist der westdeutsche Beitrag zur Romantik, die keineswegs, wie Josef Nadler in ganz einseitiger Betrachtung will, eine ostdeutsche, eine Bewegung der „Kolonialstämme" gewesen ist; dieser westdeutsche Beitrag ist entscheidender Natur und er hat sowohl die schwäbische wie die schlesische Romantik, Uhland-Kerner und Eichendorff entscheidend beeinflußt. Es sind die Volkstumskräfte des deutschen Westens, die hier ihren geistigen Ausdruck sich erobern, dem französische Völker und Volkstümer zerstörenden Imperialismus die deutsche Wesensart in ihren Tiefen entgegenhalten; nimmt man hinzu, daß die Erneuerung Preußens nach 1807 von dem großen Rheinländer *Reichsfreiherr Karl von und zum Stein* im Sinne einer bewußten Reform des gesamten Volkskörpers, im besonderen der Befreiung des Bauernstandes zu germanischer Freiheit durchgeführt wird, daß *Gneisenau*, ein zweiter Nassauer, der Generalstabschef und geistige Leiter des Befreiungskrieges geworden ist, so sieht man, daß die fränkischen Rheinlande nicht nur von außen her befreit worden sind, daß sie vielmehr mit inneren und äußeren Kräften zu ihrer Befreiung mitgearbeitet haben.

Wenn die ostdeutsche Romantik in Kleist den trotzigen Bahnbrecher zur schicksalhaften Wirklichkeit stellt, so die Rheinlande in dem Bonner *Ludwig van Beethoven* (1770—1827) den musikalischen Genius des 19. Jahrhunderts, der in die tragischen Tiefen von Leidenschaft und Verhängnis vorstößt — die Volkstumsromantik, Goethe und Beethoven sind die beispiellose Bekundung rheinischer Größe in den Zeiten französischer Fremdherrschaft. Im Jahre 1811 schuf der Bonner seine heroische Musik zu Goethes „Egmont"; 1812 trafen Goethe und Beethoven zu Teplitz zusammen, jener wie von Kleist so von Beethovens titanischer Urgewalt erschüttert und zurückgestoßen. Bettina Brentano hat in ihrem „Ilius Pamphilius" die Begegnung Goethe-Beethoven in zwei Szenen zu schildern versucht: wie Beethoven den über sein Klavierspiel zu Tränen gerührten Goethe ausschilt („Ich sah, daß ich nur ein romantisches aber kein künstlerisches

Publikum gehabt hatte"), wie beide auf einem Spaziergang dem kaiserlichen Hofe begegnen, Goethe höflich zur Seite tritt, der Musiker mit untergeschlagenen Armen mitten hindurch geht. Der von Bettina wiedergegebene Brief Beethovens an Bettina ist nicht sicher bezeugt, mehreres scheint der beweglichen Phantasie Bettinens zu entstammen. Der polare Gegensatz der beiden großen Rheinländer, die sich hier zum ersten und letzten Male begegneten, weist auf die damalige Höhe rheinischer Geistesgeschichte.

Der Heidelberger Kreis ist um 1808 zersprengt worden; sein Organ, die Arnim-Brentanosche „Zeitung für Einsiedler", ist nur in diesem Jahre in 37 Nummern erschienen (in Buchform später unter dem Titel „Trösteinsamkeit"). Tragische Erlebnisse blieben nicht aus: am 26. Juli 1806 gab *Karoline von Günderode* (1780—1806, aus Karlsruhe) ihrem unglücklichen Liebesverhältnis zu Friedrich Creuzer den Abschluß durch den Freitod zu Winkel am Rhein; sie stieß sich am Stromufer den Dolch ins Herz und ließ sich durch die Fluten forttragen. Im gleichen Jahre 1806 starb Sophie Moreau im dritten Wochenbett, nachdem auch die beiden anderen Kinder kurz nach der Geburt gestorben waren; Brentanos Lebensglück war vernichtet. Die in Trostlosigkeit und Übereilung geschlossene neue Ehe mit Auguste Busmann wurde ihm zum Unglück; sie mußte nach jahrelangem Unglück getrennt werden und gab den Katholiken Brentano, der nun nicht mehr heiraten konnte, einer traurigen Vereinsamung fürs ganze Leben preis. 1808 ging er nach Landshut, wohin auch sein Schwager Savigny, der Gatte seiner Schwester Kunigunde, im gleichen Jahre berufen worden war, 1809 nach Berlin, wo er in den Kreis der „Christlich-deutschen Gesellschaft", der patriotischen Adelsfreunde eintrat, der Arnim schon seit 1808 angehörte. Auch Görres verließ 1808 die Neckarstadt; Aussichten auf akademische Beförderung hatten sich verflüchtigt; er kehrte in seine Professur an der Koblenzer Sekundärschule zurück. Aus der Zusammenarbeit zwischen Görres und Brentano war 1807 die phantastisch überspitzte Satire gegen Voß „Wunderbare Geschichte von BOGS, dem Uhrmacher" (BOGS = Brentano-Görres) hervorgegangen, Einleitung des aufsehenerregen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Zeitschriftenkampfes zwischen Voß und den Seinen, Creuzer und den Romantikern, womit die Heidelberger Romantik und ihre „Zeitung für Einsiedler" 1808 ihr Ende nahm.

In den folgenden Koblenzer Jahren arbeitet Görres seine Geschichtsanschauung auf organisch-idealistischer Grundlage umfassend aus: auf die Heidelberger Abhandlung „Wachstum der Historie" 1807 folgt der in Perthes' „Vaterländischem Museum" 1810 veröffentlichte große Aufsatz „Über den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt", während der innerlich dazugehörige, ergänzende Aufsatz „Über den Fall der Religion und ihre Wiedergeburt" durch die Unterdrückung der patriotischen Zeitschrift nicht mehr erscheinen konnte. Als geschichtsphilosophisches Hauptwerk tritt 1810 die „Mythengeschichte der asiatischen Welt" an die Öffentlichkeit. Im Mittelpunkte seiner zukunftdeutenden, ermahnenden, aufrichtenden Betrachtungen steht der alte Ordnungs- und Erneuerungsgedanke: „Es ist ein gemeinsames Ziel in der gesamten europäischen Gesellschaft, das in der Zukunft immer deutlicher sich entwickeln und früh oder spät die Unterordnung in einen allgemeinen Bund für das gemeinsame Interesse auflösen wird" („Fall Teutschlands ..."). Bei dieser Erneuerung Europas muß das deutsche Volk eine wichtige Rolle spielen, aber *aus der Eigentümlichkeit seines Wesens heraus:* „Es ist unter allen Verblendungen die unseligste, wenn ein Volk seine Eigentümlichkeit verläßt, wenn es, mißkennend seine innerste Natur, in fremde Kreise hinübertaumelt und, entsagend individueller Sinnesart, zu erstreben sucht, was nicht seines Berufes ist, und gering dagegen achtet, wozu ihm die Kraft verliehen wurde." Görres bleibt in all dem Moralist, aber er weiß auch darum, daß das Gute nur mit eiserner Härte, mit Mut und entschlossener Tapferkeit in der Welt durchzusetzen ist: „Innere Rechtlichkeit ist unbrauchbar für die Welt, wenn sie nicht durch Kraft und Einheit sich geltend zu machen weiß; so lange triumphiert die bloße Gewalt, bis jene sich zur Macht erhoben ... Geharnischt muß vor allem das Recht auf Erden sein, wenn es in der Geschichte etwas bedeuten will." Er fordert eine öffentliche Meinung in Deutschland, einen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geistigen Bund der Guten und Tapferen, eine moralische und religiöse Wiedergeburt der Nation in ihren Besten. Gerade die Wiedergeburt der Religion ist die Aufgabe des deutschen Geistes („Es steht den Teutschen zu, Priester der neuen Zeit, Brahmanenkaste zu sein"), nachdem die politische Herrschaft, Zepter und Reichsapfel nun einmal an ein anderes Volk übergegangen ist. Es ist eine *Religion des Geistes*, die er dabei im Auge hat, eine idealistische Gottverehrung, für die das Christentum zwar als wesentliche Vorbereitung betrachtet wird, die in ihrer Geistigkeit aber über die besonderen Formen christlicher Art hinausführt, wie denn auch die Kirche der Zukunft, auf die Görres hinweist, eine Kirche des Geistes sein soll. Der Görres dieser Periode sieht alles im Zusammenstreben polarer Gegensätze; Katholizismus und Protestantismus sind ihm zwei sich ergänzende Prinzipien: Süden und Norden, Ordnung und Freiheit, feste Form und selbständiges Gewissen; die Reformation ist ihm eine notwendige Erneuerungsbewegung, der von ihr hervorgerufene tragische Zwiespalt im deutschen Volke muß in der Kirche der Zukunft überwunden werden. Auch seine Staatstheorie beruht auf der Einheit der polaren Prinzipien, des monarchischen und des demokratischen. Görres ist in diesen Jahren der Ansicht, daß in dem sich unter französischer Herrschaft formenden Europa das deutsche Volk die wesentlichsten Aufgaben der geistigen und religiösen Erneuerung zu übernehmen habe — eine Ansicht, die der Goetheschen Haltung in diesen Jahren grundsätzlich parallel läuft: politische Weltherrschaft der Franzosen, kulturelle und religiöse Weltherrschaft der Deutschen. Görres' Schriften haben sich das Ziel gesetzt, die inneren Erneuerungskräfte des deutschen Volkes zu stärken, um diesem Volke auch nach dem Verlust seiner politischen Stellung eine kraftvolle Eigentümlichkeit und einen *herrschenden* Anteil an der Geschichte der Menschheit zu sichern. Auch für diesen unter französischer Herrschaft lebenden, in französischem Dienste amtierenden Rheinländer kreist alles um die Worte „Teutschland" und „teutsches Volk".

Dichtung und Philosophie haben es in diesen Jahren der inneren Erhebung Deutschlands fertiggebracht, den Rhein wieder in den

Mittelpunkt deutschen Denkens zu stellen — das ist eine unvergleichlich starke und wertvolle Leistung gewesen. An der Rheindichtung beteiligten sich Arnim (rheinische Teile der „Päpstin Johanna", Schilderungen des „Wintergartens"), Friedrich Schlegel mit seiner Rheinballade „Das versunkene Schloß" 1807 und seinen Darlegungen über die Gotik am Rhein, Eichendorff, Schenkendorf, der junge Uhland, Fouqué und eine große Zahl der Taschenbuch- und Zeitschriftendichter. Rheinsagen wurden gesammelt: 1811 von Niklas Vogt, 1812 von Aloys Schreiber, ebenso 1812 von Amalie von Imhof usw. Georg Forsters Preislied auf den Kölner Dom von 1790 wirkte fort: 1808 dichtete Zacharias Werner sein Sonett „Der Dom zu Köln" (erschienen 1810 im „Rheinischen Archiv"); 1809 äußerte Görres in seiner langen Besprechung des „Wunderhorns" in den „Heidelberger Jahrbüchern" den Gedanken einer Vollendung des Domes; 1810 erschien Theletts umfassende Beschreibung des Bauwerks, während gleichzeitig die Brüder Boisserée alle Maße sammelten und nach den alten Rissen forschten. Das dichterisch Tiefste klingt in *Friedrich Hölderlins* Oden, in „Heidelberg" 1801 („Du der Vaterlandsstädte Ländlichschönste, soviel ich sah"), in der Ode „An den Rhein", wo der deutsche Fluß das Sinnbild großen, starken, freien Lebens geworden ist:

Wo aber ist einer,
um frei zu bleiben
sein Leben lang und des Herzens Wunsch
allein zu erfüllen, so
aus günstigen Höhn, wie der Rhein
und so aus heiligem Schoße
glücklich geboren wie jener?

Der „edelste der Ströme", der „freigeborne Rhein" ist der Göttersohn, dem wie allen Göttersöhnen ein dämonisches Schicksal bereitet, Blindheit und Gefahr des Edeln, aber auch stolze Freiheit und Schicksalslust. „Ein Rätsel ist Reinentsprungenes", „Die Blindesten aber sind Göttersöhne" — seine tiefsten Erkenntnisse hat der Schwabe, der den Rhein als seinen Heimatstrom begrüßt, an dieses Sinnbild

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heroenstarken Lebens geheftet. In Sehnsucht lauter, klar und rein, seines Wesens sicher, seiner Kraft bewußt, vergißt dieser Strom niemals „den Ursprung und die reine Stimme der Jugend." Diesem Schicksalsliede vom göttlich gezeichneten Lobe tritt in der Ode „Der Wanderer" der wehmutsvoll beglückte Heimkehrsang zur Seite, das Loblied der heiligen, gottgesegneten Landschaft des Weins:

Also sagt ich und jetzt kehr ich an den Rhein, in die Heimat,
zärtlich wie vormals wehn Lüfte der Jugend mich an;
und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
offnen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
und das heilige Grün, der Zeuge des seligen, tiefen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indes, mich bleichte der Eispol,
und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Aber wenn einer auch am letzten der sterblichen Tage,
fernher kommend und müd bis in die Seele, noch jetzt
wiedersähe dies Land, noch einmal müßte die Wang ihm
blühn, und erloschen fast glänzte sein Auge noch auf.
Seliges Tal des Rheins! kein Hügel ist ohne den Weinstock
und mit der Traube Laub Mauer und Garten bekränzt,
und des heiligen Tranks sind voll im Strome die Schiffe,
Städt und Inseln, sie sind trunken von Weinen und Obst.
Aber lächelnd und ernst ruht droben der Alte, der Taunus,
und mit Eichen bekränzt neigt der Freie sein Haupt.

Nie zuvor und niemals später ist das Wesen der Rheinlandschaft, der mythisch schicksalhafte Gehalt von Strom und Gau wie in diesen Hölderlinschen Oden eingefangen worden. Hier ist das volkhaft Deutsche in seiner Urverwandtschaft mit dem Antiken geschaut und gestaltet; das Schwäbisch-Alemannische dieses Dichtergeistes eint sich mit dem Rheinfränkischen in einer Tiefe germanischen Fühlens, über die hinaus keine gültigere Deutung gesucht werden kann.

In der Neujahrsnacht 1813—1814 überschritten die preußischen und russischen Truppen des Blücherschen Heeres bei der Pfalz zu

Kaub den Rhein. Schon im Januar 1813, nach dem Zusammenbruche Napoleons in Rußland, war die bergische Bevölkerung in Elberfeld und Solingen gegen die Franzosen aufgestanden; im November sammelte sich der Landsturm des bergischen Landes und der des Siebengebirges, um die nach der Leipziger Schlacht abziehenden Franzosen aus dem Lande zu jagen. Im Januar 1814 wurde in den befreiten Rheinlanden eine deutsche, das heißt für den Nordteil preußische Verwaltung eingerichtet. Auf Justus Gruners Veranlassung wurde Görres zum Direktor des öffentlichen Unterrichts bestellt. Ein weiterer wichtiger Auftrag erreichte ihn: seit dem 23. Januar 1814 erschien der bisherige offiziöse „Mercure du Rhin" als *„Rheinischer Merkur"* unter Görres' Leitung und mit dem ausgesprochenen Ziele, die geistige Verbindung zwischen dem Rheingebiet und Gesamtdeutschland neu zu knüpfen. Am 10. Januar 1816 wurde die letzte Nummer des Merkurs ausgegeben; zwei reichgefüllte Jahre hat Görres an diese größte und weitestleuchtende Leistung seines Lebens gewandt.

Der „Rheinische Merkur" ist eine der wirkungsvollsten Taten, vielleicht die wirkungsvollste Tat überhaupt auf journalistischem Felde, ein Werk des Genius, des Mutes, der Tapferkeit, beflügelt von der gedanklichen Tiefe des deutschen Idealismus, getragen von deutschem Volksgefühl, wie es die Heidelberger Volkstumsromantik ausgeprägt hatte, und von rheinischem Stammesstolze zugleich, ein vorbildlicher Bund des Charakters, des Wissens, der Überschau und des Freimuts. Alle zwei Tage erschien zu Koblenz eine Nummer; die im ganzen Reich verbreitete Auflage wird auf 3000, zuweilen auf 5000 angegeben, überstieg jedenfalls das Gewohnte; das Ausland nahm regen Anteil, die „Times" druckte öfters Leitaufsätze ab, und Napoleon soll den Merkur als die „cinquième puissance" bezeichnet haben. Diese allgemeine Bedeutung des rheinischen Blattes ging auf seine *deutsche* Haltung zurück. Wohl hatte die erste Nummer es als Ziel hingestellt, „die rheinische Zunge im großen teutschen Orden wiederherzustellen und ihr wieder Sitz und Stimme zu verschaffen im Rate der Brüder", aber auch hierbei lag der Nachdruck auf der deutschen Gesamtheit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die *Neugründung des Reiches:* das war das Ziel der rheinischen Zeitung. Görres verfährt bei seinen Forderungen und Vorschlägen mit einem nicht geringen Maß realistischer Einsicht, aber er geht durchaus vom Grundsätzlichen aus, er will eine ideale Lösung der deutschen Volks- und Reichsfragen, eine radikale Lösung, die wenig Restbestände läßt. Darum tritt er vor allem für eine radikale Bereinigung gegenüber dem geschlagenen Frankreich ein: keine Milde, vielmehr der Bestie, die so fürchterlich gegen Deutschland und Europa gewütet hat, die Reißzähne einschlagen, die Westgrenze an Vogesen und Ardennen befestigen (Rückgabe von Elsaß und Lothringen), die geraubten Kunst- und Bücherschätze zurückführen (Nr. 47, 64 u. ö.). Das Rheinland soll die eherne Grenzmauer gegen Frankreich, eine Stätte des Hasses gegen den westlichen Feind sein; es sind Kleistische Töne, in denen Görres sich in der Nr. 67 ausspricht: „Hier am nächsten bei ihnen soll der unversöhnliche Haß gegen ihr ganzes Wesen wohnen; wir wollen die Schutzmauer von Teutschland gegen ihren Einfluß sein, Dünen, Damm und Mauer gegen ihre Schlechtigkeit . . . Der Entschluß, nichts mit ihnen gemein zu haben, soll wie ein Gebirg zwischen uns und ihnen stehen." In den Gesprächen „Der Kaiser und das Reich" fordert Görres ein starkes deutsches Kaisertum unter der habsburgischen Dynastie, aber unter Beteiligung Preußens, mit gesetzgebender Gewalt der Fürsten und verfassungsmäßigem Anteil des Volkes. Görres ist Großdeutscher, er will ein neues großdeutsches Reich mit starker Zentralgewalt, er schätzt, wie die Aufsatzreihe „Preußen und sein Heer" deutlich erweist, die Bedeutung Preußens als deutscher Aufbaumacht, aber er ordnet auch Preußen in seine gesamtdeutschen Ziele ein.

Hier liegt der Punkt, wo Görres früher oder später mit der künftigen Territorialmacht der Rheinlande zusammenstoßen mußte. Die Entwicklung ging auf den Sieg der Dynastien und Einzelstaaten, nicht der größeren Zusammenhänge, geschweige eines großdeutschen Reiches. Preußen mußte notgedrungen seine eigenen Interessen schützen, seine künftige Stellung in Deutschland, die im Wettbewerb mit dem habsburgischen Staate stand; Görres hat für diese beson-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deren preußischen Ziele keinen Sinn gehabt und mußte daher nach der Übertragung des Rheinlands an Preußen mit diesem in Zwist geraten. Schon im Mai 1815 erteilte der Staatskanzler Hardenberg dem Herausgeber des „Rheinischen Merkurs" die erste Rüge und warnte ihn, sich in Zukunft für ein habsburgisches Kaisertum einzusetzen. Dann verboten Bayern und ihm folgend Württemberg das Blatt, das ihre egoistische Sonderpolitik angegriffen hatte, und im Januar 1816 folgte die preußische Regierung mit einem Verbot, dem die Entlassung Görres' aus seinem Amte in der Leitung des rheinischen Unterrichts zur Seite ging. Es war der erste sichtbare Zusammenstoß zwischen Preußen und seinen neuen westlichen Provinzen.

Dieser Kampf um die neue Lebensform der Rheinlande tritt nicht weniger bedeutsam in dem langen *Streite um den Ort der rheinischen Universität* zu Tage. Schon im November 1813, noch ehe das linke Rheinufer befreit war, hatte Sulpiz Boisserée bei dem Oberkommissar für die rheinische Landesbewaffnung, Oberstleutnant Rühle, Schritte für die Erneuerung der Kölner Hochschule unternommen; der Kölner Patriotenkreis war auf der Wacht. Am 28. April 1814 stellte die kölnische Schulverwaltungskammer ihren Entwurf zur Herstellung der Stadt-Kölnischen Universität auf; die Wiedererrichtung und Unterhaltung aus eigenen städtischen Mitteln wurde angeboten, gleichzeitig ein Nationalmuseum deutscher Altertümer in Köln angeregt — es sind die großen Kulturpläne des Wallrafkreises, die sogleich nach der Befreiung abermals einer Verwirklichung entgegendrängen. Aber schon regt sich die Nebenbuhlerin Bonn, im Januar 1814 bereits erfolgt ein offizielles Gesuch des Bonner Oberbürgermeisters Grafen Bolderbusch, die neue Universität nach Bonn zu verlegen, wobei besonders auf die vaterländische Haltung der Stadt zur Franzosenzeit hingewiesen wird. Im November 1814 greift der Streit in die literarische Öffentlichkeit ein: der Bonner Kreisdirektor, der Württemberger Philipp Jakob Rohfues, gibt seine Schrift heraus „Die Ansprüche und Hoffnungen der Stadt Bonn, vor dem Thron ihres künftigen Beherrschers niedergelegt von P. J. R." Hier werden alle sachlichen Gründe, die für Bonn sprechen, umfassend dargelegt:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die schöne Lage, die römische Vergangenheit, die mineralogischen und geologischen Verhältnisse, die Nähe der bergischen Industrie, die Kurfürstenschlösser als Herberge der neuen Hochschule, und nicht zuletzt der scharfe Hieb auf die Nebenbuhlerin, der Punkt, der in der geistigen Auseinandersetzung nun in den Mittelpunkt treten soll: Köln als „Brennpunkt der deutschen Obskuranz".

Hier erfüllt sich ein rheinisches Schicksal, Vergangenheit und Gegenwart treten sich in den Weg. Für Köln tritt Gneisenau ein, der die Bedeutung der alten Reichsstadt zu würdigen versteht. Als die Waage im Herbst 1815 bedenklich zugunsten Bonns niederschwankt, reist der kölnische Beauftragte, der junge *Eberhard von Groote* (1789—1864) aus dem Kölner Patriotenkreise, ins Pariser Hauptquartier und setzt Gneisenaus Vermittlung in Bewegung. Die Sache wendet sich für Köln, umsomehr als im Sommer 1816 eine von der Berliner Regierung angeforderte Denkschrift des Grafen von Solms-Laubach, des neuen Oberpräsidenten der Provinz Niederrhein, sich für Köln als Ort der Hochschule und großen deutschen Kunstsitz erklärt, wobei der immer wiederkehrende Einwand gegen das klerikale Köln mit den satirischen Worten abgewiesen wird: „An sich kann der Umstand, daß es an einem Orte dunkel ist, nicht als Grund gelten, daselbst kein Licht anzuzünden; nach Umständen könnte man eher das Gegenteil daraus folgern." Diese günstige Lage für Köln ist nicht zum wenigsten durch den törichten Schritt rückwendig gemacht worden, den der westfälische Freiherr Werner von Haxthausen, der Oheim Annettens von Droste-Hülshoff, für Köln unternahm; seine Denkschrift forderte eine katholische stadtkölnische Universität, stellte Köln als zweite, katholische Hauptstadt Preußens hin! Hier griffen die Gegner ein. Für Bonn sprach sich Stein aus, dann mit höchster Entschiedenheit Arndt, der in seinem Schreiben vom 27. April 1817 Köln als „die papischste Stadt in ganz Teutschland", als „teutsches Rom" bezeichnete; selbst der Münsterer Domprobst und spätere Kölner Erzbischof Freiherr von Spiegel wandte sich gegen Köln und wies auf den „freien Geist" in Bonn hin. Der Referent für die preußischen Hochschulen Johann Wilhelm Süvern er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

klärte in seiner Denkschrift vom 27. Juli 1817, daß eine Kölner Universität dem Klerikalismus preisgegeben sei, daß Köln dann ein deutsches Rom werden müßte, der Minister Schuckmann, der im Sommer 1817 das Rheinland besuchte, entschied sich gleichfalls für Bonn im Hinblick auf die klerikale Gefahr, und die entscheidende Denkschrift des neuen Kultusministers Altenstein vom 16. Mai 1818 wies auf den „Geist der Hierarchie, der Bigotterie und einer unlauteren Mystik" in Köln, der für eine Hochschule deutschen Geistes eine ungeeignete Atmosphäre bilde. Die Königliche Kabinettsordre vom 26. Mai 1818 stiftete die *Universität Bonn* als paritätische Hochschule mit zwei theologischen Fakultäten, einer protestantischen und einer katholischen, und zwei Geschichtsprofessuren in gleicher Teilung. Köln büßte die Sünden seiner klerikalen Vergangenheit, die Hoffnungen eines Kulturmittelpunktes in der rheinischen Hauptstadt wurden jäh zerschlagen, die Pläne des Wallrafkreises ein für allemal zerstört. Die neue preußische Herrschaft übte das „divide et impera" wie in einem fremden Lande: Düsseldorf bekam 1819 die Kunstakademie, Aachen die Technische Hochschule, Bonn die Universität, Köln wurde wie unter französischer Herrschaft jeder führenden Kulturanstalt beraubt. Für die Kulturentwicklung der Rheinlande ist diese Entscheidung des Jahres 1818 von schwerwiegender Bedeutung gewesen; sie hat den Rheinlanden den eigentlichen Kulturmittelpunkt genommen und damit die Zersplitterung und provinzielle Zerstreuung des rheinischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert verschuldet.

Auch *Goethe* ist in den rheinischen Hochschulstreit hineingezogen worden; er nahm eine neutrale Stellung ein, aber mit einer unverkennbaren Hervorhebung der großen Anlagen Kölns zu einem rheinischen Mittelpunkte. Nachdem er 1797, auf seiner dritten Schweizerreise, zum letzten Male nach Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe gekommen war, reist er im Juli 1814 nach siebzehn Jahren wieder in die Heimat, die in ihm ihren größten geistigen Vertreter empfängt. Goethes Rheinreisen von 1814—1815 sind der sichtbare Ausdruck der Wiedervereinigung der Rheinlande mit dem großen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vaterlande; sie sind für Goethe selbst eine Heimkehr, eine zweite Jugend gewesen. Er ist wieder aufgelebt in der heimischen Luft; Kunst, geschichtliche Erinnerungen, Baudenkmäler, Natur und Landschaft, Volkstum und Volksfeste sprechen ihn an und geben ihm ein neues Leben. Man spürt die Behaglichkeit und Weltfreude dieser rheinischen Sommertage in der farbenfrohen, heiterfreien Schilderung vom 16. August 1814 „Sankt-Rochusfest zu Bingen", aus den Erlebnisblättern „Im Rheingau Herbsttage", wo der Besuch bei Franz Brentano im Landhause zu Winkel am Rhein, das Verweilen auf Karolines von Günderode Todesstätte im Mittelpunkte steht. In Heidelberg unterzieht Goethe die Boisseréesche Gemäldesammlung einem eingehenden Studium, das im nächsten Jahre wiederholt wird; mit voller Absicht hat sich Goethe auf diesen Rheinreisen zu einem tieferen Verständnis der altdeutschen Malerei, zu einer neuen Schätzung der Gotik durchgerungen. Das tiefdringendste Erlebnis aber sind die Tage auf der Gerbermühle zu Frankfurt, die Tage der hellflammenden Altersliebe zu Marianne von Willemer und das lyrische Wechselgespräch, das in den „Westöstlichen Divan" und seine weite Weltabspiegelung eingegangen ist. Die zweite Rheinreise im Sommer 1815 führt ihn in Wiesbaden mit dem Reichsfreiherrn von Stein zusammen, gemeinsam wird eine Rheinfahrt unternommen, Koblenz, Neuwied, Bonn, Köln besucht, überall die Kunst- und Altertumssammlungen in regen Augenschein genommen, in Bonn die Sammlung des Kanonikus Pick, in Köln die Wallrafschen Sammlungen und der Dom, dessen Vollendung damals das allgemeine Thema war, nachdem Görres 1814 für diesen großen Gedanken eingetreten war. Mit Görres, dem damaligen Herausgeber des „Rheinischen Merkurs", war Goethe in Koblenz zusammengetroffen. Alle rheinischen Städte werden besucht, ihre Kunstschätze besichtigt, in Frankfurt die Städelsche Bildersammlung und die Senckenbergischen naturwissenschaftlich-medizinischen Anstalten, in Darmstadt der Antikensaal, in Heidelberg erneut die Boisseréesche Sammlung, in Hanau die Sammlung des 1808 begründeten naturgeschichtlichen Vereins. 1816 beginnt Goethe seine Zeitschrift „Über Kunst und

Altertum in den Rhein- und Maingegenden", die bis 1818 unter diesem Titel erscheint, dann in das allgemeinere „Über Kunst und Altertum" umgewandelt wird; hier erscheinen die eingängigen Berichte „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar" mit der genauen Analyse der Boisseréeschen Gemälde, der Darlegung der Domvollendungspläne, des Universitätsstreits, ein Beitrag Goethes zur rheinischen Kunst- und Geistesgeschichte, die in den allgemeinen Rahmen der rheinischen Wiedererstehung in diesen Jahren gehört.

Der Wiener Kongreß teilte das Rheinland mit Westfalen Preußen zu, überlieferte die linksrheinische Pfalz an Bayern, die rechtsrheinische an den fränkisch-alemannischen Doppelstaat Baden, gab Kurmainz an Hessen-Darmstadt und errichtete ein Herzogtum Nassau; der Aachener Kongreß 1818 drückte das Siegel auf diese Neuordnung. Zweidrittel des Stammesgebiets wurden der preußischen Großmacht angeschlossen und traten damit in eine völlig neue Epoche ihrer Entwicklung. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Rheinlande geistig erwacht und zu führenden Leistungen aufgestiegen; jetzt beginnt ein Neubau auf politischem, sozialem, wirtschaftlichem Gebiet, der auch die Grundlagen des geistigen Lebens verwandelt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

SIEBENTES KAPITEL

Der Neuaufbau im 19. Jahrhundert Rheinromantik und realistische Strebungen

Die Wiener Kongreßbeschlüsse von 1815 blieben weit davon entfernt, die Lebensfragen der Rheinlande zu lösen. Statt die Einheit des Stammesgebietes wiederherzustellen, zerrissen sie den Süden in die durcheinandergewürfelten Anteile von zehn Staaten: Bayern, Baden, Hessen, Nassau, Hessen-Homburg, Lichtenberg, die Freie Stadt Frankfurt, das oldenburgische Birkenfeld, dazu als fremdländische Besitzer Frankreich, dem Lothringen, das Königreich der Niederlande, dem Luxemburg überantwortet blieb, bis es 1839 ein „selbständiges", das heißt der französischen Politik höriges und in der höheren Bildungsschicht verwelschtes Großherzogtum wurde. Unseliges Erbe der Fremdherrschaft blieb die Zersprengung der alten Rheinpfalz in einen linksrheinischen bayrischen, einen rechtsrheinischen badischen Teil: die alte Gemeinschaft zwischen Heidelberg, Mannheim, Neustadt, Kaiserslautern, Zweibrücken wurde so mehr und mehr gelockert, wenn sie auch noch lange im Volksgefühl bewußt blieb; das fränkisch-alemannische Mischgebiet um Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe gewann eine ganz neue Aufgabe in dem fränkisch-alemannischen Mischstaat „Baden", in dem es zu einer führenden Rolle gelangte. Die politische und wirtschaftliche Zerspaltung des südlichen Stammesgebiets, die feste Einheit im preußischen Norden: dieser Gegensatz entfernte Nord und Süd nach wie vor, zumal die konfessionellen Spannungen im 19. Jahrhundert stark genug geblieben und erst langsam vom deutschen Einheitsgedanken zurückgedrängt wurden. Das Rheingebiet blieb verstümmelt, zerrissen, mit zerbrochener Westgrenze und der alten Kulturverbindung mit den Niederlanden mehr denn je beraubt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gleichwohl war eine tragbare Grundlage für den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Neuaufbau geschaffen worden. Aus zweihundert machtlosen, im Mark verderbten Territorialherrschaften waren neun deutsche Staaten geworden, unter ihnen Preußen, das nahezu Zweidrittel des Stammesgebiets, darunter die wirtschaftlich wertvollsten und volkreichsten Landschaften an sich nahm. Die preußische Besitzergreifung am Rhein ist der Beginn der rheinischen Wiedererweckung. Die Deutsche Bewegung des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts hatte zwar einen kulturellen Neuaufstieg gebracht, den Rheinlanden wieder eine führende Rolle zuerteilt, ihr deutsches Bewußtsein kraftvoll entbunden; aber diese geistige Bewegung ergriff nur bestimmte Schichten, war keine Volksbewegung durchgreifender Art; der verrottete politische Zustand, der wirtschaftliche Verfall blieben in schneidendem Gegensatz zu ihren idealen Forderungen. Erst 1815 beginnt die *politische Neuformung* der nördlichen Rheinlande. Das weite Gebiet zwischen Emmerich und Saarbrücken, zwischen Aachen und Wetzlar wird zur westlichen Grenzmark der preußischen Großmacht, zuerst in die beiden Provinzen Jülich-Kleve-Berg und Niederrhein zerteilt, seit 1824 einheitlich zur „Rheinprovinz" mit der Hauptstadt Koblenz zusammengeschlossen, mit dem gleichfalls preußisch gewordenen „Westfalen" als westliche Provinzen Preußens eng verbunden und mehr und mehr zu einer neuen Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaft zusammengeschweißt; der neue Begriff des „Rheinisch-Westfälischen" hat im 19. Jahrhundert eine hohe Bedeutung gewonnen und so von den alten Kulturlinien des rheinischen Raumes wenigstens die eine, die nach Niedersachsen, wiederhergestellt und neugekräftigt. Der seit dem 12. Jahrhundert von unzähligen Territorialgrenzen und Zollschranken zerschnittene Rhein war zwischen Emmerich und Bingerbrück zum ersten Male wieder ein einheitlicher Strom geworden.

Die innere Auseinandersetzung zwischen Preußentum und rheinischem Frankentum, die das 19. Jahrhundert füllt, ist eines der wichtigsten und folgenreichsten Ereignisse in der Geschichte der deut-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen Einigung. Hier das Kernland des mittelalterlichen Reiches, ganz auf den alten geschichtlichen Grundlagen von Reich und Kirche aufgebaut, mit ihnen zerfallen und entkräftet, ein Schattenbild einstiger Größe und Herrlichkeit, aber dem Reichsgedanken, dem großdeutschen Bewußtsein treu hingegeben durch alle Jahrhunderte hindurch — dort der ohne, ja gegen das Reich emporgewachsene, nüchtern strenge, eisern geschlossene Kolonialstaat des Ostens, aus Territorialfürstentum zur selbständigen Großmacht aufgestiegen, eine völlige Neuform, deren „preußischer" Gedanke mit dem alten Reichsgedanken in keiner Beziehung mehr zu stehen schien. Hier die Macht der katholischen Kirche, als das einzige politische Erbe des mittelalterlichen Reichsbaus, als einzige universale Form in diesem Kernlande festgehalten — dort der ausgesprochenste Protestantismus, die Verneinung alles Universalen, eine scharf antiklerikale Einstellung nach Stammesart und geschichtlicher Herkunft. In den Rheinlanden der Drang nach Lebensfülle, geistiger Weite, strömender Behaglichkeit, die in Zeiten des Verfalls oft zur Bequemlichkeit und Lässigkeit entartet war — in Preußen ein herber Ernst, eine in Notzeiten erwachsene Kargheit und Entbehrungsbereitschaft, eine zusammengefaßte Strenge und Willenshärte, ein Drang zum Unbedingten, eine betonte Nüchternheit. Die Gegensätze konnten nicht schärfer gedacht werden, sie waren geschichtlich erwachsen — aber sie waren nicht grundsätzlich ausschließender Natur, ja sie stellten nur verschiedene Teile eines und desselben deutschen Wesens dar. Rheinischer Reichsgedanke und Universalismus und preußischer Staatsgedanke und Ordensgeist konnten um so weniger sich ausschließen, als ja gerade der Deutsche Orden mit rheinischem Blute gesättigt war, in Winrich von Kniprode, dem Niederrheiner, seinen größten Führer gefunden hatte, die ostdeutschen Kolonialstämme überhaupt einen nicht geringen Teil rheinischen Blutes enthielten. Preußen am Rhein — diese Rückwendung des Ostens zum Westen bedeutet einen wesentlichen Teil der für die deutsche Einigung entscheidenden Auseinandersetzung Preußen-Deutschland; es ist für Preußen selbst von der größten Bedeutung geworden, daß es ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zwungen war, in der Auseinandersetzung mit dem rheinischen Frankentum eine deutsche Aufgabe zu lösen.

Schon daraus erhellt, daß diese Auseinandersetzung eine *wechselseitige* war. Preußen wirkte auf das Rheinland, es gab einem unpolitisch gewordenen, erst durch die französische Revolution und die Fremdherrschaft wieder zum politischen Denken erwachten Volksstamme staatliche Einheit, geregelte, leistungsfähige, ehrliche und verantwortungsbewußte Verwaltung, seit 1818 einheitliches Zollgebiet mit ganz Preußen, Wehrpflicht und Wehrdienst in einem ausgesprochen militärischen Staate. Das Rheinländertum wird in eine politisch-militärische Erziehung genommen, die oft durch ihre strenge, gewaltsame Art abgestoßen, die es im Ganzen aber bewirkt hat, daß die besten Eigenschaften des fränkischen Stammescharakters, Tatkraft und Schwung, Ordnungsliebe und Schaffensdrang, aus langer Verschüttung wieder emporgerufen wurden. Trotz einer Unzahl schärfster Reibungen hat Preußen am Rheine moralische Eroberungen gemacht, so daß zuletzt das Rheinland in all seiner geistigen und wirtschaftlichen Selbständigkeit und Eigenmacht zu einer der treuesten preußischen Provinzen geworden ist. Dabei gab sich der Rheinländer keinen Augenblick auf, er verteidigte sein Wesen, seine Stammesart, seine Sitte, er verteidigte seine aus der französischen Zeit überkommene volkstümliche Rechtspflege, den Code Napoléon, die mündliche Verhandlung, das Schwurgericht, Gesetze und Einrichtungen, die ja ihrerseits keineswegs fremdsprüngig, sondern vielmehr ältestes fränkisches Volksgut in westfränkischem Bereiche vorstellten. Er verteidigte den neuen Herren und ihrer stark feudal gefärbten Verwaltung gegenüber die Errungenschaften der französischen Zeit, bürgerliche Gleichheit, Gewerbefreiheit, Sturz der Feudalität — in den östlichen Teilen Preußens ist diese rheinische Einstellung oft als Französelei mißverstanden worden, während in Wahrheit aus der Zeit der Fremdherrschaft nur einige flüchtige Sympathien, die der sozialen und wirtschaftlichen Befreiung ihren Ursprung verdankten, zurückgeblieben waren. An Mißverständnissen, Reibungen, an gegenseitiger Abneigung und Abstoßung hat es nie

gefehlt, aber der Ausgleichungsprozeß hat gleichwohl beständige Fortschritte gemacht. Die ostdeutschen Beamten und Offiziere, die ins Rheinland kamen, sind ihrerseits in einen ihnen unbekannten Bezirk deutschen Lebens eingeführt worden, haben den rheinischen Stammescharakter kennen und in den meisten Fällen schätzen gelernt, sie schauten Lebensfülle, innere Weite und Großzügigkeit, geschichtliche Vergangenheit und altes Volksgut, sie erkannten die uneingeschränkte Deutschheit des so oft für französisch verschrieenen Landes. Die politischen, sozialen, wirtschaftlichen Probleme des Rheinlands haben die preußische Staatskunst vor ganz neue, vor gesamtdeutsche Aufgaben geführt und den preußischen Staat auf neue Bahnen geleitet.

Durch seine tadellose Verwaltung hat Preußen, trotz mancher bürokratischen Engstirnigkeit, die Voraussetzungen für den beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung der Rheinlande im 19. und 20. Jahrhundert geschaffen. Lange schon blühte die Kohlen- und Erzgewinnung des Saargebiets; Friedrich der Große hatte von dorther Facharbeiter geholt, um Oberschlesien aufzuschließen, Goethe im Herbst 1770 seine lothringisch-saarländische Besichtigungsreise unternommen. Der Erzabbau in der Eifel, im Hunsrück und in Nassau, die Kohlengewinnung von Aachen, Düren, Essen, die Tuchindustrie von Aachen und Elberfeld-Barmen, die Eisenverarbeitung im bergischen Lande hatten sich in der napoleonischen Zeit gehoben, waren aber nach Aufhebung der Kontinentalsperre schwer durch den englischen Wettbewerb getroffen worden. Aber mit einer immer mehr sich entwickelnden Tatkraft ringt sich die rheinische Industrie empor, erobert sich die Errungenschaften der modernen Technik, entfaltet Verkehr, Bankwesen, Versicherungsgewerbe, landwirtschaftliche Organisation, industrielle Konzentration; seit den 1850er Jahren wird der Aufstieg steiler und steiler, dehnen sich die rheinischen Städte, mehrt sich die Bevölkerung: in der Zeit von 1816 bis 1914, wo Deutschland von 24 auf 68 Millionen wächst, dehnen sich die fränkischen Rheinlande von 3 auf 12 Millionen. Zuzug aus Hessen, Westfalen, Niedersachsen, aus Ostdeutschland trägt zu dieser un-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gemeinen Vermehrung bei; dabei haben Pfalz, Hessen-Darmstadt, Nassau noch die sehr beträchtliche Auswanderung nach Amerika erlitten. Es ist ein gewaltiger Aufstieg der Volkskraft, ein Recken und Dehnen der so viele Jahrhunderte erstarrten Glieder, eine Wiedergeburt von Geist, Wille und Lebensmacht. Die preußische Zollgesetzgebung von 1818 schuf ein einheitliches preußisches Zollgebiet, das der rheinischen Wirtschaft einen weiten Absatz sicherte; seit 1842 waren die gesamten Rheinlande mit einziger Ausnahme des französischen Lothringens in einem einzigen Zollgebiet zusammengeschlossen und damit wirtschaftlich zum ersten Male wieder geeinigt. Die Rheinschiffahrtsakte von 1831 gab der Schiffahrt völlige Freiheit; Köln verlor dabei sein über sieben Jahrhunderte festgehaltenes Stapelrecht, gewann aber eine beherrschende Stellung im Stromverkehr: 1826 wurde in Köln die „Preußisch-Rheinische Dampfschifffahrtsgesellschaft", 1836 in Düsseldorf die „Dampfschiffahrtsgesellschaft für den Mittel- und Niederrhein" gegründet, 1840 beide zur „Köln-Düsseldorfer Dampfschiffahrtsgesellschaft" verschmolzen. Der Rhein wurde zur belebtesten Schiffahrtsstraße der Welt, Duisburg-Ruhrort und Mannheim-Ludwigshafen zu den größten Binnenhäfen des Erdkreises. 1838 wurde die Eisenbahn Düsseldorf-Erkrath, 1840 Frankfurt-Mainz eröffnet; die Rheinlande entwickelten in wenigen Jahrzehnten das dichteste Eisenbahnnetz Deutschlands. Am Ende des Jahrhunderts stand die rheinische Erz- und Kohlegewinnung, die Maschinen-, die Textil-, die chemische Industrie an der Spitze des Reiches; die Rheinlande waren die Waffenschmiede des neuen Deutschlands geworden, in ihnen sammelte sich mehr als die Hälfte der wirtschaftlichen Kraft des gesamten Landes. Der Niedergang des 16. bis 18. Jahrhunderts war durch einen glänzenden Aufstieg ausgelöscht, die Rheinlande hatten auf wirtschaftlichem Gebiete die Führerstellung errungen, die sie einst auf politischem innegehabt hatten.

Dieser industrielle und kaufmännische Aufschwung greift über die preußische Rheinprovinz auf den Südteil über, da der neuentwickelte Rheinverkehr in alle Bereiche ein neues Leben bringt. Wo gegen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über Mannheim die alte Rheinschanze gelegen hatte, entwickelten sich nach 1815, seit der Zerspaltung der alten Pfalz, einzelne Häuser und gewerbliche Unternehmungen, 1843 wurde Ludwigshafen gegründet, die dritte der neuen Städte nach Mannheim und Frankental im Rhein-Neckar-Mündungsgebiet. Frankfurt behauptet und entfaltet seine alte Stellung als Handelsplatz und entwickelt ein allerdings wesentlich jüdisches Bankwesen; erst als die Freie Stadt 1866 zur preußischen Provinzstadt wird, beginnt der eigentliche Aufschwung in Handel und Gewerbe. 1871 wird Lothringen gewonnen, seine ungemein wertvollen Minetteerzvorräte der rheinischen Wirtschaft dienstbar gemacht. Seitdem sind die gesamten Rheinlande ein einheitliches Zoll- und Wirtschaftsgebiet, wie sie auch außer Luxemburg im neuerstandenen Deutschen Reiche geeint sind.

Diese tiefgehenden wirtschaftlichen Veränderungen haben das soziale Gefüge stark umgewandelt. Wohl ist, und zwar gerade in den nördlichen Rheinlanden, ein konservativer Zug unverkennbar, das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist noch tief ins 19. Jahrhundert von einem patriarchalischen Zuge beherrscht, aufrichtige soziale Fürsorge tritt vor allem in den Kruppschen Werken, in zahlreichen bodenverwurzelten Kleinindustrien ebenso zutage wie in den Bemühungen des saarländischen Großindustriellen Freiherrn Karl Ferdinand von Stumm (1836—1909), der 1870 aus eigenem Antriebe eine sozialpolitische Unternehmertagung einberief. Aber das ungeheure Anwachsen der großen Werke ging allzu oft über diese Anstrengungen Einzelner hinweg. Es ist kein Zufall, daß der Marxismus hier seine stärksten Kräfte einsetzte. Aus den Rheinlanden kamen jüdische Leiter der Zersetzung: aus Trier der Theoretiker des Klassenkampfes Karl Mardoschai (Marx), aus Frankfurt und Düsseldorf die Literaturjuden Löb Baruch (Ludwig Börne) und Harry (Heinrich) Heine. So stießen in den Rheinlanden stammestümlich-bodenverwurzelte und demokratisch-marxistische Kräfte zu schärfstem Kampfe aufeinander. Dieses Spiel aber empfängt seine eigentliche Bedeutung erst durch den Aufstieg des politischen Katholizismus im 19. Jahrhundert, durch die verhängnisvolle Tätigkeit des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Zentrums", in dem sich das Konservative und Reaktionäre in einer eigentümlichen Weise mit dem Demokratischen verband, wobei gerade das rheinische Zentrum, die sogenannte Kölner Richtung, darauf ausgerichtet war, durch entschiedenes Eingreifen in die industrielle Entwicklung und die sozialen Streitfragen seine Macht zu stärken, „modern" zu bleiben, die riesigen Volksmassen, die in die industrielle Arbeit eingespannt waren, zu lenken und zu beherrschen. Der angeborene Universalismus des Rheinländers, seine eingewurzelte religiöse Gesinnung, der schollentreue Sinn des Landvolks trieben Scharen gutgläubiger und echt deutsch gesinnter Menschen in diese Partei hinein, welche die Religion als Deckmantel der eigennützigsten Interessenpolitik mißbrauchte. Das äußerliche Bild der rheinischen Parteikämpfe im 19. und 20. Jahrhundert gibt einen ganz falschen Anschein; die wirkliche Volksmeinung ruht in wesentlich anderen Bereichen, und mehr denn je gilt es, die echte Dichtung dieser Zeiten zu befragen, um hinter der Maske erzwungener Streitfragen und Zeitungskämpfe das wahre Bild des Volkstums zu ergreifen.

Die innere und äußere Entwicklung des alten *Görres* ist ein Spiegelbild des geschichtlichen Prozesses, in dem die in der Aufklärung entnervte Kraft der katholischen Kirche sich seit 1815 wiederfand und zu neuem Ansturm auf die weltlichen Mächte rüstete. In seiner Heidelberger Zeit, in den stillen Koblenzer Jahren bis 1813, als Herausgeber des „Rheinischen Merkurs" 1814—1816 hatte Görres einen durchaus lebenskräftigen Standpunkt bewahrt: Einheit des „Katholischen" und „Protestantischen", von Beharrung und Fortschritt, universaler geschlossener Form und lebendiger Aktivität des vordringenden Einzelmenschen, Hinblick auf eine Kirche der Zukunft, die als Kirche des Geistes eine höhere Form des Glaubens schafft. Als im Januar 1816 der „Merkur" von der preußischen Regierung verboten wurde, da sah alle Welt den Zusammenprall unvereinbarer Kräfte: dort der Rheinländer Görres mit seinen großdeutschen und freiheitlich-konstitutionellen Ansichten, nach denen Preußen nur als dienendes Glied Deutschlands, wenn auch in führender Rolle, seine Berechtigung hatte — hier dieses Preußen selbst, das seinen fest-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gefügten Staatsgedanken und seine adlig-kriegerische Tradition nicht Schattenbildern zu opfern geneigt war. Görres hat den Kampf nicht aufgegeben. Er hatte wesentlichen Anteil an den rheinischen Adressen, in denen, im Hinblick auf die im Besitzergreifungspatent vom 5. April 1815 gegebenen Versprechungen, eine Volksvertretung gefordert wurde. Im Sommer 1819, mitten in die beginnenden Demokratenverfolgungen, fiel wie ein Donnerschlag seine aufrüttelnde Schrift „Teutschland und die Revolution", die feurigste Anklage gegen den „Mechanismus", die leere Äußerlichkeit der weltlichen Regierungen. Nach einem vierjährigen Parteikampfe, so beginnt diese Schrift, sei eine allgemeine Gärung der Gemüter in Europa entstanden, eine Stimmung, „wie sie wohl großen Katastrophen in der Geschichte voranzugehen pflegt". Was den verschmitztesten demagogischen Umtrieben nicht gelungen wäre, nämlich das friedliebende deutsche Volk in allen seinen Tiefen aufzuregen, das hat die Torheit und Ungerechtigkeit der Regierungen zustandegebracht. Immer noch hält Görres seine alten Auffassungen fest: Gleichgewicht des monarchischen und des demokratischen Prinzips, von Autorität und Freiheit, Ordnung und lebendigem Fortschritt, Katholizismus und Protestantismus. Das „Historische" und das „Radikale" sind beide zu ihrem Teile berechtigt und dürfen sich nicht ausschließen. Immer noch hören wir Sätze: „Wie in Gott alle Konfessionen eins sind, so beide Parteien in der Idee des Vaterlandes und sie sind vereinigt geblieben, solange diese Idee und die Begeisterung, die sie zur Befreiung in den Gemütern geweckt, nachgehalten." Immer noch ist das Volkstum sein tragender Hauptgedanke, und wenn er den Verfall der höheren Schichten Deutschlands seit Jahrhunderten gewahrt, dann bleibt sein Vertrauen auf die Zukunft einzig im *Volke* gegründet:

„Nur die Masse, mit dem Urfels, aus dem sie gehauen, immer noch in geheimem Zusammenhang und mit ihm im gemeinsamen Naturleben unverwüstlich lebend, darum selbst im Ablauf von Jahrtausenden noch nicht ergraut, ist noch gesund und einer neuen Gestaltung wohl empfänglich."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Immer noch wird der Staat gegen die Anmaßungen der hierarchischen Machtsucht verteidigt, wird von der „Beiordnung der weltlichen Macht zur geistlichen" geredet und die Unterordnung des weltlichen abgelehnt. Aber deutlich merkt man bereits das Werden des späteren Görres: die Kirche — nicht wie sie ist, sondern wie sie sein soll — erscheint ihm als einzige unerschütterliche Ordnungsmacht, als einzig unwandelbare „organische" Einrichtung, nachdem die weltlichen Regierungen sich einem leeren Mechanismus absolutistischer Willkür anheimgegeben haben. Die Auswirkung des Buches hat diesen inneren Prozeß dann zum Abschluß gebracht. Die preußische Regierung erließ einen Haftbefehl gegen den Verfasser von „Teutschland und die Revolution", der sich im Oktober 1819 über die französische Grenze nach Straßburg rettete. In Straßburg hat Görres unter dem Einflusse Lamenais' seine Wandlung zur kirchlichen Einstellung vollzogen. 1821 erscheint als erstes Zeichen seiner Wandlung die grundsätzliche Schrift „Europa und die Revolution", 1822 „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" und „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Kongreß von Verona".

„Europa und die Revolution" übernimmt zunächst die Gegensatzpaare, mit denen Görres' weltgeschichtliche Ideologie zu arbeiten pflegte: Stoff und Kraft im Räumlichen, Überlieferung und Neuerungstrieb im Zeitlichen, Autorität und Eigenwille im Geistigen. Aber nun heißt es, daß diese drei Bänder eingefangen sind in ein höheres Band, sie alle drei als Mächte der sichtbaren Welt untergeordnet der unsichtbaren, der Welt des *Glaubens*. Glaube und Wissen, Religion und reinmenschlicher Vernunfttrieb und Verstandesvergötterung: das ist nun der übergeordnete Gegensatz, unter dem Görres alles betrachtet, und die Reformation, einst als notwendiger Gegenpol betrachtet, erscheint nun als „der zweite Sündenfall", den Ausbruch der Zerrüttung und Zerspaltung. Mehr und mehr wird ihm die alte Kirche nun zur naturgeborenen Hüterin und Wahrerin aller hohen Güter der Menschheit, zur Pflegerin aller höheren Geisteskräfte gegenüber der mechanischen Verstandesseligkeit des Zeitgeistes, zur einzigen kraftvollen Schützerin freier Entwicklung gegen-

über der Tyrannei der Fürsten hier, revolutionärer Demagogie dort. In der alten Kirche, dieser ewigkeitsgegründeten Macht, verkörpert sich für ihn der Ordnungsgedanke, dem er als rheinischer Franke mit einer tiefen Leidenschaft anhängt. Sie ist ihm das einzig Feste im Strudel der Zeit, der eherne Fels des Notwendigen inmitten geistiger und moralischer, politischer und sozialer Zerrüttung. Was Görres seit 1819 ins Lager der „Ultramontanen" getrieben hat, ist sein rheinischer Ordnungsgedanke, eine wurzeltiefe Sehnsucht nach dem Festen und Notwendigen, ein Glaubensbedürfnis, dessen Echtheit und Stärke immer wieder hervortritt. Die radikale Unbedingtheit, mit der er einst die Menschheitsideologie der französischen Revolution, dann den Volkstumsgedanken der deutschen Hochromantik ergriff, wirft sich in diesem leidenschaftlichen Gemüte nun auf den kirchlichen Gedanken, wobei die alte Verehrung des Rheinländers für das einzige scheinbar feste Überbleibsel mittelalterlicher Reichsherrlichkeit, die universale Kirche, sich mit der kirchlichen Verehrung des Italieners paart. Görres ist in dieser seiner Entwicklung ein Prototyp rheinischen Schicksals im 19. Jahrhundert geworden, ein vorragendes Beispiel für alle jene seiner Landsleute, die aus dem Bedürfnis nach dem Festen und Universalen heraus zu Ultramontanen geworden sind.

In den Jahren 1825—1827 leitete Görres die Mainzer Zeitschrift „Der Katholik", das Organ des deutschen Ultramontanismus. 1827 wurde er von König Ludwig I. von Bayern an die neuerrichtete Universität München berufen. Hier erscheinen seine Hauptschriften zur kirchlich-religiösen Deutung der Geschichtsentwicklung: 1830 „Die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte", 1844 „Die Japhetiten und ihre gemeinsame Heimat Armenien", 1845 „Die drei Grundwurzeln des keltischen Stammes in Gallien und ihre Einwanderung", 1836—1842 sein religiöses Hauptwerk „Die christliche Mystik". Gerade dieses Werk beweist, wie wenig er kirchlich dogmatisch war, daß unter seinem Ultramontanismus sich starke Restbestände seiner alten idealistischen Anschauungen, Anzeichen einer

deutschgearteten Frömmigkeit verbargen. Die Kirche hat dieses Werk nur darum hingehen lassen, weil sie den unermüdlichen Vorkämpfer brauchte, den Mann, der nach der Verhaftung des Kölner Erzbischofs von Droste-Vischering im November 1837 mit seinem „Athanasius" 1838 in wuchtigen Schlägen gegen die preußische Kirchenpolitik vorging, der in „Die Wallfahrt nach Trier" 1845 im Streit um den Trierer Rock auf ihre Seite trat, dessen 1838 gegründete „Historisch-politische Blätter", von seinem Sohne Guido Görres und Philipps herausgegeben, die ultramontane Welt- und Geschichtsansicht wissenschaftlich zu untermauern trachteten. Dabei darf nie vergessen werden, daß auch der „Athanasius" auf die Verbundenheit aller Konfessionen, den notwendigen „Gottesfrieden" hinweist, daß die Schrift „Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung" 1842 es als Schicksalsfrage Deutschlands bezeichnet: „Wir müssen nämlich miteinander leben und uns vertragen, weil es sich um unser Dasein handelt." Eine „innere Durchbildung und Verlebendigung des Glaubens" wurde im „Athanasius" gefordert und der Geistlichkeit als unabwendbare Pflicht ans Herz gelegt, wie schon „Europa und die Revolution" 1822 ausgesprochen hatte, daß „nur eine freudige, wackere, rüstige Religiosität dem Vaterlande frommen" kann, „aber eine träge, träumende, phantastische würde, wenn allgemein verbreitet, nur das Übel mehren." „In all eurem Tun sei Ordnung und Folge, vom Notwendigen sei überall euer Ausgang" — diese Worte in „Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg" 1842 sind der Mittelpunkt in Görres' Denken, und auch seine ultramontane Spätzeit, sein verbissener Kampf für die Herrlichkeit und den übergeordneten Beruf der Kirche ist nur aus diesem seinem Ordnungsverlangen aus zu verstehen, einem Ordnungsverlangen, das selbst in der ultramontanen Entartung einen guten Teil seiner Lebendigkeit erhalten hat. Was an diesem deutsch-italienischen Kämpfergeiste „ultramontan" ist, erscheint als Abirrung bester Triebe rheinischen und italienischen Geistes, und der wahre Ultramontanismus hat nur ein geringes Recht, sich auf einen Mann zu berufen, der zu allen Zeiten für die innere Entwicklung und Fortbildung von Kirche und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Glaube, für die Einheit und Verbundenheit aller deutschen Menschen eingetreten ist.

Clemens Brentano hat noch vor Görres sich der Kirche zugewandt. Aber die Grundverschiedenheit der beiden Charaktere läßt bei dem Frankfurter einen wesentlich verschiedenen Entwicklungsgang erkennen. Wenn der helle, tapfere Görres sich als entschlossene Kämpfernatur dem Kirchlichen zuwendet, so der weiche, träumerische, verwundungsfähige Brentano aus dem schmerzlichen Ruheverlangen seines gequälten Gemüts. Im Jahre 1815, während seines Berliner Aufenthaltes entschied sich seine religiöse Umkehr, er verkaufte seine erlesene Bücherei, in der die seltensten Ausgaben von Volksbüchern, Märchensammlungen, Sagen und Epen sich versammelt hatten, in alle Winde. 1816 lernte er Luise Hensel kennen, die 1798 geborene protestantische Pfarrerstochter aus dem brandenburgischen Linum, die 1818 zum Katholizismus übertrat und in ihrem ganz der Religion und kirchlicher Liebestätigkeit gewidmeten Leben Brentanos wie anderer Liebesverlangen von sich wies. Im Jahre 1817 legte er seine Generalbeichte ab und verbrachte von 1819 bis 1824 fünf lange entsagungsvolle Jahre am Krankenbette der Katharina Emmerick zu Dülmen in Westfalen, deren Gesichte von Jesus Christus er sorgfältig aufschrieb und in dem Buche „Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi" 1838 veröffentlichte. „Die Barmherzigen Schwestern" 1831 predigen christliche Liebestätigkeit als Heilmittel der ruhelosen Seele. Der Dichter, der die klangvollsten Musikgedichte der Romantik schrieb, der Schöpfer der Rheinsagen und Rheinmärchen, der den neuen volkhaften Mythus vom Rhein erst eigentlich geschaffen hat, dieser liebesselige, schönheitstrunkene, geistessprühende Mensch wird nun im Alter ein einsamer, ruheloser Wanderer, der bald in München, bald in Frankfurt, Koblenz, Regensburg, Aschaffenburg in vernachlässigten Mietzimmern ein seltsam befangenes Leben führt; von seinen weltlichen Dichtungen hat er nur seinen geliebten Märchen Fürsorge bewahrt, sie immer wieder umgearbeitet, erweitert, ins Moralische und Religiöse, oft auch ins Satirische und Zeitkritische umgedeutet — 1838 erschien so „Gockel, Hinkel und

Gackeleia", das gegenüber dem ursprünglichen „Gockel und Hinkel", diesem liebenswürdig sinnreichen und bildstarken Märchen, als übersteigerte Aufschwellung erscheint. Nicht von ihm selbst, sondern durch den Frankfurter Historiker Johann Friedrich Böhmer, den begeisterten Erforscher seiner Rheinheimat, sind die „Märchen" 1837 erstmals herausgegeben worden. In München gehörte Brentano zum Görreskreise, verkehrte mit Görres, Sailer, Diepenbrock; die beiden großen Rheinländer deutsch-italienischen Ursprungs fanden sich in ihrer späten Kirchlichkeit zusammen. Im Jahre 1842 ist Clemens Brentano einsam in Aschaffenburg gestorben.

Seine kirchliche Wandlung geht aus nichts anderm hervor als aus dem Ruheverlangen eines vom Übermaße seiner springenden Phantasie umhergeworfenen, von unheilvollen Schicksalsschlägen im Mark getroffenen Geistes. Dieser Mensch, der selber ganz „Poesie" war, beständiges Wechselspiel der Gedanken und Gesichte, ein „poetischer Mensch" im reinsten Sinne, greift nach dem Einzigen, was ihm in der Jagd seiner Visionen noch fest und unanfechtbar erscheint (Brief an Wilhelm Grimm, Berlin, 15. Februar 1815):

„Mein ganzes Leben habe ich verloren, teils in Irrtum, teils in Sünde, teils in falschen Bestrebungen. Der Blick auf mich selbst vernichtet mich, und nur wenn ich die Augen flehend zu dem Herrn aufrichte, hat mein zitterndes, zagendes Herz einigen Trost ... Meine sündenkluge Vernunft ist niedergeworfen von dem Glauben und ich schmachte nach vollem geistlichen Trost. Meine dichterischen Bestrebungen habe ich geendet, sie haben zu sehr mit dem falschen Wege meiner Natur zusammengehangen, es ist mir alles mißlungen, denn man soll das Endliche nicht schmücken mit dem Endlichen, um ihm den Schein des Ewigen zu geben; jedes, auch das gelungenste Kunstwerk, dessen Gegenstand nicht der ewige Gott und seine Wirkung ist, scheint mir ein geschnitztes Bild, das man nicht machen soll, damit es nicht angebetet werde."

Das ist die Kapitulation alles Weltlichen, aller Schönheitslust und Erdenfreude, aller künstlerischen Triebe vor einem düsteren, beengenden Sündengefühl. Dieser Gestürzte und Zerknirschte marterte

sich selbst, indem er fünf Jahre am Krankenbett einer westfälischen Magd saß, um ihren Wahnvorstellungen zu lauschen und sie als höchste Offenbarungen mit der Feder festzuhalten. Görres und Brentano sind der hervorstechende Ausdruck einer weitverbreiteten Zeitströmung, die es nach dem Festen und Gegründeten verlangt, nachdem sich die verschiedensten geistigen und politischen Kräfte des Zeitalters als hohl und leer gezeigt hatten und weder im Volke noch bei den die Macht besitzenden Autoritäten ein fester Kern vorhanden schien. Beide kamen vom Volkstumsgedanken her und endeten in kirchlichen, ja ultramontanen Überzeugungen. Für die rheinische Geschichte ist das Vorbild der beiden Deutsch-Italiener, im besonderen das des starkgewaffneten ultramontanen Publizisten Görres von bedeutsamer Nachwirkung gewesen.

In der rheinischen Dichtung und Geistesentwicklung des 19. Jahrhunderts aber haben Görres und Brentano nicht mit ihrer Spätzeit, sondern mit dem Volkstumsgedanken ihrer Blüte nachgewirkt. Der romantische *Volkstumsgedanke* bleibt der Mittelpunkt der rheinischen Geistesbestrebungen; er ist die tragende Macht der deutschen Vaterlandsgesinnung, die in den Rheinlanden ihre liebevollste Pflege findet. Aus dem Kölner Volkstumskreise, dessen verehrtes Haupt Franz Ferdinand Wallraf bis zu seinem Tode 1824 bleibt, geht *Eberhard von Groote* (1789—1864) hervor, aus alter kölnischer Patrizierfamilie, der an der Universität Heidelberg, der Stätte der eigentlichen Volksromantik, studierte und 1813 als freiwilliger Offizier dem preußischen Heere folgte und Adjutant des Kronprinzen von Preußen wurde. In dieser Stellung setzte er bei Blücher die Rückgabe der geraubten Kunstschätze durch, wurde zum Bevollmächtigten für dieses wichtige Geschäft ernannt und hatte die Genugtuung, Rubens' „Kreuzigung Petri" eigenhändig in seine Vaterstadt zurückführen zu können. Er war es auch, der Gneisenau für die Wiedererrichtung der Kölner Universität gewann; als Bevollmächtigter des Kölner Rates ging er sodann nach Berlin, um hierfür bei der preußischen Regierung zu wirken — vergeblich. 1816 bis 1827 stand er in preußischem Staatsdienst, arbeitete bei der Kölner Regierung; vier Jahre nach

seinem Austritt aus dem Staatsdienst, 1831, wurde er zum Präsidenten der Kölner städtischen Armenverwaltung ernannt, welches Amt er bis 1851 bekleidete. Groote ist der wahrhafte Nachfolger Wallrafs gewesen, der gute Geist seiner Vaterstadt; er hat wie kein anderer den Ausbau des Kölner Domes betrieben und eine jahrzehntelange erfolgreiche Arbeit als Vorsitzender des Dombauvereins geleistet. Als Erforscher der deutschen Vergangenheit gab er 1821 Gottfrieds „Tristan und Isolde" heraus, 1834 Hagens Reimchronik der Stadt Köln, 1852 die Lieder Muskatblüts, 1855 Wierstraits Chronik der Neußer Belagerung, 1860 die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff. Er ist es, der dem Rheinlande in Hagen und Wierstrait seine besten mittelalterlichen Chronikdichtungen wiedergab.

Aus der alten kölnischen Patrizierfamilie der Firmenich stammte *Johann Matthias Firmenich-Richartz* (1808—1889), bei dem sich die Kölner Volkstumsrichtung schon früh in mundartlichen Karnevalsdichtungen offenbart und dessen jahrzehntelange weitgespannte Sammeltätigkeit deutscher Lieder und Sagen zu dem ersten großen Standwerke deutschen Mundartschrifttums führte: „Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern, Sprüchen" (vier Bände 1846—1867). Nach den Worten der Einleitung sollte dieses Werk „ein geistiger Vereinigungspunkt für alle germanischen Volksstämme" sein — dem Kölner Volkstumsforscher steht der Gedanke der deutschen Einheit vor Augen. Seine Anteilnahme an allen Arten der Volksdichtung aber weitet sich ins Europäische aus, wie er denn 1840 eine Sammlung neugriechischer Volkslieder veröffentlicht und eigene Dichtungen in deutscher, englischer, neugriechischer Sprache geschaffen hat, volkstümliche Lieder einfachen Klanges, die auf die große Zeit des alten deutschen Volksliedes als Vorbild zurückschauen. Ein begeisterter Deutscher, der sich auch auf praktischem Gebiete für alle Deutschtumsfragen einsetzte: er wirkte für eine Seeschiffahrts- und Handelsgesellschaft zur Begründung deutscher Seegeltung, für einen Nationalverein zum Schutze des Deutschtums in allen Teilen der Welt; 1866 hat er das preußische Rote Kreuz organisieren helfen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bis zu der unheilbaren geistigen Erkrankung, die ihn 1868 bis zum Tode in ihre Bande schlug, hat er wie ein getreuer Eckart über alle Volkstumsfragen seine Hand gehalten.

Den Kölnern treten die Bonner zur Seite. Das kleine Bonn hat der Volkstums- und Rheinromantik eine Fülle bedeutender Namen gegeben: Karl Simrock, Nikolaus Becker, Alexander Kaufmann, Gottfried und Johanna Kinkel, dazu aus dem nahen Königswinter Wolfgang Müller. *Karl Simrock* (1802—1876), als Sohn eines ehemaligen kurfürstlichen Hofmusikers zu Bonn geboren, wurde im Dezember 1818 als einer der ersten Studenten an der neugegründeten Bonner Hochschule immatrikuliert; damals schon hörte er neben seinem juristischen Fachstudium die Vorlesungen Arndts und Schlegels, begeisterte sich an den Brüdern Grimm und ihrer Neuentdeckung der Volksdichtung. 1822 ging er an die Berliner Universität, wurde 1826 Referendar am Kammergericht; auch hier setzte er seine germanistischen Studien mit liebevollem Eifer fort, wurde Schüler des 1824 nach Berlin berufenen Karl Lachmann und seiner streng philologischen, auf kritische Scheidung bedachten Methode und veröffentlichte 1827, sich auf die Lachmannsche Nibelungenausgabe von 1726 stützend, die erste vollwertige Übersetzung des Nibelungenliedes. Simrock hat sich eng, aber nicht sklavisch an den Urtext angeschlossen; er behält die mittelhochdeutsche Satzfügung, Vers- und Reimbildung so weit wie irgendmöglich bei und verändert nur dort, wo die neuhochdeutsche Wort- und Satzform es unbedingt erfordert. Ihm geht es darum, das Alte, volkhaft Kraftvolle zu bewahren und der Nachwelt als teures Erbe wiederzuschenken; in diesem Sinne ist das ganze große Übersetzungswerk zu verstehen, mit dem Simrock im Laufe seines langen Lebens nahezu das gesamte deutsche Volksgut der Gegenwart neuerschlossen hat.

In dem Berliner Kreise der Chamisso, Fouqué, E. Th. A. Hoffmann ist auch der selbständige Dichter Simrock emporgewachsen, der heiter klare, innig schlichte Lyriker, der Balladendichter, der 1826 mit dem „Nibelungenhort" beginnt. Das die Julirevolution feiernde Gedicht „Drei Tage und drei Farben" hatte im September 1830 seine Amts-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

entlassung zur Folge. Die Muße des durch väterlichen Wohlstand Unabhängigen hat nun ein Werk nach dem andern ans Licht gefördert: 1830 die Übertragung von Hartmanns „Armen Heinrich", 1831 „Die Quellen Shakespeares" und den „Novellenschatz der Italiener", 1833 die Übersetzung der Lieder und Sprüche Walthers von der Vogelweide. 1832, beim Tode des Vaters, kehrte er nach Bonn zurück; sein Bonner Haus und sein Weingut Menzenberg bei Honnef wurden die Stätte einer erlesenen geistigen Geselligkeit. 1836 erschienen die „Rheinsagen", eine Sammlung von Rheinballaden Simrocks selbst und anderer Dichter, 1838—1840 „Das malerische und romantische Rheinland", eine umfassende Schilderung von Land und Volkstum, Sitte und Brauch, Sage und Lied, Altertümern und Kulturentwicklung, eine Gesamtschau aus der innigsten Liebe des geborenen Rheinländers. 1840 folgten die „Zwanzig Lieder von den Nibelungen", d. h. seine Nibelungenübersetzung, nach Ausscheidung alles von Lachmann als „unecht" Bezeichneten, 1843 die „Gudrun". Und nun erreicht Simrock den Höhepunkt seiner germanistischen Neueroberung mit drei weitgespannten Unternehmungen. Schon in Berlin hatte er den Gedanken seines „Amelungenliedes" gefaßt, einer Dichtung, die den ganzen Sagenkreis der Dietrichsepen zusammen mit der Wieland- und Ermanarichsage in einen großen Bogen fassen sollte. 1835 erschien der erste Teil „Wieland der Schmied", 1843, 1846, 1849 folgten die weiteren sieben Teile. Hier ist Simrock zu seiner eigentlichen dichterischen Höhe emporgestiegen: er schafft in Anlehnung an die alte Sage und hier und da an die alten Dichtungen, aber er ist selbständiger Dichter, der alle Vorzüge seiner knappen, strengen, volkhaft schlichten Balladenkunst in der Form der Nibelungenstrophe entfalten kann. Es ist eine Neuschöpfung aus dem Geiste der germanischen Sage, eins der vorzüglichsten Werke auf dem Wege einer Neueroberung germanischer Art — ein Werk, das so recht auf den Boden der Rheinlande gehört, auf dem die größten Schöpfungen der germanischen Heldendichtung im 5. und 6. Jahrhundert entstanden waren. Simrocks „Amelungenlied" ist Geist vom Geiste des alten Frankentums, aus Klang und Kraft germanischen Volkstums geboren, das

hervorragendste dichterische Erzeugnis der rheinischen Volkstumsbewegung im 19. Jahrhundert.

Das zweite großangelegte Unternehmen ist „Das kleine Heldenbuch" (1844—1857), eine Neuschöpfung von Walther und Hildegunde, Alpharts Tod, Hürnen Siegfried, Rosengarten, Hildebrandslied, Ortnit und Wolfdietrich. So wird der Kreis der deutschen Heldensage gerundet. Und nun bringen „Die deutschen Volksbücher" (1839—1867) in 18 Bänden zum ersten Male eine vollständige Sammlung der deutschen Volksbücher in überarbeiteter Form, dazu den „Reineke Fuchs", in gebundener Übertragung, eine ziemlich selbständige Neubearbeitung des Puppenspiels von Doktor Faust, Sammlungen der Sprichwörter, Rätsel, Volkslieder und Kinderreime, ein Werk von überreichem Stoffe, das bis heute noch nicht ersetzt worden ist. Nimmt man dazu die Übertragungen von Wolframs Parzival und Titurel 1842 und von Gottfrieds Tristan 1855, beide von Hertz' meisterhaften Übertragungen überholt, des „Orendel" (1845, anläßlich der Trierer Rockausstellung), des „Guten Gerhard" von Rudolf von Ems 1847, des „Wartburgkriegs" 1858, der Edda 1851, des Beowulf 1859, des Heliand 1856, Brants Narrenschiff 1872, Tegnérs Frithjofssaga, ferner seine Shakespeare-Übersetzung, die sich über vier Jahrzehnte seines Lebens erstreckt — so bekommt man erst das wahre Bild dieses fruchtbarsten und liebevollsten Übersetzers aller Zeiten, bei dem das Ethos seiner Kunst aus der Überzeugung floß, es müsse dem deutschen Volke seine germanische und mittelalterliche Vergangenheit in den Schätzen seiner lebendigen Dichtung, vor allem in den Schätzen seiner Volksdichtung wiedergeschenkt werden. Mag vieles in diesem ungeheuer reichen Werke minderen Ranges sein und sich nicht gehalten haben, mag der Standpunkt des engen Anschlusses an den Urtext zu manchen Steifheiten und unerfreulichen Schwankungen zwischen alter und neuer Sprachform geführt haben, die Gesamtleistung bleibt unvergleichlich und hat auf das deutsche Jahrhundert eine nicht hoch genug zu schätzende Einwirkung gehabt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als selbständiger Dichter lebt Simrock in seinen Balladen fort. Es ist vor allem der Kreis der rheinischen Geschichte, den er durchschritten hat: „Drusus Tod", das in seiner markigen Knappheit unvergessen geblieben ist, „Die Schlacht bei Zülpich", „Das Pferd als Kläger", „Der Schelm von Bergen", „Die Frau von Stein", die prachtvolle Rheinsage „Die Eichensaat", die von heiterem Humor belebten „Der Rekrut auf Philippsburg" und „Der Schmied von Solingen". Ruhige Sachlichkeit, schlichte Kraft, in sich gefestigte Weltfreude — diese besten Eigenschaften rheinischen Wesens, Eigenschaften des liebenswerten Menschen, geben den Balladen ihre eigenbestimmte Form. 1850 zum ersten Professor der Germanistik an der Bonner Hochschule ernannt, hat Simrock auch 26 Jahre eine sehr verdienstvolle akademische Tätigkeit entfaltet. Seine „Kaiserlieder" begrüßten das einige Deutsche Reich; im Kulturkampf hat er sich scharf gegen die Ultramontanen erklärt und ist 1873 zum Altkatholizismus übergetreten. Mit seinem Tode 1876 ging der wirkungsreichste Vertreter der rheinischen Volkstumsbewegung, der Hüter und Wahrer aller Volksschätze, ein Vorkämpfer deutscher Art aus stillem Glauben und ewigbereiter Arbeit.

Altersgenosse Simrocks ist der Bonner *Johann Baptiste Rousseau* (1802—1867), Enkel eines aus Frankreich eingewanderten Hofmalers, eines Neffen des großen Rousseau; er hat eine Anzahl westdeutscher Zeitschriften herausgegeben, seine in Aachen erscheinende „Rheinische Flora" (1825—1826) hat das Aachener Geistesleben wieder mit dem rheinischen und gesamtdeutschen in Verbindung gebracht und einen rheinischen Dichterkreis (Wilhelm Smets, Wilhelm Cartel, die wir noch treffen werden, und andere) um sich gesammelt — in der „Flora" veröffentlichte Anton von Zuccalmaglio jenes unvergleichliche Volkslied „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht", das Wilhelm von Waldbrühl im Bergischen aufgezeichnet hatte und das sich später Heine unter dem Scheine der Selbständigkeit angeeignet hat. Rousseaus eigene Lyrik („Gedichte" 1823, „Lieder vom Kölner Dom" 1823) und Dramatik (Tragödie „Michelangelo" 1825) bleibt im Herkömmlichen; 1846 veröffentlichte er eine „Auserlesene Samm-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lung rheinischer Sagen". Er ist später ins Elend geraten und hat in einem Kölner Krankenhaus ein schmerzlich einsames Ende gefunden.

Dilettantischer noch als Rousseau ist der Lyriker *Nikolaus Becker* (1808—1845) — und doch ist er durch ein einziges den Augenblick mit richtigem Worte packendes Lied eine Weltberühmtheit geworden und für immer in alle Geschichten und Literaturgeschichten eingegangen. In Bonn geboren, durch seine Herkunft nach Hünshoven bei Geilenkirchen gehörig, hat Becker in Liedern und Balladen geradezu Parodien der Dichtung gegeben, Vorwürfe in typisch falschromantischem Sinne in oft kindlicher Versbehandlung — man lese nur den Vergleich aus der rührenden Ballade „Die Königskrone", wo die Würdenträger des Reiches den vom gefallenen Könige hinterlassenen Knaben nicht als Herrscher annehmen wollen, da er zu schwach sei: „Es flöge uns auf hoher Bahn / Ein schwingenloser Aar voran." Becker ging es schlecht, seine juristischen Studien hatte er abbrechen, eine Hilfsgerichtsschreiberstelle wegen Mittellosigkeit aufgeben müssen, er hatte Zuflucht bei seiner Schwester in Hünshoven gesucht — da kam die politische Krise des Jahres 1840, das Verlangen des aufgestachelten Frankreichs nach der Rheingrenze als Entschädigung für die in der orientalischen Frage erlittene diplomatische Niederlage. Ein gewaltiger Sturm der Entrüstung und vaterländischen Bewußtseins durchbrauste die nördlichen und südlichen Rheinlande. Im August 1840, auf dem Höhepunkte der Krise, erschien in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" eine Aufsatzfolge des Kölner Gerichtsassessors *Christian Josef Matzerath* (1815—1876), der 1836 mit „Gedichten" hervorgetreten war und mit Simrock und Freiligrath 1839—1841 das „Rheinische Jahrbuch" herausgab — in ernstem Tone warnte Matzerath den westlichen Nachbarn, in irgendwelcher Weise auf französische Sympathien in den Rheinlanden zu zählen, und ruft ihnen zu, daß jeden Augenblick in der deutschen Jugend die Begeisterung der Jahre 1812—1815 neugeweckt werden könne! Matzeraths Aufsätze haben Becker im gleichen August 1840 zu seinem „Rheinliede": „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" angefeuert. „An Alphons von Lamartine" lautete der Unter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

titel, mit Bezug auf jene Kammerrede des Dichters am 11. Januar 1840, in der er Frankreichs Ansprüche auf die Rheingrenze zum Ausdruck gebracht hatte. Am 16. September 1840 erschien Beckers „Rheinlied" in der „Trierschen Zeitung" und übte eine unbeschreibliche Wirkung aus. Dieses kunstlose, keinen höheren ästhetischen Forderungen genügende Lied sprach ebenso knapp wie treffend wie in seiner Sachlichkeit, ja, Alltäglichkeit allverständlich das aus, was alle in den Rheinlanden und im ganzen Deutschland fühlten; das Politische schlug wie so oft das Ästhetische aus dem Felde. Dutzende von Vertonungen folgten sich in kürzester Zeit, das Lied flog durch alle Gaue, wurde zum Gassenhauer, der in allen Straßen tönte. Am 8. Oktober stand es in der „Kölnischen Zeitung", am 10. vertonte es der soeben nach Köln berufene Konradin Kreutzer, am 15. Oktober wurde es im Kölner Theater in Anwesenheit König Friedrich Wilhelms IV. öffentlich vorgetragen: und von der Hörerschaft in überwallender Begeisterung mitgesungen. Der König zeichnete Becker durch ein Ehrengeschenk von tausend Talern aus und verlieh ihm eine Gerichtsschreiberstelle in Köln, Ludwig I. von Bayern sandte ihm einen silbernen Becher mit den oft verspotteten Worten: „Aus diesem vergoldeten, silbernen, von Mir angegeben wordenen Pokale . . . trinken Sie oft, das singend: Sie sollen ihn nicht haben!" Die Städte Mainz und Karlsruhe folgten diesem Beispiele. Eine Flut von Nachahmungen, Kontrafakturen, Parodien stürzte sich über die deutschen Zeitungen und Zeitschriften. Arndt richtete an Becker sein herrliches „Es klang ein Lied vom Rhein", Herwegh sein feuriges „Rheinweinlied"; Max Schneckenburger, der Schwabe, wurde zu seiner „Wacht am Rhein" angeregt, die in der 1854 geschaffenen Vertonung Karl Wilhelms 1870 zum herrschenden Rheinkriegslied werden und das Beckersche Rheinlied verdrängen sollte. Beckers Lied ist in der Folgezeit daran gescheitert, daß unter den unzähligen Vertonungen keine einzige durchschlug, daß der volksliedhafte Text keine volksliedhafte Vertonung fand, obschon Schumann, Löwe, Kreutzer sich darum bemühten. 1840 und in den folgenden Jahren aber hat Beckers Lied eine Bedeutung gehabt wie selten ein politisches Gedicht. Es hat

nach Bismarcks Äußerung eine Volksstimmung entzündet, die Armeen wert war; es hat den Franzosen gezeigt, daß auch die geringste Hoffnung auf Unterstützung im Rheinlande ein Phantom war. Der lebhafte Widerhall in der französischen Öffentlichkeit, vor allem Alfred de Mussets hohnvoller, haßgetränkter Gegensang: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand" — Lamartine hatte versöhnend mit seiner „Friedens-Marseillaise" („La Marseillaise de la Paix") geantwortet — unterstrichen diese Wirkung nur. Nicht minder groß war die Wirkung in Deutschland selbst. Viele hatten aus den preußisch-rheinischen Reibungen der Jahre 1837—1838, aus dem beim „Kölner Ereignis" hervortretenden Ultramontanismus, aus Görres' „Athanasius" und seinem Erfolge den Schluß auf eine stark preußenfeindliche, ja undeutsche Gesinnung der Rheinlande gezogen — nun trat das Deutschbewußtsein, der Deutschtumsstolz dieser Gaue im Beckerschen Rheinliede so bezwingend in Erscheinung, daß manche Schranke fiel. Die preußischen Beamten und Offiziere in der Rheinprovinz, das wird uns mehrfach bezeugt, gewahrten mit Erstaunen, welchem eingewurzelten Nationalstolze sie bisher ohne Verständnis zur Seite gestanden hatten. Das „Rheinlied" hat außen- wie innenpolitisch eine außergewöhnliche Rolle gespielt.

Der ungewöhnliche Erfolg des Rheinliedes setzte Becker in den Stand, 1841 zu Köln seine „Gedichte" erscheinen zu lassen — nun erst sah die Öffentlichkeit, wie wenig er Dichter war, daß sein weltberühmtes Lied das einmalige Ergebnis eines glücklichen Augenblicks gewesen war. Vernichtende Kritiken berührten sich mit Beckers eigenem Bewußtsein fehlschlagender Pläne und Hoffnungen, die Ahnung frühen Todes durch ein Brustleiden trat hinzu. In seinen Kölner Jahren hat er durch jähen Lebensgenuß seine Gesundheit vollends zerrüttet und ist 1845 als ein 36jähriger dahingegangen.

Einer jüngeren Generation gehören die Bonner *Alexander Kaufmann* (1817—1893) und die Kinkels an. Kaufmann bezog 1838 die Bonner Hochschule und war ein sehr lebendiges Mitglied des 1840 gegründeten Maikäferbundes. Seine von innigster Heimatliebe getragenen geschichtlichen und sagengeschichtlichen Studien fanden

ihren ersten Ausdruck in seinem „Cäsarius von Heisterbach“ (1838, erweitert 1862), der ersten Biographie des großen rheinischen Novellisten und Historikers. 1850 wurde er als Fürstlich Löwensteinischer Archivrat nach Wertheim am Main berufen, wo er bis zu seinem Tode 43 Jahre gewirkt und seine Studien fortgesetzt hat. 1852 erschienen seine „Gedichte“, 1853 als Gegenstück zu Kinkels Rheinsagen ein Band „Mainsagen“, 1862 seine sagenkritischen Untersuchungen „Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen und Alexander Kaufmanns Mainsagen“. Zusammen mit seiner Gattin Mathilde Binder, die sich als Dichterin Amara George nannte, und Daumer gab er 1858 „Mythoterpe“, eine Sammlung von Mythen, Sagen und Legenden heraus. Im hohen Alter kehrte er zu dem Liebling seiner Studien, Cäsarius von Heisterbach, zurück, dessen Novellenbuch er 1888—1891 in einer äußerst liebevollen und sorgfältigen Übertragung darbot.

Der berühmteste Name der rheinischen Literaturgeschichte dieser Zeit ist *Gottfried Kinkel* (1815—1882) geworden, weil er aus dem heimatgebundenen Leben in die politischen Bewegungen hineinwuchs und zum Märtyrer seiner Überzeugung wurde. 1815 wurde er zu Oberkassel bei Bonn als Sohn eines protestantischen Predigers geboren, der aus dem nassauischen Herborn stammte; die Mutter Marie Beckmann war Wuppertalerin und ebenso pietistisch gesinnt wie der Vater ein strenger Orthodoxer. 1825—1831 durchlief er das Bonner Gymnasium, studierte 1831—1834 Theologie in Bonn bei Augusti und Nitzsch, 1834—1835 in Berlin bei Neander und Hengstenberg. 1837 wurde er Privatdozent in der theologischen Fakultät zu Bonn, besonders für das Fach der Kirchengeschichte. Um in ärmlichen Verhältnissen seiner unbesoldeten Stellung den Lebensunterhalt bestreiten zu können, wirkte er seit 1839 zugleich als Religionslehrer am Bonner Gymnasium, ferner am Thormannschen Mädcheninstitut zu Bonn und nahm 1841 eine Hilfspredigerstelle in der Kölner protestantischen Gemeinde an. Schon in diesen jungen Jahren entfalteten sich alle Vorzüge seiner Natur: ein ungemein reger, nach allen Seiten ausgreifender Sinn, eine helle Begeisterungsfähigkeit und ideale

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffnungsfreude, eine gewaltige Arbeitskraft und optimistische Schaffenslust, rheinisches Temperament und eine rednerische Begabung hinreißender Art — in allem eine Persönlichkeit, die Bedeutendes versprach, in dem engen Bonn und den noch engeren Schranken der theologischen Fakultät notwendig zum Anstoß verurteilt war. Zu sichtbaren schriftstellerischen Leistungen ist Kinkel in der Zersplitterung seines mühseligen Broterwerbs lange Jahre nicht gekommen, und sein wissenschaftlicher Sinn hat damals wie später harte Verurteilung erfahren. Wohl hat er selbst in seiner Selbstbiographie „meine schwärmerische Neigung, Sätze auch ohne scharfe Prüfung um ihrer Schönheit willen anzunehmen" ganz offen bekannt; wohl ist seine einzige gedruckte theologische Schrift, der Aufsatz „Von der Himmelfahrt Christi" 1841 mit ihrer These der mehrfachen Himmelfahrten des Heilands ein seltsamer Versuch, Überlieferung und Vernunft in Einklang zu bringen. Kinkels eigentliche Bedeutung beruht auf dem Versuche seiner kirchengeschichtlichen Vorlesungen, *Kirchengeschichte als Kulturgeschichte* zu begreifen und darzustellen — hier steht er im Zusammenhange der rheinischen Volkstumsbewegung. Er hat die religiösen Volksvorstellungen, die Sitten und Gebräuche des Volkes im Mittelalter in den Gang der Kirchengeschichte einzuweben unternommen, die Geschichte von oben durch die Geschichte von unten, der Massen, des *Volkes* zu ergänzen gesucht — ein frühes und sehr bedeutsames kulturgeschichtliches Unternehmen, in dem der ganze Kinkel schon im ersten Mannestum zu spüren ist. Sein Kolleg über „Die Geschichte des Heidentums unter den römischen Kaisern" behandelte den Prozeß der Selbstauflösung der antiken Welt, einen Verfallsprozeß unter sozialen, religiösen, kulturellen Gesichtspunkten betrachtet: „Ich war bereits Sozialist, ohne es selbst zu wissen", deutet die Selbstbiographie 1849 diese Betrachtungsweise aus. Der volkhafte Sinn wie die Tatfreude Kinkels verrät sich hier aufs deutlichste: „Meine Natur ist mehr aufs Leben als auf die Forschung gewendet" (Selbstbiographie). Niemand mehr als der junge Jakob Burckhardt, der damals in Bonn studierte und mit seinem Erstling „Konrad von Hochstaden", für den

Kinkel den Verlag fand, in die rheinische Geschichte griff, hat die Bedeutung des Kulturhistorikers erkannt und auf die schöpferische, lebendige Einheit seines Geistes hingewiesen: „In diesem wunderbar schön organisierten Geiste liegen die verschiedenen Sphären nicht nebeneinander, sondern dynamnisch verflochten ... durcheinander" (Brief Juli 1843).

Alles in Kinkel dichterisch, wissenschaftlich, sozialpolitisch sich Regende empfing seine Vollendung erst durch die schicksalhafte Liebe seines Lebens. Im Jahre 1839 trat ihm Johanna Matthieux, geborene Meckel, die er aus früherer Zeit in seinem Vaterhause kannte, wieder entgegen: die 1810 geborene Tochter eines seiner Bonner Gymnasiallehrer hatte 1831 den Kölner Musikalienverleger Matthieux geheiratet und sich noch im selben Jahre von ihm getrennt; sie hatte dann in Berlin, im Kreise der Bettina Brentano, ein reges geistiges Leben gelebt, ihre angeborene musikalische Begabung durch das eifrigste Studium zu hoher Vollendung ausgebildet und war als Musiklehrerin ins heimische Bonn zurückgekehrt. Der mit der Schwester seines Universitätsfreundes und späteren Schwagers, Sophie Bögeheld, verlobte Kinkel wurde sofort aufs stärkste gefesselt, er kämpfte monatelang zwischen Pflicht und Neigung, bis ein schicksalhafter Vorgang die Entscheidung brachte: am 4. September 1840 stürzten Kinkel und Johanna bei der Rückfahrt von Königswinter nach Bonn im Nachen in den Rhein. Kinkel rettete Johanna schwimmend; von diesem Tage an glaubten sie sich zugehörig, Kinkel löste seinen bisherigen Bund und vollzog die Verlobung mit Johanna. Da deren Scheidung gerichtlich erst am 22. Mai 1840 ausgesprochen worden war, so mußte die gesetzliche Dreijahresfrist bis zur Wiederverheiratung abgewartet werden, die am 22. Mai 1843 stattfand. Diese Ehe eines protestantischen Theologen mit einer geschiedenen Frau erregte einen wahren Sturm in den orthodoxen und pietistischen Kreisen des Rheinlandes. Kinkels Verhältnis zu seiner Fakultät, das bereits seit 1839 gelitten hatte, wurde vollends zerstört, man entzog ihm die Hilfspredigerstelle in Köln, darauf die Religionslehrerstelle im Thormannschen Mädcheninstitut und trieb ihn durch Rügen und Drohungen, die Reli-

gionslehrerstelle am Gymnasium freiwillig niederzulegen. Gottfried und Johanna mußten auch finanziell völlig neu aufbauen. Johanna gab Musikunterricht, vertonte Lieder, besonders sehr schelmische Kinderlieder; Kinkel veranstaltete öffentliche Vortragsreihen in Bonn und Köln mit großem Erfolge, arbeitete an den Cottaschen Zeitungen und Zeitschriften, schrieb sein Buch „Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben", eine kulturgeschichtlich vertiefte Schilderung der geliebten Ahrlandschaft 1845. Da der preußische Kultusminister Eichhorn erklärte, daß auf eine Beförderung in seiner theologischen Laufbahn nicht mehr zu rechnen sei, so vollzog er mit der Schwungkraft und dem nie versagenden Optimismus eine Umstellung auf die philosophische Fakultät: 1845 erschien die erste Abteilung einer großangelegten, später nie vollendeten „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern", worauf er zum außerordentlichen Professor für Kunst- und Kulturgeschichte ernannt wurde. Es war das äußerliche Zeichen der religiösen Wandlung, die sich in ihm vollzogen hatte und die wesentlich auf die Kämpfe um Johanna und seine Erfahrungen mit der herrschenden Theologie zurückging: er, der als gläubiger Protestant begonnen hatte, dessen 1842 gesammelte „Predigten" noch den Kirchenglauben festhielten und nur moralisch, weltfreudig zu erhellen und beleben suchten, wandelte sich zum bewußten Pantheismus. Der entscheidende Übergang zur diesseitsfreudigen Weltbejahungslehre vollzog sich im Jahre 1843.

In all diesen Auseinandersetzungen und Wandlungen reift Kinkels dichterisches Bemühen; es hat aus dem Bunde mit Johanna seine tiefsten Kräfte gezogen. Mit der rheinischen Art, sich durch nichts entmutigen zu lassen, haben Gottfried und Johanna den Kampf gegen die Bonner Gesellschaft, die sich ihrem Bunde so feindlich entgegenstellte, gewagt und ihn durch sichtbare Leistungen gewonnen. Am 29. Juni 1840 wurde der von Johanna angeregte *Maikäferbund* gegründet, eine Dichtervereinigung, die bis 1847 bestand. Ihre sieben Manuskriptbände enthüllen ein reiches dichterisches Bestreben. Jedes Stiftungsfest wurde mit einem künstlerischen Wettstreit gefeiert, wozu Preisaufgaben gestellt wurden. Eine Fülle von Laune, heiterer

Geselligkeit, edelster Freundschaft, hoher Geistigkeit ist über diesen rheinischen Dichterbund ausgegossen, dessen Seele Kinkel und Johanna waren; Simrock gehörte ihm seit 1844, ferner Burckhardt, der junge Wilhelm Beyschlag, der Lübecker Ernst Ackermann, der Westfale Wilhelm Junkmann, zeitweise Geibel u. a. an. Johanna nahm an den Wettbewerben mit ihrer dichterischen und musikalischen Doppelbegabung teil: bei der Preisbewerbnug über die klevische Sage von Otto dem Schützen legte sie ein Liederspiel vor, ihr Gatte ein Versepos, das er ausbaute und 1843 als „Otto der Schütz" in dem Bande seiner „Gedichte" erscheinen ließ. Es ist sein bekanntestes und dauerhaftestes dichterisches Werk geworden, ein Liebling der deutschen Hörerschaft durch seine volkstümliche Frische und Helle, sein offenes, freies Wesen, seinen mutigen Sinn, der nach dem Leitspruch der Dichtung handelt: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann". Es ist der echte Kinkel, der sich selbst gibt, wie er ist, und seine eigenen Erlebnisse hineinwebt: wie er vor der Theologie die Flucht ergriffen hatte, so flieht sein Otto vor dem ihm drohenden Kloster und schafft sich mit kühnem Griff ein neues frohes Leben und glückliche Liebe; auch im Epos werden die Liebenden durch gemeinsame Todesgefahr vereinigt. „Otto der Schütz", der in mehr als hundert Auflagen erschien, ist das erste bedeutsame Zeugnis des rheinischen Versepos, das als kennzeichnender Ausdruck der rheinischen Dichtung der 1840er und 1850er Jahre erscheint.

Zwei weitere Versepen folgen: das rheinische Schifferepos „Ein Schicksal", ein auf der Mondorfer Insel spielender Volksgesang, und „Der Grobschmied von Antwerpen", das Leben des Quentin Massys, der um der Liebe willen aus einem Schmied zum Maler wurde -- ganz volkstümlich und schlicht, eine Geburt der flämischen Kunstreise Kinkels und ein Zeichen der alten Niederlandverbindung der Rheinlande (bruchstückhaft 1850 erschienen, vollständig 1868). Meisterhafte Prosanovellen reihen sich an, von denen „Margret" und „Der Hauskrieg" mit ihrer volkhaften Sinnfälligkeit und klaren Gefühlsreinheit bis heute lebendig geblieben sind. Die Lyrik („Gedichte" 1843 u. ö., zweite Sammlung 1868) bleibt idealistisch versonnen, vom

Gedanklichen beherrscht; Kinkel hat durch den Umgang mit Johanna selbst den Eindruck gewonnen, daß ihm das „Musikalische" fehle, seine rednerische Grundanlage aber nicht überwinden können. Erst in den politisch erwärmten Gedichten seit 1847 tönt ein eherner, männlicher Klang. Das Rednerische ist es auch, das seiner Dramatik hindernd im Wege steht, so starke und zeitnahe Vorwürfe er sich auch gewählt hat: „Die Stedinger" 1841 als Tragödie des unterdrückten Volksrechtes und Volksglaubens, „Lothar von Lotharingien" 1842 als Schauspiel des Kampfes zwischen weltlicher Macht und kirchlicher Anmaßung. Die Zusammenarbeit mit der Tondichterin Johanna hat mehrere „Liederspiele" hervorgerufen: „Friedrich Rotbart in Suza" (1841), „Die Assassinen" (1842), lyrisch gerichtete Bühnenspiele, in denen die von Johanna vertonten Gesänge die Hauptrolle spielten. Es sind Gemeinschaftswerke wie so manches andere: die Novellen „Geschichte eines ehrlichen Jungen und die Heimatlosen", mundartliche Scherz-, im besonderen Karnevalsdichtungen usw. *Johanna Kinkel* hat ihre hohe dichterische Begabung vor allem in der meisterhaften Novelle „Musikalische Orthodoxie" (wie alle anderen Novellen in den „Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel" 1849) bekundet, mit der sie bei einem Maikäferwettbewerb einmal den Sieg über ihren Mann davontrug. Zahlreiche satirische Stücke, zum Teil in der Bonner Mundart, sind von ihr für den Maikäferbund geschrieben worden und in dessen Manuskriptbänden erhalten; hervorzuheben ist besonders ihre glänzende Karikatur des englisch-chinesischen Opiumkrieges in der politischen Posse „Der letzte Salzbock". Ihre Gedichte und Briefe verraten eine vielbesaitete Gefühlstiefe, wie denn ihr Hochzeitsgedicht „Goldne Tage" an Bildkraft und Empfindungsreichtum Gottfrieds Gedichte aus dem Felde schlägt. Sie war die Seele des vielfältigen dichterischen Lebens im Bonn der 1840er Jahre, eine strömendreiche musikalische Natur, deren Chorverein jahrelang die herrlichsten Aufführungen von Opern und Oratorien bot.

Maikäferbund und Chorverein sind im selben Jahre 1847 eingeschlafen: die Not der bösen Jahre 1846 und 1847 scheuchte alles Künstlerische als Luxus hinweg, die politischen Fragen nahmen alle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geister gefangen. Auch Kinkel und Johanna haben sich damals von ihrer wesentlich ästhetischen Einstellung zu politischen und sozialen Dingen hingewandt. Und doch hat Kinkel das Angebot Cottas 1847, als Schriftleiter in seine „Allgemeine Zeitung" einzutreten, nach ernstlichem Besinnen abgelehnt, um in seiner wissenschaftlichen Laufbahn zu bleiben — vier Jahre vor Riehls Eintritt 1851. Er hat damals mit dem Kultusminister Eichhorn in Berlin persönlich unterhandelt, hat um eine Professur in Breslau nachgesucht, weil er dem engen Bonner Kreise entfliehen wollte, hatte Hoffnungen auf eine von Franz Kugler befürwortete Berliner Professur der Kunstgeschichte — da erschien in dem von ihm 1847 herausgegebenen „Rheinischen Jahrbuch", das nie über den ersten Band hinauskam, sein „Männerlied" mit der derben Ablehnung aller kirchlichen und konfessionellen Betrachtung und dem glühenden Lobgesang auf Freiheit und Vaterland:

Laß die alten Weiber sich
um den Himmel schelten!
Aber freie Männer wir
lassen das nicht gelten.
Gegen dich, o Vaterland,
sind uns nichts als eitler Tand
alle Sternenwelten.

In seiner Selbstbiographie hat Kinkel versichert, er habe das „Männerlied" gerade in diesem Augenblick veröffentlicht, damit bei einer Berufung nach Berlin ihn niemand für einen Günstling Eichhorns halten möge. Tatsächlich ist die Berliner Professur an dem Liede gescheitert. Es ist bezeichnend, wie Kinkel das mächtig aufblühende Berlin ansah. Er hatte als typischer Rheinländer seine Blicke mit Vorliebe nach den Niederlanden gerichtet, vor allem nach Flandern, als dessen Vorsprecher der Kölner *Johann Wilhelm Wolf* (1817 bis 1855, „Niederländische Sagen" 1843, flämische Erweckungszeitschriften) aufgetreten war; er hatte von einem neuen „Austrasien" geschwärmt, einem Lotharingien zwischen Sieg und Schelde. Nun wirkte

der deutsche, der preußische Osten auf ihn, nun meldete er sich nach Breslau:

„Mein rheinländischer Stolz verschwand: Ich ahnte hier zum erstenmal, daß auch in Deutschland, wie in allen Reichen der Weltgeschichte, die Hegemonie zuletzt an die Nordstämme fallen müsse, denn diese Lande und der ganze deutsche Osten, einst bei uns als servil verhaßt, lief uns jetzt in klarem Verständnis und fester Gesinnung unverkennbar die Palme ab. Alle lotharingischen Träume versanken hinter mir ins Wesenlose, und herrlicher als je stieg die Ahnung eines großen und geschlossenen Deutschlands vor mir auf" (Selbstbiographie S. 202).

Es ist der realistisch-politische Kinkel, der dieses Bekenntnis zum deutschen Osten, zum Preußentum, zur aufstrebenden Weltstadt Berlin tut und damit die sachliche Unvoreingenommenheit seines Wesens, seine gesamtdeutsche Einstellung kundgibt. Es ist am Vorabend der deutschen Revolution. Am 18. März 1848 bildete sich der Zug der Bonner Bürger zum Marktplatz, dem der Professor Kinkel die große schwarz-rot-goldene Fahne vorantrug. Seine Rede von der Freiheit und den Rechten des Volkes, von der Wiedergeburt deutscher Einheit und Größe, von der herrlichen Zukunft des deutschen Volkes rief eine maßlose Begeisterung hervor. „Man klatschte in die Hände, man schrie, man umarmte sich, man weinte", wie *Karl Schurz* (1828—1906), der junge rheinische Schüler Kinkels, in seinen „Lebenserinnerungen" erzählt. Mit der ganzen Energie seines Wesens, mit dem „absoluten Mut zur Tat", den Malwida von Meysenburg an ihm gerühmt hat, stürzte sich Kinkel nun in die Bewegung der Zeit. Er gründete am 31. Mai 1848 und leitete den Bonner „Demokratischen Verein", ebenso den „Handwerker-Bildungsverein", schrieb seine soziale Flugschrift „Handwerk, errette Dich! oder Was soll der deutsche Handwerker fordern und tun, um seinen Stand zu verbessern?", hielt für die breiten Volksschichten Vorträge über Leben und Geschichte des Rheinlandes. Am 5. August 1848 übernahm er die Leitung der „Bonner Zeitung" (später „Neue Bonner Zeitung"), der er ein „Extrablatt zur Belehrung des Handwerkerstandes", nachher „Spartakus" genannt, beifügte. Es ist bemerkenswert, daß sein Den-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ken wesentlich sozialen und wirtschaftlichen Fragen galt, daß er für die Hebung und Rettung der Handarbeiterschaft kämpfte. Am 23. Februar 1849 ging er als Abgeordneter seiner Heimatstadt in die Berliner Nationalversammlung. Als die Reaktion zum siegreichen Sturme schritt, zögerte er keinen Augenblick, die Waffen in die Hand zu nehmen. Er organisierte mit Anneke den Zug nach Siegburg, der der Erstürmung des dortigen Zeughauses galt; als die furchtsame Menge sich unterwegs bis auf wenige Reste verlief, hielt er mutig bis zuletzt aus und floh dann nach der Pfalz, wo er als Sekretär der Provisorischen Regierung der Revolution wirkte. In den Reihen der Revolutionsarmee als einfacher Soldat kämpfend, wurde er im Juli 1849 bei Durlach verwundet und von den Preußen gefangen. Das Rastatter preußische Kriegsgericht verurteilte ihn am 4. August 1849 zu lebenslänglicher Festungshaft; man wollte bei dem berühmten Dichter von der sonst verhängten Todesstrafe absehen. Eine königliche Kabinettsorder vom 13. September 1849 tadelte dieses Urteil, da der Angeklagte den Tod verdient habe; er wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus „begnadigt" und im Oktober in die pommersche Strafanstalt Naugard abgeführt, wo er seine Selbstbiographie schrieb. Im April 1850 wurde er wegen des Siegburger Zeughaussturms vor die Kölner Assisen gestellt; seine glänzende Verteidigungsrede, ein Meisterwerk seiner unvergleichlichen Redekunst, riß Gerichtshof und Zuschauer hin und erwirkte seinen Freispruch. Auf der Rückbeförderung ins Zuchthaus gelang es Kinkel, den Gendarmen zu entspringen, doch rannte er im nächtlichen Dunkel gegen einen Holzstoß, fiel bewußtlos hin und wurde eingefangen. Darauf wurde er zu verschärfter Haft ins Zuchthaus Spandau gebracht, zum Wollespulen verdammt, jede geistige Arbeit ihm versagt. All diese Verhängnisse eines bekannten Dichters haben in Deutschland ein ungeheures Aufsehen erregt, der rheinische Märtyrer wurde zum Helden des Tages, unzählige Gedichte auf ihn erschienen, sein Bild im Zuchthaus beim Wollespulen fand weiteste Verbreitung. Den von der Qual der Isolierzelle und mangelhafter Ernährung stark Heruntergekommenen rettete Karl Schurz, der selbst am badischen Aufstande teilgenommen hatte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und zum Tode verurteilt worden war; er wagte sich aus der Schweiz nach Spandau, in der Nacht zum 6. November wurde Kinkel von einem ins Einvernehmen gezogenen Wärter aus seiner Zelle befreit und an einem Stricke vom Dach herabgelassen, dann von Schurz über die Grenze nach Rostock gebracht und von einem demokratisch gesinnten Rostocker Reeder auf einer Brigg nach Schottland geführt. Diese Befreiung durch den jungen, kühnen Rheinländer Schurz ist eine Weltsensation geworden. Von 1851 bis 1866 lebte Kinkel mit seiner ihm nachkommenden Familie nun in London, gewann seinen Unterhalt durch Sprachunterricht, Vorträge in Damenzirkeln, später durch gutbesuchte öffentliche Vorträge in London, Manchester, Edinburg usw.; er wurde dann Lehrer am Hydepark- und Bedford-College, erhielt 1861 einen Lehrauftrag der englischen Regierung zu kunstgeschichtlichen Vorträgen am Scuth-Kensington-Museum, wurde 1863 Examinator an der Londoner Universität — er hat das Fach der Kunstgeschichte erst in England heimisch gemacht. 1851 trieb ihn die Londoner deutsche Flüchtlingskolonie dazu, eine Vortragsreise in den Vereinigten Staaten für die sogenannte „Deutsche Nationalanleihe", einen Fonds zur Finanzierung von demokratischen Verschwörungen in Deutschland, zu unternehmen; die Aufnahme Kinkels war glänzend, man feierte den Märtyrer der Freiheit, der Präsident empfing ihn, das Geldergebnis war kläglich. Seit 1859 gab Kinkel ein deutsches Blatt „Hermann" in London heraus. Johanna gab Musikstunden, aber ihre durch die schweren Sorgen und Nöte von 1849—1859 hervorgerufene Herzkrankheit steigerte sich mehr und mehr, am 15. November 1858 stürzte sie sich in einem Angstanfall aus dem Fenster und starb. 1860 erschien ihr umfangreichstes Werk, der farbenbunte, empfindungsreiche Londoner Flüchtlingsroman „Hans Ibeles". Kinkel hat Deutschlands Einigung mit tiefer Herzensliebe verfolgt, Bismarcks Sendung klar erkannt; die Rückkehr in die Heimat blieb ihm versagt. Von 1866 bis zu seinem Tode 1882 wirkte er als Professor für Archäologie und Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich; er hat von dort aus zahlreiche volkstümliche Vorträge auch auf deutschem Boden gehalten, ein Vorläufer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Volkshochschulbewegung, auch darin seinen ursprünglichen Bestrebungen bis zuletzt getreu. 1876 ließ er seine gesammelten kunstgeschichtlichen Aufsätze „Mosaik zur Kunstgeschichte" erscheinen, mit dem steten Hinweis auf die technischen Fragen des Materials, auf die Bedeutung des Publikumsgeschmacks; 1882 erschien als Spätblüte seiner Versepenkunst das griechische Idyll „Tanagra". Werke tieferen Gehalts und tieferer Wirkung haben die drei Jahrzehnte nach der Revolution bei ihm nicht hervorgebracht; die 1840er Jahre, das Zusammenwirken mit der Flamme seines Geistes, Johanna, sind der Höhepunkt in der Entfaltung seines begrenzten dichterischen Talents. Seinen beispiellosen Ruhm dankte er „Otto dem Schützen" und seinem politischen Märtyrertum.

Karl Schurz, der zu Liblar bei Köln aus bäuerlicher Familie Geborene, ein kühner, männlicher, entschlossener Charakter, ein Mann von der ehernen Art eines Klinger, Gneisenau, Stein, hat 1852 der in uferlosen Zukunftsträumen schwärmenden Londoner Flüchtlingskolonie den Rücken gewandt und sich in Amerika ein neues stolzes Dasein geschaffen: Gesandter der Vereinigten Staaten in Madrid 1861, General im Bürgerkriege, Minister des Innern; er ist der größte Amerikadeutsche des 19. Jahrhunderts geworden, der Anwalt deutschen Volkstums im fremden Lande. Seine politischen Reden, seine volkswirtschaftlichen Schriften, seine fesselnden „Lebenserinnerungen" zeigen den glühenden Kämpfer für Freiheit und Gerechtigkeit, der sein Leben lang das Beutesystem der amerikanischen Parteiwirtschaft mit Haß und Ingrimm verfolgt hat. In der amerikadeutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts ragt noch *Karl Heinzen* (1809—1880) aus Grevenbroich hervor, der 1844 wegen seines Buches „Die Bürokratie in Preußen" ausgewiesen worden war; mehr als seine Gedichte und Lustspiele berühren uns die „Erlebnisse und Erinnerungen" dieses fanatisch radikalen Politikers. Den Hauptanteil an der amerikadeutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts aber hat der Süden des Gebietes, das Pfälzertum.

Selbst bei Kinkel, dem feurigen Vorkämpfer der 48er Revolution, spielt die politische Lyrik nur eine geringe Rolle — das Rheinländer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tum hat sich in sehr kennzeichnender Weise von der politischen Zweckdichtung der 1848er Jahre fast völlig ferngehalten und ist bei seinem Volkstumsstandpunkt verblieben. Auch Kinkels Dichtung und Geistesstreben ist ja ganz vom Sozialen und Kulturgeschichtlichen aus bestimmt. Bezeichnend ist auch die Entwicklung, die *Wolfgang Müller von Königswinter* (1816—1873) genommen hat, der eigentlich Wilhelm Müller hieß, aber wegen des gleichnamigen Dessauer Dichters, des „Griechenmüller", sich den Namen Wolfgang und seinen Geburtsort als Beinamen zulegte. Er besuchte 1827—1835 das Gymnasium zu Düsseldorf, studierte Medizin in Bonn und Berlin und ließ sich 1842 als Arzt in Düsseldorf nieder. Die innige Verbindung mit dem Düsseldorfer Malerkreise, mit der Düsseldorfer Landschafts- und Volkstumsmalerei hat auf Müllers Dichtung wesentliche Einflüsse geübt. Wenn in den „Jungen Liedern" 1841, der „Rheinfahrt" 1846, den „Gedichten" 1847 manch heißer Ruf nach politischer Freiheit tönt, so überklingt das alles der heimatverbundene Sang, und seitdem Müller 1848 als Abgeordneter Düsseldorfs ins Frankfurter Vorparlament entsandt worden war, hat er der Revolution den Rücken gewandt und sich mit vollem Herzen der rheinischen Volkstumsbewegung ergeben. Ihr gehört der größte Teil seiner heiteren, frischlebendigen Lyrik; neben Simrocks „Warnung vor dem Rhein" stellt sich Müllers „Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land". Ihr gehören seine bildkräftigen Rheinballaden, die er 1851 in dem Bande „Lorelei. Rheinsagenbuch" sammelte. Ihr gehört seine 1852 beginnende Versepik, die auf den Spuren von Kinkels „Otto der Schütz" die Überlieferung des rheinischen Versepos in der fruchtbarsten Weise fortführt. Es sind volkstümliche Stoffe, die der Dichter wählt, Leben des Volkes, das er schildert: in dem Erstling „Die Maikönigin" 1852 den Kampf des mutigen, kraftvollen Knechts um die geliebte Hofbauerntochter und den Geschlechterstolz ihres Vaters, in der „rheinischen Kleinstadtgeschichte" „Der Rattenfänger von St. Goar" 1854 die lustigen Streiche eines fahrenden Sängers in der engen Welt der kleinen Stadt am Rheine, in der „deutschen Reitergeschichte" „Johann von Werth" 1856 das Leben des großen rheini-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen Kriegsmannes, den er als Kämpfer für Deutschland, für das ewige Reich der Deutschen faßt:

„Ich habe versucht, einen Mann zu schildern, der in den trübsten Zeiten, welche mit Blut, Brand, Zerstörung und Vernichtung über die Gaue des Vaterlandes hingezogen sind, ein treuer, braver Streiter für Deutschlands Einheit, Größe und Ehre war, der, jedem Glaubensbekenntnisse gerecht, fest und sicher seinem nationalen Ziele zusteuerte und der endlich, als er die höchsten Güter, für die er sein Leben lang gestritten hatte, in dem zerspaltenen Vaterlande verloren sah, an gebrochenem Herzen starb, aber noch im Sterben seine Hoffnung für eine große neue Zeit nicht fallen ließ“ (Nachwort zu „Johann von Werth“).

Er wirft Bernhard von Weimar vor, daß er sich in französischen Sold zum Kampfe gegen das Reich begeben habe, aber im tiefsten Grunde bedauert er es, daß nicht Werth und Weimar Seite an Seite für das Reich kämpfen konnten. Alle volkstümlichen Sagenzüge um den rheinischen Reiterführer webt er in sein Epos ein, er sucht schlicht und einfach zu gestalten, er wählt den volkstümlichen Knittelvers der alten Dichtung, denn: „Es war meine Absicht, für das Volk zu schreiben“. Sein Streben geht dahin, „einen echt deutschen Gegenstand mit echt deutschem Geiste zu behandeln“. Die Widmungsverse des „Rattenfängers von St. Goar“ wenden sich an die verbreitete Vorliebe für ausländische Stoffe:

als wäre unser Volkstum tot,
das tiefe, reiche! — O du Not!
Wir brauchen sehr des Geistes Waffen!
Es gilt, dem Krieger mit dem Schwert,
dem Bauer, der pflügt in unsern Marken,
dem Weisen, der die Jugend lehrt,
das Volksbewußtsein zu erstarken.

Ob das mit fremdem Tand sich tut?
Das tut sich, wenn getreu und gut
die Dichter gehn auf deutschen Bahnen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wenn wir die Einheit bau'n im Geist.
Bei Gott, dem Künstler frommt's zumeist,
zu greifen zu den deutschen Fahnen.

Das ist der echte Wolfgang Müller, der leidenschaftliche Streiter für Volkstum und Reichsgedanken, der 1870 seine begeisterten Kriegsgedichte „Durch Kampf zum Sieg" hinaussandte. Die tiefe Heimatliebe des Dichters verrät sich in all seinen Werken: den reizvollen, kulturgeschichtlich bedeutsamen „Erzählungen eines rheinischen Chronisten" 1860—1861, den Bänden „Vier Burgen" 1864 und „Von drei Mühlen" 1865, den „Sommertagen im Siebengebirge" 1867, dem „Rheinischen Märchenbuch" 1875. Unübertrefflich in ihrer Anschauungsfülle und frischen Lebendigkeit sind seine Erzählungen aus der rheinischen Geistesgeschichte: der reizende Bericht über Goethes Einbruch in Pempelfort 1774 „In Jacobis Garten", die Jugendgeschichte Beethovens „Furioso", die trotz mancher Breiten vorzügliche Romanchronik „Das Haus der Brentanos" 1873, Schöpfungen, die zu Unrecht fast vergessen sind. In den 1860er Jahren entwickelte er sich zu einem beliebten Lustspieldichter; seine Stücke „Sie hat ihr Herz entdeckt" 1863, „Die Frau Kommerzienrätin" 1867, „Dornröschen" 1867, „Wie das Stück, so das Glück" 1867, „Um des Kaisers Bart" 1872 usw., in Umwelt und Gesinnung ganz biedermeierisch, durch einfache Anlage, treffende Porträts, weltheiteren Humor anziehen. Wenn schon „Die Frau Kommerzienrätin" starke Züge sozialer Satire aufweist, so ist „Über den Parteien" 1868 durchaus politisch gerichtet, ein „nationalliberales" Lustspiel, das über den Parteien die Herrschaft bürgerlich gediegener Reichsgesinnung und geordneten Fortschritts verherrlicht. Die Tragödie um den Pfalzgrafen Heinrich von Aachen „In Bann und Acht" ist epigonenhaft in ihrer Gestaltung, aber tief empfunden in ihrer Kampfstellung gegen den politischen Katholizismus, in ihrem Lobpreis eines weltfreudigen Glaubens:

Bruder Martin: Wohlan wir sind Weltkinder alle, und die Welt ist schön, die Welt ist Gottes, wir sind Gottes Kinder im Geiste Gottes. Gott ist unser Vater.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es ist die Kulturkampfstimmung, die „deutsches Recht und unsern Gott" „Roms Satzungen" entgegenstellt. Die Schlußworte der Tragödie schauen ein großes, freies deutsches Reich, in dem Glaubensfreiheit herrscht, eine Kirche der Zukunft, „wo nur die Liebe, Güt' und Menschlichkeit von edler Priester reinen Lippen tönt".

Eines der unbekanntesten Werke dieses vorbildlichen Patrioten und Volkstumskämpfers ist seine 1856 ohne Namen erschienene „Höllenfahrt von Heinrich Heine". Wenn das Rheinland an der politischen Tendenzdichtung der 1840er Jahre so gut wie gar nicht beteiligt war, so hat es am jungen Deutschland überhaupt keinen Anteil genommen, ja sich mit seiner weitgehenden Bewahrung romantischer Bestandteile und seinem ausgesprochenen Volkstumsstandpunkt dieser romantikfeindlichen, ganz zeitgeistigen Bewegung mit entschiedenster Abneigung gegenübergestellt. Die „Höllenfahrt" gibt in Heines Wintermärchenstrophen zunächst eine scharfe Kritik der Zersetzungsliteratur, wie sie sich in Heine darstellt, und geht alsdann in eine umfassende, von größter Belesenheit getragene Umschau in Dichtung, Musik, bildenden Künsten der deutschen Gegenwart über. Es ist kennzeichnend, wie Müller den „Phrasendrechsler", „Meinungenwechsler" Kinkel, den exotisch posierenden Freiligrath, aber auch Hebbel und Wagner abtut, wie er dafür Stifter und Kellers soeben erschienenen „Grünen Heinrich" auf den Schild hebt. Sein Standpunkt ist auch hier „echte Dichtung aus des Volkstums Grunde", deutsche Kunst mit volkstümlichen deutschen Stoffen. Nachfolge des Volksliedes und der alten Volksdichtung überhaupt: Von 1853 bis zu seinem Tode 1873 hat der Königswinterer, seines Arztberufes entledigt, in Köln gelebt; Köln und Bonn bleiben die Mittelpunkte der nordrheinischen Volkstumsdichtung, während Aachen in *Wilhelm Smets* (1796—1848), dem Sohne der Sophie Schröder, der 1822 die priesterlichen Weihen empfing und 1848 als Aachens Vertreter ins Frankfurter Parlament ging, einen religiös-nationalen Spätromantiker älterer Prägung besitzt.

Einen wesentlich anderen Charakter zeigt Düsseldorf, das 1818 seine Kunstakademie wiedererhalten hatte. Ihr erster Leiter war der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rheinländer Peter Cornelius, der 1824 nach München ging, worauf Wilhelm Schadow 1826—1862 seine Herrschaft führte. In der Düsseldorfer Schule durchdringen sich rheinische und außerrheinische Künstler und Wesenszüge; heimatgebunden ist vor allem die Entwicklung von Landschaft und Genre mit typisch niederrheinischen Zügen. Düsseldorf bleibt, ja es wird noch mehr als bisher die rheinische Kunststadt. Der 1829 von Karl Ignaz Hesler, Schadow und Immermann gegründete „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen" regt an und unterstützt Rethels Fresken im Aachener Rathaus, die Bilder im Frankfurter Römer, im Rathaus zu Münster, in Schloß Burg usw.; er hat jahrzehntelang eine ungemein folgenreiche Tätigkeit ausgeübt. Zugleich wird eine Musik- und eine Theatertradition begründet: jene durch die Niederrheinischen Musikfeste, deren erstes 1818 in Düsseldorf stattfand, und durch die Tätigkeit Robert und Klara Schumanns 1850—1854, das durch den Selbstmordversuch im Rhein 1854 ein tragisches Ende fand; dieses durch das unvergleichliche Wirken Immermanns. Es ist die Zeit, da am Düsseldorfer Landgericht sich eine Dreizahl hervorragender geistiger Kräfte aus fremden Gauen zusammenfand und in das rheinische Geistesleben hineinwirkte, zugleich aber auch selbst die vielfältigsten Anregungen vom Rheine empfing: der Magdeburger *Karl Immermann* (1796—1840), der von 1827 bis zu seinem Tode 1840 die Blütezeit seines Schaffens in Düsseldorf verbrachte, der Görlitzer *Friedrich von Uechtritz* (1800—1875), der von 1829—1858 den größten Teil seines Mannesalters am Rheine lebte, der Danziger Kunsthistoriker *Karl Schnaase* (1798—1875), der von 1830—1848 in Düsseldorf wirkte und 1834 dort seine vielbesprochenen „Niederländischen Briefe", eine Neudeutung der niederländisch-flämischen Kunst aus dem tiefen Erlebnis von Landschaft und Geschichte, erscheinen ließ. Immermann hat entscheidende Anregungen vom deutschen Westen empfangen; seine Abkehr von der Romantik, sein Ringen um einen erdgewachsenen im Volkstum wurzelnden Realismus ist von dort aus aufs stärkste beeinflußt worden. „Die Epigonen", „Münchhausen", die „Alexis"-Trilogie, „Merlin", die Hauptwerke seines Lebens sind in Düsseldorf entstanden. Von vorn-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herein ist Immermann in die lebhafteste Verbindung mit dem Düsseldorfer Künstlerkreis getreten, mit Schadow, Schirmer, Lessing, Theodor Hildebrandt; 1830 vollzieht sich dann die Abkehr von Schadows Nazarenertum und der Durchbruch eines entschlossenen Realismus. Durch dramatische Vorlesungen und durch Liebhabervorstellungen hat er von Anfang an auf die geistige Schicht seiner neuen Heimatstadt gewirkt und damit sein unvergängliches rheinisches Unternehmen vorbereitet: die *Düsseldorfer Musterbühne der Jahre 1832—1837.*

Das Düsseldorfer Theater war unter dem Direktor Deressi eine sehr mittelmäßige, ganz auf den Publikumsgeschmack gestellte, von keinen künstlerischen Gesichtspunkten bewegte Privatbühne, die in schlechten Räumlichkeiten spielte. 1832 wurde endlich ein neues Theatergebäude hergerichtet, und nun ging Immermann daran, im Bunde mit Uchtritz, Schadow, Hildebrandt, v. Sybel (dem Vater des großen rheinischen Historikers) einen „Theaterverein" zu gründen, dessen Schirmherr der in Düsseldorf residierende Prinz Friedrich von Preußen wurde. Der Verein übernahm in jeder Spielzeit eine Anzahl von Vorstellungen, die von Immermann als Spielleiter zu „Mustervorstellungen" ausgebaut wurden. Diese Spielleitung Immermanns ist eine schöpferische Tat in der Geschichte des deutschen Theaters: er übernahm Goethes Weimarer Schule, bildete sie aber in realistischem Sinne aus. Alles ging auf den Geist der *Dichtung*, auf das dramatische *Wort*, auf das gut vorbereitete *Gemeinschaftsspiel;* daher ein ausgebildeter Probenbetrieb, der mit einer dramatischen Vorlesung des Stückes durch Immermann begann, worauf Einzelproben mit dem Schauspieler und zahlreiche Gemeinschaftsproben folgten. Die Düsseldorfer Künstlerschaft wurde mit ihren besten Namen zur Herstellung der Prospekte, zur Anordnung der Gruppen, zur Zeichnung der Gewänder herangezogen; Düsseldorfs gesamte künstlerische Kräfte traten so in geschlossene Wirksamkeit. Die Schauspieler, mit wenigen Ausnahmen mittelmäßige Kräfte, wurden begeistert und zur höchsten Entfaltung ihrer Mittel angespornt. Nachdem das neue Theater am 8. Dezember 1832 mit einem Prologe Immermanns und Morotes „Donna Diana" eröffnet, folgten als erste Mustervorstellun-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gen Lessings „Emilia Calotti", Calderons „Standhafter Prinz" (mit Prospekten Schirmers, Gruppen Hildebrandts), Kleists „Homburg". Der Spielplan brachte vor allem Goethe, Schiller, Kleist, Shakespeare. Calderon. 1834 übernahm Immermann als Intendant ohne den Titel eines solchen die volle Leitung, das preußische Justizministerium entband ihn auf ein Jahr seines gerichtlichen Amtes, das Theater wurde in ein „Düsseldorfer Stadttheater" verwandelt. Aber schon meldeten sich Schwierigkeiten. Der als Operndirektor berufene Jude Felix Mendelssohn-Bartholdy vernachlässigte seine Aufgabe in einer Weise, die sehr bald den Bruch mit Immermann und seinen baldigen Weggang heraufbeschwor. Die Oper erdrückte das Schauspiel mit ihren hohen finanziellen Ansprüchen, Elberfelder Gastspiele, die in den Sommern 1835 und 1836 einen Zuschuß bringen sollten, endeten mit einem beträchtlichen Fehlbetrag, die Bonner Gastspiele kamen gar nicht zustande — es zeigte sich, daß das damalige Düsseldorf mit seinen 15 000 Einwohnern keine genügende Unterlage für eine großangelegte Musterbühne bot. Da die Stadtverwaltung die nötigen Geldzuschüsse verweigerte, legte Immermann im Frühjahr 1837 seine Intendantenstellung nieder. Der für 1834 gewährte Urlaub war nicht verlängert worden, er hatte gleichwohl neben seinem Amte weitergearbeitet. Eine ungeheure Arbeitsleistung steckt in diesem kühnen Versuche, der trotz seines äußeren Mißlingens unleugbare innere Erfolge davongetragen und als leuchtendes Vorbild auf die Rheinlande wie auf das gesamte Deutschland nachgewirkt hat.

Immermanns Düsseldorfer Wirken ist bedeutsam innerhalb jenes Verschmelzungsprozesses zwischen Rheinländer- und Preußentum, der gerade in jenen Jahrzehnten vor sich ging: hier kämpfte ein betont norddeutscher Dichter für rheinische Kultur, er gab den Beweis der Ehrlichkeit, des guten Willens in einem Maße, das viele dem „preußischen" Wesen Feindlichgestimmte überwand. In gleicher Weise hatte Max von Schenkendorf in seinen Koblenzer Jahren 1815—1817 bis zu seinem frühen Tode für gegenseitige Verständigung gewirkt und der neuen Heimat sein „Lied vom Rhein" („Es klingt ein heller Klang"), eines der herrlichsten Rheinlieder, ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schenkt. Immermann hat dreizehn Jahre am Rhein gelebt und geschaffen, hat in rheinischen Kreisen wie im von Sybelschen Hause (von Sybel und seine Wuppertaler Frau Amalie Brügelmann) verkehrt, hat seinen Glauben an Preußens deutsche Aufgabe vertreten und seinerseits, bei seiner Wendung von der Romantik zum Realismus und zum Volkstum, weitreichende Einflüsse erfahren. Man spürt in den „Epigonen" die Eindruckskraft der rheinischen Industrie, im „Münchhausen" des westfälischen bäuerlichen Volkstums; Immermanns Einstellung, die „Volksgeist" gegen „Zeitgeist" setzt und es für das Wesen der Vaterlandsliebe erklärt, „das Ewige im Volke zu lieben", ist vom westdeutschen Volkstum wie von der westdeutschen Volkstumsbewegung aus unterstützt und bekräftigt worden. Er hat die uneingeschränkt deutsche Gesinnung der so viel verlästerten Rheinlande erkannt und in seinen Werken verfochten: „Jeder hat es mit mir am Feste gesehen", heißt es in den „Epigonen", „daß die sogenannten Neupreußen nicht *weniger* und die sogenannten Altpreußen nicht *mehr* von dem Gedanken an das Heil des Vaterlandes bewegt und gerührt waren." Immermanns Düsseldorfer Wirken 1827 bis 1840 ist ein wichtiger Teil in der wechselseitigen Beeinflussung von Preußen- und Rheinländertum.

Im Jahre 1834 erschien das „Album aus dem Wuppertal", ein Dichteralmanach, den der Dichter, Maler, Musiker *Richard Seel* herausgab und dem ein ganzer Wuppertaler Dichterkreis seine Beiträge gegeben hatte. Da begegnete *Friedrich Roeber* (1819—1891), im bürgerlichen Berufe Bankprokurist, lange Jahrzehnte der hervorragendste Vertreter der Wuppertaler Dichtung, ein schlichter, die stille Pflichterfüllung preisender Lyriker, der den Arbeitsgeist, die Schaffenslust seiner gewerbtätigen Heimat zum Ausdruck gebracht hat:

Genügen

Denke nicht, es sei der Kreis
klein um dich gezogen;
hast du ihn erfüllt mit Fleiß,
wird dir auch der volle Preis
redlich zugewogen.

Fürchte nimmer auch, es ging
deine Spur verloren;
nicht ein Hauch ist so gering,
auf dem Wasser, Ring an Ring
wird durch ihn geboren.

Roeber hat in seiner Erzählung „Marionetten" 1883 eine sehr gute Schilderung des Wuppertals der 1860er Jahre gegeben; er hat als epigonenhafter Dramatiker immer wieder um Vollendung gerungen. Ihm wie dem andern bedeutenden Namen der Wuppertaler Dichtung des 19. Jahrhunderts, dem in der Grundhaltung Roeber verwandten Lyriker *Emil Ritterhaus* (1834—1897) ist der Ausgleich zwischen Industrieberuf und Kunst gelungen, der andern, wie den beiden Jungverstorbenen *Adolf Schults* (1820—1858) und *Karl Siebel* (1836 bis 1868) versagt geblieben ist. Hier ist immer wieder ein heißer Kampf um die Geltung der Kunst ausgefochten worden, ein Kampf der Selbstbehauptung inmitten dieser zu Hunderttausenden emporwachsenden Arbeitsbevölkerung, der immerbewegten Hände, der rollenden Maschinen. Als Immermann sich 1835 an den Oberbürgermeister von Elberfeld wandte, um die Gastspiele seiner Musterbühne einzurichten, erwiderte ihm dieser, es sei geringe Neigung dazu vorhanden und die Fabrikanten wünschten nicht, daß ihren in der gegenwärtigen Krise minderbezahlten Arbeitern noch Gelder fürs Theater aus der Tasche gezogen würden. Der Aufstieg der Wuppertaler Dichtung inmitten dieser drängenden Arbeitswelt ist ein stolzes Zeichen für den künstlerischen Geist des niederrheinischen Volkes. Die Heimatverbundenheit tritt hier besonders hervor; die Mundartdichtung ist schon im „Album" von 1854 mit *Fritz Storck* besonders vertreten. Diesem Dichterkreise ist aus Pommern *Ernst Scherenberg* (1839 bis 1905) als völkischer Lyriker des neuen Reiches, des Kulturkampfes, der Treue zu Bismarck zugewachsen, wie diese Wuppertaler denn insgesamt die leidenschaftlichen Verfechter des Bismarckschen Reiches sind.

In Moselfranken zeigen Hunsrück und Nahetal eine reiche Heimatdichtung. Da ist *Wilhelm Oertel* (Dichtername W. O. von Horn, 1798

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bis 1867) aus Horn bei Simmern, Pfarrer in Mannbach und Sobernheim, der in seinen volkstümlichen Dorfgeschichten („Rheinische Dorfgeschichten", 4 Bände 1854) und Handwerkererzählungen („Lehrstand oder Meister Konrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande" 1850), in seinem Volksbuche „Die Spinnstube" 1847 ff. und seinem Geschichten- und Sagenbuche „Der Rhein" 1866 sich für ein Leben in treuer Pflichterfüllung und starker Heimatgebundenheit eingesetzt hat, ein rheinisches Gegenstück zu Jeremias Gotthelfs Bestrebungen. Da ist *Gustav Pfarrius* (1800—1884) aus Kreuznach, lange Jahre Professor am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Köln, dessen Lyrikband „Das Nahetal in Liedern" 1833 Landschaft und Geschichte der Heimat zu gestalten sucht; auch das Epos „Karlmann" 1844 und die Erzählungen „Zwischen Soonwald und Westrich" 1861 — darin die lebensvolle geschichtliche Erzählung „Das Ende des Hauses Dhaun" — sind ganz aus der Heimat erwachsen. Wenn Oertel wie Pfarrius etwas Farbloses anhaftet, so ist Kraft und Saft echten Bauernlebens bei dem Mundartdichter *Peter Joseph Rottmann* (1799—1881) aus Simmern zu spüren, der sich aus armen Verhältnissen zum vielgesuchten Rechtskonsulenten in seiner Vaterstadt, dann zum Bürgermeister (1846—1870) emporarbeitete. 1840 erschienen auf Simrocks Veranlassung, der eigens ihn zu besuchen nach Simmern reiste, zum ersten Male die „Gedichte in Hunsrücker Mundart", die bis zum Tode des Dichters die fünfte, bis heute die zehnte Auflage erreichten. Es sind Bauernerzählungen von starker Realistik, mit einem sozialen Einschlage, der sich gegen mangelnden Familiensinn, Prozeßwut, Branntweinsucht und andere Schäden wendet, Idyllen wie der „Nunkircher Markt", Schwänke und witzige Anekdoten, mit glänzender Beherrschung der mundartlichen Form und einer oft sehr gelungenen Parodie hochliterarischer Gedichte („Hektors Abschied" auf hunsrückisch, dann ganz ernsthaft Schillers „Glocke" ins Hunsrückische übersetzt). Hochdeutsche Gedichte, die er in richtiger Selbsteinschätzung nicht veröffentlicht hat, gelten den heimkehrenden Kriegern 1866, dem Kampfe von 1870-1871, dem neuen Deutschen Reiche, Kaiser Wilhelm I. zum 80. Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

burtstage; es ist eine vaterländische Lyrik, die von der Reichsbegeisterung des Dichters Zeugnis gibt. Auf Rottmanns „Gedichte in Hunsrücker Mundart" 1840 folgen 1857 *Philipp Lavens* „Gedichte in Trierer Mundart", deren Erfolg hinter Rottmanns ungewöhnlicher Leistung zurückgeblieben ist.

Mittelpunkt der südrheinischen Volkstumsbewegung ist Frankfurt am Main. Der Geist der alten Freien Reichsstadt war auch in dem „Großherzogtum Frankfurt" von Napoleons Gnaden in keiner Weise erstorben: gerade in dieser Zeit ist zur Wachhaltung des Deutschbewußtseins 1807 das „Museum" als eine Art Akademie von Niklas Vogt, Coudray und Heß gegründet und damit ein Sammelplatz für alle musikalischen, literarischen und wissenschaftlichen Veranstaltungen geschaffen worden. Erster Leiter des „Museums" war von 1807—1811 der Mitbegründer *Niklas Vogt* (1756—1836) aus Mainz, der 1734 als Professor der Geschichte an die „restaurierte" Hochschule Mainz berufen worden und 1797 mit ihr nach Aschaffenburg geflüchtet war; 1806 wurde er Kurator des Schulwesens im Großherzogtum Frankfurt, später Senator und Schöffe der 1815 wiederhergestellten Freien Reichsstadt. 1785—1792 erschienen die fünf Bände des großangelegten Werkes „Über die europäische Republik", eine Darstellung des gesamten europäischen Staatensystems, 1792 ein „Abriß der Geschichte von Mainz", 1811 eine der ersten rheinischen Sagensammlungen, denen 1817—1836 in vier Bänden die vollständigere Sammlung „Rheinische Geschichten und Sagen" folgte. Dieser heimatfreudige Mensch ordnete in seinem Testamente die Heimkehr seines Leibes zur geliebten Scholle an: der Körper wurde auf dem Johannisberg begraben, Herz und Gehirn in einer verschlossenen Kapsel bei Rüdesheim in den Rhein gesenkt. Um ihn sammelte sich ein Kreis jüngerer Historiker und Volkstumsforscher: der Erforscher Frankfurter Geschichte *Johann Karl von Fichard* (1773 bis 1829), der 1811—1815 das „Frankfurter Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte" herausgab, der Historiker *Johann Friedrich Schlosser* (1780—1851), der von 1811—1814 das „Museum" leitete und 1814 katholisch wurde, die Frankfurter Geschichtsforscher *Tho-*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mas, Kirchner, Gerning. Seit 1813 verbrachte der Reichsfreiherr von *Stein* seine Winter in der Mainstadt, 1815 auf der Rheinreise mit Goethe faßte er den ersten Gedanken der „Monumenta Germaniae Historica", der umfassenden Sammlung aller deutschen Geschichtsquellen, 1819 gründete er zu diesem Behufe die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" in Frankfurt, im gleichen Jahre, da Fichard sein bedeutsames Werk „Die Entstehung der Reichsstadt Frankfurt" an die Öffentlichkeit brachte. Fichard und Georg Pertz waren die Mitarbeiter Steins in dieser Gesellschaft, zu deren Sekretär der junge *Johann Friedrich Böhmer* ernannt wurde. Böhmer hat im Sinne der Steinschen Gesellschaft in umfassender Weise die Urkunden und Quellenschriften zur älteren deutschen Geschichte zu erschließen gesucht: 1831 erschienen die „Kaiserregesten 911—1313", 1832 das „Verzeichnis der Kaisergesetze 900—1400", 1833 „Die Regesten der Karolinger", 1836 das „Urkundenbuch der Stadt Frankfurt", 1843 und 1845 „Die Geschichtsquellen Deutschlands". In liebevollster Weise hat sich Böhmer des Frankfurter Dichters Clemens Brentano angenommen und seine „Märchen" 1837 herausgegeben. Es ist bezeichnend für die Macht der Spätromantik in dieser durchaus protestantischen Reichsstadt, daß sowohl Böhmer wie Schlosser Mitarbeiter von Görres' „Historisch-politischen Blättern" geworden sind. Von hier sandte 1820 *Johann Friedrich Passavant* seine „Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toskana", eine Gegenschrift gegen Goethes nazarenerfeindlichen Aufsatz von 1817, in die Öffentlichkeit; von hier gingen aber auch *Karl Passavants* „Theologische Briefe" aus, die sich für die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen verwandten. 1837 gründete Thomas die „Gesellschaft für Frankfurts Geschichte und Kunst". Es war eine Anerkennung für die Bedeutung der Mainstadt als geschichtliche Forschungsstätte, daß die erste deutsche Germanistenversammlung 1846 hierher einberufen wurde.

1831 verlegte Schopenhauer seinen Wohnsitz auf die Schöne Aussicht, wo er bis zu seinem Tode 1860 wohnte; das Jahrzehnt 1850 bis 1860 wurde die Zeit seines europäischen Ruhmes. Die Naturwissen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schaft und die Medizin hatten durch die großartige Stiftung *Johann Christian Senckenbergs* (1707—1772), Sohnes des aus Friedberg eingewanderten Frankfurter Arztes Johann Hartmann Senckenberg, eine Pflegestätte gefunden; die 1763 geschaffene „Senckenbergische Stiftung" umfaßte auf der einen Seite ein großes Krankenhaus, auf der andern Seite eine Naturaliensammlung und eine naturwissenschaftliche Bibliothek, einen botanischen Garten, ein chemisches Laboratorium, ein anatomisches Theater und andere wissenschaftliche Einrichtungen. Seine Tagebücher (Handschrift in der Senckenbergischen Stiftung) mit ihren satirischen Schlaglichtern geben ausgezeichnete Blicke in das Frankfurter Leben seiner Zeit. Nun wurde 1817 die „Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft", 1824 der „Physikalische Verein" gegründet. Eine zweite bedeutende Bürgerstiftung, Staedels 1811 in seinem Testamente vollzogenes Vermächtnis seiner Kunstsammlungen an die Stadt, erhob Frankfurt zum Sitze einer der wertvollsten Gemäldesammlungen. Noch höher gingen Frankfurts Hoffnungen: von 1815 bis 1824 haben sich die führenden Männer der Reichsstadt mit zähem Eifer bemüht, die Boisseréesche Gemäldesammlung nach Frankfurt zu bringen und so eine künstlerische Hauptsammelstätte des deutschen Westens zu schaffen. Der große Plan scheiterte daran, daß nach Staedels Tode 1816 ein zwölfjähriger Prozeß mit den mißvergnügten Erben ausgefochten werden mußte, worüber die Boisseréesche Sammlung 1827 nach München verkauft wurde. Die Stadt dehnte sich nach der Entfestigung nach allen Seiten aus; großartige Neubauten entstanden: 1790—1833 die klassizistische Paulskirche, 1825 die neue Stadtbibliothek auf der Schönen Aussicht. Zur Wahrung des Goethischen Erbes schuf Otto Volger das „Freie Deutsche Hochstift", das 1763 das Goethehaus auf dem Großen Hirschgraben ankaufte und in seiner alten Einrichtung wiederherstellte.

In diesen Rahmen eines allseitigen geistigen Aufstieges stellt sich die Frankfurter Heimatdichtung mit ihren Gedichten, Schwänken, Lokalstücken. In der Frankfurter Ortsdramatik ist vor allem *Karl Malss* (1792—1848) zu nennen, der mit seinen Mundartpossen „Der

alte Bürgerkapitän" 1821, „Die Landpartie nach Königstein" 1832, „Herr Hampelmann im Eilwagen" 1833, „Herr Hampelmann sucht ein Logis" 1834, „Die Jungfern Köchinnen" 1835 auf den großen Darmstädter Niebergall weitergewirkt hat. Den künstlerischen Höhepunkt dieser Frankfurter Mundartdichtung bildet *Friedrich Stoltze* (1816—1891), einer der bedeutendsten Namen der deutschen Mundartdichtung. Sein Vater war aus Hörla in Waldeck, wanderte 1800 in der Mainstadt ein und wurde Wirt zum Rebstock; die Mutter war Frankfurterin, ihr Vater jedoch aus Neckargemünd zugewandert. Karl Malss und *Wilhelm Sauerwein* waren Stoltzes Vorbilder, als er nach seinen hochdeutschen „Gedichten" 1841 mit Frankfurter Mundartgedichten und -erzählungen begann. Er schuf sich eine Lebensstellung, indem er seit 1852 die „Krebbelzeitung", seit 1860. zusammen mit dem Maler Schalck, die „Frankfurter Latern" herausgab, überaus wirkungskräftige Mundartzeitschriften, in denen ein Feuerwerk von Witz, Humor, Satire und heiterer Selbstironie, aber auch von oft sehr scharfen politischen Karikaturen versprühte. Die „Krebbelzeitung" wurde deswegen in beiden Hessen verboten, ein Haftbefehl gegen den Schriftleiter erlassen; als Stoltze sich zu einer Kur nach dem nassauischen Bade Königstein begab, suchte ihn die hessische Polizei zu fassen und er entkam nur durch rasche Warnung seiner Freunde, was er sehr humorvoll in „Die Reise nach Königstein" geschildert hat. Die „Frankfurter Latern" war betont preußenfeindlich, daher mußte ihr Herausgeber 1866 beim Einmarsch der Preußen schleunigst nach dem Bodensee und der Schweiz flüchten und konnte erst nach Erlaß einer Amnestie in die Heimat zurückkehren. Erst 1872 war es ihm möglich, die „Frankfurter Latern" fortzusetzen. In Stoltzes Gedichten und Erzählungen verbindet sich die liebevoll humoristische Schilderung Frankfurter Kleinbürgertums mit einer treffenden satirischen Kennzeichnung der Juden. Alles lebt aus einer tiefen Liebe zur Heimatstadt und zum heimischen Volkstum: Stoltze ist auch zum Sammler der Frankfurter Sprichwörter, der Spott- und Schimpfwörter usw. geworden, hat die gemütvollsten Schilderungen aus Alt-Frankfurt gegeben; diese Mundartdichtung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gehört ganz in den Rahmen der Frankfurter Geschichtsforschung und Volkstumsbewegung hinein.

Darmstadt erobert sich einen imponierenden Rang in Dichtung und Geistesleben: Büchner, Niebergall, Gervinus sind seine großen Namen. *Georg Büchner* (1813—1837) aus Geddelau bei Darmstadt, aus einer alten Bader- und Ärztefamilie, ist schon als siebzehnjähriger Schüler des Darmstädter Gymnasiums mit dem Christentum völlig fertig: „es ist mir zu sanft, es macht lammfromm". In einem Schulaufsatz verherrlicht er den Freitod Catos als eine Tat heldischen Willens, die zur unbedingten Erfüllung seines Wesens und seines ihm bestimmten Schicksals führte. In einem andern dieser tief kennzeichnenden Aufsätze des Siebzehnjährigen steht bereits das klare Bekenntnis zu der ihm eigentümlichen Lebensanschauung: die Natur des Menschen ist zugleich seine Bestimmung; das Leben darf gar nicht von außerhalb seiner liegenden Kategorien aus beurteilt werden; es ist nicht Mittel zu fremden Zwecken, sondern „Selbstzweck, denn: Entwicklung ist nicht der Zweck des Lebens, das Leben selbst ist Entwicklung, also *ist das Leben selbst Zweck*". Der Gießener Student, der das umwälzende Erlebnis der Julirevolution hinter sich hat, schreibt seinen „Hessischen Landboten" aus einem lodernden Hasse gegen die eigensüchtigen Landesfürsten, aus einer wurzeltiefen Liebe zum Volke, denn für dieses und nicht für eine kleine bevorzugte Oberschicht will er wirken und schaffen. Er ist selbst durchs Land gegangen, um die zum größten Teile von ihm selbst verfaßte revolutionäre Zeitschrift heimlich des Nachts vor Türen und Fenster zu legen. Büchner, der aus rheinhessischem Volkstum Erwachsene, sucht einen Neuansatz der geistigen und politischen Betrachtung in *Volk* und *Wirklichkeit;* es ist typisch rheinisch, daß auch dieser revolutionäre Geist ganz vom Volkstum aus denkt und die abstrakten Reformgedanken des jungen Deutschlands mit Schärfe zurückweist: „Die Gesellschaft mittels der Idee von der gebildeten Klasse aus reformieren? Unmöglich! *Unsere Zeit braucht Eisen und Brot.* Ich glaube, man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die *Bildung eines neuen geistigen Lebens*

im Volke suchen und die alte abgelebte Gesellschaft zum Teufel gehen lassen." (Briefe an Gutzkow Straßburg 1836.)

Es ist ein Durchbruch zur harten und zermalmenden Wirklichkeit der Dinge, wie ihn zuvor der Westfale Grabbe vollzogen hatte. Und auch die von Grabbe zuerst gefaßte Erkenntnis der Massenbewegungen wird von Büchner weitergeführt: nicht der große Einzelne führt die geschichtlichen Veränderungen herbei, sondern „nur das notwendige Bedürfnis der großen Masse". „Ich finde", schreibt er 1833, „in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinen verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Das *Muß* ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden." Nur von hier aus ist „Dantons Tod", die 1834 geschriebene, 1835 veröffentlichte Tragödie aus der französischen Revolution zu verstehen. Robespierre, dem Vorkämpfer abstrakter Tugend und Morallehre, wird in Danton der unmittelbare Lebensmensch entgegengesetzt, der nur im Genusse des Augenblicks zu leben vermag und dennoch in jeder Stunde die tragische Bedingtheit und Unerfülltheit des Lebens fühlt. „Puppen sind wir, von unsichtbaren Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst!" In Danton lebt die Überfülle und Überglut machtvoll ausgreifenden Lebens, das sich im eigenen Überreichtum verzehrt. Der moralistische Tugendkrämer siegt über den Glutmenschen, weil diesem am Ende nichts am Siege liegt. Der zum Tode verurteilte Danton ringt noch einmal einen furchtbaren Kampf seines Lebenswillens mit der Todesfurcht; dann beruhigt er sich in der Einsicht: „Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott." Und er stirbt mit einem Witz über die Vernichtung.

Hier kämpft die neue Weltansicht mit sich selbst und schreibt die Tragödie des Lebens, das sich gerade in seiner Unmittelbarkeit selbst zu vernichten droht. „Dantons Tod" ist die Tragödie eines heroischen Pessimismus aus überschäumender dionysischer Lebensfülle — darin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

liegt die Verwandtschaft seines Dichters zu der geistigen Linie, die von Schopenhauer zu Nietzsche führt. Der in der Hoch- und Spätromantik ausgebildete Gedanke vom unbewußten, triebhaft-unmittelbaren „Leben" erscheint in seiner ganzen Tiefe, von allen idealistischen Formulierungen und Verkleidungen befreit. Und nun folgen sich in der Schöpferfülle zweier kurzer Jahre 1834—1836 die bedeutsamen Werke! Die unvollendete Novellenstudie „Lenz" zeigt den Sturm- und Drangdichter, der in einem zerschmetternden Weltleide, in der Angst vor einer vernichtenden Leere über den Wasgau irrt; in einer naturgemäß-gesetzhaften Entwicklung von innen heraus wird die Selbstauflösung eines nach Ruhe verlangenden, vom All gequälten Geistes gezeigt. Das notwendige Gegenstück dazu ist „Leonce und Lena", das wunderbar ergreifende Märchenspiel von der geheimnisvollen Harmonie des unmittelbaren, rein instinkhaft erfaßten Lebens, vom verborgenen Sinn der Welt. Auch das Märchenprinzenpaar Leonce und Lena verlangt nach Erlösung vom Weltleide; es findet sie in der Unendlichkeit der Liebe, in einer stillheiteren Seinsfreude, die keine Stunde zählt. „Weißt du auch, Valerie", sagt Leonce, „daß selbst der Geringste unter den Menschen so groß ist, daß das Leben noch viel zu kurz ist, um ihn lieben zu können?" Ein Wort solcher Art deutet bereits auf das vom frühen Tode des Dichters abgebrochene Dramenfragment „Woyzeck", den tiefschürfenden Versuch einer Tragödie des triebhaft-unbewußten Volksmenschen. Der Eifersuchtsmord des im Jahre 1824 zu Leipzig hingerichteten Friseurs Woyzeck wird in den meisten Einzelheiten wirklichkeitsgetreu übernommen. Er wird dramatisch gestaltet in Szenen von unerhörter Wortkargheit, die oft auf wenige Gebärden und Trieblaute beschränkt bleiben — eine völlig neue Form der Darstellung. Der seelische Zwang durch eine dumpfe, gebundene, wild anwachsende Triebempfindung wirkt wie Ausfluß einer fremden überpersönlichen Macht. Es sind triebgebundene, unerlöste Menschen des Volkes, denen die Höhergestellten, Hauptmann und Arzt, ohne Verständnis, mit moralischen Vorwürfen oder mit der Absicht der Ausbeutung begegnen. Es ist eine frühe, aber weit lebensvollere und tieferdringende

Gestaltung dessen, was der Naturalismus des Jahrhundertsendes mit abstrakter Begrifflichkeit erstrebte! Büchners früher Tod durch ein tückisches Fieber hat hier die verheißungsvollsten Ansätze erstickt. Nie wäre der „Woyzeck" mit seiner düsteren Triebgebundenheit sein letztes Wort geblieben. Sein kraftvoller Lebenswille, seine sichere Ablehnung Hegels wie des jungen Deutschlands, des bürgerlichen Liberalismus wie des französischen Sozialismus, vor allem aber seine unbeirrbare Volksverwurzelung hätten ihn auf fruchtbare Wege gelenkt und den Neuansatz in Volk und Wirklichkeit zur weiteren Vollendung gebracht.

Dieses Fruchtbare tritt in eindrucksvoller Weise bei dem Naturwissenschaftler Büchner zutage. Auch hier ist eine glanzvolle Verheißung durch das achilleisch frühe Sterben zerstört worden. Die zoologischen Arbeiten des jungen Forschers, der seit 1836 als Privatdozent in Zürich las, verbinden in einer besonderen Weise, die für das 19. Jahrhundert in vielem richtunggebend geworden wäre, die Goethische Lebenslehre, vor allem seinen Metamorphosegedanken, mit der strengen experimentellen Methode der analytischen Naturwissenschaft. „Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da", formuliert die Zürcher Probevorlesung von 1836 „Über Schädelnerven" das Grundgesetz Goethischer Naturansicht. Ablehnung alles von außen Hereingetragenen, im besonderen aller moralischen oder teleologischen Betrachtung; darin sind sich der Naturforscher und der Dichter einig, der kein „Idealdichter" oder Sittenlehrer sein, sondern „Geschichte, wie sie sich wirklich begeben", gestalten will. In Büchner ist die Einheit des Dichters, des Naturforschers und des Politikers, der sich rückhaltlos für das Volksrecht einsetzte und um der politischen Verfolgung auszuweichen im März 1835 von Gießen nach Straßburg floh.

Eine Geschwisterreihe von höchster und hoher Begabung tritt uns vor Augen: neben Georg der Bruder *Ludwig Büchner* (1824—1899), der Vorkämpfer naturwissenschaftlicher Weltanschauung in materialistischem Sinne („Kraft und Stoff" 1855, „Natur und Geist 1857, „Der Gottesbegriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart" 1874,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Am Sterbelager des Jahrhunderts" 1899), der zweite Bruder *Alexander Büchner* (1827—1904), der nach einem abenteuerlichen Leben — man lese seine Erinnerungen „Vor, während und nach" 1900 — 1862 Professor der französischen Literatur in Caen wurde und mehrere Romane („Lord Byrons letzte Liebe" 1862) schrieb, die Schwester *Luise Büchner* (1821—1877), die in Romanen und Werbeschriften die Frauenemanzipation verfocht. Neben diesen Geschwistern bleibt der Frühverstorbene in einer einsamen Höhe.

Ein weiterer Höhepunkt der rheinischen Mundartdichtung ist der Darmstädter *Ernst Elias Niebergall* (1815—1843), auch er im Keime dahingerafft und um hohe Verheißungen betrogen. Der Sohn eines großherzoglich darmstädtischen Kammermusikers wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf; nach dem Tode des Vaters konnte er nur durch die Unterstützung seiner Verwandten 1827—1832 das Gymnasium zu Darmstadt, 1832—1835 die Universität Gießen zum theologischen Studium besuchen. Dann war er fünf Jahre lang, von 1835 bis 1840, Hauslehrer beim Forstmeister Reitz in Dieburg im Odenwalde — seine glücklichste und schaffensreichste Zeit. Ein umfangreiches Novellenwerk erscheint in den Jahren 1836—1840 in der Frankfurter Zeitschrift „Didaskalia" unter dem Dichternamen E. Streff, ganz spätromantisch bestimmte Abenteuer- und Schicksalsnovellen mit seltsamen Verwicklungen, Verbrechen, Irrfahrten: so „Reue versöhnt" 1836 aus der Franzosenzeit, „Der Mann aus dem Marais" 1838 aus dem Vendeekrieg, „Der Falschmünzer" 1838—1839 und „Liebe und Pflicht" 1840 aus dem Dreißigjährigen Kriege. Durch die spätromantischen Schicksalsverwirrungen dringt immer wieder ein volkstümliches Element, das in den Sagenerzählungen „Der vermauerte Turm", „Der Totenmarkt", „Der Herrgottsberg" zu stärkerer Wirkung gelangt. Sagenzüge bestimmen auch die letzte und reifste dieser Novellen, „Das Griesheimer Haus" 1841.

Aber den eigentlichen Niebergall lernt man hier überhaupt nicht kennen, weil ihm im Schriftsprachlichen die Zunge nicht gelöst ist. Schon vor diesen in Form und Gehalt so konventionellen, von der spärtromantischen Schablone beherrschten und mit viel Papierdeutsch

durchsetzten Novellen hatte der Gießener Theologiestudent 1834 sein erstes Mundartlustspiel begonnen, das er 1836 in Dieburg vollendete und 1837, wieder unter dem Namen E. Streff, in Subskription im Selbstverlag erscheinen ließ: „Des Burschen Heimkehr" oder „Der tolle Hund". Karl Malss', des Frankfurters „Der alte Bürgerkapitän" hat in der Form, des Duisburgers Kortum „Jobsiade" in einzelnen komischen Zügen eingewirkt. Aber es ist etwas Neues entstanden. Durch eine dürftige Handlung (die Rückkehr des faulen, verschuldeten Metzgersohnes Knippelius von der Universität Gießen, seine Liebesgeschichte mit Biene, Heimkehr zum Metzgerstand und siegreiches Ausstechen des Nebenbuhlers Nachtschatten) schreitet eine Fülle ausgezeichnet charakterisierter Gestalten, die Mitglieder der Metzgerfamilie Knippelius und der Bierbrauerfamilie Puttel, dazu der Schneidergeselle Valentin und der norddeutsche Kammacher Nachtschatten, der am Schlusse als Fälscher entlarvt wird und in Schande vom Schauplatz verschwindet. Schon sind Niebergall Meisterwerke komischer Charakteristik in völliger Lebenswahrheit, ohne jegliche Übertreibung gelungen. Und nun übertrifft er sich selbst im „Datterich', den er im Winter 1840—1841 zu Darmstadt schrieb und 1841 ohne Namensnennung veröffentlichte. Auch hier eine ganze Reihe ausgezeichnet durchgeformter Charaktergestalten, in ihrer Mitte aber das runde und volle, saftdurchdrungene, wirklichkeitsträchtige Abbild des Darmstädter Falstaffs, des Trinkers, Spielers, Schuldenmachers, Prahlers, Leuteverführers Datterich, des Mannes, der um seiner Laster und Schwachheiten willen seine Beamtenstellung verlor und der nun von Spielgewinnen, Schuldenmachen, Leuteausziehen lebt, der durchschaut und verprügelt, gehöhnt und abgeführt wird und dem es doch immer wieder mit seinem genialen Leichtsinn, seiner humorvollen Grazie und Unbekümmertheit gelingt, sich durchs Dasein zu schlagen. Dieser Datterich ist eine der lebendigsten Gestalten der deutschen Dichtung überhaupt, in allen Torheiten und Schwächen eine Ausgeburt des Volkstums und eines bodengebundenen Realismus, unübertrefflich in den feinen Übergängen zwischen Gesittung und Verworfenheit, Bildung und volkstümlicher Lebens-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kraft, leichter Anmut und gefälliger Liebenswürdigkeit hier, plumper Griffbegier dort. Man kann ihm nicht böse sein, weil die beschwingte Triebkraft dieser begabten Natur immer von neuem versöhnt. Niebergall hat das erste wahre Mundartlustspiel auf deutschem Boden gedichtet, ein unsterbliches Werk; seitdem es 1862 seine erste Aufführung erlebte, ist es durch geniale Darsteller zu einem Planstück der deutschen Bühne geworden. Wie sehr die Mundart mit der Fülle und Lebenskraft dieser dichterischen Gestalt untrennbar verbunden ist, lehren die Versuche einer Übertragung in andere Mundarten, wie sie der in Düsseldorf lebende Elberfelder Hugo Püttmann mit seinem „Möschekopp" 1907 in Düsseldorfer Mundart, Otto Ernst in seinem „Herr Bummerlunder" 1920 in Hamburger vornahm — der feine Duft, der mit der Grazie und Beschwingtheit des Rheinfränkischen verbunden ist, verstiebt in beiden Bearbeitungen. Form und Gehalt, Mundart und volkstümliches Menschentum sind im „Datterich" eins und untrennbar.

Mit diesem Meisterwerke von ewiger Lebendigkeit endet 1841 Niebergalls kurze Dichterlaufbahn. Seit 1840 war er, der sich der theologischen Abschlußprüfung nicht unterziehen wollte, Lehrer an der Schmitzschen Privatschule in Darmstadt. Seine Gesundheit wankte; er soll Trost im Weine gesucht haben, wenn auch die Berichte über ein seinem Datterich ähnliches Trinkerleben stark übertrieben erscheinen. Im März 1843, noch nicht 28 Jahre alt, ist er dahingegangen.

Darmstädter war der im Zusammenhange der Heidelberger Hochschule zu würdigende Gervinus. *Otto Müller* (1816—1894) aus dem hessischen Schotten, das schon einmal im 16. Jahrhundert den Kölner lateinischen Dramatiker Hermannus Schottenius Hessus ins Rheinische entsandt hatte, gehörte von 1836 bis 1843, als großherzoglicher Bibliothekar, dem Darmstädter, seit 1843, als Schriftleiter des Frankfurter „Konversations-Blattes", dem Frankfurter Kreise an. 1848 bis 1849 leitete er das unabhängig konstitutionelle, für die legitime Badener Regierung eintretende „Mannheimer Journal" — auch er, vom rheinischen Ordnungsgedanken erfüllt, ein Feind des Revolu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tionären wie Wolfgang Müller, Karl Gottfried Nadler, Riehl, wie der Aachener Maler Alfred Rethel mit seinem das Revolutionsfieber karikierenden „Totentanz". Müller ist durchaus aufs Geschichtliche gerichtet: seine kulturgeschichtlichen Romane „Bürger. Ein deutsches Dichterleben" 1845, „Charlotte Ackermann" 1854, „Eckhof und seine Schüler" 1863, „Der Professor von Heidelberg" (um Lotichius) 1870, „Altar und Kerker" (um Pfarrer Weidig) 1884 haben eine weite Verbreitung erfahren. Hier wie in seinen geschichtlichen Romanen „Der Stadtschultheiß von Frankfurt" 1856, „Der Klosterhof" 1859, „Aus Petrarcas alten Tagen" 1862 usw. offenbart sich eine ungemein starke Lebendigkeit der Schilderung, tiefe Nachempfindung und sinnfällige Nachgestaltung. Der Bürgerroman ist bis heute die beste dichterische Gestaltung der Lebensschicksale Bürgers geblieben.

Karl Gottfried Nadler (1809—1849), in Heidelberg geboren und seit 1834 als Rechtanwalt in seiner Vaterstadt tätig, ist der Mundartdichter der rechtsrheinischen Pfalz. 1847 erschien seine Sammlung „Fröhlich Palz, Gottes erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart", die bis heute die neunte Auflage gefunden hat. In ihr vereinigen sich die reizendsten Scherzgedichte, Schwänke und Anekdoten mit ernsthaft gemütvollen Betrachtungen und Erzählungen, köstliche Kleinbürgersatiren mit possenhaften Szenenfolgen wie „Die hochdeutschen Nähdersmädle" und „Die Tante Schlemmelmann un ihr Umschtand". Wenn man die Mundartbände Rottmanns, Lavens, der Luxemburger, Stoltzes, Niebergalls, Nadlers oder etwa des Mainzers *Friedrich Lennig* miteinander vergleicht, so hat man bildhafte Charakteristiken der rheinischen Gaue vor Augen; Rottmanns treuherzige Komik und Sozialpädagogik, Niebergalls geniale Beschwingtheit, Nadlers erdgebundene Wirklichkeitsfreude und Kleinbürgersatire sind jede ein Abbild ihrer Volksart. Bei Nadler gesellt sich die politische Satire hinzu: zu den gelungensten Teilen seiner Sammlung gehört „Herr Christoph Hackstrumpf, weiland Schuhmacher und Volksredner, Particulier und Bürgergrenadierhauptmann, Rathsherr und Inhaber einer goldenen Schnupftabaksdose usw. Eine politische Idylle in dreizehn Bildern." Es ist eine sehr bissige Karikatur des liberalisierenden

Kleinbürgertums, das sich in Rat und Landtag mit lächerlichen parlamentarischen Formen bläht („Das Defizit"), darüber seine Berufspflichten versäumt, vor lauter Beraten und Diskutieren die Wirklichkeit verliert. Nadlers gegenrevolutionäre Einstellung führte dazu, daß er in der Zeit des badischen Aufstandes in seiner Wohnung bedroht war; die Aufregungen dieser Tage haben den 40jährigen 1849 in ein frühes Grab gebracht.

Der Sänger Heidelbergs im 19. Jahrhundert aber wird ein Dichter schwäbischen Geblüts, der in Karlsruhe von schwäbischen Eltern geborene *Viktor von Scheffel* (1826—1886), der hier um so weniger unerwähnt bleiben darf, als er ohne den Einfluß der rheinischen Volkstumsbewegung nicht zu denken ist. Scheffel hat als Heidelberger Student der Rechte germanistische Studien getrieben und als Praktikant des Heidelberger Oberamts 1848—1849 dem Kreise der Gervinus, Häusser usw. angehört. Zu seinem Geburtstag 1851 wurde ihm Kinkels „Otto der Schütz" geschenkt; von hier geht „Der Trompeter von Säckingen" 1854 aus, der in der allgemeinen Handlungsführung stark auf sein nordrheinisches Vorbild zurückweist, an beschwingter Heiterkeit und volkstümlicher Lebensfülle aber sein Vorbild übertrifft und dem rheinischen Versepos einen krönenden Abschluß gibt. Scheffels zum Volksliede gewordener, weil volksliedhaft empfundener Sang „Alt Heidelberg du Feine", seine Lieder vom Heidelberger Faß, vom Zwerg Perkeo, der Liederkranz vom Rodensteiner haben einen volkstümlichen Heidelbergmythos geschaffen, der über Europa hinaus bis nach Amerika und Australien vorgedrungen ist, einen Mythos von strahlender Lebenslust, Naturfreude, ewigem Jugend- und Wanderdrang südfränkischen Wesens, der seine Kraft bis heute nicht verloren hat.

Der Heimatdichter der linksrheinischen Pfalz ist der aus Klingenmünster stammende *August Becker* (1828—1891), der das Gymnasium zu Bergzabern besuchte und 1847 zum Studium nach München ging — er hat die pfälzische Heimat nur auf kurzen Reisen wiedergesehen. Sein Studium beendete er nicht, sondern stürzte sich in die Schriftleiter- und Journalistenlaufbahn. Ein erster starker Erfolg war

„Jung Friedel, der Spielmann" 1854, ein Versepos, das sich an die rheinische Überlieferung schließt, aber durch seine Breite und die Überfülle der eingefügten Lieder die Gattung zu zerstören droht — drei Jahrzehnte später, 1884, hat Becker den „Liederhort aus Jung-Friedel" gesondert herausgegeben und den epischen Teil geopfert. Es ist der Sang von „des Elfenkönigs Erdenfahrt", von abenteuerlichen Schicksalen, Krieg, unglückliche Liebe, Kampf um die Zauberfiedel, das alles lyrisch durchklungen, aber auch von religiösen und politischen Betrachtungen durchzogen. Mit Schärfe wendet sich der Dichter gegen alles Dogmatisch-Konfessionelle, er kämpft für einen Glauben der Zukunft, wo man „in Liebe nur Geist und Natur verehrt", einen Allvater- und Weltgeistglauben altgermanischer, volkhafter Prägung, wie er in alten Sagen weiterlebt und nach Beckers Meinung „dem Christenglauben nicht zu ferne" steht, daß heißt dem wahren Christenglauben der Urzeit, der später durch einen finstern Geist ins Gegenteil verkehrt worden ist. So tritt schon in diesem spätromantisch gefärbten Jugendwerke das Volkhafte hervor, wie es denn auch der Dichter für seine Absicht erklärt, der Volkspoesie, der „trauten Tochter der Natur", mit seinem Sange nachzufolgen.

1857 erschien Riehls „Die Pfälzer", 1858 August Beckers „Die Pfalz und die Pfälzer". Das ungewollte Zusammentreffen dieser beiden Werke ist nur ein Zeichen dafür, wie sich in einem bestimmten Zeitabschnitt eine solche Fülle volkskundlichen Stoffes, als Ergebnis der südrheinischen Volkstumsbewegung, zusammengeballt hatte, daß der Drang nach Zusammenfassung sich regte. Riehls vorbildliches Werk ist in erster Linie eine Studie zum Volkscharakter, der aus Landschaft und Geschichte, sozialer Schichtung und wirtschaftlichen Voraussetzungen, Sitte und Brauchtum begriffen wird. Beckers Werk ist zunächst einmal eine Landeskunde der Pfalz, eine Art Reiseführer mit eingehenden Beschreibungen der Städte und Dörfer, Burgen und Berge, der Kunstdenkmäler, aber alles das auf geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Hintergrunde, mit ausführlicher Wiedergabe der Volkssagen, der Bräuche, der Feste und des Volkslebens, der Volksart überhaupt. Becker geht vom Einzelnen aus, er benutzt die

mündliche Erzählung wie die gedruckte Literatur, die Kirchen- und Dorfbücher und anderen Urkunden zu einem mit höchster Liebe gearbeiteten Gesamtbilde von Landschaft und Volkstum, das hinter Riehls schöpferischem Allbild des Volkscharakters und Volksschicksals im Ganzen zurückbleibt, in der sorgfältigen Sammlung aller Einzelheiten aber schon neben dem Riehlschen Werke bis heute seine Stellung verteidigt hat. Das Miteinander dieser beiden Werke ist ein stolzes Zeugnis für die Kraft der südrheinischen Volkstumsbewegung.

In diesen Rahmen gehören die pfälzischen Romane Beckers, die alle in seiner engeren Heimat, Klingenmünster und das benachbarte Burgenland des Wasgaus, angesiedelt sind. Am schönsten bleibt „Hedwig" 1868, dieser köstliche Liebesroman mit seiner Umrahmung von Land und Volk, Sage und Sitte, mit der klassischen Schilderung der Böhämmerjagd. Neben ihn tritt „Die Nonnensusel", mit ihrer lebendigen Schilderung des bäuerlichen Lebens im Klingenmünsterer Tal, der Münsterer Kirmes, des Billigheimer Purzelmarkts und so fort. „Das Turmkäterlein" 1871 greift ins elsässische Leben über, das dem Sohne der pfälzisch-elsässischen Grenze tief vertraut ist, während „Meine Schwester" 1876 als erster Band eines leider nicht weitergeführten Zyklus gedacht war, der das Schicksal einer rheinpfälzischen Familie 1848—1870 behandeln sollte. Der größere Teil seiner späteren Romane aber ist in Mittel- und Norddeutschland beheimatet, wohin ihn sein Geschick 1868 bis an sein Lebensende verschlug. Der Münchener Dichter, der 1859—1864 die liberale „Isarzeitung" leitete, war einer der Hauptvertreter der süddeutschen Freunde gegen König Maximilians norddeutsche Tafelrunde und gab dieser Opposition in seinem Schlüsselroman „Vervehmt" 1868 einen so unverhüllten und aufsehenerregenden Ausdruck, daß er noch im selben Jahre seinen Wohnsitz nach Eisenach verlegen mußte. Dort hat er lebhafte Förderung durch den Großherzog von Weimar erfahren und ist mit einem bedeutenden Teile seines Werkes der pfälzischen Heimat verlorengegangen.

Pfalz und Nassau in gleichem Maße zugehörig ist *Wilhelm Heinrich Riehl* (1823—1897). Die Familie stammte aus dem Elsaß: ein Johann

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Michael Riehl katholischen Bekenntnisses wanderte bald nach der Besitznahme Straßburgs durch die Franzosen in die alte Reichsstadt ein, die bis dahin als streng protestantische Stadt allen Katholiken verschlossen geblieben, heiratete 1698 eine Frau aus der Umgebung Straßburgs; er war Tagelöhner, also sicherlich bäuerlicher Umgebung, wahrscheinlich des Bistums Straßburg entwachsen. Sein Sohn war der Tabakarbeiter Johann Adam Riehl, geboren 1703, sein Enkel Johann Georg Riehl, geboren 1754, der sich mit der protestantischen Pfälzerin Marie Christane Bechtluft aus Kirchheimbolanden verheiratete und Ende der 1730er Jahre in den Dienst des Herzogs von Nassau-Weilburg trat, dem die Enklave Kirchheimbolanden gehörte. Als die Heere der Jakobiner 1793 über die linksrheinische Pfalz hinwegfegten, floh der nassau-weilburgische Hof auf seine rechtsrheinischen Besitzungen und nahm unter seinen Dienern Johann Georg Riehl mit. Dessen zweiter Sohn, noch 1790 in Kirchheimbolanden geboren und mit einer Pfälzerin aus dem benachbarten Marnheim vermählt, blieb als Hoftapezierer in nassauischen Diensten; so ist sein zweites Kind Wilhelm Heinrich Riehl denn in der herzoglichen Residenz Biebrich 1823 geboren und in dem kleinen Weilburg aufgewachsen. Pfälzisches Blut mit elsässischem Einschlage, pfälzisches und nassauisches Volkstum vereinen sich so in der Gestalt des Dichters und Historikers, der den Gipfel der südrheinischen Volkstumsbewegung darstellt.

In ärmlichen Verhältnissen erwachsen, hat Riehl seinen glänzenden Aufschwung ganz der eigenen Kraft zu verdanken. 1839 endete der hochmusikalische, aber durch Überempfindlichkeit im Leben gescheiterte Vater in Schwermut durch Freitod, und nur die Entsagungskraft der Mutter gab ihm die Möglichkeit, 1841 das Weilburger Gymnasium zu beenden. Als er dann zum theologischen Studium die Universitäten Gießen, Tübingen und Bonn bezog, hat der Achtzehnjährige bereits es verstanden, seinen Unterhalt zum großen Teile durch schriftstellerische Arbeit, durch in der „Didaskalia", im „Frankfurter Konversations-Blatt", in Cottas „Morgenblatt" erscheinende musikalische Aufsätze und seine ersten Novellen zu bestreiten. In Tübingen 1843

erfuhr er den starken Einfluß Fr. Th. Vischers und seiner realistischen Weltanschauung; grundstürzend aber wurde für ihn der Bonner Aufenthalt 1844 und das Erlebnis der Volkstumsvorlesungen Arndts. Hier gedieh in ihm der Entschluß, ein Forscher des Volkstums zu werden, und mit willensstarker Kühnheit stellte er sich auf eigene Füße als freier Schriftsteller. Schon bald wurde der Vielverheißende in die journalistische Laufbahn berufen: 1845—1846 als Schriftleiter am „Frankfurter Konversations-Blatt", 1846—1847 an der die österreichische Politik vertretenden Frankfurter „Oberpostamtszeitung", 1847 bis Anfang 1848 an der stark offiziellen „Karlsruher Zeitung". Er hat in diesen Hunderten von geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, literar- und musikkritischen, politischen, sozialpolitischen und wirtschaftlichen Aufsätzen und Besprechungen an die Öffentlichkeit gegeben, mit der Feder verdienend, aber nie seine Feder verkaufend — vielmehr das Urbild des echten Journalisten, des charaktervollen, wahrheitsmutigen, arbeitskräftigen Mannes, der sich in einem großen Gebiet des Geistes heimisch gemacht hat. Schon jetzt gewahrt man die lebendige Einheit von Volkstumsforschung, Politik, Sozial- und Wirtschaftspolitik, Dichtung, Musik, bildender Kunst und Theater, aus der Riehls geniales Werk erwachsen ist. Er kämpft für die volkstümliche Musik, insbesondere für Haydn und die Wiener Tonschule, er streitet mit Eifer und Glut gegen die französisch-italienische Oper und Salonmusik, veröffentlicht 1847 seine wesenhafte Abhandlung „Das Volkslied in seinem Einfluß auf die gesamte Entwicklung der modernen Musik". Aus spätromantischen Schicksals- und Verkettungsnovellen („Ezzelin in Padua" 1841, „Kaiser Otto" 1843, „Eine Hofgeschichte aus dem Zeitalter Ludwigs XIV." 1845) und ebenso gearteten Musikernovellen („Zwei Jahre aus Händels Leben" 1841, „Giovanni Palestrina" 1842, „Gretry" 1843) entsteht allmählich eine reifere novellistische Kunst, die 1847 zu seinem ersten Meisterwerke führt, der in diesem Jahre in der „Kölnischen Zeitung" erschienenen Urfassung der geschichtlichen Novelle „Der Stadtpfeifer". Es ist eine Volkstumsnovelle, das Leben eines schlichten Mannes in vielbewegter kriegsverheerter Zeit, ein Musikerleben in Not, Demut,

Entsagung und höchster Opferwilligkeit, dem der erträumte Aufstieg versagt bleibt, das in allen seinen Hoffnungen scheitert und das doch mit einem Lobgesange endet, da es in seinem inneren Werte, in religiösem Vertrauen und unerschütterlicher Beharrungskraft nie zerbrochen worden ist. Das alles ist schon in der Urfassung angelegt, obschon erst die endgültige Fassung in den „Kulturgeschichtlichen Novellen" 1854 den Lobgesang des Schlusses zum tiefsten Klingen gebracht hat; die 1847er Fassung endet noch mit einer tragisch erscheinenden Entsagung. 1847 erscheint im „Frankfurter Konversations-Blatt" der soziale Roman „Richard Zürbach", eine mutige Satire auf den Polizeistaat, eine Kampfschrift für die Volksrechte; die Buchausgabe „Eisele und Beisele" 1848 arbeitet in weniger glücklicher Weise die beiden damals berühmten komischen Figuren der Münchener „Fliegenden Blätter", Eisele und Beisele, in die Handlung hinein und zerstört damit die frische Lebendigkeit der Urform. Noch vor der Revolution ist auch der im Frühjahr 1848 erscheinende „politische Roman aus den letzten Tagen des Polizeistaates" „Der Schreiberkönig" verfaßt, dessen Gegenstand der Kampf eines echten volksliebenden Konstitutionellen gegen tyrannische Bürokratie hier, volksfeindlichen Kommunismus da zur Darstellung bringt.

Am 1. April 1848 begründet Riehl in Wiesbaden, der Hauptstadt seines Heimatstaates Nassau, die „Nassauische Allgemeine Zeitung" und zugleich die „Gesellschaft für Freiheit und Ordnung" mit dem Programm eines im Volke verwurzelten, aber geordneten und gesetzhaften Konstitutionalismus. Mit einer durch nichts zu erschütternden Aufrichtigkeit, mit dem Mute zur Unpopularität hat Riehl in seiner Zeitung bis zum März 1850 für echte Freiheit und eine geregelte Volksbewegung gekämpft, hat er einerseits gegen die wirklichkeitsfremde abstrakte Ideologie der Demokraten und Kommunisten, andererseits gegen die volksverderbende Macht der Reaktion gestritten. Eine Fülle glänzender Leitaufsätze in seiner musterhaft eingerichteten Zeitung hat ihm damals den Haß der Gegner zugezogen. Mit Humor und Satire volkstümlicher Art („Nassauischer Eulenspiegel", „Deutscher Eulenspiegel"), mit Freimut und einer festen politisch-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sozialen Gesamtanschauung in seinen alten Grundlagen ist er für Volk und Volkstum, für die Lebensrechte des Bauerntums als Urquell jedes Staates und für die Weiterentwicklung des Bürgertums eingetreten. In all diesen politischen Auseinandersetzungen vollendet sich sein sozialpolitisches System zur letzten Reife. 1850—1851 erscheinen in Cottas „Deutscher Vierteljahrsschrift" die Aufsätze zur Geschichte und Lebensform der deutschen Volksstände, die 1851 unter dem Titel „Die bürgerliche Gesellschaft" in Buchform zusammengefaßt werden. Es ist die aus den Revolutionswirren erwachsene Grundüberzeugung Riehls, daß die Fragen deutschen Volkstums, die sozialen wie die wirtschaftlichen wie die politischen Fragen, nicht durch abstrakte Reformideen, nicht durch einen Westeuropa entlehnten Konstitutionalismus, ebensowenig durch bürokratisch-reaktionäre Eingriffe, sondern nur von den alten Wurzeln bodengebundenen Volkstums aus gelöst werden können: durch Stamm, Siedlung, Sippe und Sitte, die vier großen S. Das deutsche Leben in seinen naturhaften Bindungen, durch Stammes- und Brauchtum, durch die Macht des Familiengedankens, den Einfluß von Heimat und Boden und die alten boden- und sitteverwurzelten Stände bestimmt und geregelt und in geordneter Freiheit weiterentwickelt, die Bedeutung des Bauerntums als Grundlage von Arbeit und Wirtschaft, Volkskraft und Sitte, die Bedeutung des Bürgertums als fester Grundlage der gewerblichen Arbeit und des städtischen Lebens: das ist der Gehalt des vierbändigen Werkes „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik", dessen erster Band „Land und Leute" 1854, der dritte „Die Familie" 1855 erschien; als zweiter wurde ihm „Die bürgerliche Gesellschaft" von 1851 eingegliedert, das „Wanderbuch" von 1869 als vierter angefügt. Weit mehr als das „Wanderbuch" hätte das bedeutsame Buch „Die deutsche Arbeit" von 1861 in seinen Zusammenhang gehört, ein neuartiges, richtunggebendes Werk, das die Arbeit in Sitte und Brauch, Volksdichtung und Sprichwort, nach ihren verschiedensten Erscheinungsformen behandelt und die Arbeit in deutschem Sinne als Lebensquell, Erziehungsmittel, Freudenspender deutet. In keinem seiner Werke ist Riehl uns so unverwandelt nahe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie hier, man möchte die goldenen Leitworte nur so häufen, die aus reinstem Volksgefühl geboren sind: von der Ehre der Arbeit und des Arbeiters, vom Zusammenhang zwischen Volksgeist und Arbeitserzeugnis, von der Scheidung der drei Begriffe „Erfolg", „Gewinn" und „Profit", von der „Poesie der Arbeit", vom deutschen Volk als einer „Arbeitsschule im großen Stil". Das Schlußwort des Werkes drückt unser eigenstes Empfinden aus:

„Darum sollen wir Deutsche das letzte Ziel unserer Arbeitsschule großen Stiles nicht dahin gesteckt sehen, daß wir das *reichste* Volk werden, sondern dahin, daß wir *am größten von der Arbeit denken und durch alle Volksschichten in freiester Sittlichkeit arbeitsgewaltig ringen nach diesem Ideal.*"

Riehls Hauptwerk gibt eine Volkstumsdeutung als Grundlage für eine *praktische* Volkspolitik — die Politik soll vom Volke, von der klaren Erkenntnis der Volkstumsfragen ausgehen! Riehl fordert eine Politik auf sozialer Grundlage; er verficht den Vorrang der Innenpolitik; die großen Fragen deutscher Einheit und Größe scheinen ihm nur lösbar von der Grundlage eines in seinem sozialen Bestande gefestigten, in seiner sozialen Weiterentwicklung gesicherten Volkes aus. An diesem Punkte ist der Obersachse Heinrich von Treitschke, der Vorkämpfer preußischer Machtpolitik, aufs schärfste mit dem Pfälzer Riehl zusammengestoßen, in seiner Habilitationsschrift „Die Gesellschaftswissenschaft" 1859, die diesen Begriff als unwissenschaftlich ablehnt, wie in seiner Rezension der „Deutschen Arbeit" 1862, die Riehl als Dilettanten erklärt. Treitschkes machtpolitisch, „preußisch" bestimmte Geschichte und Riehls sozialpolitisch bestimmte „Kulturgeschichte" sind letzten Endes nur verschiedene Seiten der lebendigen Einheit eines großen Volkes; der Angreifer Treitschke — Riehl hat auf diese Angriffe nicht erwidert — hat hier unvereinbare Gegensätze gesehen und in Riehls Standpunkt den Verrat an großer Politik erblickt, während der Rheinländer die unentbehrlichen Voraussetzungen für jede Politik zu schaffen gedachte.

1851 berief Cotta den berühmt gewordenen Schriftsteller in die Schriftleitung seiner „Allgemeinen Zeitung" nach Augsburg; hier hat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Riehl in ungemäßen Verhältnissen keine rechte Arbeit zu leisten vermocht. Und dann kam 1854 ein Doppelruf: die Bayrische Regierung bot ihm, auf unmittelbare Anregung König Maximilians, die Stelle eines Pressereferenten im Ministerium und die Herausgeberschaft der neuzugründenden offiziell beeinflußten „Münchener Zeitung" an, kurz darauf die sächsische Regierung die Hauptschriftleitung der offiziellen „Leipziger Zeitung" — der Name des „konservativen" Publizisten hatte sich in den deutschen Ministerien herumgesprochen. Riehl nahm das Münchener Angebot mit der Bedingung an, daß ihm die akademische Laufbahn, das Ziel aller seiner Pläne, an der Münchener Universität eröffnet würde. Es wurde für ihn das Sprungbrett zur Universitätslaufbahn: nachdem er 1854 unbesoldeter außerordentlicher Professor für Statistik und Kameralwissenschaft geworden war, wurde er 1859 in ein Ordinariat für Kulturgeschichte berufen und durchlief eine glanzvolle Laufbahn zum Rektor der Hochschule, Geheimen Rate, später zum Direktor des Bayrischen Nationalmuseums, der großen Sammelstätte bayrischer Volkskunst. König Maximilian, in dessen Tafelrunde er ständiger Gast im Kreise der Geibel, Heyse, Bodenstedt, Schack usw. war, betraute ihn mit dem Sammelwerke „Bavaria", das Darstellungen des Volkscharakters aller in Bayern vereinten Stämme umfaßte; in diesem Zusammenhange ist die bereits gewürdigte volkskundliche Studie „Die Pfälzer" 1857 entstanden. Lange Jahre war er zugleich Professor der Musikgeschichte an der Staatlichen Akademie für Tonkunst in München; seine sehr bedeutsamen musikgeschichtlichen Studien („Musikalische Charakterköpfe", 3 Bände 1853, 1860, 1881) mit ihrem Bestreben, überall das Volkstümliche und dem deutschen Wesen Gemäße aufzufinden und zu charakterisieren, sind heute zu hoher Anerkennung gelangt. Im Sinne volksliedhafter Musik hat er sich als Tondichter in Liedern betätigt („Hausmusik" 1855), hat eine Fülle von Symphonien, Trios, Quartetten geschrieben; sein Haus war eine Pflegestätte der Musik in München. Als Redner hat er in vielen Hunderten von kulturgeschichtlichen Vorträgen in fast allen Städten Deutschlands gewirkt („Freie Vorträge", 2 Bände 1873 und 1885). Dazu

kommen seine „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" 1859 und als sein Letztes das selbstbiographische und religiöse Bekenntnisbuch „Religiöse Studien eines Weltkindes" 1894, Zeugnis eines weltfreudigen Glaubens.

Mit den „Kulturgeschichtlichen Novellen" 1856, in die drei seiner Jugendwerke, darunter der meisterhafte „Stadtpfeifer", umgeformt eingegangen sind, eröffnete Riehl sein reifes Novellenwerk, das mit den Bänden „Geschichten aus alter Zeit", 1863—1864, „Neues Novellenbuch" 1867, „Aus der Ecke" 1875, „Am Feierabend" 1881 und „Lebensrätsel" 1888 auf insgesamt fünfzig Novellen anwuchs, die den Lauf der deutschen Geschichte vom Germanentum bis nahe an die Gegenwart begleiten. Geschichte nicht von oben, sondern von unten dargestellt, im Schicksal einfacher, pflichtgetreu arbeitender Menschen gespiegelt, die große Politik in ihrer *Auswirkung im Volke und Volkstum* betrachtet: das ist der wahre Sinn von Riehls so oft im äußerlichen Sinne mißdeuteter „kulturgeschichtlicher" Novellistik. In diesem Sinne ist sein dichterisches Werk das Gegenstück zu seiner wissenschaftlichen Leistung, seiner Begründung der „Volkskunde" im tieferen Sinne von Volksschicksal und sozialen Fragen. Als höchster Ausdruck der südrheinischen Volkstumsbewegung hat Riehl von den 1850er bis zu den 1880er Jahren auf dem Gipfel eines ungewöhnlichen Ruhmes gestanden; seit den 1890er Jahren suchte man ihn dann als „kleinbürgerlich" abzutun; um 1933 ist ihm eine wahre Wiedergeburt beschieden gewesen, eine Neuentdeckung seines Werkes nach den verschiedensten Seiten hin. In ihm und Georg Büchner hat das Rheinland seine hervorragendsten geistigen Vertreter im 19. Jahrhundert gefunden.

Auch in *Martin Greif*, mit seinem eigentlichen Namen Friedrich Hermann Frey (1839—1911) aus Speyer, verbinden sich die Kräfte verschiedener süddeutscher Landschaften. Der Vater stammte aus der Oberpfalz, war längere Zeit Kabinettsrat des Königs Otto von Griechenland, dann Regierungsrat in Speyer; die mütterliche Familie stammte aus dem Elsaß. Nach dem Besuche des Ludwigsgymnasiums zu München trat er 1857 ins bayrische Heer, wurde Leutnant und ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

öffentlichte unter seinem eigentlichen Namen als früheste Dichtungen das Versepos „Die Schlacht bei Leipzig“ 1863 und das Drama „Hans Sachs“ 1865. Der vaterländische Zug tritt schon in diesen Jugendwerken hervor. Als er 1867 das Heer verließ, beginnt eine neue reife Dichtung unter dem Namen „Martin Greif“, der zuerst seinen „Gedichten“ 1868 vorgesetzt ist. Greifs wesenhafte Leistung ist seine Lyrik, im besonderen seine Naturlyrik, vom 1868er Bande bis zu den „Neuen Liedern und Mären“ 1902. Ihre Grundlage ist eine Weltanschauung der Natureingeschmolzenheit, die sich im Umgange mit Wilhelm du Prel bis zu okkultistischen Überzeugungen steigerte. Es ist ein Mitleben bis in den feinsten Hauch, die leiseste Regung, in jede Abschattung von Farbe, Form, Laut und Bewegung, im Einklange mit Empfindung und Gedanke. Die Greifsche Lyrik ist der Aufstand gegen die epigonenhafte Lyrik der Zeit, eine Rückkehr zur *Form* in einem ganz neuen Sinne: die lyrische Form in ihrer Knappheit, im schwingenden Seelenlaut, volksliedhaft auf einen oder wenige klare Züge begrenzt und bis ins Tiefste musikalisch empfunden — wie Greifs neue Lyrik einerseits eine stärkste Formhaftigkeit sucht, so sucht sie gerade in dieser Form das Volkstümlich-Schlichte, den leisen Sang der Seele. Das Volksliedhafte verrät sich am deutlichsten in einem Gedichte wie „Ihr Grab“:

Es blüht ein Grab in treuer Hut,
das beste Herz darinnen ruht.

Zu oberst blühen Rosen rot —
Dein Mund so manchen Kuß mir bot.

Und weiter ab die Lilie blüht —
Dein Herz hat rein für mich geglüht.

Zu Füßen liegt ein grüner Kranz —
Ich schwang dich oft im Maientanz.

Die Leute gehen dran vorbei,
mir aber bricht das Herz entzwei.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Höchste Gestaltungen bieten Gedichte, in denen das Volksliedhafte und das Formhafte sich zur vollen Einheit verbunden haben:

Vor der Ernte

Nun störet die Ähren im Felde ein leiser Hauch,
wenn eine sich beugt, so bebet die andere auch.
Es ist, als ahnten sie alle der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme erzittern mit.

Als Naturlyriker gehört Greif in die Linie rheinischen Naturgefühls, organisch-dynamischer Naturverbundenheit; einzelne Züge seiner Lyrik sind bis ins Impressionistische gesteigert („Boten des Herbstes": „Wolkengüsse / Frühe Nacht / Breiter Flüsse / wilde Macht —" usw.), alle Züge aber einer tiefen Naturbeseelung einverleibt. Nicht minder wertvoll ist die zu Unrecht vergessene Balladik Greifs, die in gleicher Weise aus klargeformter Einfachheit und sinnfälligen Schicksalszügen lebt. Hier meldet sich schon das, was seiner Dramatik das innere Wesen gibt: der Drang nach schlichter Versinnlichung des Schicksalhaft-Göttlichen, der tief religiöse Zug, der wie seiner Naturlyrik so seiner dramatischen Dichtung zugrundeliegt. Wenn in „Corfiz Uhlfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark" 1874 und „Nero" 1876 die göttliche Weltordnung noch in der Form der sittlichen Schuld und ihrer Sühne zeigen, so ist in „Marino Falieri" 1878, „Francesca da Rimini" 1892 und vor allem in der Greif ganz eigentümlichen „Agnes Bernauer" 1894 die Unschuld des tragischen Helden das eigentliche Sinnbild göttlichen Willens und erhabener Schicksalskraft. Hebbels „Agnes Bernauer" zeigt die Macht des Gemeinschaftsgedankens und seinen Sieg über die Eigensucht in dem Kampfe der Herzöge, Greifs gleichnamige Tragödie zeigt diese Macht in der Seele der Bernauerin, die in ihrer beispielhaften Leidensfähigkeit ihren Mördern vergibt und den Gatten durch ihr briefliches Vermächtnis von der Rache abhält. Selbstbezwingung und Gemeinschaftsgefühl ist auch der Sinn der vaterländischen Schauspiele „Prinz Eugen" 1880, „Ludwig der Bayer" 1891 und „General York" 1899. Das Vaterländische, die Reichsbegeisterung, die in seiner politischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lyrik, in zahlreichen Festspielen zu Ehren Bismarcks usw. zum Ausdruck gelangt, beherrscht die Hohenstaufentrilogie „Heinrich der Löwe" 1887, „Die Pfalz im Rhein" 1887, „Konradin" 1889, in der das Schicksalhafte zu einer besonders klaren und schlichten Eindringlichkeit gesteigert erscheint. Naturlyrik und Schicksalsdramatik sind die verschiedenen Seiten einer und derselben Weltbetrachtung, des Zuges zum Elementaren, zu den ursprünglichen, wesenhaften, göttlichen Mächten, Ausdruck einer tief religiösen Gesinnung, die in Natur und Schicksal Urmächte des Daseins schaut und gestaltet.

Der pfälzischen Dichtung des 19. Jahrhunderts kann nicht gedacht werden, ohne ihrer Ausläufer in fernen Erdteilen, insbesondere *Amerika* zu gedenken. Der ausgezeichnete völkische Lyriker des Amerikadeutschtums tritt uns in dem Pfälzer *Konrad Krez* (1829 bis 1897) entgegen, der als Teilnehmer des pfälzischen Aufstandes 1849 nach den Vereinigten Staaten auswandern mußte und dem wir das schönste, männlich tiefste Heimatlied der übermeerischen Deutschen verdanken, „An mein Vaterland" vom Jahre 1869:

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
so heilig ist kein Boden wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
so würden mich die Toten an dich binden,
die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hause blieben,
wie deine Fortgewanderten dich lieben —
bald würden wir zu *einem* Reiche werden,
und deine Kinder gingen Hand in Hand
und machten dich zum größten Land auf Erden,
wie du das beste bist, o Vaterland!

So klingt die Reichshoffnung aus amerika-rheinischem Munde am Vorabend der Bismarckschen Gründung. Von Bedeutung ist vor allem die amerika-pfälzische Mundartdichtung, der Bereich des „Penn-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sylvania-Deutschen", einer Kolonialmundart auf pfälzischer Grundlage und mit mannigfachen englischen Einsprengungen, die ein sehr reiches Schrifttum entwickelt hat. Als Erzähler ragen darin hervor Charles R. Roberts, Edward Henry Rauch, Astor C. Wuchter, Charles C. More und Thomas H. Harter, als Lyriker L. L. Grumbine, Henry Harbough und der humoristische Harvey M. Miller; pennsylvaniadeutsche Volksstücke verfaßten neben Rauch Charles E. Grumbine und L. A. Wollenweber. Für die Erhaltung des Deutschtums hat gerade dieses eine Hausmundart pflegende Schrifttum eine ungemein wertvolle Arbeit geleistet. —

Überblickt man dieses Gesamtbild rheinischer Dichtung im 19. Jahrhundert, so erweist sich wieder einmal der eigengeprägte Charakter des rheinischen Frankentums, seine klare Ablehnung alles Ungemäßen, seine Unberührtheit von außerrheinischen Strömungen, wenn sie dem Rheinländer selbst nichts zu sagen vermögen, die Unberührtheit vor allem von irgendwelchen Moden der Zeit. Die Grundkräfte rheinischer Dichtung in diesem Jahrhundert sind: *Volkstum und Reichseinheit* — um diese beiden lebensverwurzelten Ideen kreist alles. Das Rheinland setzt die Heidelberger Volkstumsromantik in verwandelten Formen fort, bildet seine gesamte Dichtung zu einer Volkstumsbewegung aus, schaut auf Geschichte und Volksleben, ist im Sinne seiner großen Vergangenheit dem Reichsgedanken treu, den es in seiner großdeutschen Prägung bewahrt, in seiner preußisch-kleindeutschen Verwirklichung aber mit ungehemmter Begeisterung aufnimmt und verficht. Dieses Bild der Dichtung, das heißt der geistigen Spitzenleistungen, berichtigt die Mißverständnisse, die über die rheinische Geistesentwicklung des 19. Jahrhunderts bis heute verbreitet sind. In diesem Bild begegnet kein einziger „ultramontaner" Zug; ganz im Gegenteile ist die Dichtung, mögen ihre Vertreter sich Katholiken oder Protestanten nennen, durchaus auf freie Menschlichkeit und uneingeschränkt deutsche Art, auf Glaubensfreiheit und die höchste Weihe des Reiches ausgerichtet. Die gesamte Dichtung trägt einen volkstümlichen Charakter, was in der Mehrzahl der Werke ausdrücklich als erstrebtes Ziel betont wird; sie ist mit Zügen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

volkhafter Sagen, Märchen, Bräuche und Sitten, volkskundlicher Dinge durchsetzt; sie geht in heimatgebundenem Sinne auf die heimatliche Geschichte und entwickelt in Riehl den Begriff des „Kulturgeschichtlichen" und eine neue Begriffsbestimmung der „Volkskunde" aus einer tieferen Verknüpfung von Volksart und Volkscharakter. Sie ist sozialen und sozialpädagogischen Einschlags; den schweren Fragen des Volkskörpers und seiner Zersetzungserscheinungen in dieser Periode geht sie mit dem Rückblick auf die alten Grundlagen des Volkstums entgegen. Damit hängt ihre Einstellung zur Revolution zusammen: so sehr sie für Freiheit ist, so sehr hält sie am Gedanken der Ordnung und der geordneten Entwicklung von innen her fest, in Riehl, Nadler, Wolfgang Müller, Otto Müller, Simrock, in Gervinus und Häußer; auch Kinkel und Schurz, die Kämpfer von 1848—1849, sind für geordnete Freiheit, und Georg Büchner, der entschlossene Revolutionär der 1830er Jahre, ist Vertreter der Goethischen Lebenslehre und fordert mit klaren Worten die Erneuerung aus dem Volkstum. Junges Deutschland und Junghegelianismus haben im Rheinland nicht einen einzigen nennenswerten Vertreter gefunden und werden von allen führenden Köpfen, nicht zum wenigsten von Georg Büchner, entschieden abgelehnt.

Aber noch eine andere Strömung, die bedeutsamste der Zeit, hat im Rheinlande keinen Boden gefunden: der volkhafte deutsche Realismus. Den Stifter, Storm, Droste-Hülshoff, Gotthelf, Keller, Raabe hat das rheinische Frankentum nichts an die Seite zu setzen. Der einzige „Realist", den man auf rheinischem Boden so heißen könnte, bleibt im Bereiche des besseren Unterhaltungsschriftstellers, und sein sachlicher, von romantischen Verwicklungen und gesellschaftssatirischen Schlaglichtern durchmischter Realismus hat nichts mit jener Bewegung gemein, kann sogar einzelne Züge des Gutzkow-Laubeschen Gesellschaftsromans nicht verbergen. Es ist einer der gelesensten und in ihrer Zeit berühmtesten und gesuchtesten Schriftsteller, den das Rheinland hier geliefert hat: *Friedrich Wilhelm Hackländer* (1816—1877) aus Burtscheid bei Aachen, der seine Jugenderlebnisse beim preußischen Kommiß in seinem erfolgreichen Erst-

lingswerk, den „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden“ 1840, seine kaufmännischen Lehrlingsjahre in Köln und Elberfeld in „Handel und Wandel“ 1850, beides mit humoristischer Verbrämung und Übertreibung ergötzlich und fesselnd schilderte; eine größere Zahl gesellschaftskritischer Romane, darunter sein Hauptwerk „Europäisches Sklavenleben“ 1854, eine soziale Darstellung des Theaterbereichs, hat bis zum Ende des Jahrhunderts eine ungemein breite Leserschaft gefunden. Die Gestalt Hackländers unterstreicht nur, in welchem Maße das Rheinland dem bodenverwurzelten Realismus anderer Landschaften fernblieb und seine eigenen Formen entwickelte: die volkstümlich-romantische Lyrik, insbesondere die Rheinlyrik, aber unter Ausschluß jeder politischen Zwecklyrik; das volkstümlich-spätromantische Versepos der Kinkel, Wolfgang Müller, August Becker, Scheffel; die Erneuerung von Heldensage, Volksbuch, Puppenspiel bei Simrock; die volkstümliche Mundartdichtung mit dem Höhepunkt des Niebergallschen Mundartlustspiels; zuletzt die Greifsche Naturlyrik neuer Form. Ebensowenig hat das Rheinland aber auch mit der tragisch-heroischen Dramatik der Hebbel und Wagner zu tun, obwohl Wagners Ausgangspunkt Schopenhauer in Frankfurt weilt. Büchners Drama des triebgebundenen Volksmenschen „Woyzeck“, die Dämonie der Geschichte in „Dantons Tod“ stehen der Hebbel-Wagnerschen Dramatik ebenso fern wie Greifs religiöses Schicksalsdrama, ja Greif schreibt seine „Agnes Bernauer“ in bewußtem Gegensatze gegen Hebbels Ideentragödie.

Die rheinische Dichtung des 19. Jahrhunderts ist in den wesentlichsten Teilen eine eigengeprägte Form der Nachfolge der Volkstumsromantik. Sie ist in ihren Formen und Gattungen von der Dichtung anderer Landschaften grundlegend verschieden, ja in vielem geradezu entgegengesetzt. Im Zeitalter der immer stürmischer voreilenden Industrialisierung, die am Rheine ihren Mittelpunkt findet, bewahrt das Rheinland mit zäher Beharrung seine Volkstumswerte und stellt sie in die Mitte seiner Dichtung. Unverkennbar ist dabei, daß die 1840er und 1850er Jahre dabei den Höhepunkt bilden; seit den 1860er Jahren ist eine deutliche Erschöpfung zu spüren, und außer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Martin Greif, der 1868 mit seiner neuen Lyrik beginnt, treten keine neuen Talente auf. Ebensowenig ist das Rheinland am Naturalismus der 1880er und 1890er Jahre irgendwie beteiligt; nur der Remscheider *Karl August Hückinghaus* taucht als Mitarbeiter der „Modernen Dichtercharaktere" 1884 auf. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts zeigt eine deutliche Erschöpfung und die Notwendigkeit eines Neubeginns, wie er sich in den 1890er Jahren und am Beginne des 20. Jahrhunderts vollzieht. —

Geschichte und Volkstum beherrschen auch das allgemeine geistige und wissenschaftliche Leben der Rheinlande in dieser Zeit. Aus der Neuordnung waren zwei geistige Mittelpunkte zurückgeblieben: das 1818 neugegründete Bonn als nordrheinische, das 1803 grundlegend „restaurierte" Heidelberg als südrheinische Hochschule. Beide sollten den Glaubenszwiespalt früherer Jahrhunderte überbrücken; so war Bonn als „paritätische" Hochschule, mit protestantischer und katholischer Theologiefakultät und doppelter Geschichtsprofessur eingerichtet, Heidelberg wieder protestantisch gemacht worden. Daneben verschwanden nun das so lange Zeiten strengkatholische Köln und die streng kalvinistischen, das klevisch-märkische Duisburg, das 1818 mit seinem letzten Studenten einging, und das nassauische Herborn (gegründet 1577), an dessen Stelle ein Predigerseminar trat, ebenso wie die aufklärerisch gewordenen Mainz und Trier — von sieben rheinischen Hochschulen blieben zwei lebensfähige zurück.

Bonn hat seine Bedeutung wesentlich durch *Arndt* erhalten; es war wie ein Schicksal, daß der führende deutsche Volkstumsforscher an die rheinische Hochschule kam. Für die neue Hochschule war es der schwerste Schlag, daß Arndt in der Demagogenverfolgung von 1819 wegen des vierten Bandes seines „Geistes der Zeit" am Lesen verhindert wurde und erst 1840 durch den Erlaß des neuen Königs seine Tätigkeit wieder aufnehmen konnte. Arndt ist trotzdem am Rheine geblieben, er hat seine neue Heimat liebgewonnen; auch hier handelt es sich um eine Wechselwirkung, eine gegenseitige Auseinandersetzung, die in der großen Auseinandersetzung Rheinland-Preußentum ebensoviel Gewicht hat wie Immermanns Tätigkeit in Düsseldorf.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von 1818 bis zu seinem Tode 1860, 42 Jahre lang, ist Arndt ein Bonner gewesen; hier entstanden seine „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" 1840, „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" 1858, ein großer Teil seiner völkischen und religiösen Lyrik; von hier ist er 1848 ins Frankfurter Parlament entsandt worden. Seine Vorlesungen über Volkstum und Geschichte haben eine tiefe und weite Wirkung gehabt, sie sind mit der rheinischen Volkstumsbewegung aufs innigste verbunden; in ihnen hat der junge Riehl 1844 den Entschluß gefaßt, den Theologen abzulegen und sich der Volkstumsforschung zu widmen.

Die eigentliche Germanistik ist jahrzehntelang nur durch *August Wilhelm Schlegel* vertreten worden, der von 1818 bis zu seinem Tode 1845 wesentlich die Indologie förderte; erst 1850 wurde in dem Rheinländer *Simrock* ein Germanist an die Hochschule berufen. Die hervorragendsten Vertreter fand hier wie in Heidelberg die Geschichte. 1825 bis zu seinem unerwartet frühen Tode unter dem Einflusse der Julirevolution 1831 wirkte *Barthold Georg Niebuhr*, der Holsteiner; 1842 wurde der Wismarer *Dahlmann* berufen, der bis zu seinem Tode 1860 neben Arndt der erste Vertreter des Bonner geistigen Lebens blieb und mit Arndt ins Frankfurter Parlament ging, Vertreter eines geschichtlich untergründeten Liberalismus, indessen er 1844 seine „Englische Revolution", 1845 seine „Französische Revolution" als Warnung für die reaktionären Regierungen in die Welt sandte. Als Führer in der „erbkaiserlichen", auf Preußens Hegemonie zählenden Partei 1848 gehört Dahlmann durchaus der rheinischen Bewegung an. Dahlmanns Nachfolger 1861 wurde der 1840 in Bonn habilitierte Düsseldorfer *Heinrich von Sybel* (1817 bis 1895), der als Rheinländer neben Treitschke — der 1851 in Bonn studierte — der führende preußisch-kleindeutsche Historiker geworden ist. 1844 hatte er zusammen mit dem Bremer Johannes Gildemeister der Ausstellung des Trierer Rocks die beißende Satire „Der heilige Rock von Trier und die zwanzig andern ungenähten Röcke" entgegengeschleudert; 1847 erschien seine ebenso freimütige Schrift „Das Rheinland und die politischen Parteien". 1875 ging

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sybel nach vierzehnjähriger Bonner Tätigkeit als Direktor der preußischen Staatsarchive nach Berlin; aus dieser Archivarbeit entstand 1889—1894 sein siebenbändiges Hauptwerk. „Die Begründung des Deutschen Reiches unter Wilhelm I.", eine Geschichte der deutschen Einheit von der Überzeugung der preußischen Sendung und Führung getragen. In der Reihe Arndt-Niebuhr-Dahlmann-Sybel hat die nordrheinische Hochschule ihren Gipfel erreicht.

Nur wenige Jahre, 1830—1833, gehörte ihr der hervorragendste rheinische Naturforscher des 19. Jahrhunderts an, der Goetheschüler *Johannes Müller*, 1801 zu Koblenz als Schusterssohn geboren, der sich mit genialer Begabung zu führender Stellung emporarbeitete. Goethes Lebenslehre war sein philosophischer und wissenschaftstheoretischer Ausgangspunkt, wie schon seine Promotionsthese von 1822 „Ultra naturam non datur philosophia" (Außerhalb der Natur gibt es keine Philosophie) gelautet hatte. Seine beiden grundlegenden Schriften von 1826 „Zu der vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes der Menschen und Tiere" und „Über die phantastischen Gesichtserscheinungen" knüpften an die genauen und eindringenden Beobachtungen und Versuche an, die Goethe in seiner „Farbenlehre" 1810 über die „subjektiven Farben" angestellt hatte. Rheinländer waren auch der große Botaniker und Goethefreund Christian Gottfried Daniel *Nees von Esenbeck*, der 1818—1829 in Bonn wirkte, der Mineraloge *Johann Jakob Nöggerath* (1788—1872), der von 1821 bis zu seinem Tode die Mineralogie vertrat und gleichfalls mit Goethe in Briefwechsel stand, der Jurist *Edmund Böcking*, 1838—1876 in Bonn, der sich als Herausgeber der Werke Huttens und A. W. Schlegels einen Namen auf geistesgeschichtlichem Felde schuf. 1864—1865 studierte Nietzsche in Bonn, er folgte 1865 seinem Lehrer, dem großen klassischen Philologen Friedrich Wilhelm Rietschel, nach Leipzig, als dieser infolge eines schweren Streites mit Otto Jahn, dem klassischen Philologen und Mozartbiographen, die rheinische Hochschule verließ.

Auch in Heidelberg fällt alles Licht auf eine glanzvolle Geistesfolge der Geschichtswissenschaft. Während die Germanistik in Adolf Holtz-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mann (seit 1852), Karl Bartsch (1871—1888), Wilhelm Braune über tüchtige Einzelforschung nicht hinauskommt, beginnt die Geschichte mit dem Friesen Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861) aus Jever, der 1817 als Direktor der Universitätsbibliothek von Frankfurt nach Heidelberg kam und in den beiden Südrheinländern Gervinus und Häußer seine großen Schüler fand. Schlosser war ein eherner Charakter, der mit aufklärerisch-moralistischer Tendenz seine freimütige Kritik an den Regierungen übte; sowohl seine volkstümliche „Weltgeschichte für das deutsche Volk" (9 Bände 1817 bis 1841) wie seine „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (seit 1823) haben eine weite Wirkung geübt und den Geist eines aufklärerischen Rationalismus in das Zeitalter des sich entwickelnden Liberalismus mit oft verhängnisvollem Einflusse hineingetragen. Er hat vor allem den Darmstädter *Georg Gottfried Gervinus* (1805—1871) bestimmt, der sich wie Johannes Müller aus ärmlichen Verhältnissen heraufarbeitete, vom Buchhändlerlehrling in Bonn, Modegeschäftslehrling in Darmstadt zum Besuche der Universitäten Gießen 1825—1826 und Heidelberg 1826—1827. In Heidelberg vollzog er unter dem überwältigenden Einflusse Schlossers seinen Übergang zur Geschichte und habilitierte sich 1829. Schlossers moralistische Geschichtskritik wird von ihm zum entschlossenen politischen Aktivismus gesteigert. Schon seine Anfangsarbeiten, „Die Geschichte der Angelsachsen" 1830, mehr noch die „Geschichte der florentinischen Historiographie" 1833 mit ihrem der Moral trotzenden Aufblick zu Macchiavelli verraten den neuen Standpunkt, der seinen umfassenden Ausdruck in der „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (in späteren Auflagen „Geschichte der deutschen Dichtung", 5 Bände 1835—1842) findet. Es ist die erste deutsche Literaturgeschichte von großem Wurf und tiefdringender geistiger Prägung — eine *politische* Literaturgeschichte im doppelten Sinne: einmal darin, daß nicht so sehr der einzelne Dichter als Individualität, sondern im Zusammenhange der politisch-kulturellen Gesamtentwicklung gewürdigt wird, zum andern Male darin, daß der Verfasser dieser Literaturgeschichte eine neue Zeit gekommen glaubt, die der politischen Tat gehöre. Ger-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vinus' Literaturgeschichte feiert zwei Großzeiten des deutschen Volkes, die religiöse Reformation des 16., die dichterische Aufstiegszeit, die den westeuropäischen Geist zurückdrängte, des 18. Jahrhunderts. Jedes Volk stellt sich im Wechsel seiner Leistungen dar; auf die Höhe der Religion folgt die Höhe der Kunst und zuletzt die Höhe der Staatsbildung, und erst in der letzteren, auf dem Gebiete des Willens, ist die organische Totalität eines Volkes verwirklicht. Wir stehen heute, schließt Gervinus, am Morgentor dieser dritten Periode, nachdem die zweite, die Kunstzeit, in der Romantik ihrem Verfall entgegengegangen ist. So spricht es die vielangeführte Schlußbetrachtung des 5. Bandes von 1842 aus:

„Wir müssen dem Vaterlande große Geschicke wünschen, ja wir müssen, so viel an uns ist, diese herbeiführen, indem wir das ruhesüchtige Volk, dem das Leben des Buchs und der Schrift das einzige geistige Leben, und das geistige Leben das einzig wertvolle Leben ist, auf das Gebiet der Geschichte hinführen, ihm Taten und Handlungen in größerem Werte zeigen und die Ausbildung des Willens zu so heiliger Pflicht machen, als ihm die Ausbildung des Gefühls und Verstandes geworden ist. Wir wollen nicht glauben, daß diese Nation in Kunst, Religion und Wissenschaft das Größte vermocht habe und im Staate garnichts vermöge. Der Wettkampf der Kunst ist vollendet, jetzt sollten wir uns das andere Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat."

In der Einleitung zum ersten Bande hat Gervinus bekannt, er habe sich darum zur Literaturgeschichte und nicht zu einer politischen Geschichtsdarstellung gewandt, weil die politische Geschichte Deutschlands gar nichts Tröstliches biete, die Literaturgeschichte aber doch wenigstens mit dem abgeschlossenen Bilde der kulturellen Höhe des 18. Jahrhunderts zu erheben imstande sei. Sein Werk ist zu politischen Zwecken geschrieben, es soll mahnen, aufrufen, die Waffen schärfen für den Kampf der Zukunft.

Auf den ersten Band seiner Literaturgeschichte hin wurde Gervinus 1836 nach Göttingen berufen. 1837 unterschrieb er dort zusammen mit den Grimms und Dahlmann den Protest der Sieben gegen den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hannöverschen Verfassungsbruch, wurde wie jene seines Amtes entsetzt und nahm seine Heidelberger Tätigkeit wieder auf. Politisch wirkte er durch die von ihm mit Häußer herausgegebene „Deutsche Zeitung", die, im Sinne eines geordneten Konstitutionalismus, die Regierungen vor der kommenden Revolution warnte. Im Frankfurter Parlament setzte er sich für das Ausscheiden Österreichs aus Deutschland ein, trat im Juli 1848 unbefriedigt von der langsamen Arbeit aus und war nur noch einmal politisch tätig, als er 1850 für die schleswig-holsteinische Statthalterschaft eine erfolglose Reise nach England zur Herbeiführung einer englischen Vermittlung unternahm. Im höchsten Maße politisch aber ist sein vierbändiger „Shakespeare" 1849—1850, mehr noch seine mit scharfer Kritik an der Reaktion vorgehende „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" 1853, das Vorspiel zu seiner elfbändigen „Geschichte des 19. Jahrhunderts" (1855—1866). Die badische Regierung entzog ihm daraufhin das Recht zu Vorlesungen. Die weitere Entwicklung hat Gervinus zu tiefer Verbitterung geführt, der Sieg der von ihm befehdeten Bismarckschen Staatsführung veranlaßte ihn, seine „Geschichte des 19. Jahrhunderts" unvollendet abzubrechen, da der politische Zweck verfehlt sei; unbekehrt ist er Anfang 1871 gestorben. Konstitutionalismus und Selbstverwaltung waren für ihn die germanischen Lebensgrundsätze, die er mit eiserner Folgerichtigkeit und starrem Sinne verfocht; auch seinem politischen Aktivismus ist noch ein gut Teil von den Menschheits- und Freiheitsidealen des 18. Jahrhunderts, das Schlossersche Erbe, beigemischt. Sein innerster Wille war Deutschland; sein Ziel die politische Größe des zur Tat und Willenskraft erzogenen deutschen Volkes; seine 1860 geschriebene Selbstbiographie sollte statt des latinisierten Namens das ursprüngliche Gerwin (Speerfreund) auf dem Titelblatt tragen. Es war sein tragisches Verhängnis, daß er in diesem Bestreben wohl zur ideellen Aktivität, nicht zum lebendigen Volksgefühl vorgedrungen ist.

In ganz anderer Weise hat der Pfälzer *Ludwig Häußer* (1818 bis 1867) das Erbe Schlossers überwunden und verwandelt. In dem elsässischen Dorfe Kleeburg bei Weißenburg als Sohn eines refor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mierten pfälzischen Predigers geboren, hat er von seiner Habilitation 1840 bis zu seinem allzufrühen Tode in Heidelberg eine tiefgehende Wirkung auf seine Hörer wie auf die deutsche Öffentlichkeit geübt. 1845 erschien sein erstes bedeutsames Werk, die zweibändige „Geschichte der rheinischen Pfalz", bis heute noch die maßgebende, wenn auch im Einzelnen oft veraltete Geschichte der Kurpfalz von ihrer Entstehung bis zu ihrem Ende 1803, mit großzügigen kultur- und religionsgeschichtlichen Ausblicken, ein stolzes Werk pfälzischen Heimatgeistes. Seit 1847 gab er mit Gervinus die „Deutsche Zeitung" heraus, trat 1850 ins Unionsparlament zu Erfurt, wo er gegen die großdeutsche Rede des Ultramontanen Reichensperger für Preußens deutschen Beruf, für seine Überzeugung eintrat, „daß Preußen der Kern ist, an den der Krystall des deutschen Staates anschließen soll". Nach den beiden Veröffentlichungen des Jahres 1850, „Friedrich Lists Leben und Schriften", eine warmherzige Verteidigung des Verfechters deutscher Wirtschaftsgröße, und „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution" folgt in den Jahren 1854—1858 sein Hauptwerk, die „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes". Der pfälzische Historiker gibt hier eine Geschichte der deutschen Not und der Erhebungsjahre 1803—1815, die von einer tiefen Liebe zu Preußens Ruhm und Staatsgedanken, von einer betont preußisch-kleindeutschen Einstellung beherrscht ist. Als Onno Klopp seine Herabsetzung Friedrichs des Großen versuchte, trat Häußer in der Schrift „Zur Beurteilung Friedrichs des Großen" mit sachlicher Klarheit und Entschiedenheit für den großen Preußenkönig ein. Der aus ungehemmtem Arbeitseifer, aus der beständigen Überspannung einer zarten Natur erwachsene frühe Tod hat ihn die Reichsgründung nicht mehr erleben lassen, zu deren Herolden er zu zählen ist.

Der Nachfolger Häußers 1867—1873 ist Heinrich von Treitschke gewesen; mit ihm endet die große Zeit der politischen Geschichtswissenschaft am Neckar. Treitschkes Erbe Bernhard Erdmannsdörfer kehrte in die Bahnen einer fachwissenschaftlichen Geschichtsforschung zurück.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Fülle bedeutender Namen hat gerade Heidelberg im 19. Jahrhundert das Gepräge gegeben: unter den Literarhistorikern Hermann Hettner, der zusammen mit Ludwig Feuerbach in den Jahren 1848 und 1849 auf den freien Studierenden Gottfried Keller so stark eingewirkt hat, und der Philosoph Kuno Fischer, unter den klassischen Philologen Otto Crusius, Albrecht Dieterich und vor allem der Nietzschefreund Erwin Rohde („Psyche", 1893), unter den Juristen und Nationalökonomen Mittermaier und Robert von Mohl, in der Musikwissenschaft der Wagner-List-Vorkämpfer Ludwig Nohl, in der Kunstgeschichte der mit der Bülowtochter Daniela vermählte Henry Thede. Dazu kommen die großen Namen der Naturwissenschaft: der Chemiker Robert Bunsen, die Physiker Kirchhoff und Helmholtz — Bunsen und Kirchhoff entdeckten in Heidelberg 1859 die Spektralanalyse —, der Anatom Gegenbauer. Alle diese sind Zugewanderte; aus rheinischem Boden ist nur die große Geschichtswissenschaft der Gervinus und Häußer erwachsen.

Sybel und Häußer, der Nord- und der Südrheinländer, zählen mit Treitschke zu den ersten Verfechtern der preußischen Sendung und des kommenden Reiches. Dichtung und Geschichtsforschung stimmen hier zusammen: mit Ausnahme des widerstrebenden Gervinus sind alle bedeutsamen geistigen Vertreter des Rheinlandes der Bismarckschen Reichsgründung zugeneigt gewesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ACHTES KAPITEL

Wiederaufstieg des Volkstums - das 20. Jahrhundert

Am Beginne des laufenden Jahrhunderts standen die Rheinlande auf dem Gipfelpunkt ihrer wirtschaftlichen Blüte. Ruhr, Saar, Lothringen-Luxemburg bildeten das größte Kohlen- und Eisengebiet des europäischen Festlandes; an diese Urgrundlage der modernen Wirtschaft schloß sich eine große Zahl von Fabrikationszweigen: chemische Industrie, Maschinenbau, Elektro- und Textilindustrie, große Rüstungsunternehmen, Werften der Flußschiffahrt, Steinbrüche in den Gebirgen. Eine Industrielandschaft ausgedehnter Art entwickelte sich längs der Ufer des Rheines bis zur Pfalz und Wetterau; eine rheinische Stadt nach der andern entfaltete sich zur „Großstadt"; Köln, Düsseldorf, Frankfurt, Essen, Wuppertal, Duisburg-Ruhrort, Mannheim-Ludwigshafen wurden zu den volkreichsten Gemeinwesen des Reiches. Diese Industrieblüte griff über die Rheinlande in andere Gebiete über, gliederte sich Unternehmen in Mitteldeutschland und Oberschlesien an, schuf Deutschland beherrschende Konzerne, übernahm Kapitalbeteiligungen in ganz Europa, in Asien, Afrika und Amerika, in den neuen deutschen Kolonien. Der Wohlstand der Rheinlande wuchs von Jahr zu Jahr; ihr Lebensstandard, ihre Preis- und Einkommensverhältnisse übertrafen bei weitem diejenigen Nord- und Mitteldeutschlands, betrugen das Doppelte der ostdeutschen. Von Jahr zu Jahr wuchsen aber auch die sozialen Spannungen. Die einseitige Verteilung der erworbenen Reichtümer, die Krisenerscheinungen des zu seiner Höhe emporentwickelten liberalistischen Kapitalismus, der ins Ungesunde übersteigerte Gegensatz von Großstadt und bäuerlichem Lande machten sich bis 1914 immer bedrohlicher bemerkbar, so sehr ihnen die starke Schollenverbundenheit des Rheinländers, die festverwurzelten Bindungen von Heimat,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Landschaft, Volkstum, altüberlieferter Reichstreue entgegenwirkten. Die wirtschaftliche Blüte, die wirtschaftliche Herrscherstellung, der Reichtum des Rheingebiets war ungemein, sein sozialer Zustand aber nicht ohne schwere Gefährdungen, als das Reich 1914 in den ersten Weltkrieg trat.

In der nunmehr erneut ausbrechenden Auseinandersetzung Reich-Westeuropa stand das Rheinland notwendigerweise in vorderster Linie. Seine Rüstungsindustrie trug einen wesentlichen Teil des Krieges. Im Westen übten die beginnenden Luftangriffe ihre erste verhängnisvolle Wirkung aus; wieder trat die gefährdete Grenzlage hervor, und ihre bedeutungsschwerste Folge war, daß neue große Werke nun nicht mehr im bedrohten Westen, sondern im gesicherten Mitteldeutschland angelegt wurden — der Industriezug nach dem Osten begann. Als die erste Auseinandersetzung Reich-Westeuropa zur Niederlage des Reiches umschlug, stürzten auf das Rheingebiet nicht nur die gemeindeutschen Erscheinungen von Wirtschaftsverfall, Arbeitslosigkeit und Inflation, sondern darüber hinaus die schwere Geißel der Fremdherrschaft und des separatistischen Bürgerkrieges. Lothringen wurde 1918 nach 47 deutschen Jahren abermals zu Frankreich gerissen und der ungehemmten Entdeutschung ausgeliefert. Luxemburg, das im ersten Weltkriege unter deutscher Besetzung so manche verheißenden Ansätze der Volkstumsbesinnung gezeigt hatte, wurde wieder „Großherzogtum" von Frankreichs Gnaden und einer offiziellen französischen Kulturpropaganda ausgeliefert. Belgien riß Teile der rheinischen Westgrenze an sich; das „Saargebiet" mit 800 000 deutschen Menschen wurde von 1920 bis 1935 zu einem internationalen Schutzgebiet, in Wahrheit ein schlechtverhülltes französisches Protektorat. Alles Übrige, das gesamte linke Rheinufer und auf dem rechten die riesigen Brückenköpfe von Köln, Koblenz und Mainz, wurden jahrelang das Herrschaftsgebiet englischer, amerikanischer, belgischer, vor allem aber französischer Truppen, vom Reiche praktisch so gut wie völlig abgetrennt, für ewige Zeiten „entmilitarisiert", aller Festungen und militärischen Anlagen beraubt, Westeuropa schutzlos preisgegeben. Englische Truppen hielten ihre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Parade vor dem Kölner Dom, amerikanische vor dem Koblenzer Schlosse, Belgier marschierten durch Krefeld und Aachen, auf dem Ehrenbreitstein wehte die Trikolore und „His Majesty's Rhine Flotill" ankerte im Kölner Hafen. Zum ersten Male seit Napoleon waren die Rheinlande wieder völlig der Fremdherrschaft ausgeliefert und bildeten nur noch dem Namen nach ein Glied des niedergeworfenen Reiches.

Frankreichs Absichten gingen auf eine Verewigung dieses Zustandes, auf die Wiederherstellung der Rheingrenze wie vor hundert Jahren. Eine mit allen Mitteln aufgezogene Kulturpropaganda, Theater, Konzerte, Vorträge, Sprachkurse, Büchereien, wurde ins Werk gesetzt; sie wandte sich an die angeblichen französischen Sympathien der Rheinlande, an ihre „preußenfeindliche", liberale, weltbürgerliche Einstellung. Dazu trat eine schamlose, erpresserische Wirtschaftsüberwachung. Der Hauptteil aber war die Erweckung einer separatistischen Bewegung, die das Rheingebiet unter der Vorspiegelung einer „Rheinischen Republik", also unter Anruf des rheinischen Heimatstolzes und jener vielberufenen „preußenfeindlichen" Einstellung Frankreich in die Hände spielen sollte. Gegenmittel staatlicher Art gegen alle diese Bestrebungen waren nicht vorhanden; das Reich war militärisch machtlos, seine beamteten Vertreter, die Träger der Novemberrepublik, waren charakterlich und weltanschaulich zu keiner Gegenwirkung imstande. Die Entscheidung war einzig und allein in die Hände des rheinischen *Volkes* gelegt. Es hat diese Entscheidung in einer so unanfechtbaren Weise ans Licht gebracht, daß Frankreich für alle Zeiten darauf verzichtet hat, an „französische Sympathien" in den Rheinlanden zu glauben. Ein unwiderstehlicher Volkszorn zerschlug die separatistische Bewegung unter den Augen desselben französischen Militärs, das diese Bewegung mit Bestechungsgeldern zusammengelockt hatte und jeden Augenblick begünstigte; die Volksschlacht am Siebengebirge, die Kämpfe in der Eifel, der blutige Abend im „Wittelsbacher Hof" zu Speyer und der Sturm von Pirmasens haben den Separatismus 1922—1923 zertrümmert. Es zeigte sich mit einem Schlage, daß die Rheinlande nicht nur

die unerschütterliche Reichstreue bewahrten, sondern daß sie auch die Verbindung mit Preußen als Kern des Reiches nicht aufzugeben gedachten. Die französische Kulturpropaganda brach ergebnislos zusammen. Der Ruhreinfall des Jahres 1923 enthüllte das gleiche Heldentum des Volkes im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, das Zusammenhalten von Unternehmertum und Arbeiterschaft im Kampfe gegen den Reichsfeind, der Opfertod der Kruppschen Arbeiter, das heldische Sterben Albert Leo Schlageters. Vor diesem geschlossenen Widerstand des Volkes brachen Frankreichs Pläne zusammen: *rheinisches Volkstum ohne Waffen, nur mit der Wehr seines unzerbrechlichen Reichswillens, hatte über den hochgerüsteten französischen Imperialismus gesiegt.* Dieser Volkstumssieg ist es gewesen, der Frankreich zur Räumung des Ruhrgebiets zwang, 1925 den planmäßigen Abzug der Belgier und Engländer aus der Nordzone und 1930 die vollständige Zurücknahme der Besetzung erwirkte. Er hat auch die französischen Absichten auf die Saar zuschanden gemacht: die beabsichtigte Angliederung konnte nicht durchgeführt werden, und die Abstimmung 1935 ergab 92 vom Hundert für das Reich, trotz der weitestgehenden wirtschaftlichen und politischen Versprechungen Frankreichs. Der Kampf der Rheinlande 1918—1935 gegen die Fremdherrschaft hat mit einem stolzen Siege festgegründeten Volkstums, mit der völligen Niederlage Frankreichs, das alle seine Stellungen am Rheine räumen mußte, geendet; die schwerste Gefahr, die dem Reiche nach dem Weltkriege drohte, die Absperrung des volkreichen, industriellen, rohstoffmächtigen Rheingebiets, ist durch diesen Volkstumssieg, eine leuchtende Tat rheinischer Geschichte, abgewandt worden.

Auch dieser Sieg war nicht ohne bittere Einbuße zu erringen. Die rheinische Wirtschaft hat sich nur mit äußerster Mühe behaupten können; ihre herrschende Stellung ging verloren, da Mitteldeutschland und der Osten sich unter dem Zwange der Verhältnisse immer stärker industrialisierten. Der Rhein war internationale Schiffahrtsstraße geworden. Mit diesen Einbußen traten die Rheinlande 1933 in das neue Reich, an dessen Wiederaufstieg sie mit leidenschaftlicher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seele teilnahmen. Gerade auf rheinischem Boden mußten die weltanschaulichen Gegensätze scharf zusammenprallen, mußten religiöse und kirchliche Fragen sich mit besonderer Eindringlichkeit melden; hier, wo Marxismus und Ultramontanismus äußerlich so viele herrschende Stellungen bezogen hatten, ohne dem wahren Triebe des unverfälschten Volkstums zu entsprechen, mußten harte Kämpfe in Wirklichkeit und Seele ausgefochten werden. Das Bild der Dichtung ist auch hier, ganz ebenso wie im 19. Jahrhundert, dazu da, das echte Fühlen und Wollen der Volksseele an den Tag zu bringen, das unter aufgedonnerten Parteikämpfen und Pfarrerstreiten oft genug bis zur Unkenntlichkeit verlorenging. In allen entscheidenden Augenblicken bewies sich die unbeugsame Reichstreue der Rheinlande, ihre heiße Sehnsucht nach neuen volkhaften Formen, gesunder Lebensgestaltung, Ausgleich der sozialen Gegensätze, heimatverbundener festgefügter Art. Im März 1936 marschierten die Bataillone und Batterien der neugeschaffenen deutschen Wehrmacht über die Rheinbrücken, nahmen die Rheinlande endgültig und über die schändliche „Entmilitarisierung" hinweg wieder in den Verband des Reiches auf, Fliegergeschwader kreisten über den Domtürmen von Köln, Mainz, Worms und Speyer. 1938—1939 wurde der Westwall als feste Wehr der Westgrenze geschaffen und bis in den zweiten Weltkrieg hinein ungeheuerlich verstärkt. Im Sommer 1940 brachen die deutschen Angriffsdivisionen aus dem Westwall heraus, eroberten in einem Sturme Holland, Belgien und Luxemburg, zertrümmerten in fünf Wochen die Großmacht Frankreich. Eine neue Westgrenze entstand: Eupen-Malmedy kehrten zurück, Luxemburg wurde dem Gau Moselland, Lothringen, nach einer gründlichen Entwelschung, dem Gau Westmark angeschlossen. Zum ersten Male seit dem Ausgang des Mittelalters waren alle fränkischen Rheinlande wieder vereint und ohne Bruch zusammengefügt. Das Tor nach den Niederlanden und Flandern war wieder geöffnet. Das Jahr 1940 ist für die Rheinlande ein Neubeginn einschneidender Art: nicht nur die deutsche Westgrenze, diese blutende Wunde seit dem Verlust von Metz, Toul, Verdun 1552, ist wieder geheilt, sondern die alten Kulturlinien nach dem Nord-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

westen, nach dem niederfränkischen Gebiete, haben wieder Kraft und Leben bekommen.

Mitten in diesem siegreichen Aufschwunge hat das Westmarkschicksal noch einmal seine Gefahren gezeigt. Im Herbst 1939 mußten Zehntausende pfälzischer und saarländischer Flüchtlinge Zuflucht in Mitteldeutschland suchen, ganz Saarbrücken mußte geräumt werden; erst im Sommer 1940 kehrten diese Flüchtlingsscharen in ihre Heimat zurück. Die ganze Wucht der englischen Luftangriffe traf die Rheinlande, die mit einem unvergleichlichen Heldenmute standhielten, unter allnächtlichen nervenzermürbenden Alarmen ihre starke Stimmung und ihre Arbeitskraft bewahrten und die unentbehrliche Rüstungsarbeit keinen Augenblick unterbrachen. Mit diesem entschlossenen Standhalten haben die Rheinlande ihren zweiten unvergeßlichen Volkstumssieg erkämpft. Der Kampf der Jahre 1918 bis 1935 und der zweite Weltkrieg sind für das rheinische Volk zur entscheidenden und siegreichen Probe geworden. In ihnen hat es sich seine lebendige Zukunft im großdeutschen Reiche erkämpft.

Die rheinische Dichtung des 20. Jahrhunderts beginnt mit zwei Bahnbrechern neuer Form und neuer Einstellung: Stefan George und Wilhelm Schäfer. Sie beide reißen die Dichtung aus jener Erstarrung, in die sie mit dem Abebben der Volkstumsbewegung des 19. Jahrhunderts in den 1870er und 1880er Jahren verfallen war. George ringt um die Erneuerung der lyrischen, Schäfer der epischen Form; in ihnen dringt ein neues religiöses und völkisches Ethos hervor. Im Einzelnen sind beide grundverschiedenste Gestalten; die innere Reichweite rheinischen Geistes bricht in ihrem Gegensatze noch einmal klar ans Licht.

Stefan George, 1868 in dem Weinbauerndorfe Büdesheim bei Bingen geboren, 1933 an der Schwelle des Neuen Reiches dahingegangen, stammt aus einer alten Bauern- und Winzerfamilie, wie sein gemeißelter Schädel gerade im Alter die Züge eines Rheingaubauern in Vollendung gezeigt hat. In ihm lebt die Formkraft und der Formtrieb rheinischen Wesens, alles das, was das Rheinische dem Antiken nähert, der indogermanische Verleiblichungsdrang, ein Gestalt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Symbolwille, der Goethe, George und Binding in eine Reihe fügt. Wenn die rheinische Dichtung sich dem Naturalismus der 1880er und 1890er Jahre durchgängig versagt hatte, so erwächst dem Naturalismus nun in George der schärfste Feind und Gegenspieler. Und diese ausgesprochene Feindschaft gegen den formlosen Naturalismus, die hemmungslose Stofflichkeit, den Wortmangel und die Bildlosigkeit der Zeit ist es nun, die den Formtrieb in dem werdenden George übersteigert, ins einseitig Enge und Verkünstelte abdrängt. Erste Gedichte werden in einer selbsterfundenen, dem Spanischen angenäherten „lingua romana" gedichtet und erst 1889 ins Deutsche umgeformt („Zeichnungen in Grau", erste der „Legenden"). Doch schon diese Erstlinge vom Ende der 1880er Jahre (gesammelt zuerst 1901 in dem Bande „Die Fibel") verraten einen Zug zur Schlichtheit, zur klar stilisierten Aussprache allgemeingültiger Gefühle und Gedanken:

Du standest in der Wolken Wehen,
Gehüllt in wunderbares Licht,
So schön und herrlich anzusehen
Und wie ein sterblich Wesen nicht.

Ich Armer stand im tiefen Tale
Und betend blickte ich empor,
Geblendet von dem hellen Strahle,
Betäubt vom zauberischen Chor.

Nur eines kann hinauf mich heben
Zu deines Thrones lichtem Kreis . .
Und ach ich fühle es mit Beben:
Mir grünt es spät, des Ruhmes Reis.

So grenzen die „Hymnen" von 1890, ein „Traum in Blau und Gold", den Bereich ewiger Formen streng vom vergänglichen Stundenleben ab: „Und Raum und Dasein bleiben nur im Bilde". Unsagbar feine Musikalität zeichnet diese Gedichte aus, doch Künstlichkeit der Wortwahl und Wortfügung weist auf die Verkrampftheit der Haltung, die in den „Pilgerfahrten" von 1891 eher zugenommen hat

und im „Algabal“ von 1892 in einen brünstigen Kampf mit ästhezistischen Verlockungen und Versuchungen übergeht. Es ist die Krise Georges, da er selbst von „genießerischem Künstlertum“ spricht, Ludwig II., den unglücklichen Schönheitsschwärmer, als sein Vorbild anruft. Doch Georges echte Natur ringt sich aus den lähmenden Schlingen dieses Aesthetentums hervor. Seine Dichtung verfestigt und verhärtet sich durch die Auseinandersetzung mit der Geschichte in den „Büchern der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten“ 1895: die herrliche „Sporenwache“, die „Irrende Schar“, „Nachdem die hehre Stadt die Waffen streckte“ zeigen die strenge Form von einem männlich-heroischen Geiste durchblutet. Der steile Aufschwung seiner Lyrik offenbart sich in dem Bande „Das Jahr der Seele“ 1897. Ein tiefverinnigtes Gefühl findet seine ihm gemäße Gestalt; klare Bildlichkeit und verhalten zarte Musikalität klingen zusammen in den Meisterschöpfungen einer neuen Lyrik: „Komm in den totgesagten Park und schau“, „Der Hügel, wo wir wandeln, liegt im Schatten“, das unvergleichlich den Seelenton formende „Es lacht in dem steigenden Jahr dir / der Duft aus dem Garten noch leis“. „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod“ 1899 führt die Gestalt des Engels ein, der als Bote des „schönen Lebens“ auftritt: eine neue Religiosität der inneren rechttuenden Freiheit, der Weltbejahung und Lichtliebe, des freudigen Dienstes und der Kampfbereitschaft wird verkündet. Nun ist es mit der Weltabkehr, mit der Zurückgezogenheit in stille Winkel und engbegrenzte Freundeskreise zu Ende; der idealistische Aufruf gilt der „heiligen Jugend“ schlechthin: „Dir ruft die Erde zu, der ihr entstammt“, „Denn du gedeihst in Kämpfen, die dir ziemen“. Von 1899 ab läßt George seine bislang nur in Privatdrucken für Freunde verbreiteten Gedichtbände öffentlich erscheinen; der Sänger des neuen Lebens und des neuen Gottes spricht zu Volk und Welt und erstrebt eine Wirkung in die Zeit.

In diesem Sinne wendet er sich in dem Gedichtbande „Der siebente Ring“ 1907 zum Zeitgedicht, bekennt sich zu Goethe und Nietzsche, preist heldisches Sterben und den feurigen Sturm des Aufbruchs, ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wirft die ästhetisierende Kunst und ruft den starken Geistwillen auf, der müde gewordenen, erstarrten Natur wieder die rechten Wege zu weisen:

Und wenn die große Nährerin im Zorne
Nicht mehr sich mischend neigt am untern Borne,
In einer Weltnacht starr und müde pocht,
So kann nur einer, der sie stets befocht
Und zwang und nie verfuhr nach ihrem Rechte,
Die Hand ihr pressen, packen ihre Flechte,
Daß sie ihr Werk willfährig wieder treibt,
Den Leib vergottet und den Gott verleibt.

In Leibvergottung und Gottverleibung besteht die Religion der von George angesagten neuen Antike. Maximin, der schöne Jüngling, wird zum Sinnbilde göttlichen Lebens, zum Urbilde des neuen Menschen, der aus Schicksalsgefühl und zuchtvoller Form ein lichtfreudig-gotthaftes Leben gestaltet. „Der Stern des Bundes" 1913 steht schon unter den Ahnungen des kommenden Weltkrieges, er ruft „die heilige Jugend unseres Volks", er fordert eine neue Sicht heiligen, erdgeborenen Volkes. Zu dieser auserlesenen Jugend reden die Sprüche des Gesetzes in strengen Rhythmen: „Wer je die Flamme umschritt / bleibe der Flamme Trabant!", „Mit den Frauen fremder Ordnung / sollt ihr nicht den Leib beflecken", „Auf neue Tafeln schreibt der neue Stand":

Doch alle Jugend sollt ihr Sklaven nennen,
Die heut mit weichen Klängen sich betäubt,
Mit Rosenketten überm Abgrund tändelt.
Ihr sollt das Morsche aus dem Munde spein,
Ihr sollt den Dolch im Lorbeerstrauße tragen,
Gemäß in Schritt und Klang der nahen Wahl.

Mit diesen Liedern und Sprüchen ist eine Zukunftsjugend 1914 in den Weltkrieg marschiert. In Georges letztem Gedichtbande „Das Neue Reich" 1927 steht seine Deutung des Krieges: „Erkrankte

Welten fiebern sich zu Ende / in dem Getob ...", „Ein Volk ist tot, wenn seine Götter tot sind." Nicht der äußere Sieger des Augenblicks, der innere Sieger kommender Zeit bricht die Frucht des großen Ringens:

Der Kampf entschied sich schon auf Sternen: Sieger
Bleibt, wer das Schutzbild birgt in seinen Marken,
Und Herr der Zukunft, wer sich wandeln kann.

Nun branden die gewaltigen Hymnen völkischer Erneuerung aus neuem Glauben: „Der Dichter in Zeiten der Wirren", „Geheimes Deutschland", „Der Mensch und der Drud", „Gespräch des Herrn mit dem römischen Hauptmann", „Einem jungen Führer im ersten Weltkrieg", der herrliche Opfergesang „An die Toten" („Wenn einst dies Geschlecht sich gereinigt von Schande"). Es ist die Sicht eines neuen Reiches, aufgebaut auf Herren- und Führertum, Zucht und Ordnung aus freiwilliger Liebe des bindenden Gesetzes, auf echtes Maß und Anerkennung des Großen, auf Schönheit und reifen Lebensernst. Es ist die Sicht eines rettenden und gründenden Führers:

Der sprengt die Ketten, fegt auf Trümmerstätten
Die Ordnung, geißelt die Verlaufnen heim
Ins ewige Recht, wo Großes wiederum groß ist,
Herr wiederum Herr, Zucht wiederum Zucht; er heftet
Das wahre Sinnbild auf das völkische Banner,
Er führt durch Sturm und grausige Signale
Des Frührots seiner Treuen Schar zum Werk
Des wachen Tags und pflanzt das Neue Reich.

So geht der Weg Georges, der von Anbeginn das Werthafte, das echte Maß der Dinge in verworrenen Zeitläuften suchte, von Weltabgekehrtheit und verkünsteltem Ästhetizismus zur neuen zuchtgeborenen Weltfrömmigkeit und zur völkischen Prophetie. Es ist ein Reifeweg inmitten der krisenreichsten Jahrzehnte deutschen Geistes. Auch Georges Dichtung ist von diesen Krisen angekränkelt worden; ein Rest von Verkünstelung und Absonderlichkeit geht bis in seine

letzten Gedichtbücher hinein. Es ist tragisch gewesen, daß der Kreis, der sich um ihn sammelte und sich als „Jünger" dieses „Meisters" gebärdete, zum nicht geringen Teile aus Juden bestand, daß vor allem die Geisteswissenschaft, die aus dem Georgischen Kreise ausstrahlte und seine Begriffe von Schicksal, Persönlichkeit, Werk und Sendung auf die Geschichte anzuwenden suchte, von lautredenden Juden angeführt wurde, die das Tiefste des rheinischen Sehers in volksfremde abstrakte Begrifflichkeit zersetzten und damit gerade seinem Werke entgegenarbeiteten. Aber es darf auf der andern Seite nicht verkannt werden, daß Georges wahre und echte Zöglinge sich nicht lautredend um ihn scharten und seine „Blätter für die Kunst", das Organ des Georgekreises, füllten, sondern im Stillen sein Werk in sich aufnahmen und verarbeiteten: die deutsche Jugend im letzten Jahrzehnt vor dem ersten Weltkriege, die Georges herben, jünglingshaften Idealismus, seinen fordernden Erneuerungswillen als ihr Eigenstes empfand. Das Verhaltene, Strenge, Karggeprägte, Keusch-Entsagende, ernst Gebändigte war ihres Geistes, die stolze Verachtung der Zeit, ihres Materialismus, ihrer Lebensgier und Lebensangst, die jünglingshaft herrscherliche Ablehnung alles Modischen und Wirtschaftlichen, der *gestraffte Geistwille*, der auf überwirkliche Formen und ewige Gesetze schaut, dieser geistbestimmte Idealismus Schillerscher Art, der von je auf eine stolze Jugend gewirkt hat. Das Natürliche zu bändigen und ins Ewige emporzustilisieren ist Georges Art; darin weicht er vom allgemein Rheinischen ab — seine Schau gilt nicht den strömenden Kräften der Natur, sein Geistwille erstrebt ihre Formung zu Bild und Gestalt. „Gestalt" im Goethischen und im Georgischen Sinne sind zwei sehr verschiedene Dinge; dort Goethes der Zeit verbundener, von ihren Kräften sich nährender, aber im Eigenkern unabhängiger Reichtum, hier Georges die Zeit verachtende und gerade in dieser Verneinung von ihr abhängige Kargheit und sich umzirkelnde Strenge. Dabei weiß George um die dunklen Schicksalsgeheimnisse des Lebens; er lehnt die Naturfremdheit, die Vergewaltigung des Blutes durch den Geist, mit entschiedenen Worten ab: „Nur durch den Zauber bleibt das Leben wach" („Der Mensch und

der Drud"), „Der Welt Erlösung kommt nur aus entflammtem Blut" („Gespräch des Herrn mit dem römischen Hauptmann"). Georges Stärke ist sein rheinisches Erbteil, der sichere und klare Formtrieb, ein indogermanisches Vermächtnis, das weder mit „Römischem" noch mit „Katholischem" zu tun hat, sondern aus den germanischen Urtrieben des Frankentums kommt, ist seine helle Weltfreudigkeit und Weltfrömmigkeit, verknüpft mit dem Bewußtsein göttlicher Schicksalsmächte in der Geschichte, ist sein an mittelalterlicher Dichtung, Nietzsche und der Antike gespeistes heroisches Ideal. Seine Schwäche ist alles, was aus allzuheftigem Widerstande gegen die Mitwelt fließt, die Verkünstelung des Formtriebes, die Entartung des Gemeinschaftstriebes in der Sektenbildung, des Religiösen ins Kultisch-Mystagogische, die unfreiwillige Selbstdiskreditierung durch den „Kreis". Die Wirkung Georges ist in dem Jahrzehnt vor dem ersten Weltkriege eine ungeheure gewesen, sie hat die seines ostdeutschen Gegenspielers Rilke noch bei weitem übertroffen, sie reicht über den ersten Weltkrieg, wenn auch mit verminderter Kraft, bis an die Schwelle des zweiten, ist in der jungen nationalsozialistischen Dichtung, vor allem bei Gerhard Schumann, noch deutlich zu spüren. Aus rheinischer Erde kommt die formstrenge Prophetie eines neuen Reiches aus nordischer Zucht und Gesetzesliebe, nordischem Führertum und nordischer Weltfrömmigkeit und Schicksalsbewußtheit, eine Prophetie, die trotz ihrer schönheitlichen Verkleidungen und sektiererischen Verwirrungen im Kern echt und tief gegründet gewesen ist. —

Aus ganz anderem Bereiche kommt *Wilhelm Schäfer*, der im gleichen Jahre 1868 zu Ottrau bei Ziegenhain geboren ist, also, der alten Kulturlinie entsprechend, aus hessischem Stammesgrunde in den rheinischen Geisteskreis gezogen wurde. Ein altes Freibauerngeschlecht: Heimat der Schäfers ist Ober-Conroda, der oberste Hof in einem einsamen Wiesental zwischen Berfa und Lingelbach. „Peter Schäfer, Anno 1640" war am Türbalken zu lesen; mitten im Dreißigjährigen Kriege ist der verbrannte Hof mutig wiederaufgebaut worden. Des Dichters Großvater Heinrich Schäfer, aus der bäuerlichen Art geschlagen, verwirtschaftete das alte Erbgut, kam bis zum

Bauernknecht hinunter. Der Vater Paul Schäfer (1840—1932) geht 1854 als Schuhmacherlehrling ins Wuppertal, spart als Geselle bis 1861 fast seinen ganzen Lohn, um Ober-Conroda zurückzukaufen, dient 1861—1864 im kurhessischen Leibregiment zu Kassel und versucht alsdann vergeblich, sich in der Heimat Berfa eine Nahrung in seinem Schuhmacherberuf zu schaffen. Er heiratet Elisabeth Gischler aus dem benachbarten Ottrau, läßt sich dort nieder, scheitert auch hier an der Armut der Gegend — 1868 kehrt er mit seiner Familie, in ihr der eben zur Welt gekommene Wilhelm, ins Wuppertal zurück, wird dann Anstaltsschuster der Rettungsanstalt Düsseltal, zieht nach Gerresheim, wo er sich 1871 als Bäcker selbständig macht und dazu noch Butter-, Obst-, Kartoffelhandel, ein Fuhrgeschäft betreibt — ein unermüdlicher Arbeits- und Aufstiegsmensch, der später das Geld errungen hat, um Ober-Conroda zurückzuerobern, es aber zu seinem Schmerze in festen Händen sehen muß. Er drängt trotzdem ins Bauerntum zurück, scheitert aber mit einem von ihm bei Mersfeld gekauften Schloßgute, beschließt sein langes Leben als Rentner und Gartenbesitzer erst zu Honnef im Siebengebirge, dann im hessischen Alsfeld.

Es ist deutsches Schicksal, das sich in dieser Ahnengeschichte offenbart: bäuerliche Herkunft, die nur mit Schmerzen aufgegeben wird, freibäuerliches Erbe, um das die entrechteten Nachkommen mit unerlöschlicher Sehnsucht ringen, die Sogwirkung des industriellen Rheinlands auf das hessische Freibauerntum. Der junge Wilhelm Schäfer bekennt („Meine Eltern", 1937), daß er 1882, beim Begräbnis seiner Großmutter zu Ottrau, kein Verhältnis zur hessischen Heimat mehr habe gewinnen können. Von 1883 an besuchte er die Präparandenanstalt zu Mettmann, wurde dann Lehrer im Wuppertal und begann mit seinen ersten dichterischen Versuchen: noch ganz anspruchslos „Fritz und Paul auf der höheren Bürgerschule" 1894, mit wachsenden Ansprüchen die Erzählungssammlungen „Mannsleut. Westerwälder Bauerngeschichten" 1894, „Zehn Gebote" 1897 und „Gottlieb Mangold, der Mann in der Käseglocke" 1901, dazu die Dramen „Ein Totschläger" (o. J.), „Jakob und Esau" 1896, das Bühnenspiel „Lerma" 1892. Die verschiedensten geistigen Einflüsse

treffen sich hier: Naturalismus und Heimatkunst, Nietzsche und Dehmel — Dehmel gilt die Widmung von „Jakob und Esau": „Ich weiß, wie froh Du mit mir bist, daß nun endlich Jakob geht und Esau kommt; denn Du liebst das Leben, wie ich es liebe." Der alte Baumann als Anhänger alten Glaubens, der aufrichtig um einen neuen Glauben ringende Sohn Johannes, der ungläubig gewordene, aber mit falscher Frömmigkeit um das Erbe buhlende zweite Nathanael: in dieser deutlich vom Wuppertal bestimmten Atmosphäre wird die Entscheidung für einen neuen, kraftvollen, dem Leben verhafteten Glauben getroffen. Die Erzählungen der drei frühen Bände sind sprachlich noch unentwickelt, mit allzustarken Effekten durchsetzt, aber auch in ihnen zeigt sich der unverkennbare Wille, aus Wirklichkeit und Schicksal eine festbestimmte epische Form zu gestalten. Dieser dichterische Wille war so stark und selbstbewußt, daß der junge Lehrer es 1898 wagte, seine Stellung aufzugeben und als freier Schriftsteller nach Berlin zu gehen. In einem Dreibund mit Richard Dehmel und Paul Scheerbart hat er 1898—1899 um diese neue epische Form weitergerungen, hat er wachsender Daseinsnot sich durch Reklamebriefe für den Scherlverlag, durch Reklamehefte für eine niederländische Margarinefabrik und Dr. Thompsons Seifenpulver über Wasser gehalten — 1899 erhielt er das Angebot der englischen Sunlightgesellschaft, bei ihrer neuzuerbauenden Seifenfabrik in Mannheim Reklamechef mit hohem Gehalt zu werden. Da war er seiner Aufgabe gewiß geworden, der neuen epischen Form wie der rheinischen Wiedererweckung: 1899 siedelte er mit seiner Familie nach Gerresheim zurück und begann die Herausgabe einer „Monatsschrift für deutsche Kunst": „Die Rheinlande".

„*Die Rheinlande*" (1899 ff.) sind weit mehr als eine bloße Kunstzeitschrift, sie sind der entschlossene und erfolgreiche Versuch zu einer allgemeinen Wiederbelebung, Stählung und Förderung rheinischen Geisteslebens im Sinne einer neuen Zeit, im Hinblick auf Volkwerdung und neuen Glauben. Wie Georges Lyrik der harte, oft mit verkrampften Händen geführte Gegenschlag gegen Naturalismus, Psychologismus und falsche Romantik des 19. Jahrhunderts ist, so

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wendet sich Schäfer gegen die gleichen kulturbedrohenden Mächte sowohl bei seiner Neuschöpfung der epischen Form wie bei seiner Wiedererweckung der Rheinlande. Der Verfälschung rheinischen Geistes durch die schwach und verlogen gewordene „Rheinromantik" stellt er die ewige Deutschheit, die unerschütterliche Volksart, den vorwärtsdrängenden Arbeitsgeist der wahren Rheinheimat gegenüber:

„Indem die wohlgereimten Sänger von Rhein und Wein mit dem Karneval als einzige Zeugen rheinischer Kultur gültig blieben, hat sich das im Osten gespiegelte deutsche Gesamtbild verschoben. Wir ungereimten Rheinländer wollen es wieder richtig machen, indem wir den rheinischen Geist auch heute noch bei der ernsten Arbeit zeigen. Es kann nicht unwichtig für das Ganze sein, wie die reichsten und bevölkertsten Landschaften deutscher Zunge künstlerisch und geistig sich geltend machen." (Geleitwort zu den „Rheinlanden".)

Die „Rheinlande" faßt Schäfer als den Gesamtraum des Rheines von der Quelle bis zur Mündung: Schweiz, Oberrhein, die fränkischen Rheinlande, die Niederlande. So gilt sein Unternehmen nicht zum wenigsten dem Versuch, die alten, großenteils verloschenen Kulturlinien wieder in Kraft zu bringen. Die ständigen Berichte der Zeitschrift über Kunst, Dichtung, Theater fassen dieses gesamte Gebiet ins Auge; die Aufsätze, Bildbeigaben, Dichtproben gelten dem gesamten Raum und suchen ihn unter einem neuen Leitgedanken zusammenzuschließen: *echte, volksgeborene Kunst.* Die Zeitschrift kämpft für Thoma und Steinhausen, Leibl, Hodler und Bury, für Anzengruber und Emil Strauß, für Frenssen und Eberhard König, für den Hauptmann des „Biberpelzes", aber gegen die „ideologisch-romantischen Halbwerke", sie tritt in die Schranken gegen Bierbaum, Wassermann, Wolzogen, Otto Ernst, Sudermann, gegen Brettl und Überbrettl. Eindringliche und verständnistiefe Aufsätze werben für die rheinische Kunst und Dichtung aller Zeiten: Cäsarius von Heisterbach und das kölnische Puppenspiel, Goethes Rheindichtung und Immermann-Grabbe in Düsseldorf, Wuppertaler Dichtung (von Walter Bloem dargestellt) und Frankfurter Heimatdichtung. Im besonderen aber soll die heutige Kunst gestärkt und gefördert werden;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

darum tritt neben die Zeitschrift der „Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein", als dessen Schriftführer Schäfer seit 1904 eine ungemein rege Tätigkeit entfaltet hat: Ausstellungen in allen rheinischen Städten, Preisausschreiben, Vorlesungen, Sonderhefte der „Rheinlande". Jahrelang hat dieser junge Dichter seinen Ehrgeiz dareingesetzt, Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst und Dichtung der Rheinlande durch zähe Einzelarbeit zu entwickeln und damit eine neue rheinische Kultur zu begründen. Der Georgesche „Kreis" und die Schäferschen „Rheinlande" — zwei ganz verschieden geartete Versuche der Gemeinschaftsbildung und Kulturerneuerung; beide vom rheinischen Boden ausgehend, jener ohne weiteres allgemeindeutsch gerichtet, dieser mit dem Bestreben, aus der Kulturerneuerung des Westens auf eine deutsche Kulturerneuerung hinzuwirken.

Mit all dem ist Schäfers *Ringen um die neue epische Form* aufs engste verbunden. Im November 1901 erscheint in den „Rheinlanden" seine erste durchgebildete „Anekdote": „Die Béarnaise"; 1902 folgt „Die Grabrede", 1903 „Der tapfre Maruck" und so fort — 1908 wird der erste Band „Anekdoten" gesammelt und im gleichen Jahre erscheinen die „Rheinsagen". Schäfer hat sich immer wieder gegen das Mißverstehen seines Wollens, gegen die Mißdeutung des Namens „Anekdote" wehren müssen:

„Nicht, um eine vergessene Kunstart neu zu beleben, wie mir nachgesagt wurde, nicht um einen persönlichen Stil zu erlangen, habe ich mich ein Leben lang um jene kurzen Novellen bemüht, die ich meine Anekdoten nannte, sondern um der epischen Form in einer Zeit treu zu bleiben, die sich der Zustandsschilderung bis zur Ausschweifung ergab." (Vorwort zum „Wendekreis neuer Anekdoten" 1937.)

Nicht um Kurzgeschichten handle es sich hier, sondern um „Versuche, an einfachen Handlungen wieder zur epischen Form zu kommen. Diese epische Form ist nicht nur eine künstlerische, sondern eine *volkstümliche Angelegenheit*. „Ob wir an der Wirklichkeit des Alltags kleben oder im Schicksal frei werden, ist jenes Zweierlei, an dem sich unsere Kultur entscheidet" („Mein Lebenswerk" 1938). Der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erzähler soll mit dem Leser in der Handlung verschwinden; anstatt hastig, überlebendig, leidenschaftlich sich um sie herum zu bewegen, soll er vielmehr ihr abgeklärtes Bild geben, nicht die Leidenschaft selber, sondern die „Chronik der Leidenschaft", das „Abbild der Welt im Wassertropfen der Dichtung", die in sich selber ruhende Schönheit, die alles Fragwürdige auflöst und zur Ordnung bringt — „der Dichter trägt ein Stückchen Ewigkeit in den Tag", „Seine Wirkung ist die der griechischen Statue: Ehrfurcht, heilige und heitere Ruhe und die Ahnung eines tiefen Glücks" („Der Schriftsteller", 1912). Insofern hat im besonderen die Epik einen *religiösen Sinn*: der *Kampf zwischen Chaos und Ordnung wird in jedem Zuhörer ausgekämpft!* Epik, so führt die gleichnamige Hagener Rede in dem Bande „Der deutsche Gott" 1923 aus, hat ihre einstige mythische Sinnsetzung verloren, aber eine neue religiöse Sinnsetzung gewonnen: sie stellt den Einzelnen aus der Vereinzelung in den Kreis höherer Mächte, gibt ihm die *absolute Entscheidung vor dem Schicksal* auf und verleiht ihm so die innere Freiheit stolzen und großen Handelns — Fatum, das man nicht erduldet, sondern aus innerer Freiheit *tut*. Das ist der *germanische* Sinn der erneuerten Epik: die Kraft und Freiheit des verantwortungsstarken Gewissens, das sich vor dem Schicksal entscheidet, sich Sein oder Nichtsein bestimmt. Auf diese Entscheidung zielen alle Schäferschen Anekdoten, wie sie sich in mehr als vierzig Jahren zusammengefunden haben: von der „Béarnaise" 1901 bis zur ersten Sammlung 1908 und der endgültigen Sammlung „Anekdoten" 1928, zum „Wendekreis neuer Anekdoten" 1937 und der „Spätlese neuer Anekdoten" 1942. Sie alle sind volkstümlich: deutsche Volksgeschichte von unten her gespiegelt, in den Schicksalserlebnissen einfacher Volksmenschen, deren Einzelgeschick sich vom Geschick des großen Ganzen her entwickelt; jedem von ihnen wird die klare und freie Entscheidung eines schicksalbestimmenden Augenblicks abgefordert, und die Art und Weise, wie sie sich entscheiden und bewähren, ist ein Spiegel des Volkstums, dem sie unentrinnbar zugehören. So ist der Gesamtzug der Anekdoten eine deutsche Volksgeschichte im „Wassertropfen" gespiegelt, in seinem innersten Wesen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erfaßtes Volkstum — was im rheinischen Wiedererweckungsgedanken begonnen hatte, strömt nun in die Weite einer deutschen Erneuerung.

Schäfer selbst hat als Vorbild seiner Anekdoten die Hebelschen Kalendergeschichten bekannt; er hat Goethe, Keller, in späteren Jahren Stifter als Vorbilder für Stil und Sprache seines dichterischen Werks angegeben. Das Dichterische, das Volkspolitische, das Religiöse steht in lebendiger Einheit zusammengeschlossen: „Unsere Sache aber ist das deutsche Volk", sagt das Vorwort zu „Der deutsche Gott" 1923.

„Nur das Volk, nicht der Einzelne, kann Kultur schaffen, das heißt das Ewige so in Gestalt bringen, daß es unser Dasein bestimmt ... Nur aus der Bemühung eines Volkes, aus dem Aufbruch einer Volksseele kann eine neue Gläubigkeit kommen; der Einzelne, so hoch er stehe, ist nur das Organ seiner Volksnatur, wie die Menschheit wohl deren Nutznießer, nie ihr Schöpfer sein kann. Indem wir uns vereinzelten, waren wir bloße Geschöpfe geworden und also Nutznießer, die Menschheit aber braucht, um lebendig zu bleiben, Schöpfer. Darum müssen wir wieder Volk werden, nicht im Sinne irdischer Ansprüche vor andern Völkern, sondern im Sinne göttlicher Verpflichtung. *Die Gestaltwerdung Gottes in einem Volk ist seine höchste Leistung und letzte Notwendigkeit: so ist's gemeint, wenn ich von einem deutschen Gott spreche.*" („Der deutsche Gott" 1923.)

„Dichtung ... ist höchste Entfaltung der Volksnatur, das heißt: alles, was der Dichter schaffen möchte und muß, steht in einer Einheit mit dem, wessen das Volk bedarf. Dichtung in diesem Sinn ist der unausgesetzte Versuch eines Volkes, sich *eigene Sinnbilder zu schaffen, an ihren Formen selber Form zu gewinnen.*" (Brief an Eduard Reinacher zu „Hölderlins Einkehr" 1925.)

Der Dichter als Hüter der Volksseele, Dichtung als Führertum in den entscheidenden religiösen und volkspolitischen Auseinandersetzungen — nötig vor allem in einer *Weltwende*, wie sie sich heute vollzieht. Volk und Gemeinschaft: Schäfer hat einmal gesagt, er möchte seinem Volk nicht ein Sologeiger, sondern ein Kapellmeister sein („Geburtstagsdank" 1928), und er hat in seiner Rede auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Johann Sebastian Bach" 1935 diesen „größten Künstler des abendländischen Kulturkreises" als den gefeiert, bei dem das Menschentum hinter der Künstlerschaft zurücktrete, den Meister der Fuge, dessen Kunst ganz auf Form und Gemeinschaft, nicht auf Ich und Persönlichkeit gerichtet sei. Dieser Dichter, der sich in seinen „Drei Briefen mit einem Nachwort an die Quäker" 1921 als „Sozialist" bekennt, hat lebenslang um eine neue Gläubigkeit deutscher Art gerungen. Wenn er sich einen „evangelischen Deutschen", einen „deutschen Christen" genannt hat, so immer in dem Sinne, daß er alle wahre Gläubigkeit in die Kraft des sich frei entscheidenden Gewissens setzte; das historische Christentum, den „Aberglauben der paulinischen Kirchenlehre" hat er abgelehnt. „Sowohl die Kirchengläubigkeit des Katholiken wie die Buchstabengläubigkeit des Protestanten steht auf dem Dogma der paulinischen Kirchengründung, nicht auf der Lehre des Nazareners." Er beruft sich auf Meister Eckharts Wort, daß Gott in allen Kreaturen sei; er will nichts von einer Kirche wissen, die Goethe einen Heiden nennt. Schäfer sieht den entschiedendsten Gegensatz zweier Arten von Frömmigkeit: dort die germanische Frömmigkeit, die, objektiv gerichtet, vom Menschen den Gemeinschaftsentschluß, die Tapferkeit der Gewissensentscheidung vor objektiven Schicksalsfragen fordert — hier das geschichtliche Christentum, daß die „weltoffene Jesuslehre", die gleichfalls auf diese Tapferkeit der Gewissensentscheidung gerichtet gewesen sei, verraten und in das Gegenteil einer jüdischen Erlösungslehre verfälscht habe: rein subjektiv gerichtet, nur auf die Erlösung des Einzelnen zielend, eine Verkörperung der Selbstsucht, die sich himmlisch und irdisch erlösen will, während das Germanentum gläubig der *Ganzheit des Lebens verhaftet blieb!* Ein neuer Glaube muß kommen, der aus „der höchsten Entfaltung aller Glaubens- und Wissenskräfte" kommt, der den Gegensatz von Glauben und Wissen überwunden hat, weil er aus der Ganzheit des Lebens und all seiner schöpferischen, gottgesandten Kräfte lebt! Dieser Glaube schafft eine neue Gemeinschaft, einen neuen Volkskörper, einen verwandelten Staat — das Religiöse und das Politische wird von dem Volkspolitiker Schäfer in die engste Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ziehung gesetzt, aus seinen Glaubensüberzeugungen entwickelt sich sein *deutsches Geschichtsbild.*

Luther trägt nach Schäfer die schwere Schuld, daß er den deutschen Bauernaufstand verwarf und damit „das Evangelium der Armen an die Fürsten verriet" („Briefe an die Quäker" 1921) — dadurch hat seine Kirche die Beziehung zum Volke verloren. Dem unpolitischen Werke Luthers setzt er das politische Werk seines Lieblings Zwingli entgegen: „Dieses Werk war die freie Gemeinde auf der Grundlage des durch das Evangelium geweckten und gestärkten freien Gewissens." („Briefe aus der Schweiz" 1927.) Schäfer sieht die deutsche Geschichte als die immer neue Auseinandersetzung mit schicksalhaften Überfremdungen des germanischen Charakters, die das deutsche Wesen immer wieder in schwersten Zwiespalt gestürzt, in dem Kampfe mit diesem Zwiespalt aber dieses deutsche Wesen zu seinen höchsten Möglichkeiten gesteigert haben. Die erste Überfremdung des jüdisch verseuchten Christentums, gegen das sich die germanische Frömmigkeit in Cluny und dem „gotischen Christentum" zur Wehr setzte, die zweite der Humanismus und die jüdische Buchstabengläubigkeit des Protestantismus im 16. Jahrhundert, die dritte das Franzosentum und der nationalistische Untertanenbegriff der Fürsten des 18. Jahrhunderts, wogegen die Deutsche Bewegung und im besonderen die Volkstumserneuerung der Romantik sich erhob. In diesen Kämpfen aber ist das „gesicherte Abendland" verlorengegangen, dessen Träger die Deutschen, das „Kaiservolk des Abendlandes" waren; die im Mittelalter noch klar bestehende „deutsche Gestalt" wurde in diesen Überfremdungen verfälscht, das Volkstum überprägt, die freie Gemeinde, die Grundlage alten deutschen Staatslebens, wurde vom Obrigkeitsbegriff verschlungen. Schäfer, der später seinen Wohnsitz in die Schweiz verlegte, bis er zu Ludwigshafen am Bodensee, mit dem Blick auf die Schweizer Berge, seine endgültige Heimat fand, hat seine tiefe Liebe zu der „Wahlheimat" Schweiz („Briefe aus der Schweiz" 1927 und „Wahlheimat" 1931) damit begründet, daß in der Eidgenossenschaft ein Stück altgermanischen Lebens, ein Stück alter Reichsherrlichkeit selbst in den Verkleidungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

moderner Demokratie erhalten geblieben sei, daß man hier jene Schöpfung Zwinglis spüre, der das Religiöse ins Politische umschuf, dem Volksglauben eine staatliche Form als Leib gab. Denn nur im Staate gewinnt ein Volk seine *Gestalt* — nicht in einem äußerlichen geregelten, mechanisierten Staate, der sich als Selbstzweck betrachtet, sondern in dem wahren Staate, der wie ein gewachsener Wald wirkt, der alles, was ein Volk darstellt, Kunst und Wissenschaft, Recht und Sitte, Wirtschaft und Religion, in sich zusammenfaßt und zur Entfaltung bringt. („Christophorusrede" 1935, „Der deutsche Rückfall ins Mittelalter" 1934.) Der deutsche Staat und die neue Gestalt eines geformten und gesicherten Abendlandes sind notwendiges Ziel der Kämpfe, in denen wir um unsere Art ringen.

Man kann Schäfer nur dann richtig verstehen und würdigen, wenn man all dies Religiöse, Völkische, Politische, das sich aus der Heimat zu Volk und Menschheit erhebt, mit seinem dichterischen Werke zusammenhält. Dieser weite Gedankenkreis um Neuaufbau und Neuordnung gehört ebenso zu ihm wie die bis ins kleinste Wort, um den Rhythmus jedes Satzes sorgende Formbemühung. 1922 hat er zum ersten Male „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele" hinausgesandt, eine in langen Jahren des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit geschriebene dichterisch erhöhte Geschichte des deutschen Volkes, die den seelischen und geistigen Wandel des deutschen Menschen in den bereits geschilderten Gedankengängen wiederzugeben versucht, „eine *aus politischer Absicht geschriebene Geschichte des deutschen Volkstums*", wie er selbst sie genannt hat, heute in einer Auflage von nahe 200 000 zu einem der Grundbücher des deutschen Volkes erwachsen. Man hat mit Recht gesagt, daß die „Anekdoten" nichts anderes als eine dichterische Verbildlichung der „Dreizehn Bücher der deutschen Seele" sind: verschiedene Formen eines und desselben Stoffes, beide aber auf das Volk und nur auf das Volk berechnet, mit dem Ziele, geistige und seelische Erkenntnisse entscheidender Art in breite Volkskreise zu tragen. Darum ringen die Anekdoten um die „volkstümliche Form", um das „Volksliedhafte", das er nach eigenem Bekenntnis all seinen Dichtungen zu geben versuchte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das „Sagenhafte“ (Einleitung zur „Halsbandgeschichte“ 1909); er will die schlichte *Einfachheit* von Sprache und Form, die in der Beschränkung auf die Schicksalslinien und das Reinmenschliche einer schicksalhaften Entscheidung im Gewissen den tiefsten volkhaften Kern eines Geschehnisses bloßlegt: „Die kleinste Kalendergeschichte schließt solchergestalt ein Stück Volk als seinen Lebenskern in sich ein.“ (Rede über „Epik“.) Ein Trieb zur Einfachheit und Schlichtheit, der einerseits zum Volke führt und gleichzeitig unserer Maschinenzeit entspricht, „jenem leidenschaftlichen Aufschwung der modernen Menschheit, der vorläufig in der *modernen Eisenkonstruktion* seinen machtvollsten Ausdruck findet“, wie Schäfer bereits 1902 in den „Rheinlanden“ auseinandergesetzt hat — der Aufsatz „Rheinbrücken“ von 1902 legt dar, daß wir mit überlieferten Schönheitsbegriffen nichts mehr leisten können, daß die *Geburt neuer eigener Formen* nötig sei — die rheinische Maschinenwelt hat auf den werdenden Volksdichter eingewirkt in den gleichen Jahren, da die „Werkleute auf Haus Nyland“ ihre Waffen schmiedeten. Zur Volkstümlichkeit aber gehört als Zweites die *Bildhaftigkeit*, um die er sein Leben lang gerungen hat. Hier melden sich vor allem schweizerische Einflüsse, Gottfried Kellers wie der schweizerischen und allgemein süddeutschen Volkssprache; Schäfer hat das alles nicht ohne Zwang verarbeitet, er hat das Bildhafte oft in absonderlicher Weise gesucht, ja sich nicht selten ins Verkünstelte auf diesem Wege verloren. Es ist das Lehrgeld, das er bei seinem Versuche epischer Neugründung zahlen mußte, der Zoll an das Überlieferte, Begriffliche, das ihm noch im Blute lag und das auch er, dieser Bahnbrecher und Zukunftsschauer, nicht ohne Rest ins Unbewußt-Instinkthafte zu wandeln vermochte. Um Schäfers bewußte Sorge ums Bildhafte zu erkennen, braucht man nur ein paar Sätze aus der frühen Anekdote „Die Grabrede“ („Die Rheinlande“ Dezember 1902) mit der Endgestalt zu vergleichen:

„Unterdessen wurde Mac Mahon bei Sedan am Bein verwundet und Napoleon zog sich nach Wilhelmshöhe zurück / Unterdessen wurde Mac Mahon bei Sedan so ins Bein geschossen, daß er die Schlacht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht selber zu verlieren brauchte, Napoleon sah in Wilhelmshöhe die Wasserkünste springen.

Erst als er lange nach den Einzugsfeierlichkeiten der andern wieder zu Hause in Koblenz auf der Karthause saß / Erst als die Einzugsfeier im Holzschnitt eingerahmt schon an den Wänden der deutschen Stuben hing und er nicht anders als ein Rivierabummler mit dem Schnellzug nach Koblenz kam.

Als der große Mann in den Reitstiefeln das sagte / Als er das sagte, der nun breitbeinig in seinen Reitstiefeln stand."

In einigen seiner Anekdoten hat Schäfer den volkhaften Stil schlichter Einfachheit und Bildhaftigkeit bis zur Vollendung erreicht: vor allem im „Bäcker von Limburg", dieser Meisternovelle vom unbewußten und ungewollten Heldentum eines Volksmenschen, dann in der „Frau vom Stein", im „Jan Wellm", „Die begrabene Hand", „Der verlorene Sarg", „Drei, sechs, neun", „Vom Schwarzversiegelten", „Beethoven und das Liebespaar", „Das Fräulein vom Stein", „Die Grabrede", „Das fremde Fräulein", dann „Die Posthalterin von Vöcklabruck", „Der König in der Klippschule", „Das Mädchen von Lüneburg", „Begegnung in Teplitz", „Die Handschuhe des Grafen von Brockdorff-Rantzau". Diese Anekdoten gehen von der knappen „Anekdote" herkömmlichen Sinnes bis zur gerundeten Erzählung eines Lebenslaufes wie in der „Begrabenen Hand" — was sie zusammenhält und unter einen Begriff zwingt, ist das Schicksalhafte in allen Gestalten, das Weltgeschichtliche im *Kleinen* gesehen, in jenen sinnbildlichen Zügen, wo das Große sich im scheinbar Unbedeutenden spiegelt, wo die tragische Entscheidung sich gerade darin unwiderleglich aufzwingt, weil ihr Ernst und ihre unentrinnbare Härte sich mit Humor verkleidet. Es sind die Berührungspunkte zwischen Alltag und großer Geschichte, wo das Gesetz des Menschenlebens sich um so reiner malt. Schäfers umfängliches Anekdotenwerk, in seinen „Hundert Historien" von 1940 nach der Seite des rein Anekdotischen hin erweitert, ist ein Bilderbuch menschlichen Schicksals im Spiegel deutscher Volksgeschichte, ein Erzählungswerk, das nach Gehalt und Form unvergleichlich genannt werden kann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dazu gesellen sich die eigentlichen „Novellen", und auch in ihnen hat der Volksdichter um eine neue Form der einfachen Sinnbildhaftigkeit gerungen. Die Einleitung zur ersten wirklichen Novelle „Die Halsbandgeschichte" 1909 stellt das Sagenhafte echter Epik deutlich heraus: aus menschlichen Handlungen Sagen zu machen, indem man eine solche Handlung vom zufälligen Beiwerk befreit und in ihrer allgemeinen Gültigkeit zeigt; auf diese Weise wird „der Schatz der Menschheit an bedeutsamen Handlungen", das heißt an ewigen und unvergeßlichen Sinnbildern des Lebens vermehrt; die Kunst ist ja eine Schöpferin ewiger Symbole, in denen sich das Ewiggültige, Göttlich-Schicksalhafte des Seins spiegelt. In der „Halsbandgeschichte" ist es dem Dichter zwar gelungen, eine vorbildliche Einfachkeit, Klarheit, Durchsichtigkeit des Stiles zu erringen, aber der Vorwurf selbst erwies sich als zu wenig gehaltvoll, um eine „bedeutsame Handlung" zu schaffen. Weit tiefer greifen im selben Jahre „Die Mißgeschickten", das tragische Geschick dreier engverbundener Menschen, die bei größter seelischer Feinheit an mangelnder Lebenskraft zugrunde gehen; eigene Erlebnisse Schäfers in seiner Berliner Zeit 1898—1899, das Verhältnis zwischen dem rheinischen Industriellen und Schriftsteller Dr. Fritz Kögel, seiner Frau und Gustav Kühl, haben die seelentiefe Erzählung mitgestaltet. Das eigentliche Ziel erreichen erst „Winckelmanns Ende" 1924 und „Hölderlins Einkehr" 1925, zwei Schicksalsnovellen der deutschen Seele, Winckelmanns tragisches Ende im Zwiespalt zwischen Deutschheit und Südsehnsucht, Hölderlins heroisch-tragischer Brückengang zwischen Deutschheit und Griechentum — die zweite Novelle vor allem in ihrer tiefen erhöhten, klangbeseelten Sprache und sinnbildstarken Formung ein Meisterwerk volkhafter Epik. „Das Fräulein von Rincken" 1926 versucht einen gebundenen epischen Stil: freie Fünffüßler mit wechselnder Füllung der Senkungen — wobei sich Schäfer den netten Scherz geleistet hat, die Novelle zuerst in der „Kölnischen Zeitung" in prosaischer Schreibung abdrucken zu lassen, ohne daß jemand den Versrhythmus erspürte. Auch hier ist der Vorwurf nicht tragkräftig genug, dem bemerkenswerten Versuch ein wahres Gelingen zu geben;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf anderer Grundlage hat er im selben Jahre in seinem „Zwingli" einen Epenvers zu erobern versucht.

1911 erscheint der erste Roman: „Karl Stauffers Lebensgang", mit dem kennzeichnenden Untertitel „Eine Chronik der Leidenschaft". Das Leben des leidenschaftlich ringenden, tragisch scheiternden Berner Künstlers, also nicht in stürmender Leidenschaftlichkeit selbst, sondern in der beruhigten Form einer „Chronik der Leidenschaft" nach Schäfers eigensten künstlerischen Überzeugungen wiedergegeben — mit dem kühnen und oft getadelten Unternehmen, diese beruhigte „Chronik" von dem Helden selbst, in den letzten Augenblicken der Einkehr vor dem grausen Niedersturz in das Dämmer des Wahnsinns niederschreiben zu lassen. Am Schlusse steht die eigene Erkenntnis des aus all seinen Träumen Gerissenen: daß ihm zur hohen Kunst die „innere Musikalität" fehlte, daß seine beispiellose technische Begabung zuletzt immer nur erwies, daß ihm jenseits dieser technischen Vollendung das Wesentliche mangelte und vor dem Tore der wahren Vollkommenheit zurückstieß. Schäfer selbst hat bekannt, daß er mit diesem Buche sich seine eigenen mißlungenen Malerpläne von der Seele geschrieben habe. Ein Stil von bezwingender Klarheit und Durchsichtigkeit, der sich zu Sätzen von blühender Schönheit und Bildkraft erhebt — und doch eine letzte Unbefriedigung, die sich vor allem beim Vergleich mit dem zweiten der Schweizer Romane deutlich macht: „Lebenstag eines Menschenfreundes, ein Pestalozziroman" 1915. Wie unendlich tiefer gräbt er in diesem Buche hingebendster Liebe, im Lebensgang eines besessenen Narren, bei dem das Absonderliche und Schrullenhafte sich zum Erhabenen und Ewiggültigen verklärt — und wie gelingt es Schäfer, diesen Mittelweg zwischen tragischem Lebensernst und der Komik eines Sonderlings zu schreiten, das Menschlich-Allzumenschliche in anekdotenhaften Zügen und doch immer im Hinblick auf das Wesentliche zur dauerhaften Bedeutung hinzuführen, die leidenschaftliche Menschenliebe, den werktätigen Sozialismus dieses fanatisch opfermutigen Erziehers und Menschenbildners sinnfällig stark zu zeigen. Alle Lehre wird ins Bild gewandelt: gerade hier ist Schäfer sein künstlerisches Ziel im

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

höchsten vorstellbaren Maße geglückt. „In das Haus des Unrechts die Treppe der Menschenbildung zu bauen" — in diesem Grundsatz fühlte sich Schäfer, selber im Tiefsten Menschenbildner und Volkserzieher, seinem Helden leibhaftig verwandt, Blut seines Blutes. Und dann der dritte Schweizer Roman, das „Volksbuch" „Huldreich Zwingli" 1926, der starkgeformt epische Bericht vom Leben und Sterben des Zürcher Reformators, in dem er seinen Kerngedanken von der Verschmelzung des Religiösen, Volkhaften und Politischen verwirklicht sah, den Gründer einer freien religiösen und freien staatlichen Gemeinde. Auch Zwingli ist, wie Pestalozzi der „Armennarr", Volkserzieher und Volkserlöser; das ist sein klar empfundener Unterschied gegenüber dem Humanisten Erasmus:

Sie wollen im freien Geist sein für sich, sagte er bitter,
und wollen hochmütig wohnen in ihrer behüteten Bildung,
indessen das Volk keine Tür aus seiner Niedrigkeit findet.
Ich aber will keiner Rede mehr froh sein, die für das Volk
zu gelehrt ist. Denn was sie seine Unbildung heißen,
ist seine Verlassenheit nur, und daß wir selber der Liebe
vergaßen, die unser Herr und Meister trug zu jenen,
die mühselig sind und beladen und wollte sie alle erquicken.

Diese Worte stammen aus der 1927 veröffentlichten gebundenen Fassung des „Huldreich Zwingli", die in freigestalteten germanischen Lagversen von 5—7 Hebungen und wechselnder Füllung der Senkungen einen volkstümlichen Epenvers zu schaffen versucht — der „Zwingli" sollte ein „Volksbuch" werden und ist es von allen Schäferschen Werke am wenigsten geworden. Die abseitige Gestalt Zwinglis, für die das deutsche Volk sich nicht erwärmen kann, war kein geeigneter Vorwurf; der Versuch, Gedanken eines kommenden Neuen in Formen christlich-protestantischer Frömmigkeit einzudeuten, blieb abseits der lebendigen Entwicklung. Die Schweizer Romantrilogie der Jahre 1911—1927 ist das leuchtende Zeichen der Liebe eines rheinischen Dichters zur schweizerisch geprägten deutschen Volksart; der

Pestalozziroman von 1915 ist ihr weitaus gelungenstes Werk und mit den Anekdoten Schäfers ragendste Leistung.

„Der Hauptmann von Köpenick" 1930 ist der Roman eines „Menschenbruders", eines gequälten und leidensbeschwerten Volksmenschen; der Roman weitet sich zu einem Bilde der sozialen Verhältnisse im Vorkriegsdeutschland, das gerade durch seine völlige Tendenzlosigkeit am stärksten wirkt und überzeugt. Hier hat Schäfers epische Sprache einen Grad von Schlichtheit und Bildstärke ohne die geringste Verkünstelung erreicht, der kaum noch zu übertreffen ist. 1931—1934 folgt eine zweite Trilogie von Kleinromanen um das Problem „Der Mann von sechzig Jahren": der Eheroman „Das Haus mit den drei Türen" 1931, „Der Fabrikant Anton Beilharz und das Theresle" 1932 mit dem Problem des inneren Wandels der Vorkriegsgeneration, „Ein Mann namens Schmitz" 1934, der mit der Liebe des Mannes von sechzig Jahren zum jungen Mädchen den deutsch-schweizerischen Nachkriegsgegensatz verbindet. Alle drei behandeln diesen Liebesfrühling eines Sechzigjährigen, mit dem frischen und klaren Griff in die Wirklichkeit, von einem starken Lebenswillen getragen, im „Haus mit den drei Türen" mit einer unerschrockenen Lebensfrische das Recht einer neuen Sittlichkeit, das Recht des Mannes zur Erneuerung im Kinde, verfechtend. Dazu gesellen sich nun noch einige Kleinromane, die auf der Grenze zur Novelle stehen: „Die unterbrochene Rheinfahrt" von 1913, die sich aus der Novelle „Der blaue Christian" (Rheinlande 1900) entfaltet hat, die Erziehungsgeschichte eines jungen Baslers, der sich aus Träumerei und versponnenem Idealismus zur Erkenntnis der harten Wirklichkeit durchringt: „Auch Gott ist Wirklichkeit . . . Wie die Welt wirklich ist, nicht anders will ich sie haben" — der unvollendete Roman deutschen Gottsuchertums im 14. Jahrhundert „Jakob Imgrund", — die prachtvolle rheinische Liebeserziehungsgeschichte „Anckemanns Tristan" 1938. Nimmt man dazu Bekenntnisbücher „Mein Leben" 1935, „Mein Lebenswerk" 1938, „Verhehltes Leben" 1936 und „Wahlheimat" 1931, die „Deutschen Reden" 1933, das Buch der alten Kaiserpfalzen und Kaiserdome „Auf Spuren der alten Reichsherrlich-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keit 1933, den Sammelband von Aufsätzen und Widmungsbriefen „Kleine Truhe" 1941, so umfaßt der Blick ein dichterisches Führungs- und Erziehungswerk von einheitlichster Wirkung, in geschlossener Ganzheit aus einer kernhaften, bäuerlich festgegründeten Persönlichkeit, einem wurzelfesten Volkstumsgrunde erwachsen. „Der Eckart des Rheins" hat Josef Winckler ihn genannt („Bekenntnis zu Wilhelm Schäfer" 1922), Eckart des deutschen Volkes, Hüter der deutschen Volksseele, Erzieher zur deutschen Gestalt mag er mit Recht heißen. Der Hesse, der in die fränkischen Rheinlande hineinwuchs und dann das ganze Rheingebiet von der Schweiz bis Niederfranken wiederzubeleben suchte, der die verschütteten Kulturlinien wieder aufriß, gehört in die rheinische Dichtungs- und Geistesgeschichte als eine ihrer bedeutsamsten und wirkungsreichsten Gestalten.

Georges neue Lyrik, Schäfers neue Epik sind die ragenden Pfeiler eines Neubeginns, der vom Dichterischen ins Religiöse, Volkhafte, Politische übergreift. Sie stehen nicht allein: Otto zur Lindes religiöse Lyrik, Wilhelm Schmidtbonns Ringen um eine neue Dramenform im „Zorn des Achilleus", die „Werkleute auf Haus Nyland" schließen sich in den gleichen Jahren an; später folgen Lerschs nach neuen Formen und Inhalten drängende Arbeitslyrik, Pontens Großroman der deutschen Weltwanderung, Ernst Bertrams völkische Spruchdichtung, Jakob Kneips religiöse Lyrik, Werner Beumelburgs Geschichtsroman, die neuen Dramenformen Curt Langenbecks, Emil Barths eigengeprägte Erweckung klassischen Daseins- und Formgefühls — eine Fülle wesenhafter Formbestrebungen im rheinischen Raum, Zeichen eines drängenden Aufstiegs aus dem Grunde des Volkstums. Überall in den einzelnen Gauen, Landschaften, Städten regt sich ein überschäumender Reichtum dichterischen Wollens und Strebens; die Wanderung, die wir von Norden nach Süden anzutreten haben, wird diesen *Aufstieg des Volkes* mit immer neuen Beispielen erweisen.

Die Dichtung des *Wuppertales* erreicht in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts eine ungemein weite Wirkung in der gesamtdeutschen Leserwelt. Allerdings nähert sich dieser Wuppertaler Roman sowohl bei Bloem wie mehr noch bei Herzog der Gefahr, zum Unter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haltungsroman zu verflachen. *Walter Bloem*, 1868 in Elberfeld als Sohn eines Rechtsanwalts geboren, hat in den Jahren 1895—1904 zu Barmen als Rechtsanwalt gewirkt, ist dann als freier Schriftsteller nach Berlin gezogen, hat sich im ersten Weltkriege als tapferer Kompanie- und Bataillonsführer bewährt und lebt seit dem Kriegsende auf seiner Besitzung Schloß Rieneck in Unterfranken. Erste Dramen wie „Es werde Recht" 1903 und „Vergeltung" 1910 kreisen um Fragen des wahren Rechtes, einer aufrichtigen und charakterstarken Rechtsführung; das Dramatische ist nicht im zureichenden Maße bewältigt worden. Den ersten großen Erfolg errang Bloem mit dem Doppelroman „Der krasse Fuchs" 1906 und „Der Paragraphenlehrling" (später „Das jüngste Gericht") 1907, beide Werke stark selbstbiographisch durchblutet, jener die Schilderung eines Marburger Korps und des Werdens eines jungen Fuchsen in der strengen Korpserziehung, dieser der Referendarzeit in Remscheid, der sozialen und rechtlichen Kämpfe — beides gesellschaftskritische Darstellungen von ungemeiner Lebendigkeit, frisch und hinreißend geschrieben, von einem ernsten Zukunftswillen erfüllt, aufgeschlossen den Forderungen des Tages und des Volkes. Das zweite große Werk ist ein politisch-geschichtlicher Vierroman um das Kriegsjahr 1870: „Das eiserne Jahr" 1911, „Volk wider Volk" 1912, „Die Schmiede der Zukunft" 1913 und der Elsaßroman „Das verlorene Vaterland" 1914. Bloem geht ebensosehr vom Völkischen wie vom Menschlichen aus; er ist leidenschaftlicher Deutscher, und er schildert all die Herzenstragödien zwischen den Völkern, das bittere Geschick der ihrem Volk Entfremdeten, den herben Schmerz der Besiegten, den schweren Kampf der von Frankreich nach Deutschland urplötzlich hinübergeschleuderten Elsässer — der tiefe Wert der Bloemschen Romanreihe liegt in dieser gefühlstiefen Erfassung des Reinmenschlichen, und es ist mehr als zufällig, daß ein Rheinländer in einer solchen Weise das Heldenepos des deutsch-französischen Krieges schreibt. Das dritte bedeutende Werk ist der Dreiklang der Weltkriegserlebnisbücher: die Geschichte der Belgien-Frankreich-Offensive „Vormarsch" 1917, der Vormarsch im Osten „Sturmsignal" 1918, der Rückzug „Das Ganze —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

halt!" 1919, denen sich eine zweibändige Geschichte des ersten Weltkrieges „Weltbrand" 1923 anschließt.

Bloem ist bis in den Kern soldatisch und reichstreu; eines der schönsten Weltkriegsgedichte ist sein Anruf an den Sohn und Kameraden, den 17jährigen Kriegsfreiwilligen Walter Julius Bloem, der uns als Dichter noch begegnen wird. Sein Drama „Helden von gestern" 1920 offenbart, mit welcher Überzeugungstreue er den soldatischen Pflichtidealen des alten Deutschlands verschworen blieb. Er ist noch mehrfach zum Weltkriege dichterisch zurückgekehrt, ohne allerdings in den Romanen „Frontsoldaten" 1930 und „Heiliger Frühling" 1933 die künstlerische Höhe des Vierromans um 1870 und der drei Weltkriegserlebnisbücher erreichen zu können; der starke soziale Zug dieser Romane, die Hinwendung zum Volke ist unverkennbar und zeigt den Zukunftsblick der Bloemschen Dichtung. Dazu gesellen sich die Romane der Nachkriegsrevolution „Herrin" 1921 und „Das Land unserer Liebe" 1924, Theaterromane wie „Das lockende Spiel" 1909, „Faust in Monbijou" 1931 (nach genauen geschichtlichen Studien über die ersten Teilaufführungen des „Faust" mit Radziwills Musik), „Faust und Gretchen auf dem Römerberg" 1937, der großangelegte Geschichtsroman aus dem Würzburg von 1400 und seinen verhängnisschweren Kämpfen mit dem Fürstbischof „Gottesferne" 1920 — nicht alles gleichmäßig, zuweilen — so vor allem in dem Roman einer Mittelmeerreise „Sonnenland" 1909 — in die flache Breite des Unterhaltungsromans ausmündend, aber immer von einer packenden Lebendigkeit und starken Spannung, die aus der Weite einer erlebnisreichen, kraftvoll soldatischen Persönlichkeit stammt.

Noch weit mehr als Bloem ist *Rudolf Herzog* zum Liebling einer breiten Leserwelt geworden; weit stärker ist er auch den Gefahren des Unterhaltungsromans erlegen. 1869 zu Barmen geboren, kommt er unmittelbar aus der Barmer Industrie, aus der Seidenfärberei Herzog, hat sich im Kampf mit seiner Umwelt den Weg zur Kunst freigemacht: seine ersten Romane wie „Frau Kunst" 1893 und „Nur eine Schauspielerin" 1897 spielen in der Welt von Kunst und Theater, ohne einen eigenen Klang zu finden. Diesen Klang hat Herzog erst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Heimat gegeben: der Düsseldorfer Roman „Die vom Niederrhein" 1903 und ganz besonders der von stolzer Heimatliebe getragene Wuppertaler Roman „Die Wiskottens" 1925 sind in Hunderttausenden zum Besitz großer Volkskreise geworden und haben mehr als alles andere das Wuppertal in Deutschland bekanntgemacht. Zu seinen besten Werken gehören noch der Hamburger Reederroman „Hanseaten" 1909, „Die Burgkinder" 1911, der Roman der Amerikadeutschen „Das große Heimweh" 1914, „Die Stoltenkamps und ihre Frauen" 1917, „Wieland der Schmied" 1924. Herzog ist der Vertreter leidenschaftlicher Deutschtumsliebe, unerschütterlicher Reichsbegeisterung, ein Verehrer des preußischen Gedankens („Preußens Geschichte" 1913), wie der germanischen Vorzeit („Germaniens Götter" 1919, „Die Nibelungen" 1913). Er ist der frische Optimist, der lebensgläubige und lebenshungrige Hoffer und Trotzer, ein Vorkämpfer nie verzagenden Daseinsmutes und völkischer Glut, zuweilen flach, ja in späteren Romanen klischeehaft sich selbst wiederholend, immer aber gesund, natürlich, den Idealen seiner Jugend bis ins Alter treu, dem Volke nah — daher zum Liebling vor allem der werktätigen Frauen geworden, der gelesenste rheinische Autor unserer Tage, der sein Werk nach Millionen Bänden zählen kann.

In diese Altersstufe gehört weiterhin der 1866 geborene Barmer *Wilhelm Langewiesche*, Sohn einer Wuppertaler Buchhändlerfamilie, des Verlegers Freiligraths; er hat 1906 in Ebenhausen bei München den Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt gegründet und in der erfolgreichen Sammlung „Die Bücher der Rose" eine überaus verdienstliche Tätigkeit für echte deutsche Art und seelisch vertiefte Gläubigkeit ausgeübt. Von dieser Seelentiefe zeugt sein schmales lyrisches Werk: „Im Morgenlicht" 1894, „Planegg" 1904, „. . . und wollen des Sommers warten" 1905, „Der Widerschein" 1925, zeugen seine Lebenserinnerungen „Jugend und Heimat" 1916 mit ihrer Fülle bergischer und westfälischer Schwänke und Lebensläufe, vom Saft der Heimat geschwellt, zeugt sein umfänglicher Roman aus der Französischen Revolution „Die große Stunde des Camille Desmoulins" 1929.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In Langewiesches Gedichtbüchern stehen Schöpfungen von unendlich feiner und schlichter Seelenhaftigkeit, tiefsten Klanges voll:

Herbst.

Der du die grünen Blätter färbst,
die letzte Reife gibst dem Weine,
was zögerst du so lange, Herbst?
Nach deiner Kraft verlangt die meine!

Vergolde du mein Leben ganz,
von dem schon längst die Blüten fielen,
laß um den schmalen Früchtekranz
versöhnlich deine Lichter spielen.

Die letzten Wünsche bring zur Ruh
mit deinen letzten schönen Tagen,
und lehre meine Seele du
verstehn und lächeln und entsagen . . .

Der 1867 gebürtige Barmer *Julius R. Haarhaus* hat in seinem Lebenserinnerungsbuch „Ahnen und Enkel" 1923 in einer Fülle von Anekdoten und Familiengeschichten die Daseinsfreude und kraftvolle Lebensbeherrschung geschildert, die an der Grenze zum Westfalentum zu Hause ist. Haarhaus begann mit der reizvollen geschichtlichen Erzählung aus der Zeit der französischen Emigranten „Der Marquis von Marigny" 1903, den feinen, seelenvollen Märchennovellen „Wo die Linden blühen!" 1907, gab in „Die Erben von Blankeneck" 1913 das Meisterstück einer komischen Erzählung und hat dann in einer Reihe von Tier- und Jagdromanen („Haus Malepartus" 1919, „Die rote Exzellenz") und in naturwissenschaftlichen Büchern die rheinische Naturfreude und Tierliebe erklingen lassen. Mit der zähen, der Sache dienenden Lebenskraft des Wuppertalers ist er in seine spätere Wahlheimat Leipzig hineingewachsen („Leipziger Spaziergänge"), hat er auf jahrelangen Wanderungen eine beispiellose Kenntnis des alten und neuen Italiens sein eigen ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

macht: „Auf Goethes Spuren in Italien“ 1894—1907, das tiefdringende, stoffpralle Handbuch „Rom“ (in dritter Auflage 1920).

Wo Haarhaus in fremde Gaue und Länder hinüberwuchs, ist der 1874 geborene Elberfelder *Emil Uellenberg* ganz seiner bergischen Heimat treu geblieben. Ein ausgesprochener Epiker: in seinem Balladenbande „Das Gespenst der Grafen von Berg“ 1925 steht manch kräftiges Stück, und seine geschichtlichen Romane sind gleichfalls tief erfaßt und aus dem Bewußtsein deutschen Schicksals gestaltet. Vor allem aus dem Schicksal und Verhängnis deutscher Frömmigkeit und ihres inneren Kampfes: da ist der Roman des Ringens zwischen Germanentum und Christentum auf bergischem Boden „Das Kreuz auf Dornawyl“ 1913, der Roman des bergischen Reformators „Adolf Klarenbach“ 1917, der Lutherroman „Ich habs gewagt“ 1930, zuletzt „Zwingli, der Held von Kappel“ 1936 — Werke, in denen die bergische Frömmigkeit deutlich ihren germanischen Kern verrät. Gleichzeitig ist der Barmer *Walther Ziersch* (geb. 1874), der in seinen Romanen „Zwei Brüder“ 1909 und „Wider die Welt“ 1910 sich von der herben, überstrengen Wuppertaler Heimat lossagt und später ganz der neuen Heimat München verfällt — Zeuge der inneren Kämpfe, die gerade im Wuppertal mit seiner besonderen Geisteshaltung unabwendbar sind.

Eine jüngere Generation der Wuppertaler meldet sich mit Hans Brandenburg, Will Vesper und Ernst Bertram. Der 1885 geborene Barmer *Hans Brandenburg* hat wie Ziersch in München seine Heimat gefunden, tritt uns in seinen Werken als begeisterter Liebhaber von Natur und Volkstum des bayrischen Hochlandes entgegen und ist doch seiner bergischen Heimat immer treu und innerlich zugewandt geblieben. Der Zwiespalt zwischen Enge und Weite konnte in diesem naturgläubigen, seelentiefen Menschen nie sprengend wirken. Der Lyriker Brandenburg („Gedichte. Gesamtausgabe“ 1935), der Meister der musikalisch feingefügten, vom Seelenklang durchtönten freien Rhythmen, hat immer wieder den Blick in die Ahnenlandschaft gerichtet:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mein bergisch Land,
du tälerreiches, starkes, sehnsuchtweites,
ich liebe dich. Gib du mir Trotz
und freien, weiten Mut, zu tragen,
und Höhenreinheit und gewaltige Jugend.

Das „Bergische Heimatlied" preist das arbeitsreiche, ernste, gläubige Land, wo Bauerntum und Industrie im alten Einklang stehen, wo Naturschönheit und gewaltiger Schaffensdrang sich die Hände reichen:

Heimat, wo die Schlote ragen
und die Täler zu den Höhn
den Gesang der Arbeit tragen,
bergisch Land, wie bist du schön!
wo zu mächtigem Vollbringen
rastlos tausend Hände ringen.

Zu der vielfältig abgestuften Lyrik — die „Italienischen Elegien" von 1914 gehören zu unseren schönsten Italiengedichten — tritt das dramatische Werk (Tragödie „Graf Gleichen" 1923), treten Romane und Novellen tiefsten seelischen Verständnisses („Erich Westenkott" 1906, „Schicksalsreigen" 1933), das entzückende Idyll aus dem bayrischen Hochlande „Pankraz der Hirtenbub" 1924, die schlichteste Verherrlichung bäuerlicher heroischer Jugend, treten als Zeugen rheinischer Naturliebe das Buch vom bayrischen Boden „Festliches Land" 1930 und die hingebend liebevollen Naturgedichte in Prosa um Landschaft, Tier und Pflanze „Schöpfung nah um uns" 1933. In allem das Werk eines Lebensgläubigen, der alle Dinge von Seele und Welt mit liebendem Herzen umschlingt, mit einer ernsten und gehaltenen Liebe, einer keuschen Innigkeit — nicht umsonst hat Brandenburg seinem Lieblingsdichter Eichendorff die schönste und verständnistiefste Biographie gewidmet. Eine Hölderlinbiographie, die Bücher „Der moderne Tanz" 1913 und „Das neue Theater" 1926, die in den zwei Bänden „Vom schaffenden Leben" 1925 gesammelten Aufsätze

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über Kunst und Schrifttum zeigen in gleichem Maße diese Haltung, in der seelische Feinheit, Schlichtheit und Einfachheit, Lebensglaube und Erdverbundenheit bestimmend sind.

In seinem hervorragendsten dichterischen Werke ist Brandenburg zur Heimat zurückgekehrt: der große Wuppertaler Familienroman „Vater Oellendahl" von 1938 gibt ein umfassendes Bild Barmer Lebens in den Jahrzehnten vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Nachkriegszeit hinein. Hier lebt das Wuppertal in seiner scharfgeprägten Charakterkraft: die Enge glaubensstarker Frömmigkeit und Familientradition und die Weite welterobernden industriellen Dranges, die Kraft der Beharrung in alten Formen und die Ansprüche des neuen Tages, westfälische Zähigkeit und Bodenverwurzelung und rheinischer Schwung. Die Gestalt des Tobias Oellendahl ist ein Meisterstück der Charakterzeichnung, das in allem die urwüchsige Barmer Art wiedergibt; die eingängliche Schilderung der kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen Entwicklung erhebt diesen Roman zu einer Volkstumsurkunde ersten Ranges.

Im „Vater Oellendahl" wird auch, mit leise satirischen Strichen, die Jugend eines Barmer Altersgenossen geschildert: *Will Vespers*. Der 1882 geborene Vesper ist freilich nur bedingt zu den Wuppertalern zu zählen: die Familie ist eine Rhöner Bauernfamilie, und Vesper hat sich schon früh von Barmen gelöst, hat zuerst in München, dann lange Jahre in Meißen, zuletzt in Ost-Hannover eine neue Heimat gefunden, ist auch mit seiner Dichtung nie wieder zum Mutterboden zurückgekehrt. Vespers Stärke ist seine Schlichtheit und Einfachheit, der unbestechliche Sinn für das Echte und Wahre — hierin wird man zuerst eine Wuppertaler Eigenschaft erkennen; der Mangel einer stärkeren dichterischen Kraft wird bei ihm durch eine seelisch tiefe Anempfindung ersetzt. Selbständig ist bei ihm am ehesten die Lyrik mit ihren zarten, schlichten Klängen — vor allem die tiefempfundenen Gedichte „Mutter und Kind" — und eine klargeprägte Spruchdichtung. Schlichtheit und Innigkeit tragen seine Märchendichtung, seine zumeist vom protestantischen Glaubenserlebnis beseelten Romane („Martin Luthers Jugendjahre" 1918, „Die Wanderung des

Herrn Ulrich von Hutten" 1922) und geschichtlichen Erzählungen („Der Pfeifer von Niklashausen" 1924, „Der arme Konrad" 1924). Einen außerordentlichen Erfolg errang bei der deutschen Jugend der aus den Zügen isländischer Sagas zusammengesetzte Wikingerroman „Das harte Geschlecht" 1932. Hier schließen sich seine ungeheuer verbreiteten Nacherzählungen von „Tristan und Isolde" und „Parzival" 1911 an, seine Übersetzungen des „Armen Heinrich", des „Meier Helmbrecht", der „Germania" des Tacitus, der Minnelieder usw. — auch Vesper steht in der Front der rheinischen Volkstumsbewegung und Mittelaltererneuerung. Eine beispiellose Verbreitung fand seine von feinstem Verständnis und Echtheitssinn geführte Auswahl deutscher Lyrik „Die Ernte" (zwei Bände 1906 und 1910). Als Vesper 1930 die aus einer Beilage des „Literarischen Zentralblatts" zur selbständigen Monatsschrift erhobene „Schöne Literatur" übernahm, hat er in einem mutigen Kampfe das Zivilisationsgetriebe des jüdischen Literatentums, das Entartete und Unnatürliche befehdet, das Echte, Deutschgeartete kraftvoll herausgestellt. Auch mit dieser Vorkämpferstellung für echte Dichtung gehört Vesper, trotz seiner unverkennbaren Heimatentfremdung, in die Front der rheinischen Dichtung.

Weit bodenständiger ist der dritte Vertreter dieser Altersschicht, der 1884 geborene Elberfelder *Ernst Bertram*, trotz seiner jahrelangen Zugehörigkeit zum Georgekreise, der seine geistige Haltung bestimmte. Bertram ist der Deutscheste aller Georgeschüler, der den Meister wirklich in seinem ursprünglichen Erlebnis von Schicksal, Gesetz und Zucht begriff und dieses Erlebnis Georges nun durch ein ebenso tiefes Erlebnis des Germanentums vertiefte. Altgriechentum und Germanentum verbinden sich in Bertram zum Erlebnis nordischen Seelentums, das in Hölderlinscher mythischer Schau, im mythisierten Hymnenstil der großen Vorbilder Hölderlin, George und Nietzsche seinen schöpferisch neugeprägten Ausdruck findet. Schon in den frühen „Gedichten" von 1913 wirkt diese erhaben-heldische Schau sich an den Gestalten antiker Heroen und Bildwerke, des Forum Romanum und der Sibylle zu Bamberg, in Gesichten des Rheinschicksals und in der Deutung nordischer Musik aus, als frühes eigen ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schaffenes Gegenstück zu Georges „Stern des Bundes", der nach dem ersten Weltkriege, in den grauenhaften Erschütterungen und Verfallserscheinungen der Nachkriegszeit, nun zum Urbilde von Bertrams reifer Spruch- und Hymnendichtung wird. Das Gedichtbuch „Straßburg" 1920 beschwört das tragisch-heroische Rheinschicksal im Bilde des entfremdeten und sich selbst entfremdenden Elsaß; der ganze mächtige Kulturkreis des deutschen Elsaß wird ausgespannt und in packenden Deutungen vor Augen gestellt: das Straßburger Münster als germanisches Urwaldheiligtum mit seinen Gestalten, Odilienberg und Hohkönigsburg, Vogesenwälder und Hoher Belchen, Otfried von Weißenburg, Reinmar und Gottfried, Eckhart und Tauler, Geiler von Kaisersberg und das Narrenschiff, Schongauer, Baldung Grieb und Grünewald, Paracelsus und Mescheresch, Herder und Goethe. Dazwischen stehen so sprachmächtige Gedichte wie „Die Berggräber", das Zwiegespräch der Straßburger „Glocken", von denen die eine nur Verfall und Verrat im elsässischen Volke erkennt, die andere aber lebt und liebt und lobt, „Rheingenius", worin die Zwischenstellung des Rheingebiets zwischen Nord und Süd den „Innerdeutschen" zum Verstehen vorgerückt wird, dieser, wie es an anderer Stelle heißt, „Trug von großem Süd", das göttergeliebte, von mythischer Kraft durchflutete Wein- und Sonnenland:

Daß er ein Fremdling ist, das macht ihn wert.
Der Rebe gleich, die zaubervoller wächst,
Wie sie die Heimat leise schon entbehrt.
Er ist der Sonne, allem Süd zunächst.
Er wahrt den Gott für euch, Weinlese! Ehrt
Den Wächter eurer Größe: Großes wächst,
Wo sich ein Edles gegen Edles wehrt.

„Der Rhein" von 1922 setzt für das nördliche Rheingebiet die Deutung von Kultur und Geschichte, nordischer Sitte und Artung in weiter Umschau fort. Der Rheinländer Bertram, glühenden Deutschgefühles voll, setzt dem göttlichen, entmytheten westeuropäischen Geiste, dem Geiste der zügellosen Bedrücker und Eroberer, die uralt

ewige und unerschütterbare nordische Seele des Rheinlands, die Gottschau, Wälderseele, weltinnere Schöpferkraft, das Unzerstörbare entgegen: „der Götter letztes Land", wie er in Hölderlinscher Deutung sagt. In diesem Sinne hat Bertram zur gleichen Zeit der französischen Kulturpropaganda eines Maurice Barrès in seiner Flugschrift „Génie du Rhin und Rheingenius" die scharfe und klare Antwort erteilt.

„Das Nornenbuch" von 1925 ist der Höhepunkt der Spruchdichtung nordischen Geistes: ein lyrisch-spruchhaftes Gesetzbuch von nordischer Seele und nordischem Schicksal, von Adel und tödlicher Volksgefahr, Götternähe und Götterfluch, vom Verhängnis des Nordens im verlockenden Süd, von Zucht und notwendiger Verschwendung. Das tragisch-heldische Gesetz nordischen Menschentums:

Höchstes Gesetz dir, Volk in Weizenhaaren,
Verhängt von Gott: du sollst dich nicht bewahren!

In keiner Grenze sollst du dir behagen,
Sollst jede Form, die du errangst, zerschlagen.

Du sollst im Tode nur dein Höchstes sprechen,
Du sollst an deinem reinsten Lied zerbrechen.

Für Erben sollst du deine Horte häufen,
Für Fremde fahren in die schwarzen Teufen.

Weinlosen sollst du keltern deine Trauben,
Für Zage dir erbluten deinen Glauben.

Sollst deine Mörder hüten in der Wiege,
Und sterben sollst du stets an deinem Siege.

Die Georgesche Grundlage von Bertrams Weltansicht verrät sich in der Hochstellung von „Bild" und „Lied": „das schön geheime Lied, das einzig not" — „Wer singt, übertönt die Not." Aber daneben stehen Gedichte wie „Was Männer taten, können Männer tun" oder „Die Retter steigen schon zur Schwelle." „Wartburg" von 1933 umzirkt den Geisteskreis der thüringischen Burg von Walther und Wolfram bis in die Zeit der Burgerneuerung — die alte Kultur-Stoßlinie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rhein-Mitteldeutschland leuchtet auf. Der krönende Abschluß ist „Griecheneiland" von 1934: die Schau der unentweihten „Frühe", wo „Gott" und „Geheimnis" noch leben, die Welt „leuchtendes Gesetz" ist, bis auch hier die Götter verbleichen und der fromme Sinn nach Norden zieht, in die nordische Urheimat zurück: Germanentum wird Erbe griechischen Geistes, Erbe geheimnisstarker Schau und götterstarken Lebens, das letzte Land der Götter in einer entzauberten Welt. Es ist der dreistufige Geschichtsaufbau der Romantik: die junge Kraft der „Frühe" — Unkraft und Entzauberung — die neue Kraft des „Letzten Menschen". „Voll von tausend Genesungen ist die Zukunft", kündet Bertrams Lebensglaube, und wie im Gedichtkreise „Straßburg" am Schlusse über dem entfremdeten, entgötterten Land die hellen Knabenchöre des ewigen Münsters nach Erneuerung rufen, so preist auch der letzte Gedichtband die „Mutter der Zukunft", die „Gebärerin", die „Hüterin des kommenden Geschlechts"; aus ihr wird der „Retter letzter Not" erstehen.

Könige wachsen im Volk, solang es dem Schöpfer
Nicht die Gebete versagt.
Retter reifen im Land, solang das Unwürdige
Weckt in Männern den Zorn.
Kinder erneuen das Blut, solang die Mütter
Dienen im freudigen Dienst.

Mit dem „Griecheneiland" von 1934 endet Bertrams eigentliches dichterisches Werk (auch seine Gedichte sind bereits 1927—1928 entstanden); die herrliche Prosa seines „Michaelsberg" ist ein Nachklang. Die altgermanische Spruch- und Rügedichtung dieses Verkünders gehört in das Zwischenreich, sie ist Aufruf des Kommenden aus dem Glauben an das ewige götterstarke Deutschtum; als die neue Zeit kam, war Bertrams Sendung erfüllt. Die besondere Art des Dichters, Forschers, Künders geht auch aus seinem wissenschaftlichen Werke hervor, aus der eigenartigen Deutung, die seine gedankenpralle „Nietzsche"-Darstellung von 1918 dem großen Seher gibt. Das Werk des Dichters und des Forschers — seit 1920 ist Bertram Professor

der deutschen Literatur an der neuen Universität Köln — ist in einer lebendigen Einheit verschmolzen: glaubensstark und sprachmächtig, voll Schau und Größe, ein Aufbruch gemanischen Geistes aus der rheinisch-westfälischen Zwischenlandschaft, dem alten Brukterergau. Zeugnis unerschöpflichen Volkstums.

Die jüngste Altersschicht der Wuppertaler vertreten Kilian Koll und Curt Langenbeck. *Kilian Koll*, geboren 1898 zu Barmen, ist Walter Julius Bloem, der Sohn Walter Bloems; unter seinem eigentlichen Namen schrieb er seine Romane „Das steinerne Feuer" 1920, „Feuer im Norden" 1929, „Der Mann, der mit dieser Zeit fertig wird" 1933 und „Heimkehr in die Mannschaft" 1934: Romane der vielbewegten Nachkriegszeit, in denen um ein neues Verhältnis zum Leben, eine neue Haltung gerungen wird; der Weltkrieg, den Bloem als junger Soldat seit 1916 miterlebt hat, und das furchtbare Gären der Nachkriegszeit überschatten dieses Werk. Das Soldatische tritt immer mehr in den Vordergrund. Als Kilian Koll hat er sodann die prächtigen Weltkriegsnovellen „Urlaub auf Ehrenwort" 1937 und den Roman der jungen Reichswehr als Bewahrerin deutschen Soldatentums „Die unsichtbare Fahne" 1939 geschaffen, packend, lebendig, von starkem Glauben an den neuen deutschen Menschen erfüllt.

In *Curt Langenbeck*, geboren 1906 zu Elberfeld, ersteht ein gesteigerter Bertram, der Dramatiker des Tragisch-Heldischen im Sinne der frühgriechischen Tragödie. Folgerecht geht der Weg des jungen Münchner Dramaturgen vom „Alexander" 1934 und „Heinrich VI." 1936 zum „Hochverräter" 1938 und „Schwert" 1940, wie schon die Titel verraten, immer mehr vom Persönlichen ins Überpersönliche, Schicksalhafte, „Mythische" hinein. „Alexander" und „Heinrich VI." sind noch *geschichtliche* Dramen, Tragödien eines übermenschlichen, göttergleichen Aufstrebens, das mitten im höchsten Glanze zerbricht, aber sein Leuchten für immer zurückläßt; der persönliche Mensch in seinem Kampfe mit dem Schicksal steht im Vordergrund. „Der Hochverräter" vergeistigt, versinnbildlicht die Geschichte Jakob Leislers, des deutschen Gouverneurs von Newyork, und seines tragischen Unterganges 1691 — Tragödie eines Amerikadeutschen aus rheinischem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Blut! — bereits in einem solchen Maße, daß das Überpersönliche, Religiöse: die Begegnung mit den höheren Mächten im „Verhängnis", vollkommen zur Herrschaft gelangt ist. Leisler handelt in „edler Schuld", er will mit ehrlichem Willen das Rechte und Gute, aber er will es mit einer Ausschließlichkeit und einem schrankenlosen Selbstvertrauen, das vor Gott nicht bestehen kann. Alles bei ihm ist Leistung — nichts Opfer gewesen! Mit dieser späten Selbsterkenntnis geht er dem Henkertode entgegen. Sich im Tode verwandeln ist sein letztes, höchstes Opfer — in dieser Verwandlung das Feuer eines wahren Glaubens und opferbereiten Tuns anzünden in andern Herzen! So spricht er vor der Salve, die seine Brust durchbohrt:

> Gott steht gewaltig hier in unsrer Mitte glühend,
> und recht ist, was durch ihn geschieht für alle,
> in denen Edelmut und tapfre Würde nicht
> verschüttet wurde von dem Grimm der bösen Zeiten!
> Es gibt noch Wunder, künd ich euch, ihr Menschenkinder!
> Und nichts ist euch verloren noch geraubt, solang
> mein Schicksal wie ein Opferfeuer brennt und Herzen
> versammelt, die es hegen wollen für ihr Volk!

Die ekstatisch aufgesteilten Kurzverse des „Alexander" weichen nun der gemessenen, beherrschten Sprachform des griechischen Sechsfußjambus; der Chor der griechischen Tragödie tritt auf, um die Lehre vom allwaltenden Gotteswillen zu verkünden. In seiner im November 1939 im Künstlerhaus zu München gehaltenen Rede „Wiedergeburt des Dramas aus dem Geist der Zeit", in seiner Dankrede zur Verleihung des Rheinischen Dichterpreises 1940 „Tragödie und Gegenwart" hat Langenbeck die unbedingte Abkehr von Shakespeare gefordert, den „Irrtum" Schillers, Kleists, Hebbels zu zeigen versucht und die Anlehnung an die frühe griechische Tragödie als Weg gewiesen: die tragisch-heroische Weltansicht des frühen Griechentums ist ihm der einzig mögliche Untergrund der echten Tragödie, die vom Christentum her nie zu erreichen ist, weil dies keine innerweltliche Auseinandersetzung von Seele und Gott kennt, die in

unserer Zeit aber wieder möglich geworden ist, weil wir den Kampf der Seele *in* dieser Welt wieder aufgenommen haben. In der wahren Tragödie wird der Mensch, gerade weil er das Hohe und Edle will, ins Unheil gestürzt, aber in dieser Begegnung mit dem Verhängnis erlebt er sein tiefstes Wesen, erringt er den Glauben an die Götter. Das „tragische Drama" „Das Schwert" von 1940, Langenbecks Kriegsdrama, ist die reinste Ausprägung dieser Gedanken: keine „Historie", sondern „gestaltete Wirklichkeit", eine ins Mythische gehobene Handlung um Tragik, Opfer und Volksschicksal, ein tragisches Weihespiel um die letzten Dinge von Seele und Welt, Volk und Gott. Gaise, der zu allem entschlossene Führer des Volkskampfes, erschlägt seinen Bruder Evruin, der Frieden um jeden Preis haben will; dann geht er in den selbstgewählten Tod, aber gerade dieses Selbstopfer führt das siegreiche Ende des Krieges herbei, sichert die Zukunft des Volkes. Aus dem Nacherleben des Weltkrieges in seiner schöpferischen Berührung mit dem Erleben der Kriegsjahre 1939—1940 ist dies Weihespiel hervorgegangen. In solchem Sinne lese man Gaises Bekenntnis:

Ich glaube und bekenne, daß durch diesen Krieg
Wiedergeburt des ganzen Volks vollendet wird!
Denn die Gefahr prüft unser Wesen und beschwört
den ewigen Gott, und die Entschlossenen werden fromm.
In einer schweren Stunde mehr noch sprech ich aus:
Ich will nicht siegen mit den Waffen und zugleich
durch Lüge, durch Verworfenheit und Prahlerei
einbüßen die Gesundheit und das Heil der Seele:
ich will den Sieg nicht für ein würdeloses Volk!
Und niemals — nie so lang ich lebe — soll das Blut
der Männer, die in Ehren fielen vor dem Feind,
sinnlos, beleidigt, arm, erfrieren in Verrat!
Der kommende Sieg sieht eine neue gefestigte Menschheit:
Erhoffe nichts! Auf einer frischen Höhe leben
und wachsen wir. Entschieden ists. Weh dem Gewissen,
das üppiger Frieden einlullt und entmannt! Solange

das Leben lebt, lebt die Gefahr, und hinter ihr
versteckt das unbarmherzig gierige Verhängnis:
das haben wir erkannt, und wir bekennen uns
zu diesem Leben. Unsre Waffen aber heißen:
Glauben und Mut, geschmiedet
im Feuer reiner Tat und Wahrheitsliebe. —
Wer künftig unsrer Kraft vertrauen will, wird uns
zu finden wissen. Wir begehren nichts. Wir sind.

Das ist die Stimme einer neuen Zeit in strenger Tragödienform. Fast allzu streng ist die Form ausgefallen, Gefahren der Einseitigkeit sind nicht vermieden, Langenbecks eigene Forderung lebendiger Handlung ist nur unvollkommen erfüllt. In Langenbecks Ringen um die echte Tragödie, in seiner Herbheit und Rückhaltlosigkeit dem aus niederfränkischem Blute stammenden Paul Ernst zutiefst verwandt, tritt die religiöse Unbedingtheit Alt-Wuppertaler Art, jenseits des Christentums, in neuen Formen hervor: aller Einseitigkeit zum Trotz eine der grundhaftesten Strebungen in der Dramatik unserer Zeit.

So reich stellt sich allein die Wuppertaler Dichtung dar: Bloem und Herzog, Brandenburg, Vesper und Bertram, Koll und Langenbeck als Dichter der Doppelstadt in wenigen Jahrzehnten zeugen für die Urfülle eines literarisch ungeprägten, aber in alter Glaubenskraft beharrenden, in machtvollem Tatendrang ausgreifenden Menschentums. —

Um das Wuppertal schließt sich ein weiter Kreis bergischer Dichtung. Noch weit ins 19. Jahrhundert ragt *Wilhelm Idel*, geboren 1849 zu Wiehl bei Köln, der seine formstarke, empfindungsreiche Lyrik in vier Bänden gesammelt hat: „Gestalten und Bilder“ 1900, „Welt und Leben“ 1908, „Heimat und Fremde“ 1913, „Unter dem Abendstern“ 1927; dazu treten die beiden Kriegsliedersammlungen „Ringen und Hoffen“ 1915 und „Schwert und Kelle“ 1916 und das dramatische Gedicht „Irmgard von Berg“ 1903. Begeisterter Heimatfreund, leidenschaftlicher Vorkämpfer des Reiches, gottgläubiger Mensch — in all dem erfüllt sich die Lyrik Idels in den überlieferten Formen

des 19. Jahrhunderts, ohne neuen Ton, aber charakterstark, geschlossen, in jedem Zuge ein Zeugnis echt bergischer Art. Der Mann, der am 5. August 1914 eine Aufforderung zu „Buße und Gebet" an sein geliebtes Volk richtete, war in all seiner glühenden Vaterlandsliebe ein tiefer Seher und offener Mahner.

Diese feurige Vaterlandsliebe, das Kennzeichen aller Bergischen, durchdringt sich bei *Walther Schulte vom Brühl* mit germanisch-nordischem Bewußtsein. Die Familie stammt von einem westfälischen Schultenhof, ist ins Rheinische gezogen: 1858 ist Schulte vom Brühl zu Gräfrath geboren, später ins Wuppertal gekommen; sein weiteres Journalistenleben hat ihn in süddeutsche Gaue und nach Weimar geführt, zu Heidelberg hat er seinen Alterssitz errichtet, ist dort 1921 gestorben. Die Selbstbiographie „Sechs Jahrzehnte" von 1918 schildert diesen Lebensweg. Aus der Fülle seiner Romane ragen der Westfalenroman „Sachsenschädel" 1906 und der Weltkriegsroman „Der Weltbürger" 1916 hervor; dazu treten seine bergischen Heimatgeschichten und das reiche, phantasievolle Märchenwerk — auch hier der Anschluß an die rheinische Volkstumsüberlieferung. „Germania, ein Frühlingsmärchentraum" von 1920, sein letztes, mit dem Hakenkreuze geschmücktes Werk, sucht das geschlagene deutsche Volk zum Bewußtsein seiner Herrenart und seines arthaften Glaubens zurückzurufen, seines alten heiligen Allvater-Glaubens, der trotz des eingedrungenen Jehova-Freudgeistes noch geheim in der Brust der Menschen lebt. „Allvaters Reich beginnt zu tagen, wenn neu der deutsche Geist erwacht." „Sei frei und stolz, hab guten Mut! Wahr dein germanisch Herrenblut!" Diese germanisch-judenfeindliche Gesinnung tritt noch schärfer bei dem Düsseldorfer *Max Bewer* (1861—1921) hervor, der schon in seinen „Gedanken" (2. Auflage 1892) seinem Deutsch-Christus-Glauben Ausdruck verlieh: Rasse als Grundgesetz der Welt („Kreuzung ist der erste Schritt zur Kreuzigung"), das Judentum als Verkörperung des Materialismus und der Großstadtzersetzung als Gegenmacht des deutsch-idealistisch umgedeuteten Christentums (Christus „höchster Ausdruck deutschen Wesens"!), Kampfstellung gegen die entartete Zeit: „Bauern, die auswandern, und Juden, die

einwandern . . ., das ist in wenigen Worten die Politik Wilhelms II." Aus diesem Gedankengrunde erwächst seine von leidenschaftlichem völkischem Glauben erfüllte Lyrik („Vaterland", „Göttliche Lieder", „Der deutsche Himmel" 1912), ein Lobpreis deutscher Art und aller großen Deutschen, eine Forderung der Tat und des Aufstiegs in männlicher Kraft. In diese Reihe der bergischen politischen Dichter älterer Zeit stellt sich dann noch *Fritz Malbach* aus Hilgen bei Wermelskirchen, geboren 1879, der „das hohe Mysterium des Blutes und der Rasse" in seinem „Jud Günther, der böse Geist der Etappe" 1920 und in seiner politischen Komödie „Der deutsche Michel" 1919 verkündet hat.

Ein Teil der jüngeren Bergischen steht ganz in der Front der rheinischen Volkstumserneuerung. Nur von hier aus ist das Werk der Sagen- und Geschichtsromane des Wülfrathers *Werner Jansen* (1890 bis 1943) zu verstehen: sein Nibelungenroman „Das Buch Treue" 1916, sein Gudrunroman „Das Buch Liebe" 1918, sein Amelungenroman „Das Buch Leidenschaft" 1920 — eine Erneuerung herrlichsten deutschen Sagengutes aus leidenschaftlich bewegter Empfindung und einem hochgeschwellten Idealismus heraus. Im gleichen Sinne dann seine geschichtlichen Romane „Heinrich der Löwe" 1923, der Deutschordensroman „Geier um Marienburg" 1925 und als reifstes, stilistisch vollendetstes seiner Werke „Die Insel Heldentum" 1938. Seine Herausgabe der „Märchen", der „Volksbücher", der „Volkssagen" 1921—1923 ergänzt dieses Werk der Volkstumserneuerung, das durch seine ungewöhnliche Verbreitung eine weite Wirkung ausgeübt hat.

Seinen bedeutendsten Mundartdichter findet Berg in *Franz Peter Kürten*, geboren 1891 im heute nach Köln eingemeindeten Dünnwald am Rande des bergischen Hügellandes. In den hochdeutschen „Liedern eines Dorfpoeten" 1918, den „Neudeutschen Volksliedern" 1922 erklingt ein schlichter, volksliedhafter Sang, unverkünstelter noch als in Löns' Liedern. Immer stärker drängt dieser Sang ins unmittelbare Volkstum hinein, übernimmt Volksreime, dichtet aus Volksbrauch und Volksglaube, und so setzt folgerichtig die Mundart ein, die in der

Sammlung „Der Rheinische Fiedelmann" von 1922 bereits die Hälfte einnimmt.

Die vierbändige Sammlung „Rhingvolk" 1931—1936 ist die Ernte seiner reifen Mundartdichtung, einer ganz ins Volkstum eingesenkten, ackerschweren, gefühlsherben Kunst: Volksbräuche und alte Kinderlieder, Frühlings- und Sommer- und Erntelieder, Liebesgesänge und Scherzgedichte, ernste Betrachtungen und religiöse Bekenntnisse, alles in der gebundenen, wortkargen Art, wie sie eine ganz im Mundartlichen ruhende Sprache und Empfindung mit sich bringt. In dieser herben, strengen Volkhaftigkeit ist Franz Peter Kürten zu einem unserer echtesten Mundartdichter emporgewachsen; in *seiner* Volkstumserneuerung ist die rheinische Volkstumsbewegung dem strengeren Geiste unserer Zeit nahegetreten.

Neben Kürtens herb-bäuerlicher Art steht die beschwingtere stadtrheinische Volkstümlichkeit des dem Jahrgang 1884 angehörigen *Hans Müller-Schlösser*, dem in einem reichen, nicht immer gleichmäßigen komischen Werke eine Meisterleistung gelungen ist: „Schneider Wibbel", das prachtvolle Lustspiel von dem Düsseldorfer Schneider, der in der napoleonischen Zeit wegen franzosenfeindlicher Reden sitzen soll, seinen Altgesellen an seiner Statt die Strafen absitzen läßt und bei dessen plötzlichem Tode im Gefängnis in die ergötzlichsten Schwierigkeiten gerät. Eine politische Komödie: Spiegelbild der rheinischen Besatzungsnöte, Vorbild volkstreuer Gesinnung, in der Verbindung lebendigen Scherzes und tieferer Bedeutung eine unserer besten Volkskomödien. —

Einer der geschlossensten und bedeutendsten rheinischen Dichtergestalten unserer Zeit ist *Emil Barth* (geboren 1900 in Haan). Die Linien seiner Herkunft weisen mütterlicherseits ins Niedersächsische, väterlicherseits ins Schlesisch-Böhmische. Das seine Entwicklung bestimmende Ur-Erlebnis ist der frühe Tod der Mutter: aus ihm entspringt der Quell seiner Dichtung. In seiner Folge mußte auch der ursprünglich vorgesehene Bildungsgang vorzeitig abgebrochen und nach dem Besuch der heimischen Rektoratschule ein Handwerk ergriffen werden, wobei er sich um des Zaubers der Buchstaben willen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zur Erlernung der „Kunst des Buchdrucks" entschied. Nach dem Abschluß schwerer Lehrjahre in der Fremde erfolgte im letzten Halbjahr des Ersten Weltkriegs die Einberufung als Soldat, als der er von Frankreich aus den Rückmarsch des Heeres in die Heimat mitmachte. In der Nachkriegszeit ging er nach einem Volontärjahr in Düsseldorf nach München, um dort, unter Aufgabe des bisherigen Berufs, neben längerer Tätigkeit in einem Verlag die in der Kunst- und Universitätsstadt gegebenen Bildungsmöglichkeiten wahrzunehmen. Vierundzwanzigjährig, gab er zuletzt auch diese Erwerbsstellung auf, um für Entbehrungen unschätzbare Freiheit zu gewinnen und seinen Studien und seiner dichterischen Arbeit zu leben. Zehnjährigem Aufenthalt in München (der auch ein erstes Erlebnis Italiens brachte) folgte 1932 nach überstandener Krisis einer langwierigen Erkrankung die Rückkehr in die Heimat.

Es gibt heute wenige Dichter, die ihren wachsenden Schöpfungen so viel Zeit lassen, die ohne jeden schriftstellerischen Ehrgeiz so sparsam und behutsam veröffentlichen, wenige aber auch, die dem Geheimnis der „erfüllten Form" so nahe kommen wie Barth, in dem sich das Klassische vollkommen unepigonenhaft, in einer ganz heutigen und hiesigen, selbsteigenen Möglichkeit erneuert.

Mit Gedichten hat Barth begonnen, das Gedicht steht in der Herzmitte seines Schaffens, die wenigen epischen Bücher sind ganz von einer volltönenden lyrischen Grundstimmung getragen. Schon die ersten Lyriksammlungen „Totenfeier" 1928 und „Ex voto" 1932 offenbaren eine poetische Kraft, in der sich eine ursprüngliche Eigenart mit den traditionellen Elementen deutscher Verskunst organisch vermählt, sie weisen auf die jüngste Blütezeit der deutschen Lyrik als den Ausgangsort des Dichters im Geistigen und Formalen hin: George und Rilke, wohl auch Carossa und ebenso Trakl, über den Barth einen ausgezeichneten Essay schrieb („Georg Trakl" 1937), führen und geleiten den Werdenden, der dann mit dem Band „Gedichte" 1938 (in vermehrter Ausgabe 1942) dieser hohen Begleitschaft wahrhaft schöpferisch entspricht. Mit neuen, eigenwüchsigen, intim verhaltenen und verschwiegen aufklingenden Besonderheiten

des Tons und der rhythmischen Gebärde, mit denen er sich das überlieferte strophische Gefüge anverwandelt, führt er die große Linie seiner Ahnenschaft weiter. Bald aus heller, fast überheller Geistigkeit, bald aus dämmernder Traumerfahrung erscheinen die ausgewogenen Versgebilde geschöpft, deren bedeutendstes Merkmal immer wieder die ganz besondere Weise des Begebnisses ist, wie das Persönliche, die Bewußtwerdung des Eigenen sich zum Allgemein-Verbindlichen ausweitet, sich sinnbildhaft überhöht. Alles wird Sinnbild und Gleichnis, wird Spiegel, der Menschentümliches und Welthaftes spiegelt, wird Innenschau, die zwischen Traum und Wachen an die geheimsten Rätsel rührt, von denen unser Dasein schwermutvoll verhangen ist. Es überrascht dann eine gelöste Heiterkeit, ein frommes, fast fröhliches Weltgefühl, das sich heraushebt aus dem dunkeltiefen, tragischen Grundton, welcher den Spuren der Vergänglichkeit nachtastet. Bezeichnend aber für die Wesenshaltung dieser Lyrik sind Verse wie diese:

Alle Zeichen reden: das bist du!
Und du hebst den schwarzen Wein im Glase:
Einsam trinkst du deinem Dämon zu.
Schwermut blüht in mystischer Ekstase,
Und die Seele zeitlos alt und jung
Lauscht in Heimweh und Erinnerung
Einem Ton wie von verschollnen Luren.
Horch! das sind die großen Sternenuhren,
Die äonenfern gewaltig gehn:
Sonnen, Sphären, glühnde Götterspuren,
Schicksalsspiele, die wir selbst bestehn!

Solches Verhalten zur Welt führt notwendig zu den großen feierlichen Formen der Elegie und der Hymne. Das Beiläufige, das Gelegentliche, das rein Subjektive, jenes, das man gemeinhin als das eigentlich Lyrische zu bezeichnen versucht ist, wird immer stärker aufgesogen von überpersönlichen, immergültigen Werthaltigkeiten, so in den weiträumigen Gedichten „Im alten Baumgarten", „Alter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Friedhof", „Allerseelen", „In der Karwoche", „Die Linden", „Lorbeer", in denen alte, vorgeprägte Satzungen und Ordnungen noch einmal mit allen magischen Mitteln einer reifen kultivierten Wortkunst durchgestaltet werden.

Man hat Emil Barths Prosadichtungen „Das verlorene Haus" 1936 und „Der Wandelstern" 1939 in Parallele zu Carossas Doppelband „Eine Kindheit" und „Verwandlungen einer Jugend" gestellt und dabei manchen stillen dichterischen Verwandtschaftszug entdeckt. Auch in der Kleinstadtkindheit des Rheinländers erhebt sich alles Geschehen zum klangbeseelten Bild, dem Bild wohnt Sinnbildliches inne. Nicht irgendwelche Problematik oder spannende Erfindung, sondern gerade die einfachen und alltäglichen Wirklichkeiten, die kleinen, in den tief geahnten Bezügen, in ihrer hintergründigen Bedeutung oft gewichtigen Sensationen eines Knabenherzens, die sich zur poetischen Wahrheit läutern, sind das Anliegen dieser Entwicklungsromane, in denen Menschen und Landschaft des Bergisch-Niederrheinischen Raumes und die zeitgeschichtliche Epoche vor dem ersten Weltkrieg tief nachklingende Gestalt gewinnen, von leiser Wehmut umflort, besonnt von gelassener Heiterkeit. Die Erinnerung, geheimnisvoller Urgrund alles dichterischen und künstlerischen Schöpfens, ist das Element, aus dem diese Werke hervorgehen, die Dokumente einer Seelenhaltung darstellen, wie sie heute selten geworden ist.

Von uralter Menschheitserinnerung gespeist und durchsättigt ist auch die epische Dichtung „Das Lorbeerufer" 1942, die Frucht einer Reise des Dichters nach Italien und Sizilien im Frühjahr 1939, welche die klassischen Möglichkeiten seiner Prosa in hoher Vollendung zeigt. Das deutsche Schrifttum der Gegenwart ist, wohl in der Folge der etwa seit dem ersten Weltkrieg datierenden neuen wissenschaftlichen Altertumsforschung und der daher sich bereinigenden Anschauung dieses Zeitraumes, nicht arm an Versuchen, antike Erscheinungen dichterisch neu zu beleben, sowohl in der lyrischen Erfassung als auch in Drama und Epik. „Das Lorbeerufer" vergegenwärtigt in der Trägerin der Handlung Diana Nogara — der „Poetessa", wie sie im Hirtenvolke heißt — die mythische Gestalt der Sappho. Der Genius

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Schöpferischen und der Dämon der Liebe — das sind die beiden Schicksalsmächte, unter deren Zusammenklang sich die Legende dieses einzigartigen Lebens zur erschütternden Tragik entwickelt; fern allem Mystizismus und allem Psychologisieren verdichtet sich hier das reine warmherzige Bild einer adeligen Weise menschlicher Erfüllung.

An Berg schließt sich der Niederrhein mit einer Fülle neuartiger und bedeutungsvoller dichterischer Entwicklungen: der Charonkreis, die „Werkleute auf Haus Nyland", die Arbeitsdichtung Lerschs, Wieprechts, Wohlgemuths, Oppenbergs, die niederrheinische Heimatdichtung.

Der Charonkreis, das Werk des Esseners *Otto zur Linde* (1873 bis 1938), ist der Versuch einer künstlerischen und zugleich weltanschaulichen Reformation — der dritte rheinische Reformationsversuch der Gegenwart neben George und Schäfer, großangelegt wie jene, aber ohne ihre Durchschlagskraft und Wirkung. Künstlerisch geht es um eine neue Versgestalt, den „phonetischen Rhythmus", der aus der Innerlichkeit der Seele und ihrer Spiegelung, den Dingen, naturgemäß hervorwachsen soll — in diesem Hervorgehen aus dem *Seelischen* hat zur Linde seinen Gegensatz zu Arno Holz' in vielem so verwandten Bestrebungen gesehen (Streitschrift „Arno Holz und der Charon" 1910—1911). So entsteht die schwere, drängende, oft abstoßende, dann wieder zu Glanz und Schmelz erblühende, ganz eigene Metrik, in der dieser abseitige Dichter sein Fühlen und den Gedankenkreis seiner Philosophie zum Ausdruck gebracht hat. 1904 gründet er die Zeitschrift „Charon", die bis zum Ausbruch des ersten Weltkriegs bestand, sammelte den „Charonkreis" um sich: Karl Röttger aus westfälischer, Rudolf Paulsen aus schleswigscher Familie, den Niederrheiner Erich Bockemühl und andere religiöse Lyriker, beginnt er den Kampf gegen die „geist- und götterlose Welt", für eine Vergeistigung und Vergöttlichung des Lebens: „Die Kugel. Eine Philosophie in Versen" (zuerst 1906—1909, erweitert 1923). Alles Außen spiegelt nur das Innen; die wahre Welt liegt in der Seele:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Unter allem Außen ist Innen; unter allem Innen ist Ruh." Aus dieser Überzeugung erblüht die frohe Botschaft der Alleinheit:

Die Welt ist gut, die Welt ist eins,
der Traum ist Urmusik.
Und Gott ist Liebe, Sohn und Geist,
und eins ist Gott und ich.

Unter der Gestalt der Kugel und andern mathematischen Formen sucht zur Linde sein Weltbild zu versinnlichen; hier wie in seiner gesamten Dichtung zeigt sich ein Übermaß des Gedanklichen, das in eine oft ungeordnete Bilderfülle, ja Bilderflucht ausmündet, ohne zur wahren Bildkraft und damit zur wahren „Dichtung" vorzudringen. Einzelne Gedichte seiner zehnbändigen „Gesammelten Werke" 1910—1925 sind feinsten Klanges voll, von strömender Musikalität getragen, am schönsten die Altersgedichte in den „Liedern des Leids" 1924; der größte Teil leidet unter der Unvereinbarkeit der Bilder, der Übergipfelung in philosophischer Prophetie (so die meisten im „Charontischen Mythus") — das Ziel der „neuen Kunst" ist nur selten erreicht worden. Der Charonkreis hat mannigfache Antriebe in die deutsche religiöse Dichtung geworfen, aber das Werk Otto zur Lindes ist ein ungeordneter Versuch geblieben, sein Schöpfer in einem tiefen Pessimismus aus der Welt gegangen. Dieser Versuch gehört in die Linie der religiösen Sinnfindungen und Erneuerungen, die gerade für die nordrheinische Dichtung so kennzeichnend sind.

Eine der Hauptgestalten der Charon-Bewegung ist *Karl Röttger*, als Sohn eines Lübbecker Schuhmachers zwar gebürtiger Westfale, aber die meiste Zeit seines Lebens in Düsseldorf wohnhaft; er hat sich denn auch ganz ins Rheinische eingelebt. Durch die Begegnung mit Otto zur Linde ist Röttger seiner dichterischen Anlage und Sendung sich bewußt geworden. Man mag auch gegen ihn vom Blickpunkt der künstlerischen Gestaltung manchen berechtigten Einwand erheben — so vor allem gegen den Grundirrtum, der ihm mit manchen Vertretern der niederdeutschen Bühne gemein ist: die dramatische Dichtform vornehmlich als Hörspiel, nicht als Schauspiel,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das sie ist, zu fassen —, er ist trotzdem ein echter Dichter, der seinen eigenwilligen Weg, auf dem ihm der Heilige und das Kind die nächsten Nachbarn und getreuesten Gefährten sind, durch ein reichhaltiges poetisches Vermächtnis dokumentiert hat. Da sind Dramen: „Haß oder das versunkene Bildnis des Christ" 1918, „Gespaltene Seelen" 1918, „Simson" 1921, „Richmuthe von Aducht" 1925. Da sind Legenden- und Märchenspiele: „Die sechs Schwäne" 1922, „Der treue Johannes" 1922, „Die Heimkehr" 1926, „Die heilige Elisabeth" 1927. Da sind Legenden und Erzählungen: „Christuslegenden" 1914, „Der Eine und die Welt" 1916, „Das Gastmahl der Heiligen" 1920, „Zwischen den Zeiten" 1927, „Opfertat" 1935 und „Der Heilandsweg" 1935, ein Gipfelort seines dichterischen Vermögens, in dem er den legendentümlichen Ton auf eine unnachahmbare Eigenart entwickelt hat. Da gibt es eine Novellensammlung „Die Allee" 1918, die eine der schönsten deutschen Novellen unserer Zeit enthält — „Johann Sebastian" —, in welcher die fast sagenhafte Gestalt des großen Musikmeisters Johann Sebastian Bach auf eine lyrisch-legendär ergreifende Weise vergegenwärtigt wird, wie dies Röttger auch mit der säkularen Erscheinung eines Hölderlin, Rembrandt, Shakespeare, Eckehart, Brentano, einer Bettina und Friederike versucht hat (in den Sammlungen „Buch der Gestirne" 1933 und „Ihr schwebt, ihr Geister, über mir" 1937); in diesen kleinen feinspürigen Dichtungen wird aus „Lebensdaten und geistigem Werk" das Mythisch-Einmalige dieser Menschen beleuchtet. Charontisches Formgefühl, eine tiefe Besinnung auf die echten Lebenswerte beleben auch die Romanschöpfungen Karl Röttgers, voran den großen Bildungsroman „Das Herz in der Kelter" 1927, glühendes Bekenntnis eines Menschen, der um den letzten Sinn des menschlichen Lebens ringt; ebenso zeugen „Kaspar Hausers letzte Tage" 1933 und der Franziskusroman „Der Heilige und sein Jünger" 1934 von der religiösen Ergriffenheit und der Schicksalsfrömmigkeit des Dichters, während „Dämon und Engel im Land" 1936 mehr die erdhaften Realitäten bäuerlicher Daseinsformen gestaltet. Röttgers lyrische Veröffentlichungen erblühen gleichfalls aus dem gedanklichen Gemeingut des Charonkreises – –

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wenn deine Seele einfach wird" 1909, „Tage der Fülle" 1910, „Die Lieder von Gott und dem Tod" 1912 und „Sehnsucht und Schicksal" 1915 stehen ganz in der Folge seiner mystisch-weltanschaulichen Voraussetzungen, in dem „Buch der Liebe" 1928 und „Buch der Mysterien" 1929 löst sich dann das Eigene und Selbständige deutlicher heraus. „Die Welt ist gut, die Welt ist eins / Und Gott ist Liebe, Sohn und Geist", so lautete Otto zur Lindes charontische Frohbotschaft — Röttger bekennt mit der gleichen inbrünstigen Weltgläubigkeit: „Welt ist gut und will nicht eines Menschen Untergang, der in der Liebe bleibt." Der Glaube an die Güte alles Seins, trotz der Verfinsterungen, die zeitenweise die suchende Seele überfallen, ist des Dichters tiefstes und nachhaltigstes Erlebnis. Fern dem lauten Tag lauscht er nach innen, in unermüdlicher Hingabe, seine mystischen Gesichte und Erfahrungen mit der sanften Gewalt des schöpferischen Wortes zu bannen. Ein lauteres Streben nach Klarheit, Einfältigkeit und Wesenhaftigkeit, mag es auch auf weite Strecken hin die Umwege des Schwierigen und Komplizierten gehen, zeichnet sein dichterisches Bemühen aus.

Aus dem Charonkreise kommt auch der religiöse Lyriker des Niederrheins: *Erich Bockemühl*, der 1885 zu Bickenbach bei Köln geboren wurde und heute in M.-Gladbach lebt. „Worte mit Gott" 1913, „Musik der Träume" 1922 leiten über zu den reifen Gedichtsammlungen „Die Ebene" 1932, „Aus deinen Tiefen" 1935 und „Jahr des Sommers" 1938. In seinen hymnischen Gesängen wie in seiner Naturlyrik waltet die Stille und gläubige Hingabe einer gottgeweihten Seele, die den Allwaltenden in jeder kleinsten Regung, im unscheinbarsten Dinge entdeckt und verehrt. Die abgeschiedene Ruhe, die karge Einfachheit der niederrheinischen Heide- und Waldlandschaft ist das rechte Sinnbild für diese religiöse Stimmung. „Dies Land liegt groß im Abend wie Unendlichkeit." Das „Weltallslied" wird hier gesungen, Gott offenbart sich in Baum und Biene, Abendwolke und dunkelndem Stromufer, der Blick des Dichters richtet sich in das Jenseits der Träume, das hinter den wirklichen Dingen liegt. Und

doch hat dieses Gottsuchen hinter den Dingen nichts mit Weltflucht zu tun:

Du bist die Erde, wie wir dich auch belichten
in unsern Träumen wunderbar und tief;
wir müssen irdisch uns unendlich dir verpflichten,
das ist die Stimme, Gott, die mich am tiefsten rief.

Nichts ist vergänglich, nichts ist seellos, die ganze Welt vom wirkenden, liebenden, helfenden Gotte erfüllt — das ist der unerschütterliche Seinsglaube des niederrheinischen Dichters, der hier sein religiöses Gewissen eins mit eddischen Überlieferungen sieht. Tiefmusikalisch geformte Natur-Gott-Gedichte atmen diesen Glauben, vor allem im „Jahr des Sommers": „Der Mond ist aufgegangen", „Nun alles reift, will ich mich auch begeben / des vielen Tuns . . .", „Es reift an allen Wegen über Land". Zuweilen hebt sich diese Lyrik in die Meisterschaft leis verhauchender Töne, hinsterbender Abendhimmelfarben auf dem Goldgrunde gläubigen Erntevertrauens:

Rote Rosen, roter Mohn —
und ein ferner Glockenton
golden schön in blauer Luft,
gelber Felder reifer Duft . . .

Goldner Wein und Rosen rot —
und es duftet schon das Brot
allerseiten dir entgegen
auf den reifen Sommerwegen.

Licht und Luft und goldnes Rot —
abendliches Segelboot
kann mit leichten Winden
nun im Glanz verschwinden.

An keiner Stelle wird die stammeshafte Verwandtschaft der niederrheinischen Dichtung mit der niederländischen Landschaftsgestaltung der großen Zeit so deutlich. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stärker noch als im Charonkreise tritt die rheinisch-westfälische Kulturgemeinschaft in den „Werkleuten auf Haus Nyland" hervor. Diese rheinisch-westfälische Gemeinschaft geht auf uralte Stammesbewegungen zurück: auf die niedersächsische Durchmengung des Niederrheins, auf die von Karl dem Großen angelegten fränkischen Siedlungen in Westfalen. Vom Münsterlande bis in die Kölnische Bucht gliedert sich das Rassen- und Volkstumsbild in unzähligen Abstufungen, die in Gemeinsamkeit und Spannung die reiche Fülle westdeutscher Volkscharaktere aufbauen. Das 19. Jahrhundert hat diese uralte Kulturgemeinschaft wiedererstehen lassen, einmal durch die politische Zusammengehörigkeit in den neuen Westprovinzen Preußens, dann durch die gemeinsam geschaffene Großindustrie von Kohle und Eisen. In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts trafen sich in Bonn drei junge Studenten: der Münsterländer Josef Winckler, geboren 1881 zu Rheine, der 1878 geborene Bonner Wilhelm Vershofen, der gleichfalls dem Jahre 1881 entstammte Hunsrücker Jakob Kneip. Im selben Jahre 1904, da Otto zur Linde seinen „Charon" begründete, traten die drei jungen Dichter mit einem gemeinsamen Bande „Wir drei!" hervor. Es ist der Ruf nach einer neuen Kunst der Wirklichkeit, die der Welt der Arbeit, der rauchenden Schlote, der ratternden Maschinen gerecht wird, welche die ungekannte, unbeachtete „Schönheit der Arbeit" entdeckt, den eigenen, bisher nur nicht geschauten künstlerischen Reiz der gewaltigen Hochöfen, Eisenwerke, Zechen, der hammerschwingenden, räderrollenden Arbeitsheere — die Melodie einer neuen Zeit. Es ist der Natur- und Wirklichkeitswille des Franken- und eines fränkisch beeinflußten Westfalentums, der sich in dieser jungen Bewegung Raum schafft. Der Dreibund ist trotz räumlicher Trennung verbunden geblieben, er festigte sich noch, als Vershofen Wincklers Schwester Johanna als Gattin heimführte. 1907 richtete Winckler seine Zahnarztpraxis im niederrheinischen Mörs ein, wo er bis 1924, seiner schriftstellerischen Unabhängigkeit blieb. Im Jahre 1912 wurde das Band auch äußerlich gefestigt, der Verein der „Werkleute aus Haus Nyland" zur Förderung von Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft gegründet, als seine

Bundeszeitschrift die 1912—1914 erschienene, durch den Weltkrieg abgebrochene „Quadriga" ins Leben gerufen. Bundessitz war das niederrheinische Mörs, der Wohnort Wincklers, dieser und Vershofen waren die führenden Männer, die Vorkämpfer der neuen Industriedichtung, denen der schollengebundene Gottsucher Kneip als notwendige Ergänzung bei ihrem Ringen um die höhere Einheit von Mensch und Maschine, Seele und moderner Wirtschaftswelt zur Seite stand. 1912 erschienen in der „Quadriga" Wincklers „Eiserne Sonette", der erste Versuch der „Industriedichtung", die Verklärung der technischen Welt, ihrer männlich herben Schönheit, ihres fordernden Tatendranges, einer ehernen Arbeitspflichtenwelt:

Ich fron wie ihr täglich um Lohn und Brot
und steh nicht abseits in der Weltbetrachtung
wie Lenau in hochmütiger Verachtung;
ich tu mein Teil, denn Pflicht tut jedem not.

Und blühn mir Kränze, sät ich selbst sie ein;
ich wusch mich hart und blank in Zorn und Zähren,
aus heißer Notdurft lernt ich euch verklären —
des Werktags Stirn geb ich den Heiligenschein.

Dies schenkt kein Weib — sei Mann! Nach Männern schreit
die Zeit! Tod aller Weichlichkeit!
und lockten uns mit Pfaun und Papageien

Granatbäume auf goldsmaragdner Wiese,
wir könnten uns der Muße nicht mehr freuen,
wir bauten einen Schacht im Paradiese.

1913 erschien Vershofens „Finanznovelle" „Der Fenriswolf", 1916 „Das Weltreich und sein Kanzler", beides Werke einer völlig neuen Kunst: Aktenmaterial, aus Sammlern entnommen, geschäftliche Kurzbriefe, Telegramme, Protokolle, Zeitungsartikel — scheinbar unverarbeiteter Rohstoff, in Wahrheit feingefügte Belege für die Weltherrschaftspläne des internationalen Kapitals. „Der Fenriswolf" zeigt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Knebelung der norwegischen Wasserkräfte, die Unterdrückung der für das Land wichtigsten Arbeitskräfte im Interesse der Finanzaktionen eines fremdländischen Trusts, „Das Weltreich und sein Kanzler" enthüllt die Weltherrschaftspläne der amerikanischen Rüstungsindustrie und ihre skrupellosen Methoden. Wo Winckler ekstatisch schwärmt und an oft seltsamen Gedankengängen anbetet und preist, da schaut der Bonner Vershofen mit scharfem Blicke in die Winkelgänge der modernen Wirtschaft hinein und sucht von hier aus, in betonter nüchterner Sachlichkeit, den Zugang zu einer neuen Kunst. Kneip aber bleibt zeitlebens auf dem festen, ihm vertrauten Boden seiner Hunsrückheimat, seiner bäuerlichen Mystik, die der Wincklerschen Proklamation des „Welt-Menschen", des Herrenmenschen der Arbeitswelt doch sehr ferne steht.

1916 sind die drei noch einmal mit einem gemeinsamen Gedichtbande aufgetreten: „Das brennende Volk", worin sich Wincklers Kriegszyklus „Die mythische Zeit" mit Kneips „Ein deutsches Testament" und Vershofens „Symphonia mystica" vereinigen. 1912—1920 sind dann zwei Jahrgänge einer neuen Zeitschrift „Nyland" an die Öffentlichkeit getreten; weiteren Gemeinschaftswerken versagte sich die Zeit. Der Bund der „Werkleute auf Haus Nyland" besteht heute noch und hat doch seit Jahren jede Wirkung verloren, da seine drei Vorkämpfer sich auf eigenen Bahnen weiterentwickelten: Winckler in die ekstatische Prophetie seiner großen Versdichtungen, Vershofen in die beseelte Schicksalsdeutung von Volk und Landschaft in „Swennenbrügge", Kneip in die reifsten Schöpfungen seiner religiösen Lyrik, seine Gottsucherromane und den großen Volksroman des Hunsrück, Werke, die an anderer Stelle, im Rahmen der zugehörigen Räume zu würdigen sind. Die „Industriedichtung" der Werkleute auf Haus Nyland ist ein mit untauglichen Mitteln unternommener Versuch geblieben, weil er von oben her kam, aus der bürgerlichen Gesinnung, aus der literarischen Betrachtung — nicht von unten, vom werkenden Arbeiter her. Aber der Bund der Werkleute hat sich das unvergängliche Verdienst darin erworben, daß er und im besonderen Winckler dem Genius der echten, aus dem Volke

geborenen Arbeitsdichtung den Weg öffnete und die ersten Schritte lenkte: Heinrich Lersch.

Heinrich Lersch, 1889 zu München-Gladbach geboren, stammt aus der Arbeitsschicht selber und hat sich in mühsamem Aufstieg zur Kunst emporkämpfen müssen: Sohn eines wirtschaftlich bedrängten Kesselschmiedes, der Vater durch unglückliche Prozesse verarmt, ein Quälgeist seiner Familie, die Mutter fromm und pflichtenstark, der Sohn mit 14 Jahren in die harte, aufreibende Kesselschmiedearbeit geworfen, wo es gilt, in den noch heißen Kesselgängen auf dem Rücken liegend in der Enge zu arbeiten — Lersch hat Fron und Schmach und karges Glück proletarischen Daseins im Vorkriegsdeutschland bis zur Neige kennengelernt. 1900 wird ihm durch einen Eisensplitter ein Auge verletzt; jahrelang hat er mit den Folgen dieses Unfalls zu kämpfen. Von 1904 bis 1909 arbeitet er als Lehrling und Geselle in der Werkstatt des Vaters, besucht daneben Volksbildungsabende, Museen, schafft sich durch ungemeines Lesen ein Weltbild, gewinnt einen Kreis künstlerisch strebender Freunde aus geistigen Schichten. Dann treibt es ihn in die Ferne, rheinabwärts nach Belgien und Holland, rheinaufwärts nach der Schweiz, nach Norddeutschland, Österreich, 1913 mit seinem Freunde und Gladbacher Landsmann Hans Leifhelm nach Italien. Im selben Jahre 1913 kommt es zur ersten öffentlichen Dichterlesung in der Vaterstadt und zur Veröffentlichung des ersten Gedichtbandes „Abglanz des Lebens“: hochdeutsche und niederrheinische Mundartgedichte, meist Liebes- und Naturlieder, erst wenige, noch ungeprägte Werkgedichte, das erste Tasten eines Kommenden. Seine Erweckung hat der Dichter Lersch erst als Soldat im Weltkriege gefunden. Da ersteht in dem Proletarier ein Sturm der Gemeinschaftsgefühle, ein volkhafter Wille, der zu Beginn des Krieges das herrlichste aller Weltkriegsgedichte hervortreibt: „Soldatenabschied“ mit dem unvergeßlichen Kehrreim „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen“. Diesem Dichterworte getreu meldet er sich Herbst 1914 freiwillig, geht mit einem Kölner Infanterieregiment im Frühjahr 1915 an die Front, wird in der Champagne verschüttet und schwerer Krankheit über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

antwortet, kehrt 1916 zu seinem Berufe zurück, indem er eine eigene Kesselschmiedewerkstatt unter bitteren Mühen und Entsagungen jahrelang hält. In dieser Zeit knüpft sich das innere Band zu den Werkleuten auf Haus Nyland, zu Winckler und Kneip, denen sich damals Karl Bröger, Max Barthel, Alfons Petzold zugesellten, knüpft sich vor allem die enge Freundschaft mit *Gerrit Engelke*, der 1918 fiel. Der Kriegsdichter entwickelt sich zu seiner reifen Höhe in den beiden Bänden „Herz! aufglühe dein Blut" 1914 und „Deutschland" 1918. Es ist eine Lyrik ohne jedes Pathos, glühenden Deutschgefühls, aber ohne den leisesten falschen Ton nationaler Überhebung: Lersch hat als Mensch erlebt, hat in den Kämpfen Gott und sein Volk gefunden, hat die „heilige Kameradschaft" als zwingende Verpflichtung gespürt — aus erdverwurzelter lauterer Frömmigkeit und heiligem Volksgefühl entbrennen seine Lieder. Zu dem „Soldatenabschied" treten nun die ebenso unvergänglichen „Der Schwur" mit dem heiligen Gelöbnisse „Kamerad, was du nicht hast, das will ich auch nicht haben", „Der Fahneneid", „Brüder" („Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht"), „Soldatentestament", „Im Schützengraben". Da stehen die bildstarken, anschauungsschweren, gefühlsdurchbluteten Schlachtschilderungen: „Champagneschlacht", „Im Artilleriefeuer", „Die große Schmiede". Und dann die Lieder des werktätigen Volkes im Kampf: „Der Weber singt im Schützengraben", „Des Granatendrehers Kriegslied", „Der Krieger an die Arbeiter". Im zweiten Bande steht das herrliche „Bekenntnis":

Ich glaub an Deutschland wie an Gott!
Von Deutschland laß ich nicht!
Und naht für uns das Weltgericht:
Gott ist in uns, in uns ist Gott!
Kämpfend erfüll ich sein Gebot;
trug Deutschlands Glück, trag Deutschlands Not!
Und ich besiegl es mit dem Tod:
„Ich glaub an Deutschland wie an Gott!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In diesem Bande „Deutschland" aber erklingen nun, aus dem Weltkriegserleben heraus gereift, die ersten wahren Lieder der Werkdichtung. Die „heilige Kameradschaft", Lerschs tiefstes Erlebnis, hat auch hier die Brücke zum Religiösen geschlagen. „Maschinen rauschen in heiligen Liedern, / Fabriken sind göttliche Kirchen der Kraft" („Das neue Lied"). Es ist das Lied der heiligenden, die Erde erlösenden Arbeit: „Wir Werkleute all hüten Gottes Erde und machen sie untertan, / darum ist Gott uns gnädig, wenn wir im Tod uns ihm nahn —, / — und zerbräch diese Erde, loderten aus den Spalten des Erdkerns Flammen — / wir Werkleute all, wir schmiedeten sie wieder mit stählernen Ringen aus Trägern und Schienen zusammen" („Wir Werkleute all"). Der Heinrich Lersch, der nun in der Öffentlichkeit bekannt geworden ist, der in die Höhen der Literatur und Geistigkeit aufsteigen könnte, bleibt der „Hein Lersch" seiner Werkstattfreunde, der „Prolet von Gottes Gnaden", der arbeitende, leidende, mitleidende Mensch: Prolet und Kamerad, Glied des dienenden, des fronenden, des versklavten Volkes. Die Selbständigmachung als Kesselschmied, die 1918 vollzogene Heirat mit der Ingenieurstochter Erika Köchlin, die ständige Berührung mit den Werkleuten von Nyland ändert nichts daran, daß der „Hein" sich zum Volke und nur zum Volke bekennt. Er ist der volkhafte Revolutionär, der alle „Literatur" haßt, „alles Gedachte und Geschriebene", der sich selbst „lyrikfeindlich" und einen dem „Werke" verschworenen „Arbeitsmenschen" nennt, der der „Quadriga" der Nyländer eine Zeitschrift fürs Volk an die Seite setzen, ein „Werktheater" mit volkhaften Stücken „von Hans Sachs bis zu Lersch und Kneip" begründen will. „Wir brauchen die Ästheten nicht", schreibt er 1917 an Kneip, der ihm unter den Nyländern innerlich am nächsten steht, weil er wie er schlichter Liebender und Gottsucher ist, während er an Winckler die bürgerliche Geistigkeit tadelt, ebenso wie an seinem Verleger Eugen Diederichs. Diederichs gegenüber hatte er schon 1917 sein künstlerisches Programm entwickelt: nicht Form, nicht glatte Reime! „Ich schwöre Ihnen, ich will keinen schönen Vers mehr schreiben, keinen Klang mehr geben, nur noch das Inwendige, gestaltetes Leben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Form sei wie der Inhalt, grob, gemein, leise, laut, wunderbar und nicht tönig, nur *echt*. An der Ungehörigkeit der Form soll man sehn, wie groß der Gegenstand ist, den man bewältigen muß. Der gar nicht zu packen ist." Als Diederichs 1921 Lersch seinen großen Arbeitsroman wegen seiner „Übertreibungen" ablehnt, da bricht es aus Lersch zornig heraus:

„Es ist nicht wegen der „Fehler" und „Übertreibungen" — nein, es ist die *Haut* der Proleten, die da aus dem Lumpenkleid schaut. Es geht darum: Schreibe ich das Buch, *wie* Diederichs es verlegen kann, so ist es eine Schändung meines Geistes, oder ich müßte trotz allem ein — Bürger (Dividendengenießer) sein . . .

Ich sage Dir, daß ich keinen Augenblick zögern werde, es auch öffentlich zu bekennen, zu welcher „Sorte" Menschen ich gehöre: die der Leidenden, Geknechteten, Zertretenen! . . . Ich gehöre als Mensch zum Paria, zum Pack, zum Proletariat, und eine *namenlose, ungeheure Brüderschaft* verbindet uns, — nicht Diederichs, — nein, uns, die *Masse* — die für nichts anderes da ist als zum Verbrauchtwerden! Und ich erkläre hiermit feierlich, daß ich keine Zeile schreiben werde, die nicht Schrei der Masse ist und nicht *Form* der Masse ist und einen andern Sinn hat als die Bewegung des Proletariats: „Menschlichkeit!! . . ." (an Kneip 1921).

„Ich will in Wahrhaftigkeit Genosse allen Menschen werden; ich will, denn mein Herz ist so gewachsen an Leid und Elend der Welt" (an Alfons Petzold 15. März 1920). „Möge die wahrhaft grundstürzende Revolution doch bald kommen und in diese betonierte Lebensstellung einschlagen, auf daß die ‚Letzten die Ersten' sein werden" (an Kneip 27. Juli 1930). Erst von hier aus ist der reife Lyriker der Arbeitswelt, des ringenden Arbeitsmenschen zu verstehen, der Dichter der Bände „Mensch im Eisen" 1925 und „Mit brüderlicher Stimme" 1934. Sowohl im Gehalt wie in der Form soll etwas völlig Neues geschaffen werden, etwas, was nicht aus der bürgerlichen Geistigkeit kommt, sondern aus der „furchtbaren Realität im Blut" (an Schmidtbonn 21. Dezember 1927), aus dem einzigartigen Erlebnis des werktätigen Volksmenschen. „Ich baue ein neues Gesetz der

Kunst. — Nein, die *Idee* baut es. *Für die kommenden tausend Jahre, für das zukünftige Reich der Liebe und des Friedens lalle ich die ersten Worte*" (an Kneip 1921). Es ist die „*Lust der Jugend des neuen Jahrtausends*" (an Josef Hüsch 29. Dezember 1930). Ein zum Bersten geschwellter Wirklichkeitswille, rückhaltlose Wahrhaftigkeit, sehnendes Gottsuchertum, tiefstes Erlebnis menschlichen Leides vereinen sich mit dem Glauben, daß der Tag der Erlösung für den schaffenden Volksmenschen einmal kommen muß, der Tag der Freiheit, des Eigenbesitzes, der die von ihm geschaffene Welt ihm wahrhaft schenkt. „Es kommt dein Tag", lautet Lerschs Anruf an den Werkmann, den die Ausbeuterschar zum „Proleten" erniedrigt hat:

Du weißt, das Werk, das du mit deinem Blut erschafft,
das du mit Hunger, Wunden, Schmach und viel Beschwerden
erhalten hast, muß einst zu deinem Eigen werden.
Denn, Werkmann, du, du bist die Kraft!
Dein Opferblut muß einst das Werk von allem Bösen,
von der Tyrannen Eigennutz und Herrschersucht erlösen,
die Welt der Herren ist nicht von ewigem Bestand,
einst wirst du freier Mann im freien Arbeitsland.
Wenn einst dein Tun als Vorbild durch die Lande geht,
bist du erlöst: Du bist nicht mehr Prolet!

In heißgedrängten, anschauungsschweren, gefühlsstarken, in aller Wucht der Leidenschaft doch immer gehaltenen und beherrschten freien Rhythmen hat Lersch diese seine Prophetie der kommenden Erlösung des Proletariers ausgesungen. In dieser Treue zum Volke, in der unbedingten Wahrhaftigkeit, im revolutionären Willen zur sozialen Umwälzung bei ungebrochenem Festhalten am volkhaft Deutschen und gläubigster Weltfrömmigkeit liegt Lerschs Eigenstes, Unwiederholtes, seine neue Haltung, mit der er in die kommende Zeit hinüberweist. Als 1933 die nationalsozialistische Revolution marschierte, hat Lersch sich sofort in sie eingereiht, hat in ihr die Erfüllung seiner sozialen Forderungen begrüßt, hat ihr seine Marschlieder gesungen, wie das „Morgenlied der neuen Arbeiter" („Leuchte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

scheine, goldne Sonne / über dieses freie Land"), „Werkfeierlied", „Marsch zur Kampfbahn", „Soldaten der braunen Armee", „Jungvolklied". Der Weg des Lyrikers Lersch ist in Wahrheit der Weg des echten deutschen Arbeiters gewesen, der aus der proletarischen Absonderung in die neue Gemeinschaft hineinwuchs.

Der Lyrik zur Seite tritt das umfassende epische Werk. Der stark selbstbiographische Roman „Hammerschläge" 1939 und der Novellenband „Im Pulsschlag der Maschinen" 1934 führen in die mitleidlos harte, von Leid und Haß und Lebensgier und allen Lastern durchsetzte und dennoch von einer erhabenen göttlichen Idee getragene Arbeitswelt. Der Roman „Die Pioniere von Eilenburg" 1934 gibt ein ungemeines lebendiges Bild von den ersten Vorkämpfern der Genossenschaftsbewegung: ein wirtschafts-geschichtlicher, sozialpolitischer Roman, dem die durch die Forderungen des Verlegers erzwungene Kürzung und Straffung sehr zugute gekommen ist, da der Epiker Lersch nicht selten in der Überfülle des drängenden, selbst erlebten Stoffes zu ersticken droht. Das ursprünglich Kindhafte, das in dem unzersetzten Volksmenschen Lersch so kennzeichnend ist, lebt in dem Kindergeschichtenbuche „Manni" 1927 mit echt rheinischem Humor. Gehaltlich noch bedeutsamer sind so manche seiner Aufsätze über Arbeit und Arbeiter; die wirtschaftliche Not, die ihn bis zum Lebensende nicht verlassen hat, erzwang diese Zeitungsartikel, aber auch hier hat der Tiefgrabende seine innersten Erkenntnisse niedergelegt (gesammelt heute im Nachlaßband „Skizzen und Erzählungen" 1932). Und dann seine Tagebuchblätter aus dem geliebten Capri, von der großen Mittelmeerfahrt, die ihn bis nach Griechenland führte — Lust der Schönheit im Werktätigen und doch immer die unzertrennliche Verbundenheit mit der wälderrauschenden Heimat im Norden! Am bedeutsamsten ist der unveröffentlichte Teil seines Romanwerks, heute im Nachlaßbande „Siegfried und andere Romane" 1941. Da ist ein zweiter stark selbstbiographischer Roman „Die Kesselschmiede", der die soziale Entwicklung von den 1890er zu den 1920er Jahren vor Augen führen sollte; die vollendeten Teile zeigen eine ungemeine Kraft der Anschaulichkeit und Lebensfülle. Da ist

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vor allem der 1925—1926 auf Capri begonnene, bis ins Todesjahr 1936 leidenschaftlich umkämpfte „Siegfried", die genialste Leistung des Epikers Lersch. Es ist kennzeichnend, daß auch der proletarische Rheinländer wieder auf den Sagenschatz der Urzeit, auf das Mythische zurückgreift: Siegfried als der ursprüngliche, reine, naturhafte Mensch kehrt auf die Erde zurück und opfert sich für sein Volk als sozialer Erlöser; Germanentum und ein in deutschem Sinne aufgefaßtes „Urchristentum" vereinen sich, um das notbedrängte Industriegebiet aus Kraft und Seele zu erlösen! Es geht um die Harmonie von Weltgebäude und Mensch, von Mensch und Maschine — die höchste Aufgabe der ringenden Menschheit. Als der verkannte und verfolgte Siegfried von seinen Arbeitskameraden im Eisenwerk gestellt und in sinnloser Wut angegriffen wird, da stürzt er sich in die glühende Schmelzpfanne und bringt sich zum Opfer dar:

„Ich bin einer von euch. Ich sage zu dem Eisen: Ich bin du, und das Eisen sagt: Du bist ich! Und so sollt ihr mich schreien hören aus jedem Eisenstück, aus jeder Schiene, aus der Klinge eures Taschenmessers, aus dem Nagel in eurem Schuh, wenn er auf das Pflaster klirrt: Prolet! Ich bin du! Eisen! Du bist ich! Und nicht lange werdet ihr den Ruf umsonst hören. Niemand kann euch befreien als ihr selbst! Jeder lebt sich selbst, jeder stirbt sich selbst! Ich aber bin der Prolet und lebe und sterbe für euch alle! . . . Ich bin Siegfried von Xanten, den Hagen ermordete! Jetzt mordet mich die Zeit im Zeichen des Mammons! Erlöst ihr die Welt von diesem, so befreit ihr mich aus dem Eisen und ich bin wieder, was ich war: Deutscher! Rheinländer! Freigeborener! Ich war es, ich bin es! Und ich werde es sein: Deutscher! Prolet vom Rhein! Ich bin du! Du bist ich!"

Der dritte der unveröffentlichten Romane, der nur in Anfängen und Entwürfen erhaltene „Die Ruten Gottes" zeigt den Natur- und Gottergründer in seinen tiefsten Ahnungen. Seit 1930 weilte Lersch wiederholt in Bodendorf im Ahrtal, um bei einem Magnetopathen Heilung von seinen körperlichen Leiden zu suchen, 1932 zog er ganz nach Bodendorf und fühlte sich wie neubelebt in der bäuerlichen Landschaft, am Herzen der Natur. Der Romanentwurf „Die Ruten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gottes" sucht die verborgenen Kräfte der Natur im Sinne seines Heilmeisters zu ergründen, die magnetischen Kräfte und durchs Erdpendel bezeichneten Kraftfelder; er dreht sich um die Krise der kapitalistisch verseuchten, naturentfremdeten Welt, um die Heilung von Körper und Zeit durch die Erkenntnis der tieferen Naturkräfte. So steht auch Lersch, dieser leidenschaftlich glühende Natur- und Wirklichkeits- und Volksmensch, in der großen Linie der rheinischen Naturliebe und Naturdeutung, ja all sein revolutionärer Drang nach Erlösung des schaffenden Volkes ist nur aus diesem Natur- und Volksgrunde zu erklären. Deutscher und Sozialist, Naturschauer und Prophet der Liebe, Brüderlichkeit, Kameradschaft, gottgläubiger Mensch jenseits aller Kirchen — daraus erwächst sein Werk, erwächst sein Glaube an die Zukunft und Sendung seines Volkes:

„Die Elemente des Sozialismus, durch den deutschen Geist gestaltet und veredelt durch Religion, diese Drei-Einheit wird, wenn auch nach furchtbaren Kämpfen, das Vaterland wieder dahin bringen, daß es „über alles in der Welt" durch Geist und Not Führer auch den andern Völkern sein kann." („Die Ruten Gottes.")

1936, im Beginn des neuen von ihm vorausgesagten Zeitalters, ist Lersch allzu früh durch eine Lungenentzündung im leidengeschwächten Körper hingerafft worden, einer der echtesten Dichter unserer Zeit aus den Urtiefen fränkischen Volkstums.

An Lersch schließt sich eine lange Reihe rheinischer Arbeitsdichter — Sammlungen wie „Ruhrland" zeigen den Reichtum volkentstammter Begabungen. Im Jahre 1916 erschien, von Friedrich Castelle herausgegeben, ein Bändchen: „Du bist das Land . . . Kriegsdichtungen des Bergmanns *Otto Wohlgemuth*." Wohlgemuth, 1884 zu Hattingen geboren, im grünen Waldtal der Ruhr aufgewachsen, von den Sagen und Legenden seiner Heimat genährt, hat als armer, früh verwaister Sohn des Volkes das schwere Bergmannsleben jahrzehntelang durchlebt und in ihm seine seelische Reifung gefunden. Schon in dem Kriegserstling stehen tiefempfundene, in ihrem schlichten Klange meisterhafte Gedichte wie „Vermißt". Die Bergmannsgedichte „Aus der Tiefe" 1937 zeigen Wohlgemuth ganz im Banne seiner Arbeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Banne der unterirdischen Gänge, gehalten im festen Ringe der Kameradschaft; in diese Welt ist all sein Fühlen und Denken eingebaut; hier regt sich in ihm Sage, Vision, religiöse Schau — dieser aus der rheinischen Sagenliebe hervorwachsende visionäre Zug gibt seinen Gedichten wie den Erzählungen „Volk, ich breche deine Kohle" 1936 ihre eigenste Kraft:

Oft sprang das Grauen mich an in nächtlicher Tiefe,
warf mich darnieder. Das Brot, das ich schürfend gewann,
war hart, schmeckte nach Gas, verbrauchter Luft,
nach Erde und Blut, ich trank meinen eigenen Schweiß.

Ja, in dunklen Sakramenten stand ich bereit.
Ich vernahm unter den Ländern der Menschen
die geheimnisvollen Weisheiten von den letzten Dingen,
war still, abgründige Stimme des Volkes, tief unter der Erde.

„Von der Seele der Menschen schreiben, die in der Tiefe sind", das ist Wohlgemuths eigenste Angelegenheit; daß er sich auf dies sein Eigenstes beschränkt hat, ist seine Stärke.

Der ältere Essener *Christoph Wieprecht*, geboren 1875, kommt aus einer anderen Haltung, beruflich wie weltanschaulich: wo der Bergmann Wohlgemuth gläubig und hingegeben sein Werk verrichtet, da kämpft der Eisenarbeiter der Martinspressen mit seinem Schicksal, hadert und ringt; wo jener naturhaft aus der heiligen Kameradschaft der Tiefe lebt, müht sich Wieprecht um soziale Fragen, Organisation und so fort, träumt von Friede, Menschlichkeit, Brüderlichkeit. Dieser rauschhafte Drang, dies heiße Aufbegehren lebt schon in seinem ersten Lyrikbande „Hammer und Schwert" von 1918, dem der vierzehn Jahre jüngere Lersch die Einleitung schrieb — Lersch hat später, 1921, in einem bitteren Augenblicke von dem „verbürgerlichten Proleten" Wieprecht gesprochen, aber auch hinzugefügt: „In ihm sehe ich mich selber, meine allerbürgerlichsten Schwächen, und sehe sie übertrieben ans Licht gerissen." In diesem Erstling von 1918 ist Wieprecht wie Wohlgemuth der glühende Deutsche, und seine Gedichte der Kriegsarbeiterinnen — das prachtvolle „Die Meißelträ-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gerin" — begegnen sich mit innig empfundenen Arbeitsgedichten wie „Mittag am Fabriktor". Wieprecht bewundert die Großtaten der „Göttin Industrie", die Hochöfen, Preßwerke, Hüttenwerke, diese „Siege der Arbeit", diesen „Triumph der Tat": „Hochwerke rauschen Licht und Feuerflut / und schleudern Kränze zu des Himmels Ferne." Hier offenbart sich Gottgefühl und Erlösungsglaube der heutigen Menschheit, die gewaltige Kraft des Menschen drängt in stolzer Flamme empor, der beispiellose Wille des Menschen, der die Welt in Stürme taucht, ringt hier nach Vollendung. So sieht Wieprecht das moderne Arbeitsleben in seinen Gedichtbänden „Erde" 1922, „Im wachsenden Erz" 1933, „Werkegemeinschaft" 1938, während die selbstbiographische Erzählung „Nachtgesang" 1924 sein eigenes mühevolles Ringen, sein qualenreiches Werden als Dichter schildert.

Wieprecht verwandt, aber befreiter, gelöster, jubelnder ist der junge Duisburger *Ferdinand Oppenberg* (geboren 1908). Von dem ekstatischen „Allgesang" des ersten Gedichtbandes „Im Kugelglas der Welt" 1931, den Gesängen „Die Großstadt brennt" 1933 geht sein Weg zu den Lobliedern deutscher Arbeit „Sirenenton und Sichelklang" 1935, den Arbeitsliedern des neuen Reiches „Die Saat ging auf" 1936, den geschichtlichen Balladen „Der Freiheit altes Lied" 1937. Die Bauern- und Dorfgedichte dieser Bände — „Sterbender Bauer", „Dorffriedhof", „Bauernchronik", „Die Standuhr" — in ihrer hingegebenen Sachlichkeit sind das Schönste, das Oppenberg geschaffen hat; in den Industriegedichten wirkt mehr Rhetorik, wenn schon Rhetorik im guten Sinne als gläubiges, lobsingendes Bekenntnis. Aus dieser Bekenntniskraft sind auch seine Chorwerke der Arbeit hervorgewachsen: „Männer schwingen — Fahnen flattern" 1935, „Wir bauen Deinen Dom" 1935, das Erntefestspiel „Wir binden die Garben" 1935. Die Verbindung des Bäuerlichen und Industriellen bei Oppenberg ist kennzeichnend niederrheinische Eigenart; der starke bäuerliche Grund in dem Sohne der Großstadt Duisburg gehört zum Wesen der Ruhr-Industrielandschaft.

Altersgenosse Oppenbergs ist *Carl Mandelartz* (geboren 1908 in Duisburg), dessen Ahnentafel väterlicherseits ins Niederländisch-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Flämische, mütterlicherseits ins westfälische Eggegebirge hinüberweist. Für die Belichtung seines dichterischen Weges scheint es bedeutsam, daß sein Ausgangspunkt ein Heimatspiel ist: „Ketten, Trotz und Freiheit. Ein Spiel aus Ruhrorts Geschichte" 1937; geschrieben aus Anlaß der 500-Jahr-Erinnerungsfeier dieser Stadt. Dieses kleine Festspiel, in seiner kernigen plastischen Klarheit ein vorbildliches Volksstück, das von Laienspielern, von Arbeitern, Schiffern, Bergleuten, Angestellten, Frauen, Müttern und Kindern, aufgeführt wurde, erhellt die echte Volkstümlichkeit und die tiefe Heimatverbundenheit des Dichters, die auch sein weiteres Schaffen durchströmen und allem Ästhetizismus fernhalten, erhellt in der Weise, wie es Scherz und Ernst, augenfrohe Heiterkeit und heimlich aufschauernde Hintergründigkeit, gelassen humorige Gemütstiefe und wendigen Witz miteinander vermischt, bestes niederrheinisches Erbgut; in der Art, wie durch den anspruchslosen äußeren Geschehnisablauf allerwegen ein geschichtlicher und zeitlos menschheitlicher Tiefsinn durchschimmert, kündigt es schon die ganze unverwechselbare Besonderheit Mandelartzschen Sehens und Sagens an. Eine Sammlung rheinischer Geschichten „Sumpf der Erkenntnis" 1937, anekdotisch geraffte, geschickt geschürzte Prosa von echt epischem Fluß und farbiger Lebendigkeit, leitet zu dem großen symphonischen Roman „Traumlandstreicher" 1940 über, einer ersten Romanveröffentlichung, aber wohl nicht einem Erstlingswurf, von welchem man eine so ausgewogene, reife Gültigkeit des Gestaltens, dessen Lehrjahre man in der klassischen Schule eines Jean Paul, Wilhelm Raabe und Gottfried Keller vermutet, kaum erwarten möchte. Als Werkmeister in einer Fabrik mitten im tätigen Leben stehend, eine ganz und gar bodenständige Natur mit ebenso großer Körper- wie Herzenskraft, mit einer reinen brüderlichen Liebe zu Pflanze, Tier und Kind, ein Mahner und Helfer mit gesundem erdgetreuem Gemüt voll überlegenen Humors, aber gleichermaßen ein Mensch voll inbrünstiger Hingabe an das ort- und zeitenthobene Schöne, von Sehnsüchten und Träumen bedrängt und gesegnet, ja ein Träumer, ein „Hintersinniger", der auch die Kehrseite der Welt und des Lebens

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wittert —: so erscheint der Traumlandstreicher als eine wahrhaftige Verkörperung niederrheinischen Volkswesens, als ein hohes, leuchtkräftiges Gleichnis, eine Volkstype, die von heutiger und hiesiger Daseinswirklichkeit strotzt und dennoch aus der heimatlichen Landschaft in ein heimlicheres, beziehungsreicheres Traumland und ins zeitlos Mythische hinaufragt.

In den Novellen und Erzählungen „Das innere Antlitz" 1942 geht es um die großen Erschütterungen des Lebens, die alle leichte Maskerade zu Fall bringen und das „innere Antlitz", das Wesen der Menschen, Dinge und Zustände freilegen. Liebe und Haß, Treue und Untreue, Gier und Entäußerung, Adel des Herzens und Verwirrung der Gefühle, Opfergang und Selbstermächtigung der Seele, die Tiefenmächte des Blutes und die lautere Sternkraft des Geistes — das sind die schönen und schaudervollen, altvertrauten und immer wieder aufs neue zu erkundenden Menschheitslandschaften, die in diesem Buche mit feinspüriger Wünschelrute, mit reichem Wissen und reicherem Ahnen abgeschritten werden. In der Entwicklung und Beschwörung einer „unerhörten Begebenheit", worin nach Goethe das Wesen der klassischen Novelle beruht, vollendet sich das Schicksal dieser Menschen, die uns, gleichviel ob Abenteurer, Seefahrer, Ritter, Hofleute und Frauengestalten aus einer versunkenen Epoche oder ein Schuster oder Chirurg unserer Zeit, nachbarlich nahe sind, weil in ihrem Bilde jeweils eine besondere Möglichkeit des Menschentümlichen gleichnishaft aufsteht. In diesen kleinen dichterischen Kostbarkeiten hat das Formale eine erstaunliche freizügige Sicherheit erreicht, und wenn als die poetischen Ahnen Gestalten wie Jean Paul, Raabe und Keller genannt wurden, so läßt sich daher vielleicht auch die auffällige Freude an der weitgeführten Periode erklären, in deren vielschichtiges Gefüge eine straffe Disziplin die strömende Farbenfülle der schöpferischen Phantasie hineingießt, in deren Verflochtensein die Tiefenhaltigkeit eines überraschend wendenden Gipfelwortes, sein bezugreiches Anschauungs- und Gedankengut hineingebannt wird.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als Dramatiker gab Carl Mandelartz 1939 das „tragische Schauspiel" „Diocletian" heraus; dessen freie Stoffbehandlung sucht sich nicht lediglich einer bestimmten historischen Überlieferung zu versichern, seine strenge, architektonisch dichte Szenenfügung, von herber, aus Wort und Widerwort stellenweise berückend aufrauschender Verssprache getragen, spiegelt vielmehr eine immerwährende „gestaltete Wirklichkeit"; wesentlicher als die vordergründige Reihung und „dramatische" Entwicklung von Tatsachen und Taten erscheint die aus Abgründen seelisch-mythischer Voraussetzungen flutende innere Handlung. Abermals offenbart sich hier das Grundanliegen seines Dichtens: das Gleichnishafte einer bedeutungsvollen Gestalt magisch zu vergegenwärtigen.

Aus Mülheim-Ruhr stammt der 1903 geborene *Willi Schäferdiek*, der heute als Chefdramaturg und literarischer Leiter der Deutschen Überseesender in Berlin lebt. Den frühen Werken „Mörder für uns. Szenische Ballade" 1929 und „Ende einer Kreatur. Novellen" 1930 folgte 1933 „Der Trommler Gottes", ein Schauspiel um Thomas Münzer, den Zeitgenossen Luthers, der als ehemaliger Franziskaner gegen die Kirche und abseits der lutherischen Reform für eine neue völkisch-christliche Freiheit kämpft und dessen tragisches Schicksal es ist, in seiner idealistisch-revolutionären Leidenschaft unverstanden zu bleiben und mit seinem Sturz der überzeugenderen Erscheinung Luthers den Weg freigeben zu müssen. „Wer ist mit im Spiel?! — Komödie einer Republik" 1939 führt in das Frankreich der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" des Jahres 1799, in die letzten Tage der aus der großen Revolution übrig gebliebenen „Republik". Aus der satirisch-geistvollen Zeichnung der politischen Akteure, aus deren ebenso lässig und schmiegsam temperierter wie unversehens sich zuspitzender Dialogführung, die sich an der eigentlichen Handlung vorbeizuspielen scheint, aber tief hinter die Kulissen dieses gefährlichen Hasardspieles blicken läßt, ersteht mehr als nur ein klug aufhellendes, packendes Zeitbild: es ist das Bild einer „Politikführung ohne volksorganische Bindung und volkorganische Verantwortung", als welches es der Verfasser selbst bezeichnet, es ist eben darum ein

„Spiel", eine Komödie mit tragisch-blutigem Hintergrund, voll Entartung und Verfall, der nur eine starke, völkisch gefestigte Führerpersönlichkeit — in diesem Falle Napoleon Bonaparte — zu begegnen braucht, um ihr den Todestoß zu versetzen. Auch das politische Drama „Der Kaiser von Mexiko" 1940 erhebt sich aus dem Anlaß eines entlegenen historischen Geschehens zu allgemeiner Sinnbildlichkeit. Schäferdiek hat einen ausgesprochen dramatischen Instinkt, er verfügt über eine sichere Art der Charakterprägung und der szenarischen Entwicklung, wenn auch letztere mitunter den langjährigen Funkmann verrät. Neben weiteren dramatischen Schöpfungen wie „Richter Lynch" 1943 sind es denn auch zahlreiche Hörspiele, die den Dichter vor allem bekannt gemacht haben. Als die wesentlichsten seien hier genannt: „Die Wiedertäufer von Münster", „Inkatragödie", „Galilei", „Fräulein Schmetterling", „Der Knecht Jernej", „Jakob Johannes" (zum Abschluß der großen Saarfeier 1934 als ein „Schlageterschicksal an der Saar" in Reichssendung verbreitet) und die „Mutterlegende", eine Dichtung für den Rundfunk nach Motiven von Andersen, die in deutscher, englischer, spanischer, portugiesischer, holländischer, ungarischer, bulgarischer und kroatischer Sprache gesendet wurde. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang noch zwei Opernlibrettis (Musik von Gustav Kneip) „Bretonische Hochzeit" und „Schinderhannes".

Außer in Drama und Funkspiel trat Schäferdiek auch als ein spannender Epiker hervor. Da ist ein rheinischer Schelmenroman „Matthias Tobias" 1939, in dem das Leben eines Narren von der Art der Eulenspiegel, Münchhausen und Dr. Eisenbarth einem alten Volksbuche nacherzählt wird; da ist das wie eine großartige Frühweltsaga aufklingende menschheitsalte Thema einer Frau zwischen zwei Männern „Marina zwischen Strom und Moor" 1939, das sich vor dem dunklen, unruhvollen, im Verlauf des wie aus Zeitlosem schöpfenden Berichets jedoch nur geahnten Hintergrunde des 17. Jahrhunderts, in den Tagen nach dem „großen Kriege", abwickelt. Da sind schließlich noch Novellen und Erzählungen („Zuma" 1935, „Die Eierfahrt" 1943).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einen sprachtüchtigen epischen Darsteller fand das Ruhrgebiet in dem 1887 zu Bochum geborenen *Felix Wilhelm Beielstein*. Beielstein fühlte sich erst zum Maler berufen, wurde später Ingenieur-Geologe, hat als solcher jahrelang Deutschland und Europa bereist und lebt heute in Essen. Sein Roman „Rauch an der Ruhr" 1932, der mit dem Lebensabschnitt eines Ingenieurs das ernste Schicksal des Ruhrvolkes schildert, die oft schmerzvollen Spannungen und Überschneidungen seiner Lebensbedingungen, die sich aus dem bäuerlich-industriellen Zwiegesicht dieser Landschaft herleiten, ist mit der eigenwilligen Stofferfassung einer der besten zeitgenössischen Industrieromane. Ein anderer Roman „Der große Imhoff" 1939, der das Schicksal eines deutschen Kolonisators zum Vorwurf hat, läßt bei anderen Vorzügen die unmittelbare Frische jenes Ruhrromans vermissen.

Natur- und Wirklichkeitswille und gottsuchende Mystik durchdringen sich in diesem Raum. Da sind Erscheinungen wie *Peter Baum* (1869—1916) mit der dunklen Seelenangst, dem Erlebnis der Schattenhaftigkeit der Welt und der Flucht zu Gott in dem Gedichtbande „Gott. — Und die Träume" 1902, den Romanen „Spuk" 1905 und „Kammermusik" 1914. Da sind die romantischen Erzählungen von *Gustav Sack*, geboren 1885 in Schermbeck bei Wesel, gefallen 1916 in Rumänien: „Ein verbummelter Student" 1917, „Ein Namenloser" 1919. Zu abseitigen Erscheinungen entwickelt sich dieser Zug in dem Werke des Düsseldorfers *Hanns Heinz Ewers* (geboren 1871), der in seinen von Edgar Allan Poe beeinflußten Erzählungen „Der gekreuzigte Tannhäuser" 1901, „Die Teufelsjäger oder der Zauberlehrling" 1909, „Alraune" 1913 das Grausige verklärt.

Daneben steht das Helle, Freudige, Lichtvolle: aus älterer Generation die Lyrik des Weselers *Martin Boelitz* (1876—1918, „Ausgewählte Gedichte" 1908), Natur und Schicksal in seelentiefer Nachempfindung wie in männlich klarer Meisterung, über allem ein trotziger Lebensglaube.

Ein Idylliker, der aus romantischem Geisteserbe schöpft, ein liebevoller Schilderer kleinstädtischen und dörflichen Lebens, der Einfalt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Skurrilität bescheidener Existenzen, ein Augenmensch mit verborgener eulenspiegelhafter Hintersinnigkeit, mit der saftigen Schalkhaftigkeit und dem genießerischen Behagen eines Felix Timmermans begegnet uns in *Heinrich Plönes* (geb. 1885 in Lobberich). Seine vielgelesenen Bücher „Die kupferne Legende" 1933, „Veronika" 1934, „Die gestohlenen Heiligen" 1938, „Die Dhün erzählt" 1940, „Der Hirt" 1940, „Der goldene Esel" 1940, „Im Garten der Einfalt" 1941 und „Die Opferfahrt" 1943 verbinden echte, bodenverwurzelte Volkstümlichkeit, ja die Anspruchslosigkeit einer Kalendergeschichte mit dem stillen Zauber reiner Poesie und treffen auf eine schlicht überzeugende Weise den Seelenton der Landschaft.

Aus jüngerer Altersschicht ist hier der Essener *Wolf Sluyterman von Langenweyde* (geboren 1895) mit seinem Weltkriegs- und Nachkriegsroman „Die Herzen siegen" 1940, seinen humorvollen Satiren und Grotesken „Mensch ohne Maske" 1933 zu nennen.

Die Entdeckung der niederrheinischen Landschaft und ihres Volkstums beginnt bei *Josef von Lauff*, geboren 1855 in Köln, aber aufgewachsen und geformt im niederrheinischen Kalkar, der Seydlitzstadt. Lauff steht im Banne der preußischen Überlieferungen des Niederrheins, ist glühend deutsch, kaisertreu bis in die Nachkriegszeit hinein, ein Verfechter alles Volkhaften, Gewachsenen, Festgegründeten. Er begann mit Versepen aus der rheinischen Geschichte: „Jan van Calker" 1887, „Die Overstolzin" 1891, ein später Nachfahr des rheinischen Versepos der Jahrhundertmitte, mit geschichtlichen Romanen und Dramen, die noch ganz dem Historismus des 19. Jahrhunderts verfallen sind. Eine eigene Leistung setzte erst 1902 mit seinen niederrheinischen Romanen ein; auch sie noch in Sprache und Erzählart dem 19. Jahrhundert verhaftet, aber von einem lebendigen Gefühl der Eigenart niederrheinischer Menschen, niederrheinischer Landschaft getragen, von den unverlöschlichen Jugenderinnerungen seiner Kalkarer Jugendzeit belebt. Aus ihrer langen Reihe seien hervorgehoben: „Kärrekiek" 1902, „Pittje Pittjewitt" 1903, „Kevelaer" 1919, „Sinter Klas" 1921, „Die heiligen drei Könige" 1925, „Der papierene Aloys" 1930. Nach Westfalen greift der Bauern-

roman „Die Brinkschulte" 1913. Lauff bekennt sich als treuer Sohn der katholischen Frömmigkeit, aber er ist der schärfste Feind des politischen Katholizismus, aller über die Religion hinausgreifenden kirchlichen Ansprüche — alle seine Romane sind feurige Lobpreisungen des Bismarckschen Reiches, der preußisch-soldatischen Tradition. Als Bahnbrecher niederrheinischer Epik behält Lauff seinen Wert, obschon seine Romane oft zu sehr ins Unterhaltungsmäßige absteigen, nicht selten auch von sprachlicher Schlichtheit sich entfernen.

Ein echter Künder niederrheinischer Volksseele ist der dem Jahrgang 1895 angehörende Kempener Schulrektor *Wilhelm Grobben*, dessen Vorfahren, väterlicherseits aus Kempen und Süchteln, mütterlicherseits aus der Umgebung von Neuß, Handwerker waren. Seine schöpferische Bemühung um die Mundartdichtung, die von Anfang an durch Formzucht, Verantwortungsbewußtsein und gehaltliche Reife sich auszeichnet — Grobben hat als Vierzigjähriger erstmalig veröffentlicht —, wurde 1938 mit dem zweiten Preis, 1939 mit dem ersten Preis des Reichswettkampfes der deutschen Mundartdichter gekrönt und damit auch über den engeren heimatlichen Raum hinaus bekannt. „Stimme des Herzens, mit dem Mund gesprochen" soll nach einem Wort des Dichters die hohe Aufgabe ernsten, wahrhaftigen Mundartdichtens sein, und diese Aufgabe wird in seinen sparsamen Büchern „Ru—ese, Fletten on Destele" 1835, „Ut Modder sin Järtche" 1936, „Ut Boosch on Bengt on Bongert" 1937 und „En Stöckske Hert" 1940 auf eine schöne, bündige Weise geleistet. Ob er den Zug der Jahreszeiten und mit ihm den wechselnden Zauber der Ebene erscheinen läßt, ob er die Heimat und das Vaterland feiert oder, fern allem Pathos, mit kargem Wort das fremde Glutgesicht des Krieges beruft, ob er in balladisch-geraffter Szenenfolge urwüchsige Volksgestalten mit ihren Tugenden und Schwächen auf die Beine stellt oder in stiller gegenständlicher Art idyllisches Land- und Familienleben schildert, ob er zu einem einfachen Liebeslied findet, an alte, fast vergessene Volksliedklänge rührend, oder uraltes Brauchtum und zeitlos-augenblicksfrohe Kinderspiele erneuert — immer ist seine Aussage lautere Poesie, reine Herzensstimme des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Volkes. Seine Lyrik blüht aus einer tiefen religiösen Besinnung und erleuchtet das verschleiernde Leid des Lebens mit mutiger Bejahung.

Die reife Epik des Niederrheins vertreten heute Erich Brautlacht und Otto Brües. *Braulacht*, 1902 zu Rheinberg geboren, waltet heute als Richter in der Schwanenburg zu Kleve; die Heimatstadt Rheinberg aber ist für ihn, wie für Lauff Kalkar, der allesbelebende Mittelpunkt seines erdgebundenen Schaffens. Auf den Nachkriegsroman „Einsaat' 1933 folgen die beiden Romane ringender und verwirrter Liebe, in denen sich niederrheinisches Menschentum mit all seinen Tugenden und Schwächen ganz ungeschminkt offenbart: zuweilen noch gequält und unnatürlich „Das Testament einer Liebe" 1936 (seit 1941 „Das Vermächtnis einer Liebe"), gelöster, naturhafter, noch kraftvoller in der rückhaltlosen Wirklichkeitsschilderung und Schicksalsdarstellung „Magda und Michael" 1937. Brautlacht erläßt seinen Menschen nichts, das Richterliche in ihm ist in sein dichterisches Werk übergegangen, er ist unerbittlich, leuchtet in jede Herzensfalte hinein und hat doch das seelentiefe Verständnis des echten Dichters für alle Schwächen und Verirrungen. Die Weite seines Dichtertums zeigt die andere Seite seines Schaffens: der komische Roman „Meister Schure" 1939, ein Meisterwerk niederrheinischen Humors in der Schilderung der seltsamen Verwirrungen und Mißverständnisse, des Glückswechsels und des befreienden Ausgangs um einen wunderlichen Prozeß, für Brautlachts epische Kunst der rechte Anlaß, alle kleinen Menschlichkeiten satirisch zu beleuchten, die echte Liebe aber zum siegreichen Triumphe zu führen. Diese epische Kunst entfaltet sich ebenso klar und tief in den Novellenbänden „Die Pöppelswycker" von 1927 (Pöppelswyck als Deckname des heimischen Rheinberg) und „Die Tafelrunde" von 1941.

Das umfängliche, episch-lyrisch-dramatische Werk des 1897 geborenen Krefelders *Otto Brües* erschließt sich nicht leicht, da es ursprüngliche Seenlenhaftigkeit mit schimmerndem Scherz, wehes Leidgefühl und lachende Daseinsfreude in einer durchaus niederrheinischen Weise miteinander vereinigt und vermischt. Der Zugang zu Brües' Gesamtwerk ist am ehesten von seiner unbekanntesten Seite

zu finden: von der Lyrik. 1924 erschienen die „Rheinischen Sonette", 1926 die „Gedichte". In beiden eine starke Betonung geschlossener Form (Sonett, Ode in freien Rhythmen, das kurze klanggeprägte lyrische Gedicht) und dabei eine ständige Öffnung der Form ins Seelenhafte; flutendes Gefühl, religiöses Bekenntnis. Die Kraft und Klarheit seines innigen Gott-Welt-Bewußtseins, das sich unter katholischen Formen nur unvollkommen verbirgt, dringt gerade aus der Lyrik dem Hörer unvergeßlich ans Herz. Die „Rheinischen Sonette" geben ein Gesamtbild rheinischen Lebens: große Vergangenheit und lebendige Gegenwart ständig sich spiegelnd und einander tragend, Daseinslust und strenge Arbeit, die Versailler Schmach, Elsaß, Schweiz und, im Anbeginn wie im Ausklange, das ewige Bild des Lebens im neugeborenen Kinde als stilles Bekenntnis zur unerschöpflichen Neugeburt. In den „Gedichten" finden wir die Widerspiegelung von Weltkrieg und Besatzungsnot: das herrliche „Gebet" und der gewaltige Weltkriegszyklus „Ver sacrum" von 1921. Wir finden die „Oden des Anbruchs", darunter das bekenntnismutige „Volk", finden die „Missa urbana" von 1920 und „Die vierzehn Nothelfer" von 1922 mit ihrer Umdichtung religiös-kirchlicher Dinge ins Deutsche und Lebenshafte, die Waldgedichte mit ihrem Bekenntnis zum deutschen „Wäldergott", zarteste Liebeslieder im Volkston usw. — ein ungemein reicher Kreis von Empfindungen, Gedanken, Sprach- und Versformen, der von Brües' weiter dichterischer Begabung Kunde gibt. Sein Bestes gibt er in schlichten kurzen Sprüchen des Gott-Welt-Bekenntnisses:

Dona nobis pacem.

Wenn ich einst zerfallen bin,
bin ich Weinland oder Korn,
bin ich Blumenlugerin,
Rade oder Schlehendorn.

Und es wird an mir geschehn,
was Gott will;
muß als Mensch ich wieder gehn,
werd ich wandern schlicht und still.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich bin nur Beter.

Der Fluß blinkt, und ich zaudre,
der Wald dampft, und ich schaudre.
Ein Stern ruft, ich vertraue,

ein Held lacht, und ich schaue.
Ein Kind schläft. Still sein Atem weht.
Ich bin nur Beter und Gebet.

Das Bekenntnis zum deutschen Wald, zum Wäldergott, zum Wälderglauben der Natur und des Lebens — die Andacht zu den rheinischen Domen als steingewordener deutscher Waldnatur: beides liegt in unzerreißlicher Verbundenheit den Volksspielen zugrunde, die Brües um rheinische Dome geschrieben hat: 1922 „Stab und Stein", das Spiel um die Gründung des Kölner Domes 1248, mit seiner betonten Absage an politisches Priestertum, 1923 „Die Füchse Gottes", das Spiel von der Verteidigung des Straßburger Münsters gegen die bilderstürmenden Jakobiner. Religiöse Spiele wie „Der Prophet von Lochau", „Die Heilandsflur", das „Albrecht-Dürer"-Spiel von 1924 mit seinem Lobpreis reiner, der Ewigkeit zugewandter Kunst ergänzen dieses Volksspielwerk, mit dem Brües jahrelang sich um eine neue, im Volke wurzelnde Dramatik bemüht hat, den Spuren rheinischer Volksdramatik folgend.

Und dann das epische Werk — tragisch und heiter beschwingt, völkischen Ernstes und rheinischer Lebensfreude voll, ein Werk vielseitiger Begabung, von Farben und Tönen mannigfaltigster Art durchlichtet und durchklungen. Auf „Jupp Brand" 1927, den Roman schweren Nachkriegsringens und -suchens im Rheinlande, folgt „Der Walfisch im Rhein" 1931 mit seinem heiter-ernst gemischten Lebensspiel, aus dem unerschütterlicher Seinsglaube strahlt, folgt „Die Wiederkehr" 1932, ein Wiederkehr-Christi-Roman, der den neuen Christus in die flatternde Rokokowelt des kölnischen Kurfürsten Klemens August einbrechen läßt, folgt die entzückende rheinisch-niederländische Liebesgeschichte aus der Zeit des großen Soldatenkönigs „Das Mädchen von Utrecht" 1933, ein Meisterwerk in der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

launigen Anlage um das Alphabet, in der souveränen Kraft des Scherzes, dem sich um so eindrücklicher die ernste Bedeutung entringt: die Verschmelzung rheinischer Weltlust mit preußischer Zucht und Ordnung. Brües verfügt in diesen Werken über einen Reichtum der Farben, eine Verbindung von prangender Wirklichkeit, visionärer Schau, bildkräftiger Seinsfülle und tiefster Empfindung, die typisch fränkisch, im besonderen niederrheinisch genannt werden muß, und diese künstlerische Höhe wird in den folgenden Werken gehalten, vor allem in dem Meisterroman „Die Fahrt zu den Vätern" 1934, der Erziehungsgeschichte eines rheinischen Jungen, der durch das Vorbild seines am Kemmel gefallenen Vaters und die Begegnung mit dem alten Nansen auf einer Norwegenfahrt seine Formung erhält. Der Roman der flämischen Freiheitsbewegung „Fliegt der Blaufuß?" 1935 und der Roman um die Trockenlegung der Zuidersee „Marie im neuen Land" 1938 zeigen wie „Das Mädchen von Utrecht" die uralte Verbundenheit Rhein-Niederlande im Werke dieses Lebenden kraftvoll erneuert. Nimmt man dazu den Zirkusroman „Das Gauklerzelt" 1939, den geschichtlichen Roman „Die Affen des großen Friedrich" 1939, den komischen Roman aus spanischem Bereiche „Der schlaue Herr Vaz" 1940, so umfaßt man die ganze Weite von Brües' Begabung, das reiche Spiel seines Fabuliertalentes, denen gegenüber man nur hoffen kann, daß sie sich eines Tages in einem noch zusammengefaßteren, das Wesenhafte rheinischen Schicksals ergreifenden Werke bekunden, als es „Die Fahrt zu den Vätern" gewesen ist. —

Aus Düsseldorf stammt der 1907 geborene *Rolf Bongs*, der vornehmlich als Lyriker („Das Hirtenlied" 1933, „Gedichte" 1935, „Tränen und Lächeln, Lorbeer und Dorn" 1943), aber auch in Drama („Schüsse 1811" 1939, ein Schauspiel um Kleist) und Essay („Über den Körper" 1932) hervorgetreten und durch das Prosabuch „Harte herrliche Straße nach Westen" 1942, einen sachlich-dichterischen Erlebnisbericht über die große Umsiedlung der Deutschen aus den Ländern des Ostens in das Reich, bekannt geworden ist. Dieses aufschlußreiche, einmal in seiner farbigen Bildkraft, zum andern in seiner sachlichen, wortkargen Herbe spannende Buch ist ein wert-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

volles menschliches und dichterisches Dokument jenes geschichtlichen, in die Zukunft wirkenden Heimkehrerzuges des Jahres Ende 1939 bis Ende 1940, an welchem Bongs, als Ortsbevollmächtigter an drei Stellen eingesetzt: in Lomza, Chelm und Borodino, vom Norden Wolhyniens bis zum Schwarzen Meer, wesentlichen Anteil hatte.

Bongs' Lyrik ist Ausdruck einer Natur, die auf dingliche Deutlichkeit und Bestimmtheit gerichtet ist, die nichts verschleiern und beschönigen, nichts im Dämmerigen und Ungewissen belassen will. Klarheit der Anschauung, Genauigkeit der sprachlichen Formel werden schönem Reimklang und gefälligem Rhythmus, die als eine ästhetische Angelegenheit musikalischer Stimmung gewertet scheinen, vorgezogen; daraus prägt sich ihre kühle, kernige Besonderheit, erhellt sich indessen auch die Begrenzung, die der eigentlich „lyrischen Strömung" gesetzt wird. Gleichwohl sind die oft spröden und harten Verszeilen von einem heimlichen Melos getragen. Merkwürdig in der Eigenwilligkeit, mit der ein ungewohntes Thema behandelt wird, ist der Band „Die Läufer" 1935, der die beiden Dichtungen „Der Läufer" und „Olympischer Kampf" enthält. Ein neues, aus hellenischem Geiste wiedererwecktes Körpergefühl, strenge Leibeszucht und Körperschule, sportliche Tüchtigkeit, Spiel und Wettstreit finden eine zum Hymnus aufsteigende, aber ganz unpathetische dichterische Entsprechung, die für die Haltung dieser jungen deutschen Generation zeugt.

Zur jüngsten Generation rheinischer Lyrik gehört der 1915 in Rosellerheide bei Neuß geborene *Hans Peter Keller*. Aus seinen Gedichtbüchern „Die schmale Furt" 1938 und „Zelt am Strom" 1943 glüht ein ernster, gegen sich selbst schonungslos ehrlicher Geist, voll schaudernder Verwunderung über die unbegreiflichen Welträtsel und in einem fast schwermütigen Wissen um das „Zwielicht des Lebens". Dies zwiegesichtige Innentum, wohl der erlebnisdichteste Kern seines Verhaltens zur Welt, ist auch in der gemütvoll einstimmigsten Strophe noch spürbar. Seinen schwingenden Versen wohnt eine gebändigte Kraft inne. Bezeichnend sind Verse wie „An den Spiegel":

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wahrsager, sprachlos, doch beredt,
Zart und verletzlich, doch gewaltig,
Den trifft das Leben todeshaltig,
Wer unter deinen Glanz gerät.

Voll Schrecknis bannt der eigne Blick.
So brennend er auch wissen möchte,
Wer meuchlings ihm das Lächeln löschte,
Die kalte Angst hockt im Genick.

Und so verführst du ihn zur Lüge:
Der Wille glüht herauf und wandelt
Ins Strahlende die strengen Züge.

Befriedet und getrost betrachtet
Der Mensch die Maske, leicht erhandelt.
Das Leben aber liegt umnachtet.

Die geläutertsten Gedichte, oft Sonette, deren antithetische Form dem Ausdruck seiner Dichtart auf schöne Weise gemäß ist, weisen den Weg, den der Dichter über die tragische Zwiespältigkeit hinaus verfolgt; adelige Naturfrömmigkeit, mutiger Lichtglaube, ein aus Goetheschem Erbe schöpferisch erneuertes Einheits- und Wertbewußtsein geben schließlich der allgemein als ausweglos empfundenen letzten menschlichen Höhe, der tragischen, einen erreichbaren lösenden Himmel. Dieser traditionellen geistigen Haltung, ihrem naturhaften und kosmischen Bezug entspricht ein klassisches Formempfinden.

Eine ansehnliche Reihe dichterischer Gestalten kommt aus der alten Hansestadt Köln. Alter rheinischer Überlieferung getreu vereinen sich in *Wilhelm Bölsche* (geboren 1861) der Dichter und der Naturforscher zur lebendigen Einheit. Das Erlebnis des jungen Bölsche war die Darwin-Haeckelsche Abstammungslehre, das naturwissenschaftliche Weltbild der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; von früh an hat er es sich zur Aufgabe gemacht, dieses Weltbild zum Besitztum weiter Volkskreise zu machen. Der frühe Roman „Die

Mittagsgöttin" 1891 zeigt deutlich, wie selbständig ein solcher Rheinländer den gleichzeitigen naturalistischen Strömungen gegenübersteht: dieser spannende und starkbewegte Roman um die Frage des Spiritismus, seine Entlarvung zugunsten der naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeit des Lebens, ist von hinreißend beseelten Naturschilderungen durchsetzt und geht durchaus auf das Allgemeinmenschliche aus. Dieses Dichtertum, das später noch in dem 1924 erschienenen Geschichtsbande „Der singende Baum" hervortritt, hat auf naturwissenschaftlichem Gebiete dann die unvergleichliche Lebendigkeit und Bildkraft seiner weitverbreiteten Darstellungen von Weltall, Natur und Menschheit hervorgebracht, von denen nur die wichtigsten genannt werden können: „Das Liebesleben in der Natur" 1891—1902, „Die Abstammung des Menschen" 1904, „Entwicklungsgeschichte der Natur", ein Neuversuch in der Art des Humboldtschen „Kosmos" 1892—1905, „Die Eroberung des Menschen", „Von Sonnen und Sonnenstäubchen", „Im Steinkohlenwald", „Der Termitenstaat" und so fort, dazu weltanschauliche Werke wie „Lichtglaube", „Der Sieg des Lebens" und andere, in denen das naturwissenschaftliche Weltbild zur religiösen Überzeugung erhoben wird.

Dem neuromantischen Kreise zugehörig, ein später barocker Nachfahr Shakespeares ist der 1878 zu Köln-Mülheim gebürtige *Herbert Eulenberg*, dessen überaus reiche Phantasie außer in einem vielfältigen dramatischen Schaffen („Münchhausen" 1900, „Kassandra" 1904, „Ritter Blaubart" 1905, „Alles um Geld" 1911, „Belinde" 1912, „Nachtseite" 1916, „Das grüne Haus" 1920 und viele andere) in einer großen Anzahl von Romanen, Novellen, Kurzgeschichten, Essays und Gedichten sich auswirkte. In ihm kommt die komödiantisch-spielfrohe Seite rheinischen Wesens zum Ausdruck, die Augenblicksfreude an der schillernden Oberfläche des Seins, die auch die unvermuteten Falten des Dunklen und Tragischen noch mit leichthändiger, sonnig erleuchteter Schöpferlaune zu glätten sucht. Seine Erlebnisfähigkeit ist aber größer als die Gabe des Gestaltens; infolge der häufig befremdend eigenwilligen Auswüchse, Abseitigkeiten und Unausgeglichenheiten, die köstliche Einzelleistungen, vor allem unter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Gedichten, zu sehr beschatten, rückt sein vielbändiges Werk schon heute mählich aus dem Kreis der öffentlichen Anteilnahme.

Der Anteilnahme gewiß, auf die ihnen und ihrer Bemühung entsprechende bescheidene und schlichte Weise, sind die aus der Hansestadt kommenden Vorkämpfer des Volkstums. Zunächst der 1862 geborene *Wilhelm Schneider-Clauß*. Alt-Kölner, der gerade in seinen in der Fremde, in Kerpen und Eupen verbrachten Schulmeisterjahren die glühendste Heimatliebe in sich lebendig gemacht hat und daraus zum stärksten kölnischen Heimatdichter geworden ist. Es ist das Köln der 1880er Jahre, das den Festungsring sprengende, sich erweiternde und doch immer noch an seiner alten gebundenen Art festhaltende Köln, das in Schneider-Clauß' Werken lebt: in seinem Mundartroman „Alaaf Kölle" 1908 wie in den Novellenbänden „Us unse Lotterbovejohre" 1894, „Us dem ahle Posshof" 1907, „Zwesche Vringspooz un Eigelstein" 1909, „Altfränkische Lück" 1925. Es ist die liebevollste Schau all der kleinen Züge und Stadtereignisse, all der kleinen Menschlichkeiten und volkhaften Charaktere, es ist die innigste Vertrautheit mit der echten altkölnischen Sprache, was diesen Werken ihren künstlerischen wie ihren volkskundlichen Wert gibt. Es ist der echt kölnische, gefühlstiefe Humor, der hier wie in den Mundartgedichten (gesammelt 1907 als „Fletten un Blotsdröppcher") wie in seinem bedeutendsten Unternehmen, den Volksschauspielen lebendig ist. Dies volksdramatische Werk: „Heimgefunge" 1911, „De Eierkönegin" 1912, „Unger der Krützblom" 1913 und so weiter, hat eine Zeitlang in Köln, selbst im Kölner Schauspielhaus, eine beträchtliche Wirkung geübt. An Schneider-Clauß schließt sich eine ganze Reihe kölnischer Mundartdichter: *Wilhelm Koch* mit seinen „Kölsche Scheldereie", *Peter Berchem*, *Hans Jonen*, die große Zahl der von Laune und echtem Humor überfließenden Karnevalsdichter, die Erneuerer der Puppenspiele *Willi Räderscheidt* und *Max Meurer* usw. Es ist für kölnische Art kennzeichnend, daß gerade in den schweren Nöten der Besatzungszeit 1920 durch Carl Nießen das Kölnische Hänneschen-Theater wieder aus seinem Schlafe erweckt, die alte

Überlieferung des volkhaften Puppenspiels wieder ins Leben gerufen und weit über das Rheinland verbreitet wurde.

In die große Schar der rheinischen Volkstumserneuerer reiht sich der 1886 geborene *Theodor Seidenfaden*. Alle hat er sie wiedererweckt durch seine lebendigen Nacherzählungen: Wieland wie Beowulf, Dietrich von Bern und Wolfdietrich, Walther und Hildegund und Gudrun, Rother und Meier Helmbrecht, die Germanischen Sagen wie die Sagen um Karl den Großen. Er hat die Fastnachtsspiele Hans Sachsens erneuert, rheinische Märchen gestaltet („Die Schuhe der Frau Holle" 1941), hat vor allem, aus altem Volksgut schöpfend, rheinische Schwänke in der lebendigsten und humorvollsten Weise erzählt („Das rheinische Narrenschiff" 1924, „Schelme vom Rhein" 1942). Dem humorvollen Novellisten tritt ein ernster zur Seite, der ebenso meisterhaft die knappe Geschichte aus rheinischer Vergangenheit zu gestalten weiß: in den Bänden rheinischer Geschichten „Das Glockenspiel" 1925 und „Hans Memlings letzter Tag" 1940 stehen Vorbilder volkstümlich packender geschichtlicher Erzählung. Es kann nicht überraschen, daß gerade dieser Neuerwecker rheinischen Volksgutes den Blick mit Vorliebe in den so lange nahverbundenen flämischen Raum richtet, daß er den Lebensraum des von ihm so geliebten Malers Hans Memling „Der Meister von Brügge" 1942 gestaltet.

Die Weltkriegsgeneration wird in Köln durch *Heinz Steguweit*, den 1897 Geborenen, vertreten. In ihm vereint sich deutscher Westen und Osten: der Vater Ostpreuße, die Mutter Rheinländerin; das Rheinische ist aus Blut und Umwelt dennoch vorherrschend geblieben, Steguweit ist 19jährig in den Weltkrieg gezogen; sein ganzes Schaffen wächst aus diesem Weltkriegserleben hervor. „Der Jüngling im Feuerofen" 1932 ist sein erstes und immer noch bedeutendstes Werk: Frontgeist und unzerbrechlicher rheinischer Lebenswille vereinen sich in der Gestalt des Mannes Himmerod, der in Nachkriegs- und Besatzungszeit die Fahne der Heimatliebe und Deutschlandtreue aufrechterhält — eine so typisch rheinische Gestalt, daß sie mit dem Eike Bosch in Brües' „Die Fahrt zu den Vätern" wie nichts anderes das eigenste Wesen rheinischen Menschentums, rheinischer Jugend

spiegelt. Eine Fortsetzung dazu ist „Die törichte Jungfrau" 1937, ein Roman um das Werden der nationalsozialistischen Bewegung im Rheinlande. Immer wieder greift Steguweit in diesen Bereich: „Heilige Unrast" 1935 zeichnet das Schicksal eines anderen rheinischen Jungen von der Vorkriegszeit durch den Weltkrieg bis in die schwere Nachkriegszeit, „Herzbruder und Lumpenhund" 1936 ringt um die Versöhnung der sozialen Gegensätze zwischen Arbeiterschaft und studentischer Jugend. Seine eigentliche Meisterschaft enthüllt Steguweit in seinen unvergleichlichen Kurzgeschichten („Das Stelldichein der Schelme" 1937), in dem heiter-besinnlichen Soldatenroman „Ihr vielgeliebten Schätze" 1939, in seinem volksdramatischen Werk: die Rüpelspiele „Die Gans" und „Iha der Esel", die Scherzspiele „Spottvogel gegen Schmierfink", „Der Teufelsgulden", „Der Streit am Lagerfeuer" (gesammelt in „Das fröhliche Steguweit-Buch" 1936) sind hier ebenso bedeutsam wie die Lustspiele „Der Herr Baron fährt ein", „Glück und Glas" und „Der Nachbar zur Linken". Mit dieser Volksdramatik gehört Steguweit der jüngsten rheinischen Volkstumsbewegung zu: strahlende Laune, treffende Satire, derbe Komik vereinen sich bei ihm mit heiligem Feuer völkischer Umkehr, mit dem glühenden Eifer für die Volkseinheit, mit besinnlichem Lebensernst — in dieser Verbindung, der auch die Lieder und Balladen des Bändchens „Und alles ist Melodie" 1937 entsprungen sind, wurzelt Kraft und Reichtum seines Schaffens. —

Eine dichterische Gestalt herber Prägung ist die 1898 zu Köln-Deutz geborene *Elisabeth Emundts-Draeger*, deren sparsame, zuchtvoll verhaltene Veröffentlichungen aufhorchen ließen. „Von Mensch zu Mensch" 1936, ein erstes lyrisches Ergebnis, ist insgeheim noch den rhythmischen und melischen Schwingungen Rilkes verpflichtet, enthält aber auch Versgebilde von starker Eigenwilligkeit, von einer eigenwüchsigen Gerafftheit und einer mitunter fast holzschnittartigen Strenge. Durch sprachliche Prägnanz, durch eine nahezu männlich unerbittliche Kraft der Sicht und des Sagens und durch ein hohes weltgläubiges Ethos zeichnen sich auch die Erzählungen „Die ewigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mütter" 1939, der Roman „In uns das Gesetz" 1939 und die Novelle „Die ewigen Gipfel" 1942 aus.

Das kleine Bonn stellt drei der bedeutendsten Dichter: aus der älteren Generation Wilhelm Schmidtbonn und Wilhelm Vershofen, aus der Weltkriegsgeneration Heinrich Zerkaulen.

Der dem Jahre 1876 entstammte Wilhelm Schmidt, der sich später nach seiner geliebten Vaterstadt *Wilhelm Schmidtbonn* nannte, hat sein Schönstes in einem Lebenserinnerungsbuche gegeben: „An einem Strom geboren" 1935, ein Bild rheinischer Daseinslust und Lebensfülle, ein Novellen- und Anekdotenbuch, das aus der engen Stadt am Rhein in alle Weiten Europas führt. Mannigfaltiges Blut kreuzt sich hier: der Großvater wanderte von der Bergstraße ein, die mütterliche Familie stammte von einem schwedischen Offizier, der 1792 nach Berlin einwanderte. In Schmidtbonn, dem Sohne eines frühverstorbenen Bonner Pelzhändlers reformierten Glaubens, eine Mischung der Begabungen: mit 15 Jahren bereits Opern und Symphonien, Aufnahme ins Kölner Konservatorium, jähe Enttäuschung an dem auf Virtuosität gerichteten Betriebe, dann buchhändlerische Lehre, germanistisches Studium und mit 24 Jahren, 1901, die erste Aufführung seiner „Mutter Landstraße", dieses ganz von Liebe und Mitleiden getragenen, in schmelzender Wehmut und reiner Musikalität fast gesungenen Spieles von Heimatsehnsucht und Ausstoßung. Daß in Schmidtbonn das Zeug zu einem großen Heimatdichter steckte, erwies der 1903 veröffentlichte Band rheinischer Geschichten „Uferleute" mit der Meisternovelle „Eisgang", erwies der Roman eines als Heiland umherwandernden rheinischen Schiffers „Der Heilsbringer" 1906 — ein rheinischer Vorläufer zu Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint", wobei der Gegensatz zwischen der erdfesten rheinischen und der gelösten schlesischen Mystik klar vor Augen tritt. Aber Schmidtbonn sah seine dichterische Aufgabe in größerer Weite: in einer Erneuerung des deutschen Dramas — der dramatische Urtrieb des Frankentums setzt sich auch hier durch. 1908 erscheint „Der Graf von Gleichen", mit einer bezeichnenden Umwandlung des alten Sagenstoffes: die deutsche Frau wahrt ihr altes unzerstörliches Recht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

indem sie die Nebenbuhlerin aus dem Morgenlande vom Felsen stößt, sie bekennt sich in adligem Stolze zu ihrer Tat, der Graf zieht von neuem in Krieg und Tod, die verlassene Frau gibt sich den Tod. Diese tragische Unentrinnbarkeit verstärkt sich in dem Meisterwerke dieses Erneuerungsversuches im Drama, in dem Versdrama „Der Zorn des Achilles" 1909. Es ist die Tragödie des starken, stolzen Einzelmenschen in seinem Kampfe mit der Masse der Schwachen, Feigen, auf ihren Vorteil Versessenen, die dennoch durch ihre Überzahl und Bedenkenlosigkeit die Stärkeren sind.

Daß ich in meiner Seele
hoch mich selbst kann fühlen:
das ist allein mir wert, darum zu kämpfen . . .
Was ihr nennt Vaterland, das seid ihr selbst,
ist euer Bund,
der Reichtum jedem Glied eintragen soll.

Maßlos in Freud und Weh, ein vom Fluch des Verhängnisses Gezeichneter, dem die leichten Wege schlauen Vorteils verschlossen sind, in aller Rauheit und Wildheit und sagenhaften Tapferkeit doch nur ein Kind inmitten der kluggefügten Welt der Wirklichkeit, freundlos und heimatlos — so fällt Achill den Ränken und Schlingen seiner Gegner zum Opfer. Zum Schlusse bleibt ihm nichts als der selbstgewählte Untergang: als die empörten Griechen ihn steinigen wollen, bietet er sich an, sein eigener Henker zu sein, und schreitet den Troern zum letzten Kampfe entgegen:

Schwachfarbner Himmel dieser Krähenwelt,
Gekreisch und Aasgezänk —
ich schüttele das blonde Haar:
hinter mir alles!

Das wilde Kampflied, mit dem Achill und seine Getreuen in den Tod ziehen, schließt dieses Trauerspiel des großen Einzelnen, das, kraftvoll in seinem Vorwurf, eigengeprägt, voller Klang und Wucht in seiner Sprache, doch zu sehr von den Bahnen der Volksentwick-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lung abwich, als daß ihm eine dauernde Stellung auf der deutschen Bühne beschieden sein konnte.

1912 folgte das Legendenspiel „Der verlorene Sohn", 1917 die Tragödie der Wiedertäufer in Münster „Die Stadt der Besessenen", 1920 als eines der tiefsten Werke Schmidtbonns „Der Geschlagene", das Drama eines blindgeschossenen Kampffliegers, dem die Liebe eines Weibes den Glauben an das Leben wiedergibt, aus der seelenverwandelnden Kraft des Mitleidens: „Vielleicht mußtest du blind werden, damit ich dich lieben konnte" — „Nicht über den Hohen, über den Gestürzten wirft sich die Liebe." Dazu das tragische Auswandererdrama „Die Fahrt nach Orplid" 1922, die Lustspiele „Hilfe! ein Kind ist vom Himmel gefallen" und „Die Schauspieler", die reizenden Schwänke aus altgriechischem Bereich „Der spielende Eros" 1911 — Schmidtbonns dramatisches Werk ist vielseitig und bedeutungsvoll, ohne doch zu einer vollen Durchschlagskraft zu gelangen. Schmidtbonn selbst hat seine Dramatik immer im Einklang mit der Natur gesehen; er, der leidenschaftliche Europawanderer, der Wandertum als Gesetz seines Blutes erklärte, der sich mit dem freien Himmel verwachsen fühlte, bekämpfte die „falsche Meinung, der Dramatiker gehöre unter Menschen" — im Gegenteil, er gehört in die Einsamkeit, die nicht einsam ist. „Immer suchte ich die Einfachheit der großen Natur im Linienbau meiner Arbeit nachzugestalten," heißt es im Lebenserinnerungsbuch, „immer waren es die ursprünglichen Seelen der Hochgebirgsbauern und der Nordseefischer, auch wenn meine Geschöpfe Achill, Graf von Gleichen, Jan von Leyden, Dietrich von Bern hießen." Dieser Dichter ist vom rheinischen Dramadrang besessen, obschon das strömende Mitleid seiner reichbewegten Innerlichkeit, die Gemütsfülle einer warmen Menschlichkeit das Tragische allzu leicht zersetzt und die dramatische Durchschlagskraft behindert.

Die Naturnähe dieses Dichters offenbart sich in den Hundegeschichten „Die Flucht zu den Hilflosen" 1919, die Phantasiefülle in dem Roman „Der Verzauberte" 1924, beides zusammen in dem Legendenbuche „Der Wunderbaum" 1913. Alle Liebe und Mensch-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichkeit bekundet sich in dem „Denkmal für einen jungen Lastträger", einen Rotterdamer Schiffer, „Mein Freund Dei" 1928, das Buch, in dem Heinrich Lersch mit jubelnder Freude die wahre „heilige Kameradschaft" wiederfand: „Du bist weit mehr als Dichter, Du bist der große Kamerad geworden, der liebt und immer nur liebt" (an Schmidtbonn aus Capri 1928). Diese unvergleichliche Liebesfähigkeit eines natur- und gottnahen Herzens trägt Schmidtbonns Werk auch an seinen schwachen Stellen.

Altersgenosse ist der 1878 geborene *Wilhelm Vershofen*, in dem sich nun eine neuartige Abwandlung des Bundes von Dichter und Forscher vor Augen stellt: die Einheit des Dichters und des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlers. Diese Einheit zeigte sich in einer noch unvollkommenen Weise im „Fenriswolf" 1913 und „Das Weltreich und sein Kanzler" 1917, diesen beiden „Finanznovellen" im Aktenstil, mit denen der frühe Vershofen sich an den „Industriedichtungs"-Versuchen des Nylandkreises beteiligte. Wenn hier die schärfste Kritik des Kapitalismus, insbesondere des amerikanischen Kapitalismus gegeben wird, so hat der Ausgang des Weltkrieges Vershofen zur eingehendsten Auseinandersetzung mit der marxistischen Bewegung, in Sonderheit dem Bolschewismus gebracht. Zeugnis davon sind zwei ins Metaphysisch-Symbolistische vorstoßende Spiele für ein neues, aus der Gemeinschaft kommendes und der Gemeinschaft hingegebenes Theater: „Tyll Eulenspiegel" 1919 und „Der hohe Dienst" 1924, eine eindringliche, vom Volkhaften und Organisch-Lebenshaften ausgehende Auseinandersetzung mit den Fragen des echten und falschen „Sozialismus". Der Wirtschaftswissenschaftler, seit 1923 Professor an der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu Nürnberg, behandelt das in seinen grundlegenden Schriften „Wirtschaft als Schicksal und Aufgabe" 1930, „Die Stufen zur Sozietät" 1931 und in dem Aufsatzbande „Licht im Spiegel" 1934. Vershofens wissenschaftliche Haltung ist auf das Bekenntnis zu einer organisch-ganzheitlichen Betrachtung gegründet: Wirtschaft als ein *gewachsener Organismus*, der nicht von außen her, mechanisch zu ändern ist, sondern nur nach seinen innewohnenden Gesetzen be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einflußt und geführt werden kann. Gerade die Gesamtdarstellung von 1930 „Wirtschaft als Schicksal und Aufgabe", die naturgemäß auf die damalige „freie" und wesentlich kapitalistische Wirtschaft ausgerichtet sein muß, ist eine Goethische „Schau", die von „Urphänomenen" (Markt, Marktverbände, Verbrauch usw.) ausgeht und das Wachstümliche aufzeigt. Wirtschaft als Phänomen der Gemeinschaft, „kein abstraktes, über den Menschen schwebendes Gebilde, sondern neben Kunst, Religion, Moral, Sprache usw. eine wesentliche Lebensäußerung des Menschen" („Leitsätze der Nürnberger Schule"), das Gesetz der „Polarjunktion", der beständigen Spannung zwischen Einzelnem und Gemeinschaft als waltendes Gesetz eines tragisch aufgefaßten Lebens — in diesen Grundsätzen beruht die wirtschaftswissenschaftliche Lehre Vershofens, die schon in diesen Jahren deutlich den Ausblick auf kommende neue Entwicklungen, auf eine planmäßig gelenkte Wirtschaft erkennen läßt. Die Aufsätze des Bandes „Licht im Spiegel" sprechen es aus: der Sinn des Lebens ist Geist, ist Gott; auch der Sinn der Wirtschaft liegt letzten Endes im Geistigen. Mit aller Schärfe wendet sich Vershofen gegen Spengler, seine Lehre von den sterbenden Kulturen („Völker sterben nicht"), vom Menschen als Raubtier („Der Mensch ist kein Raubtier"), ebenso gegen Klages' falschdeutende Geistfeindlichkeit („Die Welt geht nicht am Geist zugrunde"); Ganzheit der Welt, gewachsene und sich organisch entwickelnde Gemeinschaft, das Miteinander von Einzelnem und Gemeinschaft, von Seele und Geist, Leben und Gott („Sanctae vitae" ist schon „Der hohe Dienst" gewidmet) ist die Grundlage von Vershofens einheitlicher und naturnaher Weltschau in rheinischem Geiste.

Den schöpferischen Einklang dieser Forscherüberzeugungen mit seinem Dichtertum hat er alsdann in seinen beiden reifsten und schönsten Werken erreicht: „Swennenbrügge" 1928 und „Poggenburg" 1930. Es ist die Landschaft der Grafschaft Tecklenburg, die Landschaft um Rheine, die Heimat Winckelers, die dem Nylandgenossen und Schwager in langen Jahren ans Herz gewachsen ist. Das Land und sein Volkstum, geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Veränderungen und Umlagerungen als Schicksal, das „Le-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

benshafte" in all diesen Dingen ersteht in den Novellen und Geschichtsbildern dieser beiden Bände, deren sprachliche und gestalterische Schlichtheit sich mit der Prallheit der Lebensläufe und Lebenszustände zu Vershofens größter dichterischer Leistung verbindet. Hier ist „gewachsenes Leben", von der Wirtschafts- und Volksgeschichte aus gesehen; hier zeigt sich die uralte Verbundenheit des rheinischen und des westfälischen Raumes, der fränkisch-niedersächsischen Lebensbeziehungen, wenn der Dichter aus der Stadt am Rhein die herbe und schwere Verhaltenheit tecklenburgischen Volkstums aufs Innerste mitzuerleben vermag.

Drei weitere epische Werke runden den Kreis: die „Seltsamen Geschichten" 1938, Novellen um das Zweite Gesicht und verwandte Dinge des die Welt durchwaltenden Geheimnisses, die dann wundersame, aus Tragik und dem Glauben an die innersten Kräfte des Lebens zauberhaft gemischte Liebesgeschichte „Zwischen Herbst und Winter" 1938, und „Das Jahr eines Ungläubigen" 1940. In diesen Büchern verrät sich die seelische Fülle einer Menschlichkeit, die wahrhaft in den göttlichen Rhythmus des Seins eingebannt ist und seine leisesten Schwingungen mitschwingt, echtes Dichtertum am Herzen der Welt, das in klangdurchseelter Sprache sein schicksalhaft Eigenstes austönt.

Der Weltkriegsgeneration gehört der dritte Bonner an: *Heinrich Zerkaulen*, geboren 1892. Die väterliche Familie vom Niederrhein, die mütterliche aus der Bonner Umgebung: so kreuzen sich in ihm die fruchtbarsten Kräfte des Nordrheingebiets. Wie bei Brües erschließt sich auch bei Zerkaulen das eigenste Wesen von der Lyrik her. Die in dem Bande „Gesegneter Tag" 1935 gesammelten Gedichte bekunden das gläubige Lebensvertrauen, die Seinshingabe, die tätige Bereitschaft, das Volksgefühl aus der Tiefe des Weltkriegserlebnisses. Der Epiker schafft sein Reifstes in „Anna und Sigrid" (so seit 1934, zuerst 1931 als „Osternothafen" erschienen), einem unserer zartesten und reinsten Eheromane, die Geschichte einer Doppelliebe, die im Opfer der Liebe für die Ehe ihre klare und tiefe Lösung findet. „Wirkliche Liebe wird geboren aus wirklichem Opfer. Wenn zwei Menschen so weit auseinander sind, daß als Letztes nur noch die Schei-

dung übrigzubleiben scheint und sie bleiben dann in ehrlichem Einanderhelfenwollen doch zusammen, dann erst kann man von Liebe sprechen." Aus derselben Gefühlsreinheit lebt der tragische Roman „Der arme Kumpel Doris" (1935, zuerst „Doris Malten"), lebt der rheinische Roman „Der Strom der Väter" (1937, zuerst „Die Welt im Winkel" 1928), leben der Beethovenroman „Hörnerklang der Frühe", der Lukas-Cranach-Roman „Herr Lukas aus Kranach", der Roman aus dem sächsischen Barock „Rautenkranz und Schwerter", der Roman um Brommy und die erste deutsche Kriegsmarine „Narren von gestern — Helden von heute". Seit 1923 hat Zerkaulen in Dresden seine zweite Heimat gefunden, ein Rheinländer in der Fremde wie so viele, der seine rheinische Heimat unentrückbar festhält; Rhein und Sachsen sind so zur Stätte seiner Epik geworden.

Der epischen Begabung tritt eine nicht minder starke dramatische zur Seite, ja vielleicht bedeutet Zerkaulen im deutschen Drama von heute noch weit mehr als in der deutschen Epik. „Jugend von Langemarck" 1933 gibt den Aufbruch todesbereiter deutscher Jugend 1914 in einer packend lebendigen Weise wieder. Den Höhepunkt bildet das Drama „Der Reiter" von 1937, eines der meistgespielten Stücke unseres heutigen Theaters: das Geschichtliche des 17. Jahrhunderts in der Gestalt des „Reiters" ins Legendäre erhöht, ohne daß der feste Boden der Wirklichkeit verlassen würde; ein Ringen um das wahrhaft Deutsche, um den Sinn des „Reiches", um die kommende Form deutschen Volkes so in bildkräftige Handlung umgesetzt, daß hier wahrhaft eine Einheit von Geschichte und ewiger Bedeutung, Vergangenem und dauernd Gültigem, Wirklichkeit und Sinnfülle erreicht worden ist. Gerade in dieser Einigung des Realen und Symbolischen liegt der fortdauernde Erfolg des Zerkaulenschen Dramas um das „Reich" beschlossen. Das Drama „Brommy" 1939 stellt in gleicher Weise den geschichtlichen Vorgang der Gründung der ersten deutschen Kriegsmarine und ihres jammervollen Endes in eins mit der unvergänglichen Bedeutung des Vorkämpfertums. Das rheinische Lustspiel „Der Sprung aus dem Alltag" 1935 mit seiner strahlenden Daseinsfreude und Lebensgläubigkeit ist die komische Ergänzung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eines dramatischen Werkes, das in der Verbindung von Wirklichkeitssinn, geistiger Tiefe und Bühnenbeherrschung als Vorbild im deutschen Drama unserer Tage steht.

Jäh abgebrochen durch einen frühen Tod ist das Werk eines andern Dramatikers: des zu Aachen 1897 geborenen, 1938 verstorbenen *Paul Joseph Cremers*. Sein Erstling „Die Marneschlacht" 1933 ist auf strengste Sachlichkeit ausgerichtet: aktenmäßig genaue Darstellung, klarer Ablauf des Tatsächlichen, so daß man hinter der hingestellten Wirklichkeit die Bedeutung erahnen muß. Im gleichen Stile ist die „Rheinlandtragödie" 1934, das Drama des Rhein- und Ruhrkampfes gestaltet, während der „Richelieu" von 1935 über diesen Tatsachenstil bereits in politische Sinndeutung hinübergeht und das von der Reichsmessestadt Leipzig bei dem rheinischen Dramatiker in Auftrag gegebene Festspiel „1813" (1938) das Volkhaft-Politische klar hervortreten läßt. Die Komödie „Das Gastmahl der Götter" 1936 schließt sich auch hier nach der Seite des Komischen an; bedeutsame Bücher zur rheinischen Malerei vollenden das Werk eines Allzufrühentrafften, Vielversprechenden, der dem deutschen Theater gleichermaßen Kraft der politischen Wirklichkeit wie entschlossene Bühnensicherheit zuzubringen fähig war.

Der 1890 in Aachen gebürtige *Walter Hasenclever* betätigte sich außer in der lyrischen Gestaltung („Der Jüngling" 1913, „Tod und Auferstehung" 1916, „Gedichte an Frauen" 1922) hauptsächlich als Bühnenschriftsteller und errang mit dem Drama „Der Sohn" 1914 bei der Uraufführung in Dresden 1916 trotz des auf expressionistische Abart weitergetriebenen schillerschen Pathos, trotz unüberhörbarer Anklänge an „Die Räuber" und einer im Grunde recht kargen Handlung einen ereignishaft einschlagenden Erfolg, wie er sich später nicht wiederholt hat. Nach Dramen wie „Der Bettler" und „Mord" und der „Tragödie" „Antigone" 1917, in der die Gestalten der Antigone und des Kreon weltbürgerliche Menschenliebe und militaristisches Zäsarentum versinnlichen sollen, wandte sich Hasenclever dem Lustspiel zu, wo ihm leicht unterhaltsame und erbauliche Stücke ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

langen — „Ein bessrer Herr" 1927, „Ehen werden im Himmel geschlossen" 1928 —, die eine gefällige Bühnenwirkung haben.

Aus Wegberg im Kreis Erkelenz stammt der Erzähler *Werner Oellers* (geboren 1904). Sohn einer kinderreichen Handwerkerfamilie, arbeitete er in Maschinenfabriken, Hüttenwerken und Ingenieurbüros, studierte Maschinenbau und Volkswirtschaft und erwarb sich gleichzeitig als feuilletonistischer Mitarbeiter an zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften, als Verfasser volkstümlicher Kurzgeschichten, Erzählungen und Essays in Anthologien und Jugendbüchern einen Namen. Seine erste Erzählung in Buchform „Zöllnersohn und Schmuggler" 1936, die tragische Heldengeschichte eines Knaben im Grenzland des Niederrheins während der Notzeit nach dem ersten Weltkrieg, ist ein beachtliches dichterisches Dokument der Grenzlandart und Grenzlandnot. „Die Gewalt der Waffen" 1939, ein Entwicklungsroman mit starken autobiographischen Zügen, 1942 in neuer, wesentlich verdichteter Fassung unter dem Titel „Das beharrliche Leben", erhellt an einer einfachen dörflichen Fabel aus dem Kriege 1914/1918, die für das Erleben von Tausenden steht und in ihrer ebenso anschaulichen wie packenden Gestaltung von ungemeiner Sinnbildlichkeit ist, die heilende Güte und fördernde Triebkraft des „beharrlichen Lebens"; gerade unter dem Gesetz des Krieges wie aller Notzeit wird im Kleinen das Große, im Unscheinbaren und Schlichten das Gewichtige und Bedeutsame errungen, in alltäglicher Pflichterfüllung, in der Bewältigung des Augenblicklichen das ferne Endziel erreicht. Der Roman „Die neuen Augen" 1940 spielt im Rheinland der Besatzungsjahre und verfolgt den merkwürdigen und ungewöhnlichen Lebensabschnitt eines Werkstudenten, der sich als Lastwagenfahrer das Brot verdient, in nächtlicher Übermüdung unwissend einen Landarzt überfährt, gejagt von den Schatten einer zweifelhaften Schuld von der Frau des Getöteten Vergebung erhofft, jedoch in Liebe zu ihr erglüht, das Bekenntnis, da seine Liebe erwidert wird, aus Schwäche und Rücksicht immer wieder aufschiebt und schließlich, als er sich dazu durchringt, von der unheilbar Erkrankten längst ein Verstehen und Verzeihen ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

funden hat. Ein Buch von Schuld und Gnade, voll behutsamen Deutens seelischer Zwielichtigkeiten und Lösungen, ohne in zerfaserndes Psychologisieren abzugleiten, ein Werk voll epischer Gelassenheit, die eine Spannung nicht ausschließt, sondern bewältigt, die auch das Tragische von stiller weiser Lebensgläubigkeit beglänzen läßt.

Dichterische Kräfte im Volkstum der Eifel offenbaren sich in einer der eigenartigsten Erscheinungen rheinischen Volkes: der wandernde Steinguthändler *Peter Zirbes* (1825—1901) aus Niederkail bei Wittlich, der sich seine Lieder und Balladen, teils hochdeutsch, teils in der Niederkailer Mundart vorsang, wenn er zur Seite seines steingutbeladenen Karrens über die Berghöhen und durch die Wälder der Eifel zog. Eine Auswahl bietet der 1928 erschienene Band „Des wandernden Steinguthändlers Peter Zirbes Eifelsagen und Gedichte". Es ist kennzeichnend für rheinisches Volkstum, daß dieser Volksdichter vor allem den reichen Sagenschatz der Eifel in seinen schlicht unbeholfenen, doch immer gefühlsreinen Balladen ausgedichtet hat.

In die literarische Öffentlichkeit tritt die Eifel durch die Romane von *Klara Viebig* (geboren 1860 zu Trier), nicht immer auf glückliche Weise. In Klara Viebig durchkreuzt sich rheinisches mit ostdeutschem, wartheländischem Blut, aber diese Mischung ist nicht so rein aufgegangen wie in der rheinisch-ostdeutschen Durchmischung eines Steguweit. Sie trägt in ihren Eifelromanen allzuviel Herbigkeit, lastende Schwere, dumpfe Triebhaftigkeit und naturalistische Zuspitzung in die so ganz anders geartete rheinische Welt hinein: in „Kinder der Eifel" 1897, „Rheinlandstöchter" 1897, vor allem in dem mit erotischen Spitzen überladenen, zur Mißdeutung der Eifel verführenden vielgelesenen Roman „Das Weiberdorf" 1900, dann noch in „Das Kreuz im Venn" 1908 usw. Einzelne feine Charakterschilderungen können nicht darüber hinwegtäuschen, daß Klara Viebig im ganzen der Eifel keinen Dienst durch ihre Romane erwiesen hat; als Gesamtgestalt fällt sie deutlich aus dem Rahmen der rheinischen Dichtung heraus. Ihr Bestes hat sie dort gegeben, wo sie den Zusammenprall und die Auseinandersetzung rheinischen und ost-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deutschen Volkstums im 19. Jahrhundert schildert, in dem kulturgeschichtlich bedeutsamen Buch „Die Wacht am Rhein" 1902. Ostdeutsche Romane wie „Das schlafende Heer" 1904 zeigen sie in einer weit gemäßeren Umwelt.

Das wallonische Grenzland mit seinem problematisch erscheinenden Doppelgesicht, mit den immer neu sich entfachenden Volkstumsfragen und Sprachkämpfen, ist das erste schöpferisch bestimmende Erlebnis der 1868 zu Kirchberg im Hunsrück gebürtigen *Nanny Lambrecht;* nach dem Tode des Vaters, der als Sohn eines Thüringers und einer Französin amerikanisch fühlte und nur aus Existenzgründen wieder nach Deutschland kam, lebte sie längere Zeit als Lehrerin in Malmedy. Eine lebensnahe Frau, tief anteilnehmend an den drängenden Fragen ihrer Zeit, dachte sie nicht lediglich schöngeistiges Schrifttum zu schaffen, ihr Werk wuchs vielmehr aus dem inbrünstigen Wollen, auf ihre Weise tätig mitzuhelfen, die erfahrenen Nöte zu wenden. Eine leidenschaftliche, trotzig herbe, im Grunde gutmütige Seele, die mit elementarer Kraft den ihr gemäßen kampfdruchglühten Stoff ergriff und episch zu verwandeln wußte, deren Prosa in der stark stilisierten Kontrastierung von dramatischer Erregsamkeit ist und sich oft dialogisch zum förmlich Dramatischen zuspitzt. Ihre erste Schaffensperiode ist ganz von dem Atem ihrer Wahlheimat durchweht: „Was im Venn geschah" 1904 und, eine bedeutsame epische Leistung, der Eifelroman „Das Haus im Moor" 1906, der sich aus den Spannungen und Reibungen zwischen dem hereinbrechenden Neuen, Zukunftweisenden und dem Traditionellen, dem trägen Beharren bäuerlicher Art entwickelt, schließlich 1908 „Das Land der Nacht". Schon aber drängen sich soziale und religiöse Probleme beherrschend in den Vordergrund, sie führen in einer zweiten Werkfolge, die dann freilich mitunter zum nur Unterhaltungsmäßigen abgleitet, das Wort: „Armsünderin" 1909, das tragische Schicksal der ledigen Mutter, zugleich der Höhepunkt des Gestaltungsvermögens, „Die Suchenden" 1911, Zeugnis einer gequälten suchenden Seele, die sich aus den fragwürdig gewordenen Riten überlieferter Kirchenfrömmigkeit losringt, „Notwehr" 1912, ein Roman um das Schicksal

der Ungeborenen, und — eine Abwanderung ins Historische, ins Düsseldorf des späten sechzehnten Jahrhunderts: „Die tolle Herzogin" 1912, die tragische Geschichte der Jülicher Herzogin Jacoba.

Das echte Eifeltum lebt im Werke des 1882 geborenen Monschäuers *Ludwig Mathar*. Er begann 1922 mit einem Roman um seine Heimatstadt, ihre wirtschaftliche Blüte als Tuchmacherstadt und ihren Verfall: „Die Monschäuer"; 1923 folgte der rheinische Tuchmacherroman „Das Glück der Oelbers". Sein Eigentlichstes lebt in dem Doppelroman vom Venn: „Das Schneiderlein im Hohen Venn" 1932 und „Straße des Schicksals" 1933. Die ursprüngliche Wildheit des grauenhaft öden, pfadlosen, nebelverkappten Gebirges, die leidenschaftliche Lebensglut und urtiefe Frömmigkeit seiner weltabgesonderten Bewohner, der Hirten, Jäger, Viehhändler, das Mit- und zuweilen Gegeneinander deutschen und wallonischen Volkstums, wobei das Wallonische mit wahrhafter Liebe und starkem Verbundenheitsgefühl geschildert wird — das alles tritt in dem Doppelroman in einer so packenden Lebendigkeit, in so leidenschaftlicher Bewegtheit zutage, daß man in diesem Werke die eigentliche Vennschilderung erblicken muß. Der Verirrungs- und Läuterungsweg des Sinziger Schneidergesellen, der im Venn seinem Gott begegnet, die fromme Gründung der Baraque Michel, dann die Erschließung des wilden Venns durch den Bau der Straße, es ist ein Stück Volksgeschichte, das hier gegeben wird. Die katholische Frömmigkeit, die bei Mathar sehr stark hervortritt — so besonders in seinem Priesterroman „Herr Johannes" 1930, in den Legendenbüchern „Heilige der Heimat" 1931 und dem Franziskusbuche „Der glorreiche Bettler" 1939 —, bleibt immer erdgebunden, seelenhaft, von inneren Erschütterungen bestimmt: ein Teil der erdgebundenen rheinischen Frömmigkeit, die sich unter katholischen Formen durch Jahrhunderte gehalten hat. Den Romanen zur Seite treten die Erzählbände: „Brautfahrt ins Venn" 1935 mit den Novellen aus der geschichtlichen Vergangenheit des Venns, und übergreifend aus dem Engeren ins Weitere, in das Volksschicksal des Rheins, die kölnischen Erzählungen „Wetter und Wirbel" 1925, die rheinischen Geschichtsnovellen „Rhein und Reich"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1937; auch hier mündet die liebevolle Darstellung der engeren Heimat in das Bewußtsein, wie das Schicksal von Reich und Volk das Schicksal des kleinsten Gemeinwesens im fernsten Grenzwinkel bestimmt und mit sich reißt.

Die Liebe zu der herben, heimlich schönen Heimat bestimmt in seinen Grundzügen auch das dichterische Schaffen des 1891 im alten Papiermacherhaus Schoellershammer bei Düren als Sohn des bekannten Papierfabrikanten Gustav Renker geborenen, in Zerkall, im einsamen Bergland der Nordeifel, lebenden *Armin Renker*, dessen Zerkall-Bütten an der Spitze der zeitgenössischen deutschen Papierschöpfungen steht und die hohen Traditionen der edlen „weißen Kunst", die sich im Westen Deutschlands seit alters besonderer Blüte erfreut, in rühmlicher Weise fortsetzt. Armin Renker ist als Papiermacher und Papierforscher für die deutschen und ausländischen Fachkreise schon heute ein Begriff geworden. Sein fachwissenschaftliches Hauptwerk „Das Buch vom Papier", erstmals 1929 als kostbarer bibliophiler Privatdruck der Maximilian-Gesellschaft in 300 Exemplaren erschienen, 1934 öffentlich verlegt, stellt mit einer Fülle interessanter und bedeutsamer Bilder, Papierproben und Wasserzeichen einen ebenso fesselnd wie reich unterrichtenden Beitrag zur Kulturgeschichte des Papieres dar. In weiteren Veröffentlichungen — „Papiermacher und Drucker" 1934, „Papier und Druck im fernen Osten" 1936 — offenbaren sich die eingeborene Liebe zum anvertrauten Werkstoff und gründliche kulturhistorische wie handwerklich-gewerbliche Forscherkenntnisse. Die stilistische Prägung dieser Arbeiten zeigt indessen auch schon den heimlichen Dichter an, der dann mit den Briefbüchern „Das doppelte Jahr" 1932 und „Ackelei und Rittersporn" 1933, beide vereinigt in dem Bande „Die Heimat ist stark" 1937, mit den Erzählungen „Das Kloster" 1933 und „Die namenlose Hirtin" 1941, dem Märchenbuch „Das Uhrenmännchen" 1938 und schließlich einem Lyrikband „Klang aus der Stille" 1943 hervorgetreten ist. Sowohl in seiner Prosa als auch in seinen Gedichten spricht sich eine naturinnige Seele aus, die sich immer wieder aus den Gefährdungen allzu starker Geistigkeit und Künstlichkeit heim-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

holt zu den einfachen und einfältigen Obliegenheiten des Lebens. Landschaften und Städte, mit ihren lockenden Gesichten, ihren Fremdheiten und Wundern, finden in einer zarten, überempfindlich antwortenden Sprache Gestalt, alte Mythen und Mahnmäler der Kultur erstehen aufs neue in einer eigenartigen Schau, Begegnungen mit Menschen, hintergründige Erfahrungen menschentümlicher Tiefen- und Höhenmächte klingen auf in einer mitunter versponnenen Besonderheit, erdschweres Erleben und sterngeführtes Denken formen sich versöhnlich zu Geschichte und Strophe, am schönsten aber und tief überzeugend spricht seine Dichtung dort an, wo sie in stiller Treue und sparsamer Schlichtheit die einfache Größe und schweigsame Herbe der vulkanischen Eifel spiegelt, wo ein einfacher Naturvorgang unversehens zu Märchen und Legende wird, wo altes Volksweistum im Gleichnis gelassen sich darbietet oder das liebende Herz in einer anmutig leichten Liedzeile sich ausströmt.

Aus der deutsch-wallonischen Grenzlandschaft stammt der rheinische Dichter des Volkstums, der große Epiker der deutschen Volkswanderung in Jahrhunderten: *Josef Ponten*. 1883 zu Raeren bei Eupen, am Nordabhange des Venns geboren, Sohn eines Schreiners und Bauunternehmers und durch das wechselvolle Schicksal seines vielerstrebenden Vaters auf menschliche Verhängnisse aufmerksam gemacht, in dem Töpferdorf Raeren früh mit Sitte und Überlieferung jahrhundertealten Handwerks vertraut gemacht — so ist Ponten von seiner Heimat aus geprägt worden. Aus den frühen Werken ist deutlich zu ersehen, in welchem Maße Ponten den Kampf zwischen Enge und Weite, altgläubiger Überlieferung der Heimat und den Forderungen der Welt in sich ausgekämpft hat. Auf eine erste, später gänzlich umgeformte Novelle „Jungfräulichkeit" 1906 folgt die Komödie der Liebeshemmungen „Peter Justus" 1907 und das ungemein aufschlußreiche weltanschauliche Bekenntnis „Augenlust" 1907. Es ist der Einfluß Nietzsches, der sich hier in einer „Religion der Augenlust", der Weltfreude und Wirklichkeit offenbart. In einem „Magnifikat" lobpreist der junge Dichter Dasein und Erde, das Leben, das gerade in seiner Verschlungenheit mit dem Tode höchsten Glanz und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tiefste Wonne empfängt. Es ist die Grundlage seines dichterischen Werkes, die darin zutage tritt: eine fessellose Weltfreude echt rheinischer Art, ein ungehemmter Drang zu Tat und Erleben, zu Erde und Wanderschaft, zu Menschen und Volkstum, bis das Volkserleben alles andere in sich aufnimmt und verschmilzt.

Drei Grundbegriffe tragen dieses Werk: Erde und Landschaft — Form und Baukunst — Volk. Schon in dem frühen Heimatroman „Siebenquellen" 1908 hat Ponten es in einer beispielhaften Weise verstanden, die Seele der Landschaft einzufangen und in Worten wiederzugeben. In ihm ist die rheinische Naturliebe in der besonderen Form der Erderforschung und des Landschaftserlebens aus der gesammelten Ganzheit der künstlerisch erhobenen Seele. Der Wanderer Ponten hat einen großen Teil des Erdkreises abgeschritten; sein „Europäisches Reisebuch" von 1928 schildert Fahrten nach Rußland und Rumänien, nach Bosnien, Montenegro und Albanien, nach der Schweiz und Italien, Frankreich, Schottland, Island und Spitzbergen; Nord- und im besonderen Südamerika ist von ihm eingehend durchreist worden. Wie er Landschaft aufzufassen verstand, das erweisen seine meisterhaften Bücher „Griechische Landschaften" 1924 und „Die Luganesische Landschaft" 1926; jeder Natureindruck, jeder Farbton, jede Erdform ist da mit liebender Seele erschaut und nachgestaltet. Nur darum konnte Ponten zum Dichter des Volkstums und der Volkswanderungen werden, weil er die Grundlage dafür, Boden und Scholle, wie kaum ein anderer erlebt hatte.

Schon darin offenbart sich der Sinn für das Geformte und Gebaute. Der Sohn eines Bauunternehmers hat sein Lebenlang um den Sinn der Baukunst gerungen und den Gedanken der Form tief in sich getragen. Es ist ein germanischer Form- und Baugedanke: das geistig Umfassende, das überirdisch Bedeutsame in Form gefaßt! Wo soll man Kunst erlernen, fragt das „Selbstbildnis aus dem Jahre 1920": vor den gotischen Domen! „Das wahre Kunstwerk ist steinern gediegen und wesenlos geistig, irdisch gebunden und überirdisch gefesselt." An der gleichen Stelle hat Ponten darauf hingewiesen, welche geistige Bedeutung die Franzosen aus der Bewahrung ihrer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Überlieferung schöpften, indem jeder wieder in die Stapfen des Vorgängers trat, während der faustische Deutsche immer wieder die überkommene Form zerschlug und mit unsäglicher Mühe in revolutionärem Drange neu begann, aber seine ungeheuren Pläne nicht vollenden konnte. Handwerkliche Tradition, Formüberlieferung und Geschlechterzusammenhang aus der Kraft des Volkstums heraus: „Nicht bänglich bewahrerisch sein und nicht modisch umstürzlerisch, sondern organisch hineinwachsen in einen Zusammenhang deutschen und menschlichen Denkens und mitschaffen an dem, was den Deutschen am meisten fehlt: Bewußtsein ihrer selbst, Volksbewußtsein und Überlieferung." Pontens Studien zur Baukunst — vor allem das reiche Werk „Architektur, die nicht gebaut wurde" — und seine Studien über Alfred Rethel" 1922 sind ungemein wertvoll für die Deutung seiner dichterischen Art: in den Rethelstudien ist das Endergebnis, daß sein tragisches Streben „ein großartiger und rührender Irrweg" war, „weil er statt etwa Grünewald die Richtung italienischer Kunst einschlug, ein Irrweg, den wir niemals wieder gehen dürfen, wollen wir nicht unsere Kraft und unser kurzes Leben vergeuden." In der Novelle „Rethels Hochzeitsreise" 1939, einem Meisterwerk seiner Novellenkunst, steht das Bekenntnis zur handwerklich klaren und festen Kunst für das Volk: „Das ehrliche, grade gekonnte Bild an der Haus- oder Kirchenwand, das ordentliche Grabmal, der Bildstock meinetwegen an der Landstraße, die gute Zeichnung im Schulbuch, der Holzschnitt im Kalender, echt und treu und nicht mehr wollend als es ist — das Volk wäre glücklich."

Aus diesem Form- und Bauwillen ist Ponten zum Meister der Novelle geworden: „epische Baukunst" hat er selbst seine Novellenkunst genannt. Es ist eine tiefe Lebenshaftigkeit, die uns hier entgegentritt, die vollkommene Durchdringung des Formhaften und der lebendigen schicksalhaften Bedeutung, was diesen Novellen das Einzigartige, Meisterhafte verleiht. „Die Insel" 1918, „Der Meister" 1919, die prachtvollen, lebensglühenden, aus der heimischen Landschaft erwachsenen „Bockreiter" 1922, „Die Uhr von Gold", „Der Gletscher" und „Der Urwald" 1923, jedes einzelne ein klargefaßtes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und bildgeformtes, Geist und Seele ergreifendes Schicksal. Diese lebensvolle Form bestimmt auch die Einzelromane: die Geschichte junger Glaubensmärtyrer und ihres letzten Ringens gegen den Lebenswillen „Die Studenten von Lyon" 1927, den großen Aachener Familien- und Stadtbauroman „Der babylonische Turm" 1918, der soviel Selbsterlebtes und Selbstbekennendes in sich schließt.

Sowohl das Erleben der Landschaftsseele wie der Form- und Baugedanke wiesen auf die Krönung des Werkes, den dritten und grundlegenden, den Volksgedanken hin. „Man kann gar nicht anders als aus seinem Volke fühlen", heißt es in dem „Selbstbildnis aus dem Jahre 1920", „Ohne Volk sein, schlägt um in: ohne Charakter sein. Denn das Volk und seine Blutsdränge sind die unbewußte Hälfte unseres Charakters und der größte Teil des Unterbewußten unserer Seele." Erdgebundenes Volk ist die höchste Form des Lebens und der höchste Gegenstand der Dichtung. Große und wahre Dichtung kann nur dem größten Gegenstande gelten, dem Volke; ihr Ziel ist es, das Volk bewußt und dadurch stark zu machen, ihm die aus seiner Geschichte zuströmenden unvergänglichen Kräfte ins Bewußtsein zu heben. Geschichte ist wie das Laub, das von den Bäumen fällt, den Boden befruchtet und so wieder in den Baum zurückkehrt, heißt es in den römischen Kunstgesprächen im sechsten Bande des großen Volksromans. Die Abtrennung der Heimat, des Eupener Landes vom Reiche 1920, das völkische Ringen der Nachkriegszeit überhaupt hat in Ponten den Keim erweckt, den Riesenplan angeregt: „Volk auf dem Wege", den Roman der deutschen Volkswanderungen in der Welt. Ponten ist zuerst an einen einbändigen Roman gegangen, hat dann ausgeweitet, 1931—1932 erschienen die ersten beiden, dem Rußlanddeutschtum gewidmeten Bände „Wolga Wolga" und „Rhein und Wolga", sie wurden wieder verworfen, wie so manches andere Werk völlig umgeschmolzen, und so begann erst 1933 das eigentliche Werk, das sich im Laufe der Jahre, über den bewußten Willen seines Verfassers hinaus, immer mehr zu einer Art gotischen Domes entwickelt hat, zu einer Symphonie in unzähligen Sätzen, um zuletzt, den großen Domen gleich, in unvollendeter Größe liegenzubleiben. Das Werk

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erwies sich größer als sein Schöpfer, das Volkstum umfassender als der Einzelne, aber auch in dieser Unvollendung ist „Volk auf dem Wege" eine gewaltige und beispielhafte Leistung geworden, ein Werk, das in dieser Art nur von einem Rheinländer geschrieben werden konnte.

Der erste Band „Im Wolgaland" 1933 gibt ein meisterhaft farbenkräftiges Bild von Landschaft und Volkstum des wolgadeutschen Dorfes Bellmann, von seiner Gründung und Geschichte, seiner Nachbarschaft und seinem Alltag, von Wolgafahrten, Steppenritten, Marktbesuchen, und endet in einer Meisterleistung des Novellisten: „Auszug nach Wiesenbellmann", die Tragödie in der Schneewüste bei der Gründung einer Tochtersiedlung auf dem östlichen Wiesenufer. „Die Väter zogen aus" 1934 wirft den Blick zurück in das vorgeschichtliche Vorspiel der großen deutschen Volkswanderung: die geschichtliche Novelle „Der Brand von Speyer" präludiert, „Die Aachener Heiltumsfahrt" setzt den Klang fort, dann ertönt eine neue Melodie in der tragischen Erzählung von den Kämpfen an der Indianergrenze, dann wieder klingt die Einwanderung nach Rußland auf, eine neue Novelle schiebt sich mit der Schilderung des Erfurter Kongresses ein, Steins große Gestalt, des Geächteten und Verbannten für Deutschlands Freiheit und Größe, tritt auf — die symphonische Durchmischung erreicht gerade in diesem Bande einen Höhepunkt. Dann die Deutschlandreise des wolgadeutschen Schulmeisters, das Erlebnis der Heimat: „Rheinisches Zwischenspiel" 1937. Glanz und Reiz rheinischen Lebens leuchtet auf in all jener Farbigkeit, Fülle, dem Klangzauber, Rebenglück, der Erdkraft und dem Lichterleben, wie es nur der Landschaftskünstler Ponten gestalten konnte. Besuch von Speyer und Worms, Forschen nach den Ahnen, dann die geschichtliche Novelle „Die Stunde Heidelbergs" um Lieselotte von der Pfalz, das Rochusfest, die Erzählungen in der Krone zu Aßmannshausen und dann wieder 1812, die Ahnen im Feldzug, die Schweizer in Rußland: von diesem Jahre 1812 ist Ponten nie losgekommen, mit einer wahren Besessenheit hat er immer und immer wieder das deutsche Verhängnis und Leid in diesem grausamen Winter, Jammer und Un-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tergang der Kriegsgefangenen geschildert. Im „Rheinischen Zwischenspiel" heißt es:

„Ich halte die napoleonische Geschichte in Bezug auf Deutschland für die deutsche Erziehung für die wichtigste. Sie ist wahre Geschichte, das heißt endgültig vergangen, aber unserem Tag noch nahe genug, um als lebendig empfunden zu werden, ganz abgesehen von ihrem Gehalt an Glanz und Größe, fabelhaftem Geschehen und heldenhaften Erscheinungen von politischen Blutzeugen, Schurken, Narren und Verbrechern. Sie ist auch, rein als Theater angesehen, das größte, schönste, bunteste, reichste Schaustück der Weltgeschichte." (S. 425.)

„Die Heiligen der letzten Tage" 1938 bringen die Novelle vom Aachener Kongreß von 1818 und von der verlustreichen und leidenvollen Donaufahrt der nach Bessarabien auswandernden Deutschen. „Der Zug nach dem Kaukasus" 1941 schildert die Auswanderung der Deutschen um Tiflis, während der sechste und letzte Band „Der Sprung ins Abenteuer" 1942 nach Algerien führt und in der Erzählung von der Belagerung der Fremdenlegionäre im Wüstenfort einen novellistischen Höhepunkt erreicht. Weitere Bände sollten ins sibirische Deutschtum, nach Nord- und Südamerika führen. Der große Roman von der deutschen Volkswanderung in aller Welt ist unabgeschlossen geblieben, läuft ins Unendliche aus. Auch diese Volkssymphonie ist eine „Unvollendete" geworden, nicht minder fruchtbar und eindrücklich gerade in ihrer Geöffnetheit wie in ihrer symphonischen Durchmischung. Denn der Roman der Volkswanderungen ist zugleich der Roman völkischer Tragik im deutschen Westen, des Niedergangs der Rheinlande in den Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons, der Jahrhunderte tiefster Schmach und Not, die aus den Rheingebieten Millionen bester Menschen in alle Teile der Erde warf — ein volkhaftes Werk, aus dem die Stimme der Landschaften spricht, welche die schwerste Last des Reichsniederganges getragen haben.

Wilhelm Matthiessen, geboren 1891 zu Gemünd, heute in München lebend, ist der Mitherausgeber der großen Gesamtausgabe des Paracelsus, und er hat ein Buch geschrieben „Rom in seinen Heiligen"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1940, das die schärfste Kritik der natur- und vernunftfeindlichen Heiligenlegenden gibt. Matthiessens dichterisches Werk baut sich auf seinen Märchen auf, diesen phantasievollen, teils tiefbedeutsamen, teils scherzhaft satirischen und parodischen Märchen, in denen das Spiel der gestaltenden Einbildung durch alle Räume und Lebensstufen klettert und die tollsten Kapriolen schlägt: „Das Gespensterschloß" 1922, „Die Katzenburg" 1928, „Die alte Gasse" 1933 usw. Mit der Gestalt des Weltdetektivs Kabeuschen und seinen 80 000 Agenten hat Matthiessen den glücklichsten Griff getan, um seine Parodie der Abenteuer- und Kriminalromane durchzuführen. Dichterisch am reinsten erscheint diese Märchendichtung, wo sie in beständigem Übergange ins Lyrische, in versgebundene, ganz Märchenklang gewordene Sprache sich darstellt: als Meisterwerk heiterster Laune in „Regilindenbrunn" 1926, dieser Eichendorffisch romantischen Geschichte, als edelste und ergreifendste Schöpfung in „Regiwissa" 1920, der Erzählung von der todgeweihten Liebenden, die von dem jungen Gatten mit Märchen über ihr dunkles Geschick hinweggehoben und der ewigen Bedeutung des Lebens entgegengetragen wird — eines der seelenvollsten Bücher rheinischer Dichtung. Der „Görres"-Roman von 1928 ist rein geschichtlich beurteilt eine Einseitigkeit: das Bild des großen Rheinländers ohne die entstellenden klerikalen Züge seiner Spätzeit, ganz vom Sturmhaft-Freiheitlichen aus gefaßt, das Bild eines unablässig Strebenden und Ringenden, der mit Dämonen kämpft und hinter den sichtbaren Dingen überall „die Heimlichkeiten der unsichtbaren Welten" erblickt. Unstillbare Unruhe, treibende Unrast eines den dämonischen Lebensmächten verschworenen Daseins, unbesieglicher Freiheitsdrang vom revolutionären Beginne seines Lebens bis zum ebenso revolutionären Abschlusse, wo im „Durchgang des Jakobiners durch den Katholiken" der Anfang wieder aufgenommen wird: so schaut und gestaltet Matthiessen seinen Görres aus eigener Natur- und Volksverbundenheit als das Vorbild urgründlich rheinischer Lebens- und Seelenhaftigkeit.

Aus dem ringenden Werke des Ahrweilers *Karl Anton Plachner* (geboren 1894) hebt sich das Drama um die deutsche Leidenszeit in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weltkrieg und Nachkriegszeit „Kreuzweg der Deutschen" 1930, das aus der tiefen Frömmigkeit dieses Dichters geboren ist.

Aus Boppard stammt der 1902 geborene *Johannes Büchner*, der heute als Lehrer in M.-Gladbach lebt. Er veröffentlichte zuerst Gedichte: „Der Morgen" 1932, mit Motiven aus Natur und Landschaft, mit sinnbildhafter Vergegenwärtigung religiöser und weltlicher Gestalten schlichte, eindringliche Versgebilde, die bei eigenem Grundton mitunter Rilke, mitunter George als unüberhörbare Voraussetzung haben. In den Romanen „Berufung des Herzens" 1939, „Jan der Spieler" 1940 und „Frau Barbara" 1943 entwickeln sich unter dem großen, einfachen Pulsschlag ländlichen Lebens spannende Menschenschicksale, die echte Typen rheinisch-deutscher Lebensart darstellen. Eine warmherzige, stille Lebensphilosophie, ursprüngliche Religiosität und lebendige Naturfreudigkeit beleuchten Mensch und Erde auch in ihren dunklen Gezeiten. In den Jahren 1933 bis 1936 bemühte sich Büchner erfolgreich um die Erneuerung des Laienspieles („Das Mädchen Lisa", „Das Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen"), ein Beweis seiner tatfrohen Volksnähe.

Ganz vom Weltkriegserleben aus geprägt ist die Gestalt des Moselländers *Werner Beumelburg*, geboren 1899 zu Traben-Trarbach, der als einer der frühesten Weltkriegsdichter mit seinen Schilderungen „Flandern" 1923, „Douaumont" 1928 begann und in seinem „Sperrfeuer um Deutschland" 1929 eines der besten Bücher vom Großen Kriege schuf, eine Verfolgung des gewaltigen Geschehens über alle Schauplätze und bis in die entferntesten Teile der Erde, eine Darstellung aller Stufen und Grade: bald werden wir Zeuge entscheidender Stunden im Hauptquartier bei Freund und Feind, bald erleben wir Heldentum und Sterben des unbekannten Soldaten, bald werden wir in das tapfere Erdulden der Heimat, bald in feiges Versagen und lauernde Anarchie geführt. So rollt der Krieg als ein unvergleichliches Drama vor uns, an dessen Gestaltung der Dichter und der Geschichtschreiber den gleichen Anteil haben. Solche fruchtbare Verbindung von Dichtung und Geschichtsschreibung, die für das Werk dieses Rheinländers so bezeichnend ist, lebt auch in der farbenreichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachkriegsschilderung „Deutschland in Ketten" 1931, aus deren furchtbar eindrücklichen Bildern immer wieder die Frage emporsteigt: wie kann dieses zerschlagene Reich neugegründet werden?

Das eigentlich Dichterische bei Beumelburg ersteht in seinem Verdunroman „Gruppe Bosemüller" von 1930, dem zweiten großen Verdunroman der deutschen Weltkriegsdichtung neben Wehners „Sieben vor Verdun". In packender, aufgegipfelter Sprache erhebt sich hier die Todeslandschaft der feuerdurchsprühten Schluchten, der niedergewalzten Wälder, der umgewühlten Trichterfelder um Verdun. Ja Beumelburg übergipfelt zuweilen die Sprache, um diesem urweltlichen Bereich von Feuer und Verderben den rechten Ausdruck zu geben, aber gerade er hat alle diese Dinge in einer unvergleichlichen Lebendigkeit und Farbenkraft vor Augen gestellt. In diesem Urweltbereich wird alles Phrasenhafte, Nur-Geistige zerbrechen, wird das Ursprünglich-Menschliche neugeboren: die Gruppe verschmilzt in Not und Gefahr zur Familie, zur Bruderschaft, zur lebendigen Keimzelle künftiger Volksgemeinschaft. Beumelburgs Sprache wird zur schlichtesten Einfachheit, wenn es gilt, den tiefsten Sinn des Weltkriegsgeschehens, die Geburt kommender Volksgemeinschaft, darzustellen:

„Wenn ich es recht bedenke, sind wir so auf dem Weg zum Vaterland. So ist ist es wohl, wir müssen *von vorn anfangen*, vom kleinen Kreis, von Mensch zu Mensch, damit wir nachher das Ganze begreifen können, den großen Kreis. Und das war früher unser Fehler, daß wir den großen Kreis begreifen wollten, ohne den kleinen zu kennen. Jetzt hat uns das Schicksal in eine grausame Lehre genommen. Wen es aber hindurchkommen läßt, der hat bestanden."

Alles geht um das *kommende Reich lebendiger Volksgemeinschaft*. Dieser Reichsgedanke steht über Beumelburgs geschichtlicher Dichtung, die nun vom 20. Jahrhundert rückwärts bis ins 12. greift, um die verschiedenen Stufen des Kampfes um das Reich zu veranschaulichen und damit lebendiges Bewußtsein vom Sinn des Reiches in die werdende Gemeinschaft des neuen Reichs zu tragen. In seinem Buche „Bismarck gründet das Reich" 1932 beschwört Beumelburg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Gestalt des großen Reichsgründers, seinen seelischen Kampf und seinen leidensvollen Weg zu Staat und Nation, seine schicksalsbereite und zu jedem Wagnis entschlossene Wirklichkeitsgesinnung als Trost und Vorbild in dunkler Zeit. Nach der Wende 1933 greift er in zwei 1936 erschienenen Romanen ins 12. und 17. Jahrhundert zurück. „Kampf zweier Geschlechter um Deutschland" lautet der Untertitel von „Kaiser und Herzog" 1936: es ist der jahrhundertelange Zwist zwischen Staufern und Welfen, der das Reich zerriß; zwei Welten begegnen sich in den Gestalten Rotbarts und Heinrichs des Löwen, dort der weltweite Traum des irdisch-himmlischen Reiches, hier der erdhafte Krieger- und Siedlerstaat, der den deutschen Osten wiedererobert und kolonisiert. Plastisch wird dieser Widerstand in den Gestalten herausgearbeitet und zu tragischer Größe geführt: beide haben auf ihre Weise recht, beide folgen innerster Notwendigkeit, die tieferen Bereichen als bloßer politischer Berechnung angehört, beide zusammen erst ergeben das deutsche Schicksal und die deutsche Aufgabe. Gerade in der Spannung des Schicksals, in der Doppelheit der Aufgabe ergibt sich die tragische Gefahr, aber auch die unvergleichliche Größe deutschen Volkes und deutschen „Reiches". Der zweite Roman von 1936, „Mont Royal", führt sodann in die Zeiten tiefster Erniedrigung des Reiches wie der Rheinlande. Mont Royal ist die Festung, die Ludwig XIV. mitten im deutschen Moselland errichten ließ, von der aus seine Heere sich plündernd und sengend bis tief ins Reich ergossen, von der aus im Hin und Her der Koalitionskriege das ganze rheinische Land verwüstet wurde. Aber gerade aus Schmach und Not erhebt sich, in brennender Sehnsucht, der Gedanke des Reiches in den Seelen der wenigen Einzelnen, die dafür kämpfen und leiden. „Unser Reich komme!" — diese Worte, die der durch französische Spießruten taumelnde Jörg vor sich hinmurmelt, stehen über dem Werk, nicht als Gebet, sondern als Forderung, der eine Erfüllung verheißen ist. Wie das Reich am Beginne des 16. Jahrhunderts verspielt wurde, berichtet die geschichtliche Darstellung „Reich und Rom" 1937: da weder Fürsten und Rittertum noch das zur Freiheit aufbegehrende Bauernvolk noch der Reformator Luther

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die geschichtliche Stunde zu nutzen verstanden, versank die Möglichkeit eines Volksreichs der Deutschen, stieg an seiner Statt das Universalreich der Habsburger empor. „Der König und die Kaiserin" läßt dann schauen, wie aus dem zerrissenen Deutschland des 18. Jahrhunderts das Preußentum eine neue arthafte Staatsform und Gesinnung herausbildet, im schicksalsgewollten tragischen Ringen mit einem Oesterreich, dessen Deutschtum dem erneuerten Reiche einzugliedern als Aufgabe der Zukunft bleibt. So steht das ganze Werk dieses rheinischen Dichters unter den Gedanken von Volk und Reich, es ist *Reichsdichtung* im vollen Sinne: Schau und Deutung der Formen des Reiches an entscheidenden Stellen der deutschen Geschichte bis zum Weltkriege und in die kämpfende Gegenwart hinein. Wie nah Beumelburgs männliche Art dem Preußentum verwandt ist, zeigt die knappe, stahlgehämmerte „Preußische Novelle" 1939, dichterisch neben der „Gruppe Bosemüller" sein bedeutendstes Werk.

Wesentlich anders steht daneben das Werk eines andern Moselländers, das ganz von Landschaft und Menschentum geprägte Werk von *Stefan Andres*, geboren 1906 zu Breitwies im Landkreis Trier. Glaube und Unglaube heißt der polare Gegensatz, der über seinen ersten Werken steht, aber in das gesamte Werk weiterwirkt: „Unglaube" als die lebensverbundene Form einer tiefergehenden, gespannteren, vielbesaiteten Frömmigkeit, wobei man deutlich die rheinische Artung merkt. Daraus erwuchs sein erster seelenhafter Roman „Bruder Lucifer" 1932, die Geschichte eines sich ins Kloster flüchtenden und dort zu sich selbst, zu seinem „Unglauben", der ein tieferer Glaube ist, zurückkehrenden Malers. An seelischer Feinheit, in der Entblößung aller Falten des Menschenherzens übertreffen diesen Erstling „Eberhard im Kontrapunkt" 1933, die Bildungs- und Reifungsgeschichte eines jungen Musikers, und „Die unsichtbare Mauer" 1934, die Erzählung von Schicksal und Verwandlung durch den Einbruch eines Talsperrenbaues in die umfriedete Stille eines mühlendurchzogenen Nebentals der Mosel. Andres' sprachliche Meisterschaft, das innere Durchglänztsein, die leuchtende Farbenkraft, der Schmelz der Worte steigert sich noch in seinen „Mosel-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ländischen Novellen" 1937, auch sie Meisterwerke in der unbeirrbaren Entblößung alles Menschlichen, wobei die Bauernnovelle „Die Vermummten" den höchsten Preis davonträgt, in den Novellen „El Greco malt den Großinquisitor" 1936 und „Utz der Nachfahr" 1936. Den Höhepunkt erreicht alsdann der umfängliche Roman „Der Mann von Asteri" 1939: auch hier die rücksichtslose, ja grausame Nacktheit in der Darstellung des Menschlichen-Allzumenschlichen, verbunden mit warmem Nachgefühl gegenüber allem Ringenden, Leidenden, Strebenden, auch hier Glanz und Klarheit südlicher Sonne und Farbenpracht in schlicht blühende, von innen erhellte Wortmacht gebannt. Dieses Südliche voller Glanz und Wärme, aus moselländischem Blute geboren, lebt auch in den nach Form und Sprache vollendeten Novellen „Das Grab des Neides" 1940; hier wie im „Mann von Asteri" hat Andres bisher den Gipfel seiner gestalterischen Kraft erstiegen.

In Luxemburg setzt der 1871 geborene *Nikolaus Welter* aus Mersch die Überlieferung der heimattreuen Dichtung fort. In diesen Bereich gehört sein Erstling, das Sagendrama „Siegfried und Melusine" 1900, sein Balladenband „Aus alten Tagen" 1900, sein Bauerndrama aus der französischen Revolution „Die Söhne des Oslings" 1904, das den Aufstand luxemburgischer Bauern gegen die Fremdherrschaft schildert. In seinen Gedichtbänden „Frühlichter" 1903, „In Staub und Gluten" 1909, „Segnungen der Stunde" 1911 lebt eine tiefe Naturliebe, ein Weltglaube, eine innige Zugewandtheit, ohne daß der Dichter zu einem eigenen Tone gekommen wäre. In seinen Werken „Die Dichter der luxemburgischen Mundart" 1906, „Das Luxemburgische und sein Schrifttum" 1914 ist Welter mit starker Heimatliebe für das „Luxemburgische" eingetreten, hat ihm, auch in seiner Tätigkeit als Unterrichtsminister 1918—1921, Gleichberechtigung in der Schule, im öffentlichen Leben usw. zu erkämpfen gesucht: das Zwiespältige, Unglückliche der Verhältnisse des überfremdeten Landes tritt auch bei ihm oft unheilvoll hervor, wie er denn auch als Politiker — man vergleiche seine Erinnerungen „Im Dienste" 1925 — die rechte Stellung zum Reiche nicht gefunden hat. Seine Kriegsgedichte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Über den Kämpfen. Zeitgedichte eines Neutralen" 1915 verraten deutlich genug diese Zwiespältigkeit des abgetrennten Deutschen, der sein Deutschtum nur mit starken Einschränkungen zu verteidigen vermag. Eine neue Zeit mußte kommen, um das heimattreue Luxemburgertum aus dieser verworrenen Lage zu erlösen.

Der Hunsrück findet seinen bedeutenden Dichter in *Jakob Kneip*, geboren 1881 zu Morshausen im östlichen Hunsrück. Kneip hat, wie er selbst bekennt, seine Heimat gerade dadurch aufs tiefste erlebt, weil er von ihr getrennt war, weil er das nördliche Rheinland, die Industrielandschaft in sich aufnahm: als einer der „Werkleute auf Haus Nyland" ist Kneip zu seiner bäuerlich-religiösen Heimatdichtung gekommen. Auf den Kriegslyrikband „Ein deutsches Testament" 1915 folgen die Gedichtbände „Bekenntnis" 1917, „Der lebendige Gott" 1919, später, 1934, „Bauernbrot". Das Leben der Hunsrücker Bauern eingebettet in seine abgründige Frömmigkeit, das ist der Gegenstand dieser meist freirhythmischen Gedichte von schlichtnatürlichem, aber empfindungsstarkem Sprachmaß, eine Frömmigkeit, die sich in katholisch-kirchlichen Formen kundtut, in ihrer Verschwisterung mit Landschaft und Scholle, mit Wind und Wolke, in ihrer erd- und menschgebundenen Kraft jedoch den germanischen Untergrund echter Bauernfrömmigkeit verrät. Diese Heiligen sind helfende und segnende Gottheiten uralter, vorchristlicher Überlieferung. Diese Gottesdienste und Messen, diese Weihnachtsfeiern und Feldgänge sind jubelnder Aufschwung zu einem menschlich nahen, schollenliebenden Gotte; sie sind Weihe des Täglichen, der Arbeit, der Freude, Segnung der Erde und des Werkes, Heiligung aller Dinge. Stärker als bei irgendeinem anderen Dichter offenbart sich der germanisch-bäuerliche Grund aller rheinischen Frömmigkeit, mag die Formgebundenheit, die Überlieferungstreue, der bewahrerische Sinn des Rheinländers diese lebendige Glaubenskraft noch so sehr in kirchlichen Formen verstecken. In seinen Betrachtungen „Das Reich Christi" 1935 hat der Hunsrücker Dichter für das *Reich der lebendigen Frömmigkeit* gekämpft: entflammte Seele statt des toten Wissens, der entseelten Zivilisation.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ein neuer Schöpfergeist muß über die abendländische Welt hinfahren. Ein jubelnder Aufbruch, der die kindliche Schöpferfreude und die unbekümmerte Hingabe des Franziskus mit Luthers mannhaftem Gotteseifer verbindet."

Eine „Stimme aus dem Grenzenlosen" ruft dem Menschen zu: „Du bist so groß und voll Kraft wie das All." — „Ich, der Mensch?" — „Bist Geist von Gott, und alles Leben fließt zurück zu Ihm!" Hier bricht deutlich die rheinische Linie der Welt-Gott-Verbundenheit durch. In diesem Sinne muß man Kneips Priesterromane lesen: „Porta Nigra" 1932, „Feuer vom Himmel" 1936, diesen Doppelroman vom inneren Ringen eines Trierer Priesterschülers, der den entflammten Glauben sich und andern erobern will und der sich doch — das ist die typische Einstellung rheinischer Formverbundenheit — immer wieder in die kirchliche Gemeinschaft einordnet, weil er auch die lebendige Seele nur von der geformten Gemeinschaft aus wirken lassen will, weil er nur an ein solches Wirken zu glauben vermag. Kneip spricht es dabei ganz offenherzig aus, daß er bei dieser kirchlichen Gemeinschaft nicht an die Wirklichkeit von heute, sondern an das Ideal von morgen denkt, an eine neue vertiefte glaubensstarke Gemeinschaftsform als Sehnsucht der gottverbundenen Seele.

„Hampit der Jäger" heißt Kneips dichterisches Geschenk an seine Heimat. Dieser Roman von 1927 ist sein volkhaftes Meisterwerk, heiter und weltfroh, gläubig und erdverwurzelt, pralle Wirklichkeit Hunsrücker bäuerlichen, wald- und jagdfrohen, scherz- und weinliebenden Menschentums, gefüllt mit fröhlichen Kirmessen, tollen Streichen, Liebe und Tragik, überall durchleuchtet von den Sagenzügen der Berglandschaft — eines der schönsten deutschen Heimatbücher, dem der Erzählungsband „Hunsrückweihnacht" 1934 zur Seite tritt. Die Schlichtheit, der von innen strahlende Glanz der Sprache erreicht den Höhepunkt in dem Roman kämpfenden, irrenden jungen Menschentums, „Frau Regine" 1942, gestalterisch und stilistisch seinem reifsten Werke. Am Schlusse steht, über Irrungen und Einbußen, der Sieg des Lebens in der Geburt des Kindes — die ewige Erneuerung der Welt. So schließen auch seine Kriegsgedichte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ein deutsches Testament" (zuerst 1934) mit dem Aufruf an die Mütter Deutschlands: „Aus euch muß wachsen das neue Reich. / Wir brauchen Millionen Hände, die Welt zu verwalten, / um die die Väter dahingesunken sind."

Ja, mehre dich, wehre dich, mein Volk!
Lebendiges Menschenleben sei dein ewiges Bollwerk.
Schaffe einen Wall um dich her, einen lebendigen Wall!
Söhne im heiligen Glauben an dich schon genährt
im Mutterleib.
Volk, dies werde dein neues Geschlecht!
Und es werde ein hartes, ein stahlhartes Geschlecht.
Die Taten und Lieder der Helden erfüllen die Träume
seiner Kindheit,
und der heilige Opferbrand, der unter euch lodert,
erhelle seinen Weg!
Ihr säugenden Mütter, sorgt, daß ihr besteht
vor eurem Volk und eurem Gotte!

Der lebendige Glaube aus erdgebundener bäuerlicher Frömmigkeit ist Kneips dichterisches Erbteil aus der Überlieferung seiner Bergheimat.

Albert Bauer, geboren 1890 zu Raversbeuren, hat in seinem Roman „Hunsrückbauern" 1933, später „Das Feld unserer Ehre" umbenannt, die Erdkraft, die schollenstarke Gebundenheit der Bergbauern schlicht und eindrucksvoll gestaltet, während sein zweiter Roman „Folkert der Schöffe" 1935 diese Tiefe nicht mehr erreicht.

„Und sie bedachten vielleicht, wie wenig der Einzelne vermag. Und wie ihm im Ring der Verbundenen alle Kräfte zuwachsen" — so heißt es in dem kühnen Erstlingsroman „Traum der Erde" 1936 des Westerwälders *Hermann Stahl* (geb. 1908 in Dillenburg) von zwei jungen Menschen, deren Leben und Liebe aus der anfänglichen Absonderung und Vereinzelung herausfindet und sich erfüllend in das schicksalhafte Zeitgeschehen, in die höhere Bluts- und Geistesgemeinschaft des Volksganzen einmündet. Der adelige Sinn dieser Entwick-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lungsgeschichte, die von einem überraschend reifen epischen Gestaltungsvermögen geführt wird, ist, „daß keine Tat gesegnet ist, die nicht aus dem erzenen Ring der Gemeinsamkeit wächst, und daß jede wahre Tat in der Gnade und in der Liebe jener Gemeinsamkeit steht, aus der sie sich hob."

Stärker noch als in diesem Buche ist in dem zweiten Roman „Die Orgel der Wälder" 1939 die bodenständige Art des Dichters wirksam, noch ausdrücklicher und überzeugender sind hier die volksmäßigen Voraussetzungen und die Kräfte der heimatlichen Erde lebendig. Auch dieses Buch das Werk einer schicksalhaften Wandlung, einer neuen Menschwerdung. Ein Künstler, verzweifelnd an der Fragwürdigkeit seines Künstlertums und Menschseins, flieht aus dem befremdenden, absondernden Vielgesicht der Stadt aufs Land, um dort, unter dem Segen der mählich sich ihm erschließenden Dorfgemeinschaft, sich und seine Kunst, seine und ihre hohe Rechtfertigung und Sinnhaltigkeit wiederzufinden. Die unerbittliche Strenge und schonungslose Ehrlichkeit, mit denen in diesem Roman die Gesetze wahrer Kunst und die Lebensbedingungen lauter geleisteten Künstlertums erörtert werden, zeugen von dem hohen Verantwortungsbewußtsein des Dichters. In weiteren Erzählungen „Vor der angelehnten Tür" 1937, „Die Wurzel unter dem Gras" 1938 und „Der Läufer" 1939 wie in dem schmalen Lyrikbändchen „Gras und Mohn" 1942 offenbart sich gleichermaßen eine naturinnige, eigengeprägte Dichtkraft.

Die Romane des Volksschullehrers *Fritz Stoffel:* „Stiefkinder" 1915, „Und seien es kahle Felsen . . ." 1916, „Arbeit" 1917, „Ihre Familie" 1922 geben eine große Zahl wahrheitstreuer und gut beobachteter Züge des Volkes, ohne zur echten dichterischen Versinnlichung vorzudringen. Darin begegnen sie sich mit den Westerwälder Geschichten des Wiesbadener Pfarrers *Fritz Philippi* (geb. 1869): „Hasselbach und Wildendorn" 1902, „Unter den langen Dächern" 1905, „Westerwälder Volkserzählungen" 1906, „Auf der hohen Heide" 1922.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Wiesbaden stammt *Alfons Paquet* (1881—1944), von lothringischen Ahnen, einer der rheinischen Weltwanderer, die die ganze Erde umkreist haben. Eine Fülle farbiger Reisebücher berichtet von diesen Fahrten in Rußland und Finnland, Türkei und Palästina, Sibirien und China und Amerika: „Amerika unter dem Regenbogen", „Weltreise eines Deutschen" 1934, „Fluggast über Europa" 1935 usw. Aus diesem Erlebnis der vielgestaltigen Erde erwachsen seine exotischen Gedichte und Balladen, chinesische und amerikanische in dem Bande „Held Namenlos" 1912, in den „Drei Balladen" 1922 (darin die visionär ekstatische „Chicago Ballade"), erwachsen Dramen wie das Drama der Chicagoer Revolution „Fahnen" 1923, dann „William Penn" 1927. Paquet hat auf seinen Wanderungen die Regungen neuer menschlicher Formen belauscht, hat die Revolutionen in allen Ländern verfolgt, hat vor allem mit Kommunismus und Bolschewismus sich eingehend auseinandergesetzt: „Kamerad Fleming" 1921, der Roman eines Deutschen im Wirbel der Pariser revolutionären Stürme und seines tragischen Unterganges, führt diesen Menschheitssucher zur klaren Abwendung von allen marxistischen Formen. „Nicht von Rache gilt es in der Welt zu sprechen, sondern von einer neuen Stufe ... Gott gehorchen, allein mit der Liebe ... Abfall vom Gelde ... Einheit aller ... Auf der Erde ein einziges, seelisches Reich, — das ist es, das wird kommen." Von allen Ausfahrten in die Weite ist dieser Rheinländer immer wieder in die Heimat zurückgekehrt: „Der Rhein als Schicksal" 1920, „Die Botschaft des Rheins" 1922, „Der Rhein. Vision und Wirklichkeit" 1939, seine schönsten und reifsten Gedichte gelten der Deutung des deutschen Schicksalsstromes (Sammelband „Die Botschaft des Rheins" 1941).

Ein Landsmann Paquets ist der 1892 in Wiesbaden-Biebrich geborene *Otto Doderer*. Sohn eines Volksschullehrers, ging er zunächst in die kaufmännische Lehre, wechselte später in den Journalismus über, war in den Jahren 1915—1918 Schriftleiter der Feldzeitung beim AOK. 3 („Der Champagne-Kamerad"), arbeitete 1920—1922 in der Schriftleitung der „Rheinlande" bei Wilhelm Schäfer, zu dessen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

60. Geburtstag 1928 er eine Festschrift „Bekenntnis zu Wilhelm Schäfer" verfaßte und dessen große kulturpolitische Mentor-Tätigkeit in stürmischer Zeit er durch eine Auswahl aus den „Rheinlanden" in dem Buche „Das deutsche Gesicht der rheinländischen Kunst" 1942 rühmlich vergegenwärtigte. Nach Jahren verlagsredaktioneller Arbeit in Berlin kehrte Doderer in seine Vaterstadt zurück. Er ist vornehmlich als Kritiker und Essayist, zumal auf dem Sondergebiet des rheinischen Schrifttums, bekannt geworden. Aber neben der Herausgabe anthologischer Sammelwerke („Die deutschen Brüder. Die Stämme unserer Heimat im Spiegel deutschen Schrifttums" 1917, „Das Ufer. Ein Buch rheinischer Dichtung" 1928), neben kulturhistorischen Werken wie „Der Winzer. Kleines Buch vom Wein" 1941 und „Brentanos im Rheingau. Am Urquell der Rheinromantik" 1942 und einem köstlichen „Landserbuch" 1940, einem echten urwüchsigen Volksbuch, in dem Heiteres und Besinnliches aus den Feldzeitungen des ersten Weltkrieges zusammengetragen ist, stehen Novellen („Stimmungsmusik" 1941, „Heimkunft" 1943), Erzählungen („Der arme Herr Nink" 1943, „Grünewald und der Edelmann" 1943) und Gedichte („Der Sonntagsausflug" 1943), die Doderer als einen stillen, feinsinnigen Poeten ausweisen, als einen modernen, umsichtigen und vielwissenden Augenmenschen, hinter dessen klarer, strenger Sachlichkeit und nüchternem Zuschauen jedoch ein heimliches Romantikerherz schlägt, der magischen Urkraft des Rheinstromes verhaftet.

Die jüngere Generation der Nassauer vertritt *Wilhelm Müller-Scheld*, geboren 1895 zu Grebenroth, dessen Dramen „Ein Deutscher namens Stein" 1938, „Novemberballade 1632" 1939 die geschichtliche Wirklichkeit in eine leidenschaftlich glühende Vision, in eine übermächtig bewegte Symbolik völkischen Schicksals auflösen.

Im Raume Frankfurts mischen sich, der neueren Durchmischung überlieferten Wesens und großstädtischer Entwicklung gemäß, die entgegengesetztesten Gestalten: Binding, Presber, Haensel, Löhndorff, die heimische Mundartdichtung. Ragende Gestalt rheinischer Dichtung ist in diesem Raume *Rudolf Georg Binding*, aus alter Frankfurter Familie, als Sohn des berühmten Strafrechtslehrers Rudolf

Binding 1867 zu Basel geboren, wo sein Vater eben als Kollege Nietzsches die erste frühe Professur bekleidete, über Freiburg und Straßburg dann nach Leipzig geworfen, wo er in einer ihm ungemäßen Umgebung zu sich selbst erwuchs. Juristisches, medizinisches Studium, alles beiseitegeschoben, um sich ins volle Leben zu stürzen, Herrenreiter, der selbst in England zum Siege kam, Offizier, Liebender und Daseinsverehrer, der gegen sein vierzigstes Jahr von schwerer innerer Erschütterung getroffen wird und, zur Genesung nach Florenz gekommen, in der meisterhaften Übertragung, vielmehr Neuformung d'Annunzioscher Gedichte zur Erlösung im schöpferischen Worte gelangt. Mit dieser Erweckung 1906 beginnt der Weg eines Lyrikers, dessen strenge Form die Entsprechung einer antik männlichen Haltung, eines schicksalsstarken Glaubens, des Bewußtseins der wirkenden Mächte und des dem Menschen gesetzten „Maßes" ist. Mächte und Maß: zu diesen Grundbegriffen einer neuen Haltung führt jene Erweckung, die zugleich eine religiöse Erweckung war. Eine Griechenlandfahrt kurz vor dem Weltkriege hat das durch Goethe, Nietzsche, George verstärkte Erlebnis des Antiken noch vertieft. Aber das eigentliche Erlebnis war der Weltkrieg selbst, das der frühere Reiteroffizier als Schwadronsführer, zwar nicht an den Fronten, aber in ständiger Berührung mit den Ereignissen miterlebt hat. 1925 erschienen seine Erinnerungen „Aus dem Kriege", eine scharfe Kritik der „bürgerlich mittelmäßigen" Kriegführung, eine klare Erkenntnis des inneren Wandels der Menschheit zu neuen Zielen. Der Lyriker, der 1913 zum ersten Male seine „Gedichte" herausgegeben hatte — die endgültige „Gesamtausgabe" erschien 1937 —, hat in dem Kriegsbande „Stolz und Trauer" 1922 erst seine volle Höhe erreicht.

Durch großer Kriege Irrsal bin ich gegangen.
Alle Dichter hatten ihr Recht verloren.
Anderes Maß der Dinge wurde geboren.
Stolz und Schmach waren wirr durcheinander gehangen.

Eiskalt stieg es empor von blutenden Sporen
auf zu unseren Herzen: Lawinen von Leid!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alle Lieder starben. Wir erstickten
die welche nicht sterben wollten in unserem Kleid.

Da waren wir sehr arm. Aber es schickten
die Toten zu mir und sagten:
Das Wort ist ewig. Wir sind gewärtig. Rufe.
Und Trauben von Trauer preßte ich aus in die Kufe.

„Die Kunst ist kühn, indem sie einfach ist. Das Einfache ist das eigentliche Wagnis und zugleich der eigentliche Beweis des Genies", heißt es in dem Tagebuche „Ad se ipsum" 1939. Diese Einfachheit in antik gehaltenen Maßen, das Wuchtige, Schwere, Grausige, Erschütternde auf den letzten sinnfälligen, sachlich klaren Ausdruck gebracht, das Gewaltige in Gottes klarer Sprache wiedergegeben, das ist die Art der Bindingschen Kriegsgedichte. Daneben blüht seine Liebes- und Lebensdichtung: auch sie in strengen Formen, aber das antike Maß überflutet von zauberhaftem Stimmungsreichtum, Glanz und Freude ritterlichen Lebens, von einer im Sinnbilde zusammengefaßten Daseinslust, vom Reiz einer beschwingten und erhöhten Wirklichkeit. Formhafte Sinnbildlichkeit, die das Bild des Lebens in begrenzte Gestalten zwingt, verknüpft sich hier mit dem Stimmungszauber moderner Dichtung, wie er von Nietzsche in Farbenkraft und Musikalität ins Wort gebannt worden ist: eine moderne Troubadourdichtung eigensten Gepräges, Sinn und Kern Bindingschen Lebens, wie er das in seinem unvergleichlichen Erinnerungsbuche „Erlebtes Leben" 1928 ausgesprochen hat. Anmut und Beschwingtheit in ihrer Verbindung mit Zucht und Haltung, der rheinfränkische Schwung mit antik-heroischem männlichen Ernste gepaart, das ist Bindings besonderes und doch so ganz rheinisches Wesen: das Soldatische in der Form des Reiterlichen, das ihn bestimmt und das in der „Reitvorschrift für eine Geliebte" 1927 seinen anmutig gehalttiefen Ausdruck gefunden hat.

Kunst als erhöhte, stärkere, eindringlichere, „einfachere" Wirklichkeit — so hat Binding in dem Aufsatze „Rechtfertigung der Kunst" des Sammelbandes „Rufe und Reden" (1927, neue Ausgabe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1938) seinen Kunstbegriff umschrieben. Eine Symbolisierung des Lebens, eine Rückführung aufs Einfache, Wesenhafte, auf das mythische Urbild — so hat Binding in Gedichten wie dem „Spruch auf eine Sonnenuhr" und „Liebe" („Nun stehn die Hirsche still auf dunklen Schneisen") sein Gültigstes gesehen. Aufs Symbolische, Mythische gerichtet sind auch seine Novellen, von ihm selbst meist als Legenden bezeichnet („Legenden der Zeit" 1909), unter ihnen als Meisterwerk die Fliegernovelle „Unsterblichkeit", dann „Die Waffenbrüder", „Die Geige", „Keuschheitslegende", aus späterer Zeit die Kriegsanekdote „Wir fordern Reims zur Übergabe auf" 1934 und die anmutig heitere, das Bild rheinischen Lebens und rheinischer Landschaft unvergleichlich malende „Moselfahrt aus Liebeskummer" 1932. In diesen Novellen und Legenden lebt das Adlig-Heroische einer kommenden Menschheit, vom Weltkriegserleben befeuert; der Lebensgläubige und Schicksalsfromme, der jenseits des Christentums einen neuen Glauben sucht — „Der unmenschliche Gott" in „Rufe und Reden" —, blickt in die Zukunft und hofft für sein Volk. In der „Antwort eines Deutschen an die Welt" 1933 (in der Neuen Ausgabe der „Rufe und Reden" 1938) hat Binding gegenüber dem anklagenden Romain Rolland das Recht, den Lebensanspruch des nationalsozialistischen Deutschlands in glühenden Worten vertreten, er hat der neuen Jugend sein Lied „Junges Deutschland" geschrieben, so wie er, der in Leibesübungen Erwachsene, in antiker Kalokagathie Geschulte 1936 den „Gesang olympischer Kämpfer" dichtete: „Wir rufen den Gott / der in Völkern lebt / der die Jugend liebt / im Wettstreit der Besten." So wie er im Kriege für sein Vaterland eintrat, so hat er in schwerer Nachkriegs- und Besatzungszeit als Bürgermeister seines kleinen, zum Mainzer Brückenkopf gehörigen Wohnortes Buchschlag südlich Frankfurt seine Mitbürger beschützt und gefördert. Als er 1938 starb, lag hinter ihm die reife Ernte eines im Umfang begrenzten, in der Form restlos durchgebildeten Werkes, das in die lebendige Zukunft eines stärkeren, eines adlig freien und stolzen, eines gehärteten und im Schicksalsglauben festen Menschentums weist. Der letzte Sinn von Bindings Lyrik und Novellenkunst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist dieses neue Menschentum als Grundlage eines neuen und kraftvolleren Volkes und Reiches.

Altersgenosse ist der so anders gerichtete *Rudolf Presber* (1868 bis 1935), komisches „Talent" hohen Ranges in seiner Verbindung von Komik und sinnigem Gefühl, sowohl in seinen zahlreichen Sammelbänden gemütvoller und liebenswürdig satirischer Gedichte (Auswahl „Ernte" 1923) wie in seinen weitverbreiteten komischen Romanen („Mein Bruder Benjamin" 1919, „Der Rubin der Herzogin" 1914) und Erzählungen wie in seinen meist in Gemeinschaftsarbeit verfaßten vielgespielten Lustspielen („Die selige Exzellenz", „Der dunkle Punkt", „Liselott von der Pfalz" usw.). Eine jüngere Generation der Frankfurter vertritt dann *Carl Haensel*, geboren 1889, nach seinem Berufe Jurist und Wirtschaftspolitiker, in einem ungemein vielseitigen Werke. Da stehen ernste Dramen wie die scharfen Kritiken überlieferter Rechtsformen „Das Grauen" 1919 und „Justiz" 1926, die dramatische Dichtung „Der Sieg" 1920 mit Hoffnung und Verzweiflung um das Kriegsende, der „Meister Mariae" 1927 und das Don-Juan-Drama „Der Tausendste" 1942 neben Lustspielen wie „Eva im Völkerbund" 1927 und „Der Potsdamer Perkeo" 1934. Das Schwergewicht des Dichters Haensel aber liegt in einem Romanwerk, das in die mannigfaltigsten Gebiete und Gefühlslagen ausgreift: der lebensvolle, spannungsreiche Bergsteigerroman „Der Kampf ums Matterhorn" 1928, dann der ebenso spannungsreiche, die alte Türkei Abdul Hamids von 1908 ungemein sinnfällig im Politischen und Sozialen schildernde Roman „Die letzten Hunde Dschingiskhans" 1929, der Industrieroman „Zwiemann" 1930, der wieder von der klaren Wirklichkeitsnähe des Dichters zeugt, der nach Akten und Zeugnissen gearbeitete Roman aus Münchhausens letzten beiden Lebensjahren „Das war Münchhausen" 1933, der sächsische Barockroman „Der Silberpage. Fuge und Schlußakkord aus dem Leben Augusts des Starken" 1936. Den Höhepunkt dieser Romandichtung bezeichnet der Frankfurter Familienroman „Der Bankherr und die Genien der Liebe" 1938: das Geschick Jakob Gontards, des Frankfurter Bankherrn, des Gatten Susette Gontards, der „Diotima"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hölderlins, die Diotimaliebe nun vom Standpunkt des beiseitegeschobenen und um sein Lebensglück gebrachten Mannes, ein Meisterstück seelischer Feinheit in der Schilderung Frankfurter Familienlebens und darin einer der besten deutschen Gesellschaftsromane. Hier zu Hause, in der Kraft von Umwelt und Überlieferung erreicht Haensel seinen Gipfel, nachdem er in echt rheinischem Ausgriff sich in die verschiedensten Gebiete der Wirklichkeit begeben hatte. Den Ausgriff in die Weite allein stellt aus der jüngsten Generation der 1899 geborene *Ernst Friedrich Löhndorff* dar, Weltwanderer durch alle Erdteile, Verfasser überaus lebendiger, farbenreicher, spannunggeladener Abenteuerromane: aus eigenen Erlebnissen im Mexiko des Weltkrieges und der nachfolgenden Revolutionen „Bestie Ich in Mexiko" 1927 und „Der Indio" 1933 (der tragische Untergang der Jaqui-Indianer), aus Indien „Amineh" 1931 und das prachtvolle „Khaiberpaß" 1941, aus Südamerika „Blumenhölle am Jacinto" 1932, „Tropensymphonie" 1936, dann „Unheimliches China" 1939 und „Yangtsekiang" 1940 und die Walfangsaga „Noahs Arche" 1932: überall die gleiche glühende Liebe zu unverdorbenem Volkstum, der Haß gegen die das Ursprüngliche zerstörende und rücksichtslos in den Untergang treibende englisch-amerikanische Zivilisation, das Miterleben mit den freiheitliebenden, stolzen, naturverbundenen Völkern.

Eine reiche Mundartdichtung entwickelt sich im Gefolge Friedrich Stoltzes und seines nicht minder erfolgreichen Sohnes *Adolf Stoltze*, der die Frankfurter Lokalbühne mit seinen Schwänken „Alt-Frankfurt" 1887 und „Neu-Frankfurt" 1889, das ernste Drama heimatlicher Überlieferung mit seinem „Vinzenz Fettmilch" 1928 beschenkte und eine Fülle von Erzählungen und Gedichten in heimischer Mundart gab („Allerlei Heiteres in Frankfurter Mundart" 1939).

Der Dichter des Odenwaldes ist der 1884 zu Urberach nördlich Darmstadt geborene *Nikolaus Schwarzkopf*, aus einer 1731 eingewanderten Familie vertriebener Salzburger Kalvinisten, Sohn eines armen Pflasterers, die Mutter aus Nackenheim von der linksrheinischen, rheinhessischen Seite — so gehen denn auch in Schwarzkopfs

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dichtungen die regen Beziehungen zwischen Odenwald und Mainzer Gebiet hin und her. Der Arbeitersohn aus dem Bauern- und Häfnerdorf wird mit den mühsamen Spargroschen der Eltern zum Lehrer gebildet, ist als ein immer heiterer, seine Schützlinge zur Lebensfreude und zum beschwingten Lernen anhaltender Erzieher in Bensheim, dann in Mainz, in Ockenheim bei Bingen, unter der Rochuskapelle, zuletzt in Neckarsteinach tätig, ist zwischendurch ein Jahr auf Urlaub in Zürich, wo er sich in alle Wissensgebiete stürzt und sich als Dichter tastend versucht; 1924 gelingt die Festsetzung als freier Schriftsteller in Darmstadt. In dem Bändchen „Mein Leben" 1935 hat er selbst geschildert, wie er sich in einem unersättlichen Wissensdrang auf alle Gebiete der Wissenschaft und der Kunst stürzte und zuletzt doch immer auf den Urgrund seiner Natur zurückverwiesen wurde: auf das schlichte, kindliche Gefühl, auf das Leben des einfachen Volkes, auf die stille daseinsgläubige Heiterkeit des unbefangen, in unzerstörter Sicherheit werkenden Menschen. Seine geistigen Vorbilder sind Rembrandt, Grünewald und Jean Paul: das schlichte alte deutsche Leben in seiner geweihten Alltäglichkeit, seiner gottdurchfluteten Wirklichkeitskraft! Schwarzkopf hat von sich gesagt, er sei ein Rest des jugendfrischen Deutschlands, das seine germanische Frömmigkeit in das ihm von Süden gebrachte Christentum mit unverbrauchten Sinnen und kindlichem Gemüt einsenkte, einer wahren Frömmigkeit reinen Gefühls und lebendigen Gehalts. Eine zweite Zeit „freudigen Umbruchs" erblickt er im Beginne des 16. Jahrhunderts, als sich aus dem Wust erstarrten Kirchentums ein gewaltiger religiöser Wille löste: Grünewald als religiöser Anwalt des unterdrückten, sehnsüchtigen, fordernden Volkes, der eine neue volkhafte Frömmigkeit will, der aber nicht die verderbte Kirche zerschlagen sondern vielmehr erneuern möchte. Grünewald als universal bewahrender und volkhaft erneuernder Geist im Gegensatz zu dem die Kirche zerschlagenden, die Volksansprüche abweisenden Luther — das ist eine typisch rheinische Geschichtsdeutung, die Schwarzkopfs gesamtem Werke zugrundeliegt. So hat er in seinem Roman „Der Barbar" 1929 das Bild Grünewalds gezeichnet, das Bild des volk-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haften Revolutionärs, der nicht Könige und Königstöchter, sondern Frauen des Volkes und Handwerker auf seine religiösen Gemälde setzt, „die ängstlich gewordene deutsche Seele, die nach Gerechtigkeit schrie, die sich einsam wußte in der belichteten Welt". Noch immer nicht glaubt der Dichter in diesem seinem Lieblingswerke das Eigentliche gesagt zu haben:

„Schönheit will ich geben in Natur und Mensch. Ich will insbesondere im kleinen Volk seelische Größe und Heldentum aufzeigen; ich will das kleine Volk in seiner hohen geistigen Eignung, in seiner Lauterkeit, Heiterkeit, Erd- und Gottverbundenheit darstellen, den *ewigen Träger der Zukunft des Reiches.* Heilig ist mir das Volk, und hier lasse ich nicht mit mir spassen. Wenn der „Barbar", das Werk, dem ich mein Leben weihe, in der Form ersteht, die ich in mir trage, dann wird aus mythisch heiligem Volkstum, aus unverbrauchtem Mutterboden ein Maler sichtbar werden, ein Führer zurück zu den urtümlichen Dingen des Lebens, der staatlichen und religiösen Gemeinschaft und damit zurück zum Göttlichen. Dies Buch ist in seinem jetzigen Zustand eine offene Wunde, wie die Zeit, die es schuf, eine offene Wunde war." (Mein Leben S. 69.)

Das Göttliche in der schlichten Volksseele, das Göttliche aus ihr, das ist der Gehalt von Schwarzkopfs Romanen, Erzählungen und Legenden. So schildert er das Schicksal unverstandener, mit dem Leben ringender, in ihrer Kindlichkeit und Gefühlsreinheit bedrohter Mädchenseelen in seinem Erstling „Greta Kunkel" von 1913, in „Amorsbronn" 1927. So gestaltet er sein anmutigstes, beschwingtestes Werk, die entzückende Legende „Maria vom Rheine" 1914. So dichtet er die Geschichte eines kleinen Pferdes mit der ganzen Einfühlungskraft seiner dem Unversonnenen geweihten Seele: „Riesele" 1920. Und so kehrt er immer wieder ins heimische Dorf Urberach, um das Leben der schlichten arbeitsamen Häfner zu schildern, die Gefährdung ihres uralten göttlichen Handwerks durch die moderne Industrie: „Die Häfner aus dem Erbseneck" 1921, „Der schwarze Nikolaus" 1926, „Der Feldhäfner" 1941. Die Lehrerin Gisela Trucken-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

brot kann sich wohl eine Zeitlang in den hochstrebenden Maler verlieben, zuletzt kehrt sie zur heimischen Erde zurück und heiratet den Bauern vom rheinischen Hofe, der ebensowohl schlichtgefühlte Gedichte zu schaffen vermag wie er im bäuerlichen Rennspiel sein schönes Gespann zum Siege führt: „Die silbernen Trompeten" 1935. Schwarzkopf ist der meisterhafte Gestalter einfach weltfreudigen Daseins, einer stillen, ganz in Gott ruhenden Gelassenheit, einer heiter unzerstörten und auch im Leid unzerstörbaren, weil auf ewige Volksgrundlagen gebetteten Seelenkraft, eines Deutschtums, wie es Jean Paul und Raabe bildeten, aber rheinfränkisch heiterer, weinbefeuert, voll lachender Daseinsmeisterung. Volkstum und Landschaft des Odenwaldes und Rheinhessens haben in ihm ihre Stimmen vereinigt.

Die inneren Gegensätzlichkeiten in diesem schon alemannisch durchkreuzten Gebiet enthüllen sich, wenn man neben Schwarzkopf den jüngeren Dichter des Odenwaldes stellt: den zu Pfungstadt südlich Darmstadt 1895 geborenen *Anton Betzner*. Von satirisch überspitzten, in einem unmöglichen Stile der Kurzsätze und hingeschleuderten Wortbrocken abgefaßten Schilderungen erotisch verstrudelten Lebens (Komödie „Das Jugendheim" 1922, Roman „Antäus" 1929) hat sich Betzner in seinem zweiten Roman „Die Gebundenen" 1930 zu einer gereiften Stilart und einer tiefdringenden Darstellung des Menschlich-Allzumenschlichen durchgerungen: auch bei ihm geht es, weit schärfer und rücksichtsloser als bei dem milderen Moselfranken Stefan Andres, um die Entblößung des Menschlichen bis in seine letzten Herzensfalten. Alles Schamlose, Gefährdete, Getarnte wird grausam bloßgelegt, aber hier bereits wie auch im „Antäus" wird fühlbar, daß für den mitleidlos sezierenden Dichter ein stärkeres Bild des Lebens dahintersteht und die Satire beherrscht. Zu seiner eigentlichen Bedeutung erwächst Betzner in dem Roman um einen Odenwaldsteinbruch und das schwere Dasein des vom Steinbruch abhängigen Dorfes, seiner Bauern und Steinbrucharbeiter: „Basalt" 1942. Auf dem festen Boden der Landschaft erwächst nun eine in ihrer Art meisterhafte Schilderung des Bauern- und Arbeiterlebens, all seiner kleinen Menschlichkeiten, Auftrieb und Frevel, Mühsal und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tod, Leidenschaft und Verzweiflung, ein in seiner ehernen Wirklichkeit unvergleichliches Bild.

Einen ähnlichen Reifeprozeß macht unter den Darmstädter Dichtern *Kasimir Edschmid* durch, mit seinem eigentlichen Namen Eduard Schmidt, zu Darmstadt 1899 geboren. Edschmid hat sich aus expressionistischen Anfängen herausgearbeitet, für deren ekstatische Übersteigerung die Novellen „Die sechs Mündungen" 1915, die Romane „Timur" 1916 und „Die achatnen Kugeln" 1919 nur flüchtig als Beispiel genannt seien; er hat in den ersten Nachkriegsjahren als Wortführer des Expressionismus gewirkt, bis ein weitgespanntes Reiseleben ihn zur tieferen, sachgemäßen Erfassung der Wirklichkeit erzog, zur Einsicht in Volk und Volkstum, wirtschaftliche und soziale Fragen. Diese Einsicht ins Wirtschaftliche und Sozialpolitische, die Enttarnung der Fassaden verstärkt sich von dem Spanien-Nordafrika-Buch „Basken, Stiere, Araber" 1926 zu „Afrika nackt und angezogen" 1930 und „Glanz und Elend Südamerikas" 1931. Diese vertiefte, unmein lebendige und farbenreiche Darstellung von Volksschicksal und Geschichte findet ihren eigensten Bereich im Süden Europas: „Zauber und Größe des Mittelmeeres" 1932 greift zuerst diese Dinge, den Höhepunkt erreicht Edschmid in dem Vierbuch über Italien, „Lorbeer, Leid und Ruhm" 1935, „Gärten, Männer und Geschichte" 1937, „Inseln, Römer und Cäsaren" 1939, „Hirten, Helden und Jahrtausende" 1941. Alle Vielfalt der Geschichte, alle Tragik der Jahrhunderte, unerfüllter Wünsche und gescheiterter Hoffnungen eines Volkes vereint sich in diesem Vierbuche mit dem Zauber der Landschaft und der Größe der Kunst zu einem Gemälde, das in seinem Farbenreichtum und der Kraft seines Gehalts zu den besten Italienwerken zählt. Der Rheinländer aber kehrt aus aller Weite wieder in heimische Gaue, in heimisches Schicksal zurück: „Im Spiegel des Rheins. Westdeutsche Fahrten" 1933 ist in gleichem Sinne der Heimat gewidmet.

Das dichterische Werk Edschmids geht von einem „Lord-Byron"-Roman von 1929 zu den Romanen deutscher Volkstragik „Deutsches Schicksal" 1932 und „Das Südreich" 1933. „Deutsches Schicksal"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schildert, wie ausgestoßene, in der Heimat arbeitslos gewordene Deutsche der Nachkriegszeit, alte Offiziere und Weltkriegskämpfer, sich in Südamerika ein neues Leben gründen wollen, wie sie als Treibholz überall verschwemmt werden, bis sie, beim Kampf um das Fort an der Rio-de-Janeiro-Bucht in der brasilianischen Revolution unwissend auf beiden Seiten aufeinander feuernd, sich gegenseitig in den tragischen Untergang reißen — ein in der farbenkräftigen wie mitleidlos enttarnenden Schilderung der südamerikanischen Staaten unvergleichliches Werk. „Das Südreich" ist die Schilderung des Deutschtums in Süditalien von den Germanenzügen bis in die hohe Zeit des Mittelalters und mit Streiflichtern bis zur Gegenwart: deutsches Schicksal auf süditalienischem und sizilischem Boden. Den dichterischen Gipfel bezeichnet der deutsch-italienische Liebesroman aus Florenz „Der Liebesengel" 1937, die Geschichte der Liebe eines alternden italienischen Gelehrten, des Sechzigers, der trotz Jugendkraft und unzerstörlicher Lebensfülle die tiefe und erwiderte Neigung zu dem knabenhaft klaren deutschen Mädchen überwindet, einer der feinsten und zartesten Liebesromane unserer Tage, verständnisvoll in der Schilderung der Vorzüge und Schwächen des Italieners.

Neben Edschmids weitgespannten Ausblick in Weltweite und völkische Schicksale tritt der strenge Formgedanke des 1895 zu Friedberg geborenen *Fritz Usinger*. In dem Aufsatzbande „Geist und Gestalt" hat sich der Georgenachfolger Usinger zur Form als Letztem und Höchstem bekannt: „Die Form ist immer das Letzte, nicht der Gehalt. Der ist vielmehr das Erste, Anfängliche, die schöpferische Masse. Der Gehalt drängt nach seiner Form, wie die Geister nach dem Leibe. Seinen Leib haben, heißt seine Form haben. Form ist das, was Existenz verleiht." Das Griechentum in innerster Verwandtschaft mit dem wahren Deutschtum, Goethe und George als die gestaltschaffenden werden Nietzsche und Rilke als den gestaltauflösenden Mächten entgegengesetzt, die deutsche Klassik als aus seelischer Notwendigkeit und völkischem Kernwesen entstanden gerechtfertigt. Das Höchste ist die „Gestalt" als die umsehnte und umkämpfte Einigung von Geist und Leib, Welt und Gott. Usinger deutet das Wesen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unserer Zeit als das *Drängen des Geistes nach der Natur;* alles unverleiblichte Geistige will zu seiner Verleiblichung, zur „Gestalt". Das unverleiblichte Geistige wie die ungestalteten vitalen Kräfte zerstören die Einheit der Welt. Dabei ist es bedeutsam, daß Usinger den Abstand zwischen Welt und Gott weit schärfer empfindet als etwa Goethe, daß er Gott in der Ferne sieht, wie Binding seinen „unmenschlichen Gott". Das Lyrikwerk Usingers, bestehend aus den Bänden „Das Wort" 1931, „Die Stimmen" 1934, „Die Geheimnisse" 1937 und dem Sammelbande „Gedichte" 1940, baut sich ganz auf Hölderlin und George auf: Deutung der „Geheimnisse" im erlösenden und gestaltschaffenden „Wort", Schau eines adlig erhöhten, zuchtvoll gehaltenen, der göttlichen Einheit verpflichteten, sich selber Grenze und Maß setzenden Menschentums auf der Grundlage von Volk und Landschaft. Denn das wird bei Usinger immer wieder betont, daß die Gestaltwerdung des Geistigen nur vor sich gehen kann, wenn dieses Geistige naturhaft aus Boden und Volkstum hervorwächst; das Volkhafte gehört wesenhaft zu der „Marschrichtung des Geistes auf die Natur". Unter den großen Hymnen Hölderlinscher Art nehmen daher die „Hymnen an Deutschland" und vor allem die große Hymne mit dem Titel „Deutschland" einen besonderen Rang ein, die Verkündigung des formschöpferischen gottgeweihten Deutschlands:

Gerichtet ist des Ewigen Haus uns stets.
Auf unsren Höhen stehen unwandelbar
die Engel unsres Lebens, wartend,
wann sich die wogenden Formen schlichten.

Dann siehst du deinen Reichtum gebreitet rings
aus Zeit und Ewigkeit und das Maß, das hält,
und ohne Wort erscheint, was alle
Worte besiegt: das erfüllte Schicksal.

Die altgegründete Darmstädter Mundartdichtung findet neue hervorragende Vertreter in dem 1875 geborenen *Robert Schneider:* „Gedichte in Hessen-Darmstädter Mundart" 1925, „Kraut un Riewe" 1939, Humoresken „Die Wildsau" 1910, hochdeutsche und mundart-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

liche Schwänke, in dem Schwankdichter *Karl Schaffnit* („Am Kaffeetisch im Odewald" 1926) und andern.

Dann Rheinhessen. Aus Niederolm südlich Mainz stammt der 1870 geborene, 1907 zu Berlin durch einen frühen Tod dahingeraffte *Wilhelm Holzamer*. Er war zuerst Lehrer, wirkte in Heppenheim an der Bergstraße, wurde dann Bibliothekar des Großherzogs von Hessen, lebte mehrere Jahre in Paris und zuletzt in Berlin. Auch in Holzamer lebte die bewegte rheinfränkische Spannung zwischen Heimat und weiter Welt: er hat das bäuerliche Leben seiner Landschaft zutiefst erlebt und sich darüber hinaus in die allgemeinen Fragen einer neuen Volksordnung, sozialer Reform hineingestürzt, hat mit den Ansprüchen und Verheißungen des damaligen Sozialismus ernst, oft verzweifelt gerungen, vor allem in seinen Pariser Jahren. Eine schlichte, tief seelenvolle, in ihrem Formverlangen an Conrad Ferdinand Meyer geschulte Lyrik ruht in den Bänden „Meine Lieder" 1892, „Zum Licht" 1897 und dem Sammelbande „Gedichte" 1912. Sein Bestes gibt Holzamer, wo er die Opfergesinnung und Schicksalskraft des einfachen Menschen aus dem Volke verherrlicht: „Der arme Lukas" 1902, die Schneidergeschichte „Peter Nockler" 1902, am ergreifendsten, künstlerisch reifsten „Vor Jahr und Tag" 1908. Dazu gesellen sich Zeitromane mit scharfer Kritik des haltlosen, in Schein und Oberfläche aufgehenden, der Verwurzelung in Landschaft und Volk entbehrenden unechten Künstlertums: „Inge" 1903, „Ellida Solstratten" 1904. Die Weite von Holzamers revolutionären Gedanken und Bestrebungen um freies Menschentum, rassisch bestimmte Gattenwahl, eine verwandelte Volksordnung und einen neuen lebensvollen Staat volkhafter Gemeinschaft zeigt sich in dem nachgelassenen zweibändigen Roman, dem Hauptwerke seiner Pariser Zeit „Der Entgleiste" 1910, der einen Einblick in all das Wogende und Gärende dieses ungemein lebendigen, von drängender Gegenwart erfüllten Menschen tun läßt. Den noch Unvollendeten, der Reife Zustrebenden riß mitten im steilen Aufstiege ein jäher Tod hinweg.

Aus Offstein bei Worms kommt der 1886 geborene *Richard Knies*. Auch hier der Geist der Landschaft und ihres bäuerlichen Menschen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tums, aber hier im Gegensatz zu dem revolutionär befreiten Holzamer mit der bewahrerischen Gesinnung katholischer Frömmigkeit durchsetzt, einer ideal geschauten, vom Geist der Duldung und des gegenseitigen Verständnisses getragenen Gläubigkeit, wie sie in seiner formstrengen Lyrik lebt: in den Sonetten „Die feierliche Zelle" 1917 und in der an Dantescher Form und Dantescher Frömmigkeit geschulten Terzinendichtung „Träume aus verborgenem Leben" 1936. Aber auch wird das Beste dort gegeben, wo die Heimat ihren Hauch verleiht: die entzückende Volkserzählung „Hährassa und Siebengulden-nas" 1917, die Geschichte von der Freundschaft des katholischen und des protestantischen Nachtwächters und ihrem Streite um den Stundenruf, der Roman um den Streit eines Dorfes mit seinem Pfarrer „Die Herlishöfer und ihr Pfarrer" 1919, die empfindungstiefen Erzählungen „Sonderlinge von der Gasse" 1918.

Der älteren Generation gehört *Anna Croissant-Rust*, geboren 1860 zu Dürkheim, an; sie ist in der Oberpfalz aufgewachsen, hat später in München ihre Heimat, und so durchdringen sich bei ihr pfälzische und oberpfälzische und oberbayrische Eindrücke und Züge. Sie begann unter stärkstem Einfluß des zeitbeherrschenden Naturalismus mit ungemein lebenswahren, mitleidlos realistischen Schilderungen Münchener Vorstadtelends: Novellenbände „Feierabend" 1892, „Lebensstücke" 1896; in gleichem Sinne gehalten ist das tragische Volksstück aus Oberbayern „Der Bua" 1896. Dann aber bricht bei der Reifenden die humorvolle Daseinsliebe ihrer rheinischen Artung durch, so in den pfälzischen Geschichten „Pimpernellche" 1910 — in der Titelnovelle die meisterhafte Charakterschilderung eines tüchtigen und klaren, in der heruntergekommenen Familie verachteten „Aschenputtels", das sich mutig und klar sein Leben baut —, dann in den liebevollen oberpfälzischen Skizzen „Aus unsres Herrgotts Tiergarten" 1906, in der humorvollen pfälzischen Kleinstadtgeschichte „Winkelquartett" 1908 mit seinen sozialkritischen Streiflichtern und in dem pfälzischen Gesellschaftsroman „Unkebunk" 1917. Ihr Bestes aber ist doch der oberbayrische Volksroman „Die Nann" 1906, die schlicht und ganz der Sache hingegebene Erzählung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von einem in Leid und Not ein tüchtiges und freies Leben sich zimmernden Mädchen aus dem Volke, das schönste Zeugnis der volksverbundenen Liebe einer rheinischen Dichterin auf oberbayrischem Boden.

Frei aus seiner pfälzischen Natur konnte sich der 1888 zu Pirmasens gebürtige *Roland Betsch* entwickeln, dessen Roman- und Lustspielwerk aus der Daseinskraft und Beschwingtheit der fränkisch-alemannischen Grenzlandschaft des nördlichen Wasgaus emporgewachsen ist. Strahlende Heiterkeit und Lebensfreude, ein unermeßliches Vertrauen zu dem schönen, reichen, bunten Leben, Farben-, Erlebnis- und Abenteuerlust, eine Romantik des verzauberten Lebens, die sich immer wieder an das Theater und an den Sport hängt, um zu ihrem Ausdruck zu gelangen — im Grunde dieser unbekümmerten Weltfreude aber eine ernste Verpflichtung, dem Leben zu dienen, sein Gesetz zu erfüllen, das Abenteuer der Liebe und der Lust zu seiner Verwandlung im Reinsten und Edelsten zu führen: das ist Roland Betsch, das ist das Pfälzische seiner Romane. Dieser Wesenskern liegt schon der Weltwanderung, romantischen Irrfahrt und dem endlichen Heimfinden seines ersten Helden „Benedikt Patzenberger" 1917 zugrunde und dann all jenen entzückenden, anmutigen, launedurchjubelten Berg- und Skiromanen: „Der Wilde Freiger" 1919, „Menschen im Föhn" 1929, „Gott in der Lawine" 1931, „Narren im Schnee" 1936, „Die sieben Glückseligkeiten" 1937, dem Theaterroman „Die Verzauberten" 1935, den Lustspielen „Salvermosers Seelenwanderung" 1929 und „Hans Fidibus im Glück" 1933. Der ernste Untergrund dieser heiter spielenden Dichtung tritt unverkennbar zu Tage, als Betsch 1939 die „Ballade am Strom" schreibt, den Schicksalsroman seiner pfälzischen Heimat, das ragende Meisterwerk der neueren pfälzischen Dichtung. 1813—1815 — 1848—1849 — 1923—1924: das sind drei verhängnisschwere Augenblicke der pfälzischen Geschichte, die Betsch mit gleichen oder durch Familienzusammenhang engverbundenen Gestalten in einer sinnbildhaften Entsprechung aufeinanderfolgen läßt, jeder einzelne Augenblick voll von Gefahr, Vernichtung und Fremdherrschaft, Bedrohung des heimischen Wesens,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zerstörung der geliebten Bergwälder — gerade die Waldzerstörung wird im naturverbundenen Rheinland zum beherrschenden Zeichen —, voll aber auch von Opfer und Bewährung, trotzigem Festhalten am Angestammten, Deutschen, am ewigen und unzerstörlichen Gedanken des Reiches. Und über alles hinweg klingt vom Ufersaum des deutschen Schicksalsstromes das Lied aus Urzeiten, die Ballade am Rhein, die Ballade von langem Leid und kommender Befreiung. In der Verbindung des Ernsten und Lebensvollen, traumhafter Sinnbildlichkeit und wirklichkeitsharter volkhafter Gesinnung hat Betsch in diesem Roman ein Meisterwerk geschaffen, das Dauer verheißt. Es ist kein „Wandel" des Dichters vom Spiel zum Ernste, es ist die folgerechte, umso überzeugendere Erhebung aus der schmelzenden Daseinslust in die opfervolle Verpflichtung, ein echt rheinischer und im besonderen pfälzischer Vorgang. Das neueste Werk, die fröhlichen Geschichten „Auch Unkraut blüht" 1941, zeigt deutlich, wie engverbunden alle Teile von Betschs Werken beieinander liegen.

Der gleichen Generation gehört der 1883 in Lambrecht bei Neustadt geborene *Kurt Faber* an, Weltwanderer durch alle Breitengrade, Schöpfer der bunten und seelenreichen Erlebnisberichte „Unter Eskimos und Walfischfängern" 1916, „Dem Glück nach durch Südamerika" 1920 und „Rund um die Erde" 1924, einer der liebenswertesten unter all diesen rheinischen Weltdurchfahrern.

Die nationalsozialistische Befreiung hat gerade in der Pfalz, der Grundlage des heutigen Gaues Westmark, die Kräfte erweckt und eine große Zahl junger Dichter zum Werke entbunden. Aus Kaiserslautern stammt der dem Geburtsjahrgang 1905 angehörige *Kurt Kölsch*, zuerst Lehrer, heute Gaukulturwart, dessen Gedichtband „Lob der Heimat" von 1935 in sprachmäßiger Gestaltung, meist in der Form wuchtig hingelagerter dunkel geschwellter Langverse, das sonnenüberströmte, falterumgaukelte Natursein der Pfalz, das Bekenntnis zum „Bruder Wald", Liebe und Einsamkeit, den Anruf der Gefallenen und den Jubel der neugeformten Gemeinschaft zum Ausdruck bringt. In dem Balladenbande „Der Trifels" von 1938 begegnen sich germanische Vorzeit und deutscher Glaube, pfälzische Vergangen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heit und der Weg ins Reich mit den Gestalten Friedrichs des Großen, Yorcks, Hindenburg, der Flandernschlacht bis zum „Liede der pfälzischen ᛋᛋ". Auch in diesen Balladen waltet die erdverbundene Sprachkraft, das welthafte Gottgefühl, der kraftvolle Gemeinschaftssinn und der unerschütterliche Reichsglaube, der das Wesen dieses Dichters bezeichnet und der in dem Bändchen „Spiele und Rufe" 1936 in den Weihespielen der neuen Gemeinschaft „Die Jahre" 1928, „Heilige Erde", „Die Mütter", „Sonnenwende" noch einmal einen bezwingenden Ausdruck findet.

Dramatiker ist der zu Germersheim geborene *Felix Dhünen* (1896 bis 1939), mit seinem eigentlichen Namen Franz Sondinger, der in den Schauspielen „Uta von Naumburg" 1934, „Traumspiel um St. Helena" 1935, dem Tristan-Isolde-Trauerspiel „Die Sonne Irlands" 1936 in einer betonten Schlichtheit, ganz aufs geformte Wort gestellt und der Sache hingegeben den tragischen Kern gestaltet. Das epische Werk Dhünens begann 1939 mit einer ebenso schlicht sachlich abgefaßten Darstellung bayrischen Soldatentums vor dem Weltkriege, der Jugend eines Münchner Kadetten bis 1914 „Als Spiel beganns", einem in der Eindringlichkeit seiner ganz natürlichen, in jedem Worte treffenden Darstellung und Charakteristik ungemein eindrucksvollen Buche.

In dem schmalen Bande „Jahr der Liebe" 1937 der 1901 zu Neustadt an der Haardt geborenen, in Kaiserslautern lebenden *Lina Staab* verrät sich bereits ein feines Künstlertum, eine innige Naturliebe, die reife Gefühlstiefe von schmerzdurchwobener Liebe und einsam glücklicher Mutterschaft. Der Gedichtkreis um Würzburg „Die festliche Stadt" 1940 zeigt diese lyrische Kunst noch vielfältiger, bunter, des Wortes sicherer: in den entzückend zarten und satten Wortkunstwerken um den Hofgarten im Frühling, Dauthendeys Grab, Riemenschneiders Bildwerke und die Stuppacher Madonna Grünewalds, um das Deckengemälde der Residenz und fränkische Bauerndörfer mit Hochzeiten und Grabinschriften, bis zu dem dunkleren Bilde des an der Weinbergsmauer lehnenden Heinrich von Kleist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In der Flandernschlacht fiel im Mai 1940 als Kommandant eines Panzerwagens der junge *Rolf Werbelow*, von dessen dichterischem Streben der schmale Nachlaßband „Wir sind im Sturm geboren" 1941 kündet: Gedichte eines leidenschaftlichen Glaubens an die neue Zeit und den Aufbruch der Jugend, einer glühenden Hingabe an das Reich und seinen Führer. „Nur was uns stark macht, das ist wahr!" und „Wenn Deutschland ruft, für Deutschland sterben!" sind die beiden Leitworte des im Keimen erstickten Gedichtwerks, Worte, deren innere Wahrheit der Dichter mit seinem Tode bezeugt hat. —

Die ältere Generation der Saarländer vertreten Liesbeth Dill, Richard Wenz und Ernst Thrasolt. *Liesbeth Dill*, geboren 1877 zu Dudweiler bei Saarbrücken als Tochter eines saarländischen Industriellen, verheiratet mit dem Berliner Stadtarzt von Drigalski, zeigt in ihren Romanen viel feine Menschlichkeit, tiefes Frauentum und ist doch nicht der Gefahr des Unterhaltungsmäßigen entgangen, wie sie den deutschen Roman um die Jahrhundertwende bedrohte. Am reinsten wirkt sie immer dort, wo sie die Heimat der Saar zum Gegenstande nimmt: „Die kleine Stadt" 1907, „Virago" 1913, „Der Grenzpfahl" 1925. Auch bei dem 1876 in St. Wendel geborenen Kölner Rektor *Richard Wenz* stört das Unterhaltungsmäßige seiner Heimatromane: „Der Kondbachmüller" 1911, „Rheindämmerung" 1925 (die Geschichte der Separatistenschlacht im Siebengebirge). In tiefere Bezirke dringt der religiöse Lyriker *Ernst Thrasolt*, mit seinem eigentlichen Namen Josef Martin Tressel, aus Benrich im Saarland 1878: in seinen Lyriksammlungen „De profundis" 1908, „Witterungen der Seele" 1911 und vor allem in den „Gottliedern eines Gläubigen" 1922 vollzieht sich ein erschütterndes Ringen mit Gott, mit dem vernichtenden Erlebnis des Leides, ja des Grauens in der Welt, bis über Tod und Not im Sinne der deutschen Mystiker die Einheit von Gott und Mensch und Dingen aufs tiefste erspürt wird. Das Letzte auch bei diesem von katholischer Frömmigkeit geprägten Gottsucher die Gott-Welt-Verbundenheit des rheinischen Menschen. Neben diesen religiösen Gedichtbänden stehen dann die klangvoll tragischen Volksballaden aus saarländischer Geschichte und saarländischem Bauern-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

leben „Die arme schöne Magd" 1922 und die empfindungstiefen Mundartlieder „Behaal mech liew" 1922, mit denen Thrasolt sich der rheinischen Volkstumsbewegung einreiht.

Unter den jüngeren Saarländern sind zu nennen Johannes Kirschweng, Alfred Petto und Rupert Rupp. Der aus Wadgassen bei Saarlautern stammende, 1900 geborene, ganz von katholischer Frömmigkeit und stärkster Heimatliebe, stärkstem Deutschtumserlebnis bestimmte *Johannes Kirschweng* hat in jungen Jahren ein überaus reiches episches Werk aufgebaut. Unter den Romanen hat der Saarroman „Das wachsende Reich" von 1935 eine besondere Bedeutung gehabt: der schlicht erzählte Lebensgang eines armen Saarländer Kindes in der Vorkriegszeit, durch den Weltkrieg bis in die Fremdherrschaft hinein, wobei alle wichtigen Fragen beleuchtet werden, das Verhältnis zwischen Preußen- und Rheinländertum sowohl wie die Spannung zwischen der Wirklichkeit des Vorkriegsreiches und dem in allen deutschen Herzen wachsenden größeren „Reich" und endlich die Frage des Verhältnisses von Reich und Kirche, wobei Kirschweng durchweg für die ewige Zusammengehörigkeit des idealen Reiches und der idealen Kirche im Sinne des mittelalterlichen Reiches eintritt. Der Kern des Romans ist eine leidenschaftliche Liebe zur Heimat und ihrer deutschen Art: „Wir hüten die Heimat in unsern Herzen. Wir hüten Deutschland in uns, bis der Tag kommt, an dem es aus unseren Herzen wieder groß und heilig aufgehen kann." An dieses bedeutendste Werk Kirschwengs schließt sich der Roman um und für die deutsch-französische Verständigung „Feldwache der Liebe" 1936, die Schilderungen aus der Zeit der französischen Revolution im Saarlande „Die Fahrt der Treuen" 1938 und als zweites hervorragendes Romanwerk „Der Neffe des Marschalls" von 1939, auch dieses ein Werk um die deutsch-französischen Beziehungen, eine glänzende Charakteristik von Gestalten aus der deutsch-französischen Grenzlandschaft, vom Saarland nach dem welschen Lothringen hinein, ausgezeichnet in seiner volkstümlichen Frische und Saftigkeit. Neben diese Romane stellt sich eine Fülle gleichgerichteter Erzählungen und Kurzgeschichten, meist der saarländischen Vergangen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heit gewidmet: Sammlungen wie „Aufgehellte Nacht" 1931, „Zwischen Welt und Wäldern" 1933, „Ernte eines Sommers" und „Sterne überm Dorf" 1938 usw. Dazu treten die Märchen „Der goldene Nebel" 1930, das Saarmärchen „Die blaue Kerze" 1936, das Bändchen schlichter Naturlyrik „Lieder der Zuversicht" 1940, das dem Glauben an „alles vergänglichen Blühens unsterblichen Sinn" Ausdruck verleiht, ein reiches und vielfältiges Werk aus der schöpferischen Kraft unerschütterlicher Heimatliebe.

Der 1902 zu Saarbrücken geborene *Alfred Petto* hat in den Romanen „Das verborgene Leben" 1936 und „Kornelius im Frauenwald" 1941, in den selbstbiographischen Aufzeichnungen „Das Saarbergmannskind. Bildnis einer Jugend" 1940 Daseinskraft und Arbeitsleben des Saarlandes in einer wirklichkeitsklaren, bildstarken Darstellung vor Augen geführt. In den Gedichten des Lyrikers *Rupert Rupp* „Die brennende Erde" 1933 u. a. erscheinen sein tragisches Lebensgefühl, die Schau dunkler Verhängnisse und die Ahnung neuen Daseins zu einem in aller Einfachheit oft erschütternden Ausdruck erhoben.

Auch in Lothringen begegnen zwei Generationen. Der älteren gehört der 1874 gebürtige Metzer *Alfred Pellon* zu, der sich, ein Spätgereifter, von den „Gedichten und Lothringer Volksliedern" 1925 zu den Lothringer Novellen „Seltsame Menschen" 1929 und „Unter Mirabellenbäumen" 1941 weiterentwickelt und in „Gozell-Garin. Chronik eines Lothringer Vaganten" 1942 seinen Höhepunkt erreicht, die farbige Schilderung des alten Lothringers in seiner Daseinskraft und strahlenden Lebenslust. Dieses echte starke Lothringen aber findet seine dichterische Auferstehung vor allem in dem Werke des zweiten Metzers, des dem Jahre 1898 entstammten *Ernst Moritz Mungenast*. In dem Erstlingswerke „Christoph Gardar" 1935 ist diese Schilderung des überschäumend daseinslustigen, festfreudigen, liebestrahlenden, in seiner Überkraft erstickenden fränkischen Lothringens noch in übersteigerten Ausdruck gebannt; in den folgenden Romanen „Die Halbschwester" 1937, „Der Kavalier" 1938, „Der Pedant oder Die Mädchen in der Au" 1939 reift die Darstellung mehr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und mehr aus, gewinnt von innen leuchtende Kraft und verhaltene Stärke. In all diesen Romanen freilich spielt die Handlung die mindeste Rolle; alles Licht fällt auf die Lebensführung dieser Lothringer Menschen, ihren von Festen und tollen Streichen erfüllten Tag, ihre jauchzende Lebenszugewandtheit und Wirklichkeitsfreude, ihre beschwingte Heiterkeit und sich selbst verzehrende Erlebnislust. In dem reifsten und tiefsten Werke, „Der Zauberer Muzot" von 1939, gibt Mungenast noch mehr als dies: das Volksschicksal Lothringens als der zwischen Deutschland und Frankreich hin und her geschleuderten und oft zerriebenen Grenzlandschaft, die Geschichte vor allem des lothringischen Schicksals zwischen 1871 und 1918, Anziehung und Abstoßung, eine offenherzige Darstellung sowohl der deutschen Irrtümer wie der lothringischen Vorurteile und trotzigen Vorbehalte — das Schicksalsbild eines verhängnisbeladenen und doch von den reichsten völkischen Kräften erfüllten Grenzlandes. In Pellons wie vor allem in Mungenasts Werken erlebt man erst das wahre Lothringen mit seiner ganz eigenen Verschmelzung germanischer und romanischer, das heißt in vielen Fällen ost- und westfränkischer Züge, das *fränkische* Lothringen, das ein Jahrhundert unverstanden, ja im Grunde unbekannt blieb, weil es mit dem ganz andersgearteten, weil alemannischen Elsaß zu dem unsinnigen Bindestrichbegriff Elsaß-Lothringen verkoppelt wurde und damit in seinem Eigenwert und seiner Eigenart hinter dem Elsaß verschwand. Der Aufstieg der Lothringer Dichtung bei Pellon und Mungenast gerade im Augenblick der Deutschwerdung Lothringens und unmittelbar vorher ist ein deutliches Zeichen, wie schicksalstief der Weg der echten volkhaften, ans Volksschicksal angeschlossenen und aufs Volksschicksal lauschenden Dichtung mit den politischen Geschehnissen verbunden ist.

Dieses Bild der rheinischen Dichtung unserer Zeit würde unvollständig sein, wenn man nicht auch die volksdeutschen Gruppen rheinischen Ursprungs ins Auge fassen wollte. Eine ausführliche Darstellung, wie wir sie bisher gegeben haben, ist hier nicht möglich, da sie noch viele Dutzende von Seiten umfassen würde; es muß genügen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf die wichtigsten Erscheinungen hinzuweisen und ihre Bedeutung herauszuheben. Einen hohen Rang innerhalb der deutschen Gegenwartsdichtung hat sich die Dichtung der Siebenbürger Sachsen erkämpft: *Adolf Meschendörfer*, der mit seiner Zeitschrift „Die Karpaten" 1907—1914, der ersten siebenbürgischen Literaturzeitschrift, und dem Roman „Leonore" 1908 den Durchbruch aus der bürgerlich harmonisierenden Dichtung des 19. Jahrhunderts zu einer wirklichkeitsharten, das Volksschicksal eisern ins Auge fassenden neuen Haltung begann und in seinen Romanen „Die Stadt im Osten" 1932 und „Der Büffelbrunnen" 1934 vollendete, *Heinrich Zillich* als Vertreter der jüngeren Generation mit den Siebenbürgenromanen „Zwischen Grenzen und Zeiten" 1936 und „Der Weizenstrauß" und seinen knappgefügten Novellen, *Erwin Wittstock* mit dem Siebenbürgenroman „Bruder nimm die Brüder mit" 1933 und seiner meisterhaften Novellenkunst, dann *Erwin Neustädter*, *Otto Folberth*, *Arnold Roth* usw. Der rheinische Charakter dieser Dichtung zeigt sich sowohl in der Form — die reine Formhaftigkeit der an der Antike geschulten Meschendörferschen Lyrik, die strenge Novellenform Zillichs und Wittstocks — wie im Gehalt: der Kampf zwischen Enge und Weite, zwischen der Sehnsucht nach künstlerisch freiem und schönem Leben und der grenzesetzenden Verpflichtung des volksdeutschen Behauptungsringens. Das zum überwiegenden Teile pfälzisch-rheinhessisch bestimmte Banater Schwabentum hat die ragende Gestalt eines *Adam Müller-Guttenbrunn* hervorgebracht, der mit seiner Banater Romanreihe, beginnend mit der „Götzendämmerung" von 1908, mit Meschendörfer zum Bahnbrecher der neuen volksdeutschen Dichtung geworden ist: mit Meschendörfer und Müller-Guttenbrunn hat das Rheinländertum der volksdeutschen Dichtung die entscheidend neue Haltung gegeben. Dann die bäuerlichen Lyriker *Peter Barth* und *Josef Gabriel*, der Tierdichter *Otto Alscher*, in der gleichfalls größtenteils pfälzischen Batschka der Lyriker *Bruno Kremling*, im Pfälzertum Galiziens der Epiker deutschen Bauernlebens in Galizien *Friedrich Rech*. Ein beträchtlicher Teil der amerikadeutschen Dichter ist rheinischen Ursprungs, in den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vereinigten Staaten wie in Kanada, in Brasilien wie in Argentinien; das Pfälzertum Pennsylvaniens aber, das heute noch auf 800 000 Menschen geschätzt wird, hat jene koloniale Mischmundart auf pfälzischer Grundlage, das „Pennsylvania-Deutsch" entwickelt, in dem eine ungewöhnlich reiche Literatur, Volkserzählung wie Lyrik und Volksstück noch in lebendiger Entfaltung ist (Charles C. Roberts, Astor C. Wuchter usw.). Auch an der afrikadeutschen Dichtung nimmt das Rheinländertum mit *Otto zur Essen* teil. Dieser Ausblick in die Weite rundet erst das Gesamtbild jener Dichtung, aus der Pontens „Volk aus dem Wege" naturnotwendig entsprungen ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schlußbetrachtung

Es bedarf nicht vieler Worte, um die beherrschenden Züge rheinischer Dichtung herauszuheben; die Einzeldarstellung durch die Zeitalter hindurch hat sie im Einzelnen überall klar hervortreten lassen. Das Bild rheinisch-fränkischer Dichtung zeigt sich als ein ungemein scharfgeprägtes, unverwechselbar in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen, in seinen Zu- und Abneigungen. Und gerade diese Zu- und Abneigungen lassen in ihrer charaktervollen Bestimmtheit die eigene Wesensart dieser Dichtung sinnfällig hervortreten.

Die rheinische Dichtung nimmt an folgenden Bewegungen bestimmend teil, beherrscht oder beeinflußt sie in hohem Maße:

1. sie spielt eine bedeutsame Rolle in der germanischen Heldenepik (Siegfriedlieder, Lied vom Burgundenuntergang und ihre Verschmelzung als Grundlage des späteren Nibelungenliedes, Hugdietrich, Wolfdietrich, merowingische und karolingische Epik),

2. sie spielt eine bedeutsame Rolle in der germanischen Tierdichtung und ist ihre treueste Bewahrerin (Reineke Fuchs),

3. sie spielt eine bedeutsame Rolle in der frühchristlichen religiösen Dichtung (Otfrid, Hartmann usw.),

4. in ihr vollzieht sich die Geburt des neuen mittelalterlichen Dramas, des Volksepos und des neuen Kunstepos, sowie der entscheidende Teil der Entwicklung der frühhöfischen Dichtung des 12. Jahrhunderts,

5. sie nimmt einen ungewöhnlich reichen Anteil an der Volksdichtung des ausgehenden Mittelalters bis ins 16. und 17. Jahrhundert: Volkslied, Sage, Volksdrama, Volksbuch usw.,

6. in ihr vollzieht sich im 18. Jahrhundert der Durchbruch der Deutschen Bewegung im Sturme und Drange, die Aufgipfelung der deutschen Klassik in Goethe und mit die wichtigsten Teile der Volkstumsromantik (Görres, Brentano, die Brüder Grimm, Savigny, die Brüder Boisserée usw.),

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

7. als Nachfolge dieser Volkstumsromantik entwickelt sich im 19. Jahrhundert, mit stark epigonenhaften Zügen, eine typisch rheinische Volkstumsbewegung, der die Rheinromantik und das rheinische Versepos als besondere Formen zugehören,

8. eine ansehnliche Rolle innerhalb der volkhaften Dichtung der Gegenwart: beginnend mit der Formerneuerung Georges, mit dem volkstümlichen Durchbruch Schäfers, dann besonders wesenhaft in der Werkdichtung von Lersch, in Pontens Roman der deutschen Weltwanderung, in der geschichtlichen Dichtung Beumelburgs, in der bäuerlichen Gottlyrik Kneips, mit einem eindrucksvollen Beitrag zur deutschen Weltkriegsdichtung(Lersch, Binding, Beumelburg, Steguweit, Zerkaulen, Cremers u. a.), mit der entscheidenden Wandlung innerhalb der volksdeutschen Dichtung (Meschendörfer, Müller-Guttenbrunn).

Noch aufschlußreicher ist die ungemein scharfe Abneigung und Ablehnung, mit der die rheinische Dichtung sich von gewissen, ihr ungemäßen Bewegungen völlig, aber auch völlig fernhält:

1. völlige Ablehnung der gesamten hochhöfischen Dichtung nach Veldeke, sowohl des Minnesangs (mit einigen Ausnahmen in den alemannisch durchsetzten südlichen Grenzgebieten) wie der hochhöfischen Epik — statt dessen die heimische karolingische Epik,

2. die völlige Ablehnung der mit dem 16. Jahrhundert einsetzenden gelehrt-kunstmäßigen Dichtung, der höfisch bestimmten Dichtung des Barocks, nur geringe Beteiligung an der Dichtung der Aufklärung,

3. keinerlei Beteiligung an der Frühromantik,

4. keine wesentliche Beteiligung an der Zeitdichtung des 19. Jahrhunderts, weder am Jungen Deutschland noch an der sog. „politischen" Lyrik, ebensowenig aber auch am konservativen heimatgebundenen Realismus der Jahrhundertmitte — dagegen Entwicklung besonderer Formen in Rheinlyrik und Versepos,

5. keine wesentliche Beteiligung am Naturalismus (statt dessen der antinaturalistische Protest Georges), an der Neuromantik (Ausnahmen Eulenberg, Ewers), am Expressionismus (Ausnahmen der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

junge Edschmid, Hasenclever), vielmehr eigene Entwicklung einer volkgebundenen rheinischen Dichtung.

Diese betonten Abweisungen des innerlich Ungemäßen geben der rheinischen Dichtung ein so scharfgeprägtes Profil und bezeugen die Einheitlichkeit einer im Fühlen und Denken verbundenen Stammesgemeinschaft trotz aller politischen und kirchlichen Zerspaltungen. Die höfische Dichtung der Stauferzeit und der höfische Barock, der Rationalismus der Aufklärung und die Übergeistigung der Frühromantik werden aus dem volkstümlichen Charakter des Stammes heraus abgelehnt, die modischen Strömungen des Naturalismus, der Neuromantik, des Expressionismus ebenso wie des Jungen Deutschlands und der politischen Zeitlyrik aus dem religiös-bewahrerischen Sinne, der das Rheinländertum bezeichnet, seiner Naturnähe und Naturhaftigkeit. Die rheinische Dichtung wird, in ganz eigenen Arten und Weisen, von den folgenden Lebensgedanken bestimmt: Natur, Form, Frömmigkeit, Volk und Volkstum, Reich.

Innige Naturliebe, Naturverbundenheit, die Verwurzelung in Boden und Scholle, ein Brudergefühl zu Wald und Strom und Gebirge, aber auch die innigste Einfühlung in die karge Heidelandschaft des Niederrheins tritt bei allen rheinischen Dichtern hervor. Was zugrundeliegt, ist bereits ein religiöses Gefühl: die eingeborene Natur-Gott-Verbundenheit, welche die Linie der rheinischen *Gott-Natur-Deutung* hervorwachsen läßt, von Hildegard von Bingen bis zu den deutschen Höhepunkten Cusanus und Goethe. Das eigendeutsche Natur- und Weltbild ist in dieser Weise vom Rheinland aus entscheidend geprägt worden.

In diesen Naturbereich gehört der rheinische, wesenhaft fränkische Gedanke der Form — nicht in den Bereich einer angeblichen Fortwirkung römischer Blutmischung und römischen Einflusses. Blutmischung und Einfluß dieser Art sind nicht zu leugnen, haben aber nie eine Stärke erreicht, um in den Bezirken des wesenhaft Geistigen eine beherrschende Rolle zu spielen, denn das wesenhaft Geistige als höchste Blüte eines Volks- und Stammestums wird immer von den stärksten und wesenhaftesten volklichen und stammlichen Kräften

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

getragen und nicht von irgendwelchen mitlaufenden Strömungen, die gerade aus diesen Bezirken ausgeschlossen bleiben. Der rheinische *Formgedanke*, das muß mit aller Klarheit herausgehoben werden, ist kein mittelmeerisch beeinflußter Gedanke äußerer Form, sondern ein *Gestaltverlangen* urindogermanischer Herkunft, also dem griechischen Gestaltverlangen im Innersten verwandt. Wenn die angeblich so starke römische Bluts- und Geistesmischung wesenhaften Einfluß hätte, dann müßte der Rhein eine Kulturgrenze sein, was er in keiner Weise ist; im Gegenteil, rechtsrheinisches und linksrheinisches Rheinländertum sind in allen wesentlichen Zügen gleich, und wenn das linke Ufer in George einen der entschiedensten Vorkämpfer des Formgedankens hervorbrachte, so das rechte Goethe, Binding, Bertram, Langenbeck, Barth, Usinger, so daß das Schwergewicht eher auf die rechtsrheinische Seite fällt. Der Formgedanke der rheinischen Dichtung, der sich in Lyrik und Epik, in der strengen Formhaftigkeit von Novelle und Drama besonders kundtut, ist eine germanische und im besonderen fränkische Eigenschaft. Daß in der rheinischen Dichtung eine ausgesprochene Volkhaftigkeit und Volkstümlichkeit mit diesem Formverlangen zusammentrifft, ist der beste Beweis für diese so oft verkannte und mißverstandene Tatsache.

Die Natur-Gott-Verbundenheit und das Gestaltverlangen hängen eng mit der *Frömmigkeit* der rheinischen Dichtung zusammen. Das Verhältnis zu Schicksal und höheren Mächten spielt zu allen Zeiten die entscheidende Rolle, ein weltgläubiger Sinn, eine tiefe Verantwortung, ein Gottsuchertum kraftvoll werkfreudiger Art verbindet sich mit dem Verlangen nach festen Formen dieses Glaubens, nach sinnfälligen Gebräuchen, nach bewahrender Sitte, wobei der urgermanische Grund dieser Frömmigkeit immer wieder zu Tage tritt. Man wird der „Kirchlichkeit" vor allem des bäuerlichen Rheinländertums nicht gerecht, wenn man sich nicht vor Augen hält, daß der Katholizismus ja gerade auf germanischem Boden in vielen seiner Formen und Gebräuche eine Umformung, Umdeutung, Umgestaltung germanischer Glaubensformen und Sitten darstellt, so daß in der bäuerlichen „katholischen" Frömmigkeit dieser germanische Grund

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sehr oft wieder an die Oberfläche zurücktritt. Die rheinische Glaubenshaltung hat einen ausgesprochenen Trieb nach festen Formen, nach universaler Weite; sie deutet das „Katholische" in einem ihr eigenen idealen Sinne um, wie das die Einzeldarstellung in zahlreichen Beispielen erwiesen hat, sie deutet die ihr eigene Natur-Gott-Verbundenheit, ihre Weltgläubigkeit — und gerade der rheinischen Dichtung und Frömmigkeit fehlen in allen wesenhaften Erscheinungen die weltflüchtigen, weltverneinenden, weltverteufelnden Züge! — in die überlieferten kirchlichen Formen hinein. Der bewahrerische Sinn der nördlichen Hälfte des Stammesgebiets hebt sich dabei von der revolutionären Bewegtheit der südlichen Hälfte, des alemannisch durchmischten Rheinfrankentums ab, aber die wesentlichen Züge stimmen auch darin überein.

Volk ist Natur, Volk ist Gestalt, Volk ist das von Gott Gewollte. *Volk und Volkstum* sind die Grundbegriffe rheinischer Dichtung; darum die Blüte germanischen Heldenliedes, germanischer Tierdichtung, die Schöpfung des Volkepos und Volksdramas, die reiche Entfaltung von Volkslied und Volksbuch, der rheinische Ursprung der Deutschen Bewegung als volkhafter Protest gegen die volkfeindliche westliche Einstellung der Aufklärungszeit, die Volkstumsbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts. Volk ist in diesem Raume gewachsene Wesenheit, Volkstum das liebevoll Bewahrte und Umhegte, das im Grenzkampf, im Ansturm des Westens mit leidenschaftlicher Zähigkeit Festgehaltene. Die Entwicklung der Mundartdichtung, die sich ohne Bruch vom Mittelalter her fortsetzt, der volksdeutsche Standpunkt eines Ponten und der rheinischen Volkstumsgruppen in aller Welt bezeugen das ebensowohl wie die unvergleichliche Gestalt eines Heinrich Lersch und seiner Nachfahren, die in dieser Art das Beste rheinischen Wesens zum Ausdruck bringen.

Der tragende Kernbegriff aber ist das *Reich*. Die Darstellung hat erwiesen, wie das Schicksal der rheinischen Dichtung mit dem Schicksal des Reiches ineinsging, seine Blüte ihre Blüte, sein Niedergang ihr Niedergang, sein neuer Aufstieg ihre Erneuerung. Die Blütezeiten der rheinischen Dichtung liegen in der Europa umformenden Germanen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

blüte der Völkerwanderung, im mittelalterlichen Reiche des 10. bis 12. Jahrhunderts, in der inneren Reichswerdung der Deutschen Bewegung und in der Reichserneuerung unserer Tage, der tiefste Punkt der rheinischen Dichtung im 16., 17. und frühen 18. Jahrhundert fällt mit dem Tiefpunkt der Reichsmacht und dem gefährlichsten Ansturm des Westens zusammen. Das alles liegt nicht nur unbewußt in rheinischem Empfinden, sondern es gelangt als Reichsbewußtsein, Reichsbegeisterung, Reichstreue selbst in dunkelsten Zeiten zur höchsten Klarheit. Diese in ihrer Wesensart so eigen ausgebildete Stammesdichtung hat sich immer nur als Teil des großen Ganzen gefühlt, auf Not und Tod mit dem Reiche verbunden. Partikularistische Strömungen sind gerade in den Rheinlanden nie zur Herrschaft gelangt und sind am stärksten vom Volke selbst abgelehnt, ja wie in den Jahren 1922—1924 wahrhaft vom Volkszorn zerschmettert worden. Über alles das Reich! Das geliebte, im Herzen bewahrte Stammestum nur wertvoll und fruchtbar als Ausdrucksform des umfassenden Deutschtums, als dienendes Glied im abendländischen Ringen des Deutschtums — auch diese Einstellung gehört zu der angeborenen universalen Weite des Frankentums, das eine Absonderung und Vereinzelung immer abgelehnt hat, weil es an die Kraft des Lebens, an die Weite und den umfassenden Sinn der gottdurchwalteten Welt mit allen Seelenkräften glaubte.

Über alles das Reich! In dem Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, liegen ganze Viertel rheinischer Städte in Trümmern, weil wieder einmal das Rheinland als deutsches Grenzland im Westen die Wucht des westlichen Ansturms zu tragen hat. Häuser können fallen, die seelische Kraft, der unzerbrechliche Trotz des Frankentums kann nicht überwunden oder geschwächt werden. Das arbeitende Volk der Rheinlande steht in eiserner Front, wie immer bewußt, daß das Schicksal des Reiches und das Schicksal der fränkischen Rheinlande eins gewesen ist und eins bleiben wird.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhaltsübersicht

Vorwort . . . . . *Seite* 7

Einleitung:

Vom Rechte rheinischer Literaturgeschichte . . . *Seite* 9—16

Erstes Kapitel:

Germanische Heldensage und germanisches Tierepos am Rhein . . . . . *Seite* 17—37

Arminius 17 — Europäische Großmacht des Frankentums 18 — Frühgermanisches Heldenlied. Ursprung der Nibelungendichtung 19 — Siegfried 20 — Burgunderuntergang 21 — Altes Atlilied. Siegfriedmythus und geschichtliche Burgunderwelt 22 — Der Nibelungen Not, Nibelungenlied, Völsungensage 24 — Sigmund und Sintarfizzilo, Chlodwigs Brautwerbung, Liber historiae Frankorum 25 — Farolied 26 — Chlotarlied. Volkskrise des Frankentums 27 — Westfrankens und Burgunds Kulturgemeinschaft. Wolfdietrich und Floovent 28 — Ortnitsage, Hugdietrichs Brautfahrt 29 — Walther-Hildegund-Lied 30 — Authari-Rothari-Sage; Ermanarich-Dietrich Sage. Europäischer Einfluß der fränkischen Liedschöpfung 31 — Germanisches und Antik-Christliches im Merowingerreiche. Tiererzählungen um Fuchs und Wolf 32 — Einwirkungen Äsops. Bär, Wolf, Fuchs als Dreiheit der Ursage. Tiersage und Tierfabel 33 — Tiersage als Gegenstück zum Heldenlied 34 — Kleinformen germanischer Dichtung 35.

Zweites Kapitel:

Karolingische „Renaissance" und karolingische Volksepik . . . . . *Seite* 38—55

Krise des Germanentums. Neuer Aufstieg unter den Karolingern; Fundament des einheitlichen „Deutschland" 38 — Bildungswerk Karls des Großen 39 — Theodiscus 40 — Entstehung der althochdeutschen Literatur. Weißenburger Katechismus. De fide catholica contra Judaeos 41 — Karls gelehrte Akademie. Germanisches Wesen und antik-christliche Bildung. Vita Carolis Imperatoris 42 — Lex Salica 44 — Weltliche und geistliche Gewalt. Einheitliches Europa 45 — Chancons de geste und deutsche Karolingerlieder; Girart de Roussillon, Mainet, Haimonskinder 46 — Ogier der Däne, Roland 47 — Die Lieder von Wilhelm und Vivien 48 — Karlsreise und andere Karlsepen. Folgen der deutsch-französischen Karlsüberlieferung 49 —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ludwigslied 51 — Ende der stabreimenden germanischen Dichtung. Otfrids Evangelienbuch 52 — Trennung von Ost- und Westfranken, die fränkischen Rheinlande 53 — Mündlich überlieferte Volksdichtung 55.

Drittes Kapitel:

Salische und staufische Dichtung — Volksdrama und Volksepos am Rhein . . . . . Seite 56—96

Cluniazensische Reform 56 — Lateinische Dichtungen 58 — Entfaltung des rheinischen Bürgertums; Zerfall der Territorialgewalten 66 — Geburt des deutschen Volksepos am Rhein 67 — Endreimendes Heldenlied als Dichtung des Volkes. Entwicklung des Epos aus dem Lied 68 — König Rother 69 — Der Ur-Rother 71 — Salman und Morolf 72 — Spruchgedicht von Salomon und Markolf 73 — Oswald und Orendel, Mischformen weltlicher und geistlicher Dichtung 74 — Geburt des kunstmäßigen Epos; Annolied 76 — Tobias und Alexander 77 — Geistliche Dichtung und Dichtung kirchlicher Bestimmung 78 — Rheinische Voraussetzungen zum höfischen Epos 79 — Herzog Ernst 80 — Übergang von der vorhöfischen zur höfischen Epik 83 — Eneit; gemeindeutsche Dichtersprache 84 — Überwindung des Kirchlich-Mönchischen durch das ritterlich-höfische Ideal 86 — Erschütterung des Reichsgedankens, Abbruch der epischen Entwicklung. Morant und Galie 88 — Moritz von Craun 89 — Ursprung des mittelalterlichen Dramas 91 — Minnesang 93 — Frauenminne und Gottesdienst als höchste Form des Rittertums 95.

Viertes Kapitel:

Volksdichtung und Geistesleben im ausgehenden Mittelalter . . . . . Seite 97—143

Territoriale Zersetzung, Versuche einer Hegemonialherrschaft 97 — Das Rheinland nur mehr äußerer Mittelpunkt des Reiches 100 — Rheinische Volkswanderung in die deutschen Kolonialstaaten 101 — Abwanderung und Handel als Zeichen ungebrochener Volkskraft 102 — Osteroberung Frankreichs 103 — Karlmeinet 104 — Johann aus dem Virgiere 106 — Novellistische und volksbuchartige Züge 107 — Prosaromane 108 — Reimchroniken 109 — Epische Schlachtenlieder 112 — Bürgerliche Stadtepik 114 — Prosachroniken und Geschichtswerke 117 — Geistliche Epik 119 — Verschmelzung des Weltlichen mit Religiös-Kirchlichem im Drama 120 — Älteste rheinische Formen des geistlichen Dramas 121 — Fastnachtsspiele; kunstmäßige Lyrik 123 — Volkslied 124 — Bedeutung der Volksdichtung. Aufstieg des Geisteslebens 125 — Alberts des Deutschen Werk 126 — Deutsch-rheinisches Universitätsleben 129 — Via antiqua und via

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

moderna 132 — Rheinische Mystik 133 — Denksystem des Cusaners 136 — Einheit der Mannigfaltigkeit und Ordnung der Vielheit als Grundgedanken der Weltansicht und Reichsidee 139 — Einheitliche Weltreligion 140 — Erfindung des Buchdrucks 141 — Spätblüte und nahender Verfall rheinischer Kultur 143.

Fünftes Kapitel:
Niedergang und Zerrissenheit . . . . . Seite 144—182

Habsburgs verhängnisvolle Einwirkung 144 — Reformation 145 — Land religiöser Zerspaltung 146 — Gegenreformation und Kalvinismus 147 — Unabhängigkeit der Niederlande 149 — Folgen des kurkölnischen Krieges 150 — Ludwigs XIV. „Reunionen"; Volkstragödie der fränkischen Rheinlande 151 — Bestand des mittelalterlichen politischen und sozialen Aufbaus; rheinische Hegemonialbestrebungen der Wittelsbacher 152 — Nordrheinischer Humanismus 153 — Südrheinischer Humanismus 155 — Reuchlinfehde 158 — Kölner Hochschule als theologische Hochburg 160 — Scheiternde Reformversuche 161 — Neue Blüte des protestantischen Frankfurt; Überfremdung durch Juden 162 — Gründung neuer Gymnasien und Akademien 163 — Heidelberg als führende westdeutsche Universität 164 — Europäische Bedeutung der Pfalz und die Katastrophe des Jahres 1620 S. 166 — Belege der Volksdichtung; Frankfurter Faustbuch 168 — Frankfurts Rolle in der Volksbuchliteratur 169 — Zeugnisse gelehrter und schulmäßiger Dichtung 170 — Frühbarocke Dichtung des Heidelberger Kreises 173 — Pflege ausländischen Schauspiels und volksfremder Ausstattungsstücke 175 — Rheinischer Anteil an der reifen Barockdichtung 176 — Rheinische Naturmystik zur Barockzeit 178 — Widerstand rheinischen Wesens gegen Gesellschaftlich-Formales und idealisierende Typik zugunsten des Volkstümlichen 181 — Deutscher Volksgeist gegen westeuropäischen Rationalismus 182.

Sechstes Kapitel:
Wiedergeburt im Volkstum: der rheinische Anteil an der Deutschen Bewegung . . . . . Seite 183—249

Fremdländische Einflüsse im rheinischen Geistesleben 183 — Der Kölner Sprachstreit 184 — Aufstiegskräfte im rheinischen Bürgertum 186 — Der Pempelforter Kreis 187 — Die Jobsiade 188 — Pfälzische Mittelpunkte der Kultur 190 — Neuer schöpferischer Einbruch der Rheinlande in das deutsche Schrifttum. Sturm und Drang als Befreiungskampf rheinfränkischen Geistes 193 — Goethes gesetzhaft organische Seinsfülle 194 — Volkstumserlebnis Goethes 195 — Rheinisches Stammeserlebnis und Erneuerung der Sprache aus dem Quell volkhafter Wirklichkeitsnähe 196 — Das Drama als Haupt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

form des rheinischen Sturmes und Dranges 197 — Volkstumsgedanke gegen rationale Aufklärung 199 — Ursprung der Rheinromantik 205 — Reisebeschreibungen 206 — Goethes rheinisches Erbteil 209 — Champagne in Frankreich, Die Belagerung von Mainz, Goethes Heimaterleben 210 — Hermann und Dorothea, ein Bild rheinfränkischen Volkstums 212 — Folgen französischer Herrschaft 214 — Deutschtreue und Deutschtumspflege. Wiedergeburt der Volksbühne 217 — Rheinischer Volkstumskampf 220 — Heidelberger Romantik 226 — Brentanos Entwicklung zur Volkstumsromantik 230 — Brentanos Rheinbild 232 — Des Knaben Wunderhorn und die Teutschen Volksbücher 233 — Rettung und Erneuerung der Idee des Volkes im Grimmschen Lebenswerk 235 — Entscheidender Beitrag der Rheinlande an der Romantik 237 — Der Rhein als Mittelpunkt des deutschen Denkens 241 — Rheinischer Merkur 243 — Rheinischer Hochschulstreit 245.

Siebentes Kapitel:

Der Neuaufbau im 19. Jahrhundert — Rheinromantik und realistische Strebungen . . . . . Seite 250—329

Grundlage und Beginn des Neuaufbaus 250 — Auseinandersetzung zwischen Preußentum und Rheinländertum 251 — Industrieller und wirtschaftlicher Aufschwung 254 — Soziale Umformung 256 — Görres und Brentano, Zwischenformen rheinischen Ultramontanismus 257 — Romantischer Volkstumsgedanke als Mittelpunkt der neuen Geistesbestrebungen 264 — Kirchengeschichte als Kulturgeschichte 274 — Kinkels Maikäferbund 276 — Soziale und wirtschaftliche Fragen und Kinkels politisches Märtyrertum 280 — Amerikadeutsche Dichtung des nördlichen Rheinlands 283 — Volkstums- und Reichsgedanke und Kampfstellung gegen den politischen Katholizismus im Werk Wolfgang Müllers 284 — Düsseldorf als Ausgangspunkt der realistischen Bestrebungen 287 — Düsseldorfer Musterbühne 289 — Volksgeist gegen Zeitgeist; Immermann als Beispiel des Verschmelzungsprozesses zwischen Rheinländertum und Preußentum 290 — Wuppertaler Dichtung 291 — Heimatschrifttum in Moselfranken 292 — Frankfurt als Mittelpunkt der südrheinischen Volkstumsbewegung 294 — Frankfurter Mundartdichtung 297 — Volk und Wirklichkeit als Neuansatz der geistigen und politischen Betrachtung bei Büchner 298 — Niebergalls Datterich, erstes deutsches Mundartlustspiel 303 — Vertreter der südrheinischen Volkstumsbewegung 304 — Gipfel der südrheinischen Volkstumsbewegung im Werke Riehls 308 — Anteil der pfälzischen Dichtung am amerikadeutschen Schrifttum 318 — Volkstum und Reichseinheit als Grundkräfte rheinischer Dichtung im 19. Jahrhundert 319 — Wissenschaft und Geistesleben 322 — Erste deutsche Literaturgeschichte 325.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Achtes Kapitel:

Wiederaufstieg des Volkes — das 20. Jahrhundert. Seite 330—466

Wirtschaftsblüte und soziale Gefährdungen vor dem ersten Weltkrieg 330 — Fremdherrschaft, Separatismus und Sieg des rheinischen Volkstums 331 — Wiedervereinigung der gesamten fränkischen Rheinlande 334 — Georges neue Lyrik 335 — Völkische Erneuerung. Das Neue Reich 339 — Wiedererweckung der Rheinlande und neue epische Form durch Wilhelm Schäfer 343 — Schäfers deutsches Geschichtsbild 348 — Die dreizehn Bücher der deutschen Seele 350 — Volkstümliches Schrifttum Wuppertals 357 — Bertrams Spruch- und Rügedichtung. Tragisch-heldisches Gesetz nordischen Menschentums 365 — Wiedergeburt des Dramas aus dem Geiste der Zeit 369 — Bergische Dichtung 372 — Charonkreis 379 — Werkleute auf Haus Nyland 384 — Lersch und die Werkdichtung 387 — Ruhrgebiet 396 — Entdeckung der niederrheinischen Landschaft 402 — Gestalten der Hansestadt Köln 409 — Schmidtbonns Heimatdichtung und Dramatik, Beitrag der Stadt Bonn 414 — Aachen 421 — Eifel 423 — Erde und Landschaft, Form, Baukunst und Volk als Grundelemente in Pontens Werk 428 — Reichsdichtung Beumelburgs und moselländisches Schrifttum 434 — Luxemburg 438 — Hunsrückdichtung Kneips 439 — Westerwald 441 — Bindings moderne Troubadourdichtung und die Frankfurter 444 — Odenwald 449 — Rheinhessen 456 — Die Pfälzer 457 — Saarland 461 — Das fränkische Lothringen 463 — Schrifttum volksdeutscher Auslandsgruppen rheinischen Ursprungs 464.

Schlußbetrachtung . . . . . Seite 467—472

Beherrschende Züge rheinischer Dichtung 467 — Natur, Form und Frömmigkeit als bestimmende Lebensgedanken 469 — Volk und Volkstum, Reich und Reichsbewußtsein 471 — Stammestum nur werthaltig als Ausdrucksform des umfassenden Deutschtums. Universale Weite und unzerbrechliche Seelenkraft des Frankentums 472.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Autorenverzeichnis

(Die Ziffern bezeichnen die Seiten)

Ackermann, Ernst 277
Aesop 33
Aethelwold v. Winchester 93
Agricola, Rudolf 156
Agrippa von Nettesheim 153, 154, 157, 193, 221
Albertus Magnus 13, 35, 126 f., 132, 141, 154, 193
Alkuin 42, 45, 53
Alscher, Otto 465
Andersen 400
Andres, Stefan 437, 452
Angilbert 42
Anna von Köln 124
Anzengruber, Ludwig 344
Archipoeta 63
Ariosto, Ludowico 48
Aristoteles 127
Arndt, Ernst Moritz 217, 246, 266, 271, 310, 322, 324
Arnim, Achim von 227, 233, 234, 238, 241
Arno 42
Arnt van Aich 124
Athis 83
Augustijncken van Dordt 106
Augustinus 42
Ausonius 36

Babo, Josef Marius von 192
Bajardo 48
Baldemar von Peterweil 122
Balderich 117
Baron Hüpsch 185
Barrès, Maurice 50, 367
Barth, Emil 357, 375, 470
Barth, Peter 465
Barthel, Max 388
Basedow, Johann Bernhard 204
Basilius Valentius 194
Bauer, Albert 441
Baum, Peter 401
Bebber, Johann Baptist 184
Becker, August 306, 321
Becker, Nikolaus 266, 270
Beethoven, Ludwig van 9, 237, 238
Beger, L. 175
Beielstein, Felix Wilhelm 401
Berchem, Peter 411
Bernger von Horheim 95
Bertechram von Le Mans 32
Bertram, Ernst 357, 362, 365 f., 372, 470
Betsch, Roland 458
Betzner, Anton 452
Beumelburg, Werner 15, 357, 434 f., 468
Bewer, Max 373
Beyschlag, Wilhelm 277
Bierbaum, Otto Julius 344
Binder, Mathilde (Amara George) 273
Binding, Rudolf Georg 336, 444 f., 455, 468, 470
Bligger von Steinach 91, 95
Bloem, Walter 344, 357, 358 f., 372
Bloem, Walter Julius — siehe Koll, Kilian
Bockemühl, Erich 379, 382
Böcking, Edmund 324
Bodenstedt, Friedrich 314
Boelitz, Martin 401
Bohaim, Michael 133
Böhmer, Johann Friedrich 263, 295
Boisserée, Melchior u. Sulpiz 216, 222, 223, 241, 245, 248, 249, 296, 467
Bölsche, Wilhelm 409
Bongs, Rolf 407
Börne, Ludwig (Löb Baruch) 256
Brandenburg, Hans 362, 372
Brant, Sebastian 268
Braun, Georg 155
Brautlacht, Erich 404
Brentano, Bettina 227, 237, 238, 275
Brentano, Clemens 227 ff., 238, 262 f., 295, 467
Broelman, Stephan 171
Bröger, Karl 388
Brües, Otto 404 f., 412, 419
Büchner, Alexander 301
Büchner, Georg 298, 315, 320, 321
Büchner, Johannes 434
Büchner, Ludwig 301
Büchner, Luise 302
Bühler, Johannes 59
Burckhardt, Jakob 274, 277

Calderon 290
Canitz 185
Carossa, Hans 376, 378
Cartel, Wilhelm 269
Cäsarius von Heisterbach 35, 61 f., 117, 273, 344
Castelle, Friedrich 394
Celtis, Konrad 156, 164, 223
Chamisso, Adalbert von 266
Charibert von Paris 32
Chilperich I., König 32
Chrestien von Troyes 83
Clauberg, Johann 163
Claudius, Matthias 205
Cremers, Paul Joseph 421, 468
Creuzer, Georg Friedrich 226, 227, 238, 239
Croissant-Rust, Anna 457
Crombach, Hermann 162
Crotus Rubeanus 160
Crusius, Otto 329

Dahlmann, Christoph 323, 324, 326
Dalberg, Johann von 156
Dalberg, Wolfgang Heribert von 191, 192, 198
Danner, Laurentius Maria 185
Daub, Karl 226, 227
Daumer 273
Dedekind, Friedrich 170
Dehmel, Richard 343
De Noel 220
Dhünen, Felix 460
Diepenbrock 263
Dieterich, Albrecht 329
Dill, Liesbeth 461
Doderer, Otto 443
Droste-Hülshoff, Anette von 320
du Prel, Wilhelm 316

Eckhart 129, 135, 348, 366
Edschmid, Kasimir 453, 469
Eghers, Heinrich 133
Eichendorff, Josef von 227, 237, 241, 363
Eilhart von Oberge 83
Einhardt 25, 42, 43, 44, 45, 47, 105
Eleonore von Österreich 109

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Elisabeth von Nassau-Saarbrücken 107
Elisabeth von Schönau 61
Emmerik, Katarina 262
Emundts-Draeger, Elisabeth 413
Engelke, Gerrit 388
Erasmus von Rotterdam 145, 153, 355
Erdmannsdörfer, Bernhard 328
Ernst, Otto 304, 344
Ernst, Paul 372
Essen, Otto zur 466
Eulenberg, Herbert 410, 468
Ewers, Hanns Heinz 401, 468

Faber, Kurt 459
Feuerbach, Ludwig 329
Firmenich-Richartz, Joh. Matthias 265
Fischard, Johann Karl von 294, 295
Fischart, Johann 170
Fischer, Kuno 329
Folberth, Otto 465
Folkmar, Adam 158
Forster, Georg 186, 202, 210, 214, 223, 241
Fouqué, Friedrich Baron de la Motte 241, 266
Freiherr von Wissenlo 96
Freiligrath, Ferdinand 270, 287
Frenssen, Gustav 344
Freytag, Gustav 91
Friedrich von Hausen 94
Friedrich von Leiningen 95
Froumund 33
Fulko von Reims 31, 37

Gabele, Anton 7
Gabriel, Josef 465
Geibel, Emanuel 277, 314
Gemmingen, Otto von 192
George, Stefan 335 f., 343, 345, 357, 365, 366, 367, 376, 379, 434, 445, 454, 455, 468, 470
Gervinus, Georg Gottfried 298, 304, 306, 320, 325 f., 328, 329
Geßner, Konrad 168
Geßner, Salomon 198
Gildemeister, Johannes 323
Giselher von Slatheim 135
Glareanus 158
Gneisenau, Neidhardt von 9, 237, 246, 264, 283
Göcking, Gerhard 212
Goethe, Johann Wolfgang von 9, 14, 34, 35, 46, 60, 72, 108, 127, 141, 169, 186, 187, 188, 193 ff., 198, 200, 202, 203, 204, 205, 207, 208, 209, 210 f., 222, 223, 226, 227, 230, 231, 232, 237, 238, 240, 247, 254, 286, 289, 290, 295, 296, 336, 337, 340, 344, 347, 348, 366, 398, 409, 418, 445, 454, 455, 467, 469, 470
Gogo 32
Görres, Guido 261
Görres, Joseph 214, 223 ff., 227, 233, 234, 236, 238, 239, 241, 243 f., 248, 257 f., 263, 264, 272, 295, 467
Gottfried von Straßburg 83, 91, 95, 265, 268, 366
Gotthelf, Jeremias 293
Götz, Johann Nikolaus 193
Grabbe, Christian Dietrich 299, 344
Gratius, Ortwin 159, 160
Gregor von Tours 22, 25
Greif, Martin 315, 321, 322.
Grimm, Jakob und Wilhelm 33, 227, 233, 234 f., 263, 266, 326, 467
Grobben, Wilhelm 403
Groote, Eberhard von 264
Groote, Gerhard 133
Grumbine, Charles E. 319
Grumbine, L. L. 319
Guilleaume des Deguileville von Chalis 120
Günther, Christian 185
Gutzkow, Karl 299, 320

Haarhaus, Julius 361
Hackländer, Friedrich Wilhelm 320
Haensel, Carl 444, 448
Hagen, Gottfried 109, 265
Hahn, Ludwig Philipp 193, 203
Hamann, Johann Georg 195
Hans von Bühel 107
Hans vom Niederrhein 119
Harbough, Henry 319
Harff, Arnold von 265
Harter, Thomas 319
Hartmann von Aue 95, 267, 467
Hasenclever, Walter 421, 469
Hatzfeld, Katharina von 168
Hauptmann, Gerhart 344, 414
Häußer 306, 320, 325, 327 f., 329
Hebbel, Friedrich 287, 317, 321, 370
Hebel, Johann Peter 347
Heeck, Theobald 172, 173
Hegel, Friedr. Wilhelm 301
Heine, Heinrich 256, 269, 287
Heinrich von Aken 109
Heinrich der Glichenzaere 34
Heinrich von Lintorp 106
Heinrich von Meißen 123
Heinrich von Melk 79
Heinrich von Veldecke 83 f., 88, 94, 468
Heinse, Wilhelm 187, 207, 211
Heinzen, Karl 283
Hensel, Luise 262
Herbort von Fritzlar 83
Herder, Johann Gottfried 195, 208, 225, 366
Hermann von dem Busche 156, 158, 160
Hermannius Schottenius Hessus 171, 304
Herman von Weinsberg 171
Hertz, Wilhelm 268
Herwegh, Georg 271
Herzog, Rudolf 357, 359, 372
Hettner, Hermann 329
Heyse, Paul 314
Hildegar von Meaux 26
Hildegard von Bingen 13, 35, 57 f., 62, 63, 127, 141, 154, 193, 469
Hinnerk van Alkmar 34
Hoffmann, E. Th. A. 202, 267
Hölderlin, Friedrich 241, 365, 367, 449, 455
Hölty, Ludwig Heinrich Christoph 205
Holz, Arno 379
Holzamer, Wilhelm 456
Hoogstraten, Jakob 160, 161
Höster, Kristof Filipp 185
Hrabanus Maurus 42, 53
Hrothswith von Gandersheim 156
Huber 210
Hückinghaus, Karl August 322
Humboldt, Alexander von 128, 206
Hutten, Ulrich von 9, 14, 160, 164, 324

Idel, Wilhelm 372
Iffland, August Wilhelm 192
Imhof, Amalie von 241
Immermann, Karl 288 f., 292, 322, 344
Isidor von Sevilla 41

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jacobi, Friedrich Heinrich 34, 187, 188, 205, 211, 212
Jacobi, Johann Georg 187, 205
Jahn, Otto 324
Jakob von Maerlant 105
Jansen, Werner 374
Johann von Soest 109
Jonen, Hans 411
Jung-Stilling, Heinrich 188, 190, 205
Junkmann, Wilhelm 277

Kant, Immanuel 209
Kaufmann, Alexander 266, 272, 273
Keller, Gottfried 109, 204, 287, 320, 329, 347, 351, 397, 398
Keller, Hans Peter 408
Kerner, Justinus 237
Kinkel, Gottfried u. Johanna 266, 272, 273 f., 284, 287, 306, 320, 321
Kirschweng, Johannes 462
Klages, Ludwig 418
Kleist, Heinrich von 210, 237, 290, 370
Klettenberg, Susanna Katharina von 194
Klinger, Friedrich Maximilian 169, 193, 197, 203, 209, 283
Klopstock, Friedrich Gottl. 193, 198, 199, 205, 211
Knebel, Johannes 116
Kneip, Jakob 357, 384, 385, 386, 388, 389, 390, 391, 439 f., 468
Knies, Richard 456
Koch, Wilhelm 411
Koll, Kilian 359, 369, 372
Kölsch, Kurt 459
König, Eberhard 344
Konrad von Birkenbach 96
Konrad, Pfaffe 47, 105
Konrad von Würzburg 124
Kortum, Karl Arnold 188, 303
Kremling, Bruno 465
Krez, Konrad 318
Kürten, Franz Peter 374

Lachmann, Karl 266, 267
Lamartine 272
Lambrecht, Nanny 424
Lammenais 259
Lamprecht, Pfaffe 67, 77 f., 79, 80
Langenbeck, Curt 357, 369, 470
Langewiesche, Wilhelm 360
Laroche, Frank de 190
Laroche, Sophie de 190, 227
Laube Heinrich 320
Lauff, Josef von 402, 404
Laurentius Sucius 133
Lavater, Johann Kaspar 204, 208
Laven, Philipp 294, 305
Leibnitz, Gottfr. Wilh. 166
Leifhelm, Hans 387
Leisewitz, Johann Anton 197
Lennig, Friedrich 305
Lenz, Reinhold 197, 203
Lersch, Heinrich 14, 15, 357, 379, 387 f., 395, 417, 468, 471
Lessing, Gottfried Ephraim 165, 188, 191, 193, 197, 290
Lichtenberg, Georg Christoph 204
Linde, Otto zur 357, 379, 382, 384
Lindenborn, Heinrich 184
Loeben, Otto von 227
Löhndorff, Ernst Friedrich 444, 449
Lottich, Peter 164
Luder, Peter 133, 155
Luther, Martin 135, 161, 349, 399, 436, 450

Malbach, Fritz 374
Malss, Karl 296, 303
Mandelartz, Carl 396
Marlowe 169
Martin von Kochem 178
Marx, Karl (Karl Mardochai) 256
Mathar, Ludwig 425
Matthäus von Krakau 132
Matthias von Kemnat 133
Matthiessen, Wilhelm 432
Matthisson, Friedrich 207
Matzerath, Christian Josef 270
Maurras, Charles 50
Mechthild, Pfalzgräfin 109, 133
Melanchthon, Philipp 14, 146, 153, 156
Mendelssohn, Moses 188
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 290
Mercator, Gerhard 155
Merck, Johann Heinrich 193, 203
Meschendörfer, Adolf 465, 468
Meurer, Max 411
Meyer, Conrad Ferd. 456
Meyer-Eckhardt, Victor 7
Meysenburg, Malwida v. 280
Miller, Harvey, 319
Mittermaier 329
Mohl, Robert von 329
Molinet, Jean 116
Monachus Sangallensis 47
More, Charles C. 319
Möser, Justus 96
Müller, Johannes 324, 325
Müller, Maler (Friedrich) 169, 190, 193, 198 f., 207
Müller, Otto 304, 320
Müller-Guttenbrunn, Adam 465, 468
Müller-Scheld, Wilhelm 444
Müller-Schlösser, Hans 375
Müller von Königswinter, Wolfgang 266, 284, 305, 320, 321
Mungenast, Ernst Moritz 463
Muschenbroock, Peter v. 162
Muskatblüt 265
Musset, Alfred de 272

Nadler, Josef 237
Nadler, Karl, Gottfr. 305, 320
Nees von Esenbeck 324
Neidhardt von Reuenthal 36
Neustädter, Erwin 465
Neuwirth, Franz Balthasar 185
Nicolai, Christoph Friedrich 187, 188, 189
Niebergall, Ernst Elias 297, 298, 302, 305, 321
Niebuhr, Berthold Georg 323, 324
Nießen, Carl 220, 411
Nietzsche, Friedrich 204, 300, 324, 337, 341, 343, 365, 427, 445, 446, 454
Nikolaus von Kues 9, 13, 14, 35, 60, 127, 136 f., 153, 154
Nikolaus von Landau 135
Nikolaus von Straßburg 135
Nivardus 33
Nöggerath, Jakob 324
Nohl, Ludwig 329
Novalis, Friedrich 226

Odo von Magdeburg 82
Oellers, Werner 422
Oertel, Wilhelm 292
Olivier de la Marche 116

Opitz, Martin 173, 174
Oppenberg, Ferd. 379, 396
Otfrid 42, 52, 172, 467

Paquet, Alfons 443
Paracelsus, Theophrastus 60, 141, 154, 161, 168, 193, 194, 225, 366, 432
Passavant, Joh. Friedr. 295
Passavant, Karl 295
Paul, Jean 397, 398, 450, 452
Paulsen, Rudolf 379
Paulus Diakonus 42, 70
Peilon, Alfred 463, 464
Pertz, Georg 295
Peter von Merode 120
Petto, Alfred 462, 463
Petzold, Alfons 388, 390
Pfarrius, Gustav 293
Pfefferkorn, Johannes 159, 162
Pfizer, Nikolaus 169
Philipp von Commines 116
Philippi, Fritz 442
Plachner, Karl Anton 433
Plönes, Heinrich 402
Poe, Edgar Allan 401
Poeta Saxo 25, 28, 46
Ponten, Josef 14, 357, 427 f., 466, 468, 471
Presber, Rudolf 444, 448
Prophilias 83
Pufendorf, Samuel 166
Püttmann, Hugo 304

Raabe, Wilhelm 320, 397, 398, 452
Radegunde 32
Räderscheidt, Willi 411
Rauch, Edward Henry 319
Rech, Friedrich 465
Regenbogen, Barthel 123
Reinhard v. Westerburg 124
Renker, Armin 426
Reuchlin, Johannes 156, 158, 159, 160, 161, 162
Riehl, Wilhelm Heinrich 279, 305, 307, 308 f., 320, 323
Rilke, Rainer Maria 341, 376, 413, 434, 454
Rittershaus, Emil 292
Roberts, Charles C. 466
Roberts, Charles R. 319
Rode, Johannes 135
Roeber, Friedrich 291
Rohde, Erwin 329
Rohfues, Philipp Jakob 245
Rolland, Romain 447
Roth, Arnold 465
Röttger, Karl 7, 379, 380
Rottmann, Peter Josef 293, 305
Rousseau, Jean Jaques 209
Rousseau, Johann Baptiste 269
Rudolf von Ems 91, 95, 268
Rupert von Deutz 61
Rupp, Rupert 462, 463
Ruysbroeck, Jan van 133, 135

Sachs, Hans 389, 412
Sack, Gustav 401
Sailer, Sebastian 263
Sauerwein, Wilhelm 297
Savigny, Carl Friedrich von 227, 236, 238, 467
Schäfer, Wilhelm 14, 15, 335, 341 f., 379, 443, 468
Schäferdiek, Willi 399
Schaffnit, Karl 456
Schede-Melissus, Paul 171
Scheerbart, Paul 343
Scheffel, Viktor von 63, 306 321
Scheit, Kaspar 170
Schelling, Friedrich Wilh. 225, 228
Schenkendorf, Max von 241, 290
Scherenberg, Ernst 292
Schiller, Friedrich 192, 203, 208, 209, 211, 290, 293, 340, 370
Schlegel, August Wilhelm 323, 324
Schlegel, Friedrich 222, 223, 226, 228, 241
Schlegel, Karoline 230
Schlosser, Friedr. Christoph 325, 327
Schlosser, Johann Friedrich 294
Schmidtbonn, Wilhelm 14, 357, 390, 414 f.
Schnaase, Karl 288
Schneckenburger, Max 271
Schneider, Eulogius 223
Schneider, Robert 455
Schneider-Clauß, Wilh. 411
Schöfferlin, Bernhard 164
Schönborn, Johann Philipp von 166
Schönebeck, Johann Bernh. Konstantin von 186
Schopenhauer, Arthur 295, 300, 321
Schreiber, Aloys 241
Schubart, Christian Friedr. Daniel 207
Schulte vom Brühl, Walther 373
Schults, Adolf 292
Schumann, Gerhard 341
Schurz, Karl 280, 281, 283, 320
Schwager, Joh. Martin 188
Schwarzkopf, Nikolaus 449
Sedulius 32
Seel, Richard 291
Seidenfaden, Theodor 412
Senkenberg, Joh. Christian 296
Seuse, Heinrich 129, 135
Shakespeare, 268, 290, 370, 410
Sidonius Appollinaris 36
Siebel, Karl 292
Simrock, Karl 266 f., 270, 273, 277, 284, 293, 320, 321, 323
Sleidanius 155
Slyterman v. Langenweyde, Wolf 402
Smets, Wilhelm 269, 287
Sömmering 185, 210
Spee, Friedrich von 14, 15, 176 f., 179
Spener, Philipp Jakob 179
Spengler, Oswald 418
Spiegel, Joseph 218
Spinoza 187
Staab, Lina 460
Stahl, Hermann 441
Steguweit, Heinz 412, 423, 468
Stein, Freiherr von und zum 9, 237, 246, 248, 283, 295
Sterngassen, Johann u. Gerhard von 135
Stifter, Adalbert 204, 287, 320, 347
Stoffel, Fritz 442
Stolberg, Friedrich Leopold 205
Stoltze, Adolf 305, 449
Stoltze, Friedrich 297, 305, 449
Storck, Fritz 292
Storm, Theodor 320
Strabo, Walahfrid 42
Strauß, Emil 344
Sturz, Helferich Peter 203
Sudermann, Hermann 344
Sybel, Heinrich von 323, 324, 329

Tacitus 17, 20, 36, 186, 236, 365
Tauler, Johannes 129, 133, 135, 366

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tersteegen, Gerhard 14, 15, 179, 188
Thede, Henry 329
Theodulf 42
Thomas von Aquin 126, 127
Thomas von Cantimpré 127
Thomas von Kempen 134, 135
Thrasolt, Ernst 461
Tieck, Ludwig 226, 228
Timmermans, Felix 402
Trakl, Georg 376
Treitschke, Heinr. von 313, 323, 328, 329
Trithemius, Johannes 156, 157

Uechtritz, Friedrich von 288
Uellenberg, Emil 362
Uhland, Ludwig 241
Ulrich von Straßburg 126
Usinger, Fritz 454, 470

Van der Schüren, Gert 117
Venantius Fortunatus 25, 32
Vershofen, Wilhelm 384, 385, 386, 414, 417 f.
Vesper, Will 362, 364, 372
Viebig, Klara 423
Vigilius, Johannes 156
Vinzenz von Beauvais 105
Vischer, Fr. Th. 310
Vogt, Niklas 241, 294
Voß, Joh. Heinrich 204, 205, 226, 238

Wagner, Heinrich Leopold 197, 203
Wagner, Richard 287, 321
Waldbrühl, Wilhelm von 269
Wallraf, Franz Ferdinand 185, 216, 220, 225, 248, 264
Walther von der Vogelweide 64, 100, 267, 367
Wassermann, Jakob 344
Weidner, Johann Leonhard 173
Weinsberg, Hermann 155
Welter, Nikolaus 438
Wenck, Johannes 132, 141
Wenz, Richard 461
Werbelow, Rolf 461
Werner, Zacharias 241
Wernher, Pfaffe 79
Weyer, Johann 155, 161
Wickram, Jörg 233
Widsith 29
Widukind von Corvey 28, 29, 81
Wieland, Christoph Martin 185, 187, 190, 193, 194, 208, 211
Wieprecht, Christoph 379, 395
Wiersträit, Christian 114, 265
Wifmann, Georg Rudolf 169
Wilder Mann 79
Wilhelm von Heinzenburg 96
Wilithrut, Dagulfs Gemahlin 32
Willemer, Marianne von 249
Willems 34
Wimpheling, Jakob 50
Winckler, Josef 7, 357, 384, 385, 386, 388, 389, 418
Winters, Christoph 217
Wipert von Gembloux 59
Wittstock, Erwin 465
Wohlgemuth, Otto 379, 39
Wolf, Joh. Wilhelm 279
Wolfram von Eschenbach 4 95, 268, 367
Wollenweber, L. A. 319
Wollick, Nikolaus 158
Wuchter, Astor C. 319, 46

Zerkaulen, Heinrich 414, 41 468
Ziersch, Walther 362
Zilies von Seine 124
Zillich, Heinrich 465
Zinkgref, Julius Wilhel 173, 174
Zirbes, Peter 423
Zuccalmaglio, Anton von 2

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

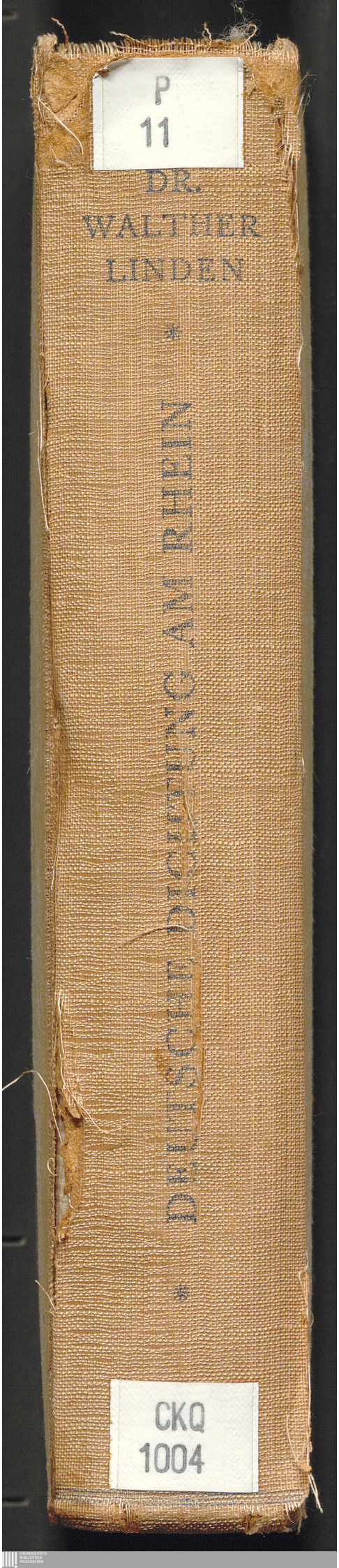
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sig: 11 CKQ1004

<17+>04518TEN51410500

GHP: 11 CKQ1004

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN


P
11
DR.
WALTHER
LINDEN
*
DIE KUNSTDENKMÄLER AM RHEIN
*
CKQ
1004